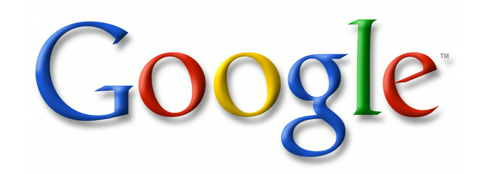
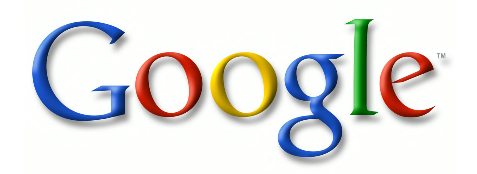
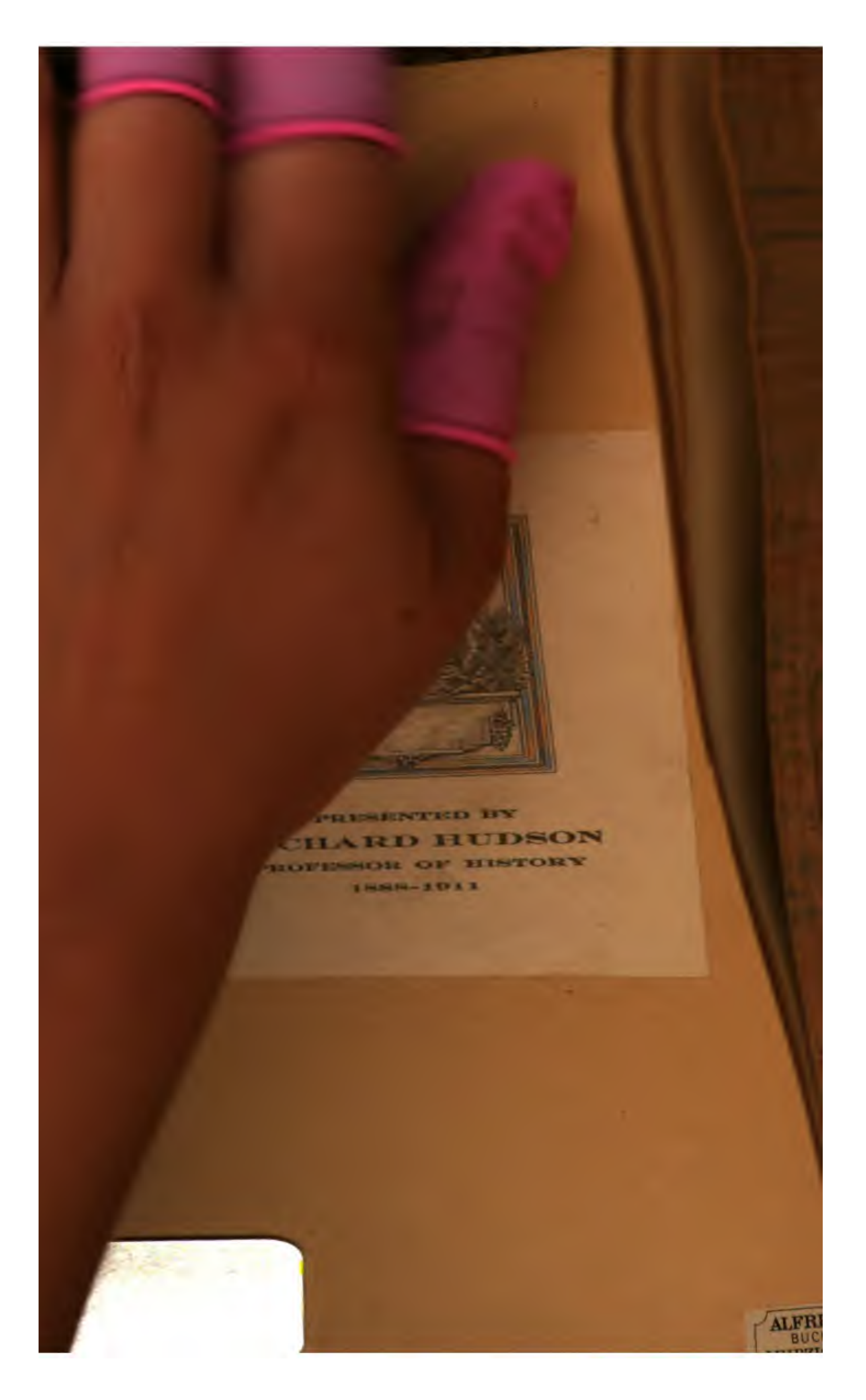


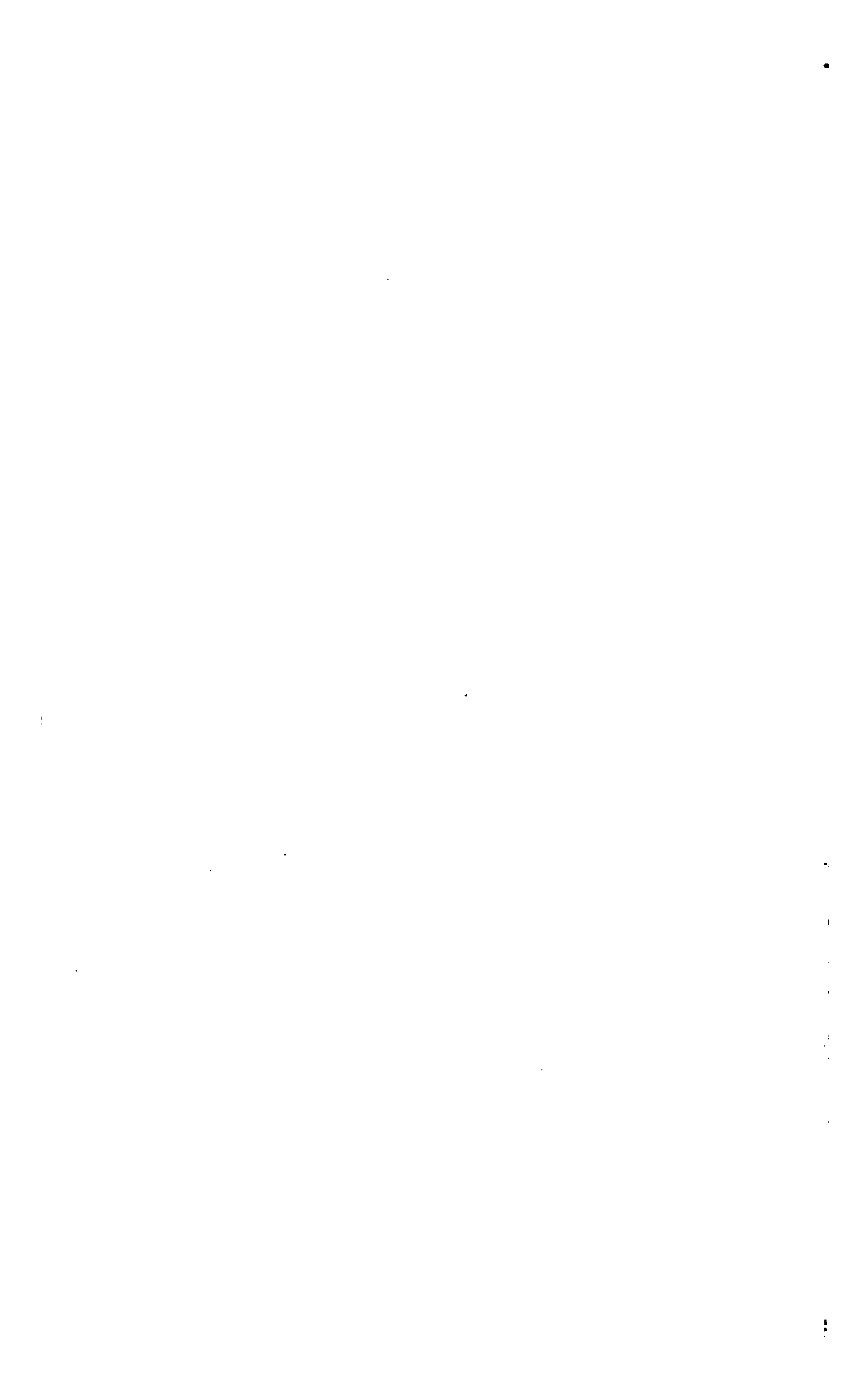


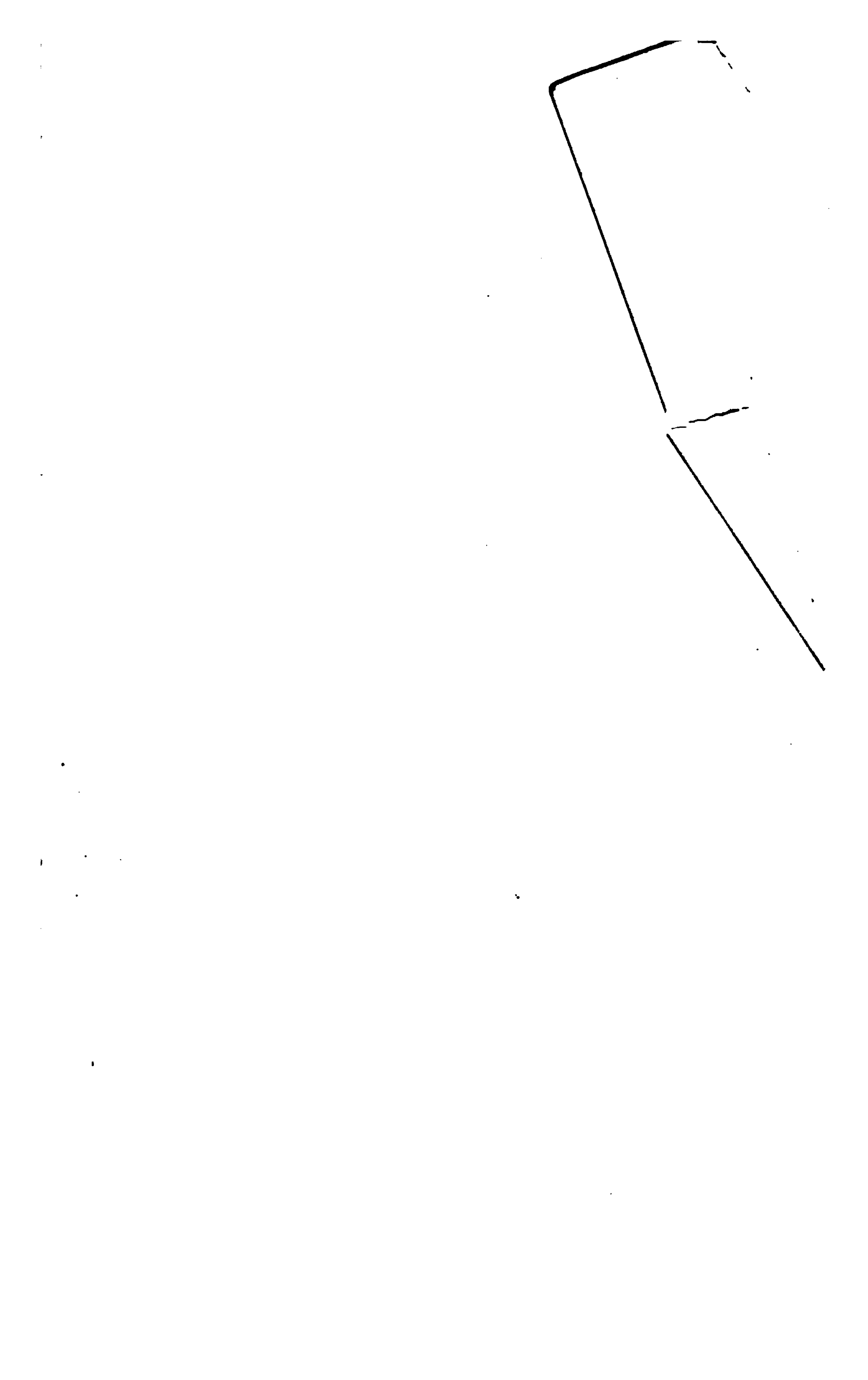


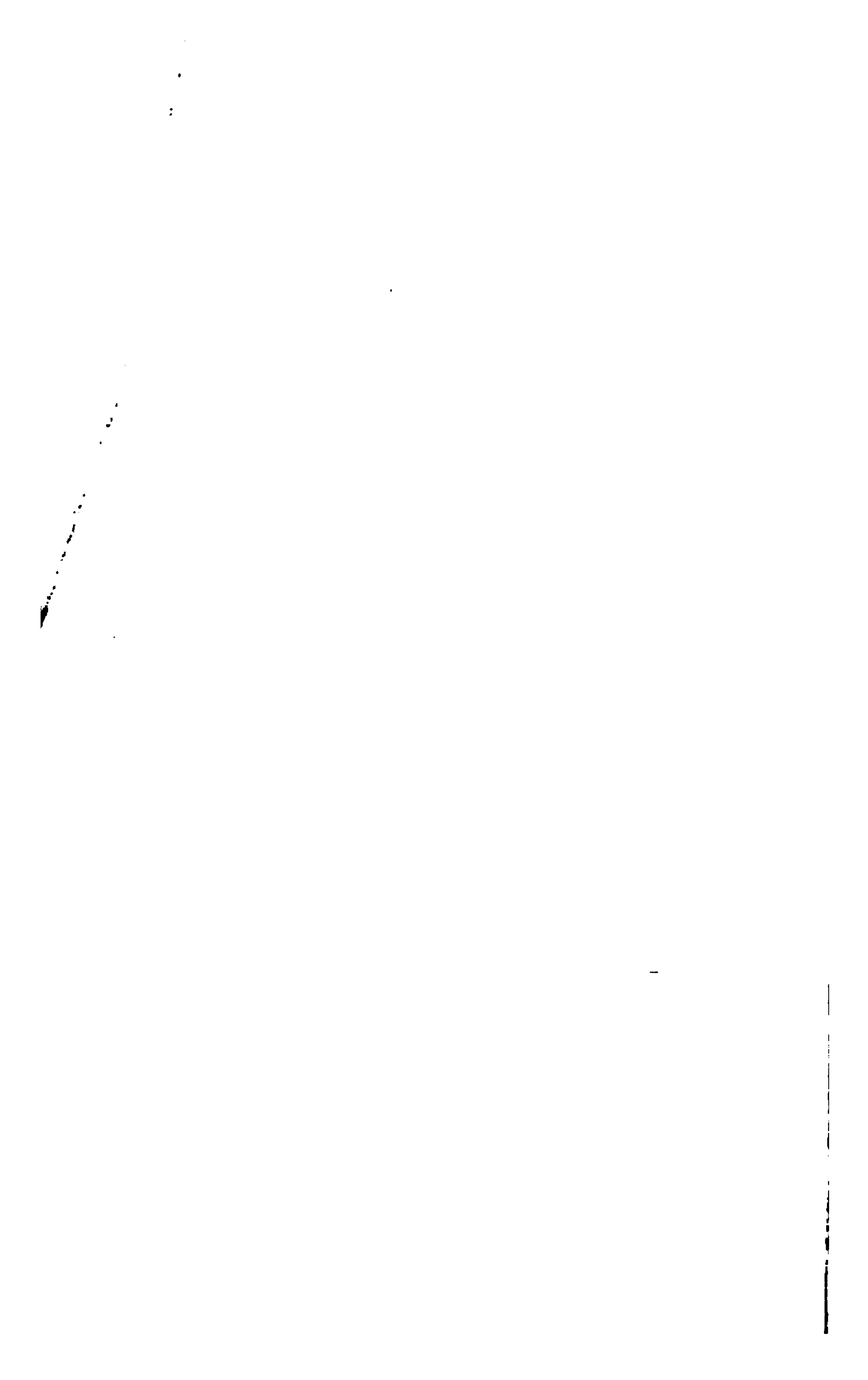
PRESENTED BY
CHARD HUDSON
ROFESSOR OF HISTORY
1888–1911




LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN







GESCHICHTE

DER

EUROPÄISCHEN STAATEN.

HERAUSGEGEBEN

VON

A. H. L. HEEREN, F. A. UKERT

UND

W. v. GIESEBRECHT.

GESCHICHTE DER NIEDERLANDE

VON

K. TH. WENZELBURGER.

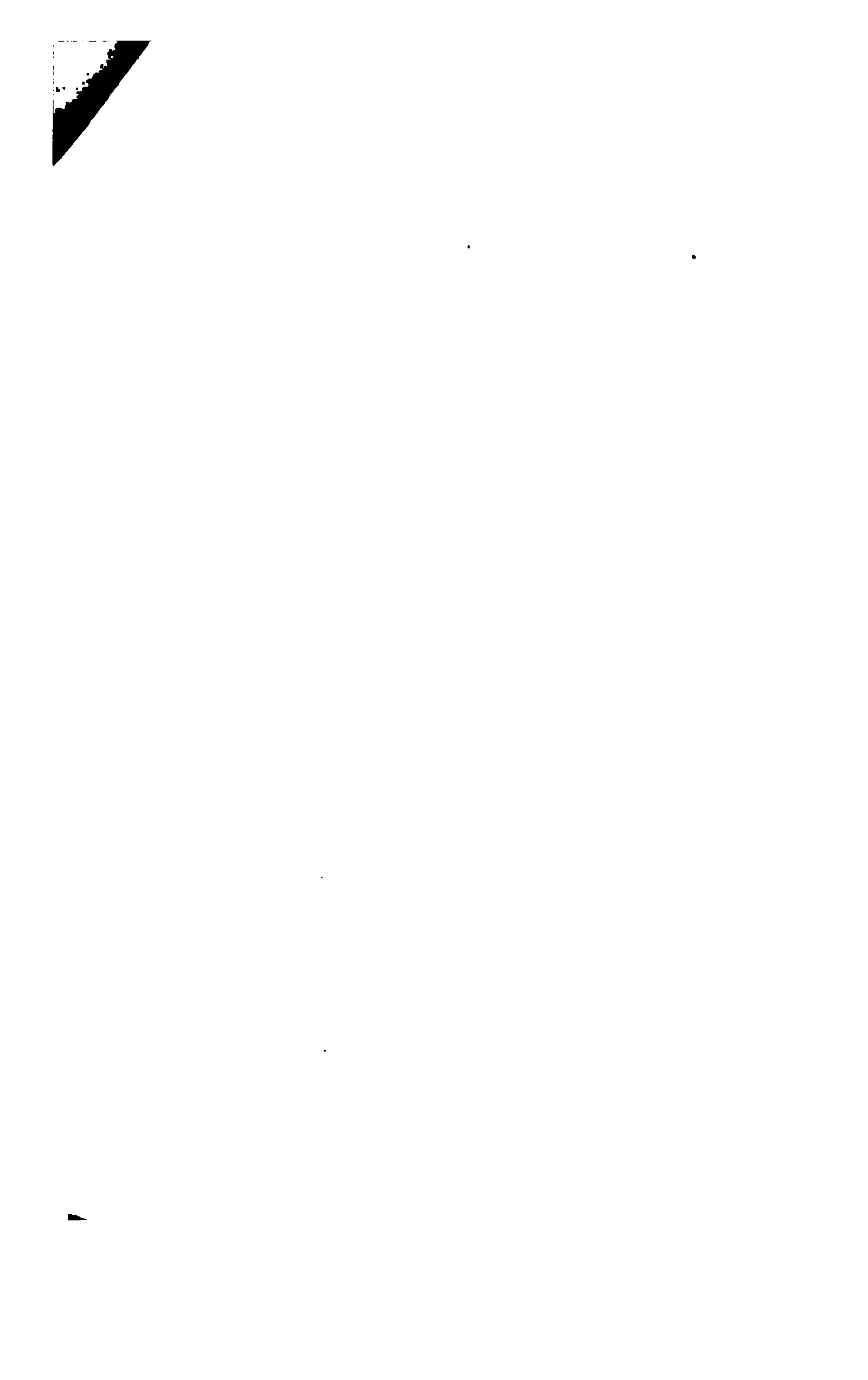
ZWEITER BAND.



GOTHA.

FRIEDRICH ANDREAS PERTHES.

1886.



GESCHICHTE

DER

NIEDERLANDE.

VON

K. TH. WENZELBURGER.

ZWEITER BAND.



GOTHA.
FRIEDRICH ANDREAS PERTHES.
1886.

Vorwort.

Der vorliegende Band — dessen Erscheinen sich durch verschiedene von meinem Wollen unabhängige Umstände länger verzögert hat, als ursprünglich beabsichtigt war — behandelt die Zeit von der Thronentsagung Karls V. bis zum Westfälischen Frieden, also einen Zeitraum von nahezu hundert Jahren.

Es wird wohl keiner rechtfertigenden Erklärung bedürfen, warum gerade diese Epoche mit gröfserer Ausführlichkeit behandelt worden ist; sie bildet ja den Kern nicht nur der vorangegangenen, sondern auch der folgenden Periode und die Geschichte des Abfalls ist teilweise der beherrschende Mittelpunkt der damaligen Ereignisse in Europa überhaupt. Und dennoch mufste sich der Verfasser häufig begnügen, Zustände und Ereignisse nur mit einigen kurzen Strichen zu schildern, während eine eingehendere und breitere Behandlung in hohem Grade lohnend gewesen wäre.

Kaum wird sich ein anderer Staat namhaft machen lassen, dessen innere Verhältnisse und dessen äufsere, durch internationale Beziehungen bedingte Geschichte in so enger Wechselwirkung stehen, wie gerade hier und der Verfasser hat sich deshalb auch redlich bemüht, die sich in oft beinahe unauflöslichen Verschlingungen kreuzenden Fäden der Politik der Parteien, wie sich solche nach Abschlufs des Bestandes entwickelt haben und der diplomatischen und kriegerischen Vorgänge blofszulegen. Aus

diesem Grunde mufsten wiederholt auf Kosten der chronologischen Reihenfolge sowohl die kriegerischen Ereignisse, wie auch das Parteigetriebe getrennt und in ununterbrochenem Zusammenhang dargestellt werden, wobei selbstverständlich im gegebenen Falle an das früher Geschilderte erinnert werden mufste; doch glaube ich, unnötige Wiederholungen vermieden zu haben.

Über die gebrauchten Quellen geben die Anmerkungen den nötigen Aufschlufs: ich bemerke übrigens, dafs die Verzögerung der Herausgabe dieses Bandes es ermöglicht hat, die „Correspondance du Cardinal de Granvella", sowie den letzten Band des Gachardschen Werkes „Correspondance de Philippe II", welch' beide Werke in den letzten Jahren erschienen sind, zu benutzen.

Der dritte und letzte Band wird in Bälde erscheinen.

Amsterdam, Dezember 1885.

Dr. K. Th. Wenzelburger.

Berichtigungen.

Seite 7, Zeile 2 von oben lies: „Plus Ultra" statt „Non plus ultra".
„ 300 in der Überschrift zum Vierten Kapitel lies: Dordrecht statt Dortrecht.

Inhalt.

Erstes Buch.

Vom Regierungsantritt Philipps II. bis zum Bildersturm.

Zweites Buch.

Die Statthalterschaft Albas.

Drittes Buch.

Wilhelm von Oranien und der Unabhängigkeitskampf.

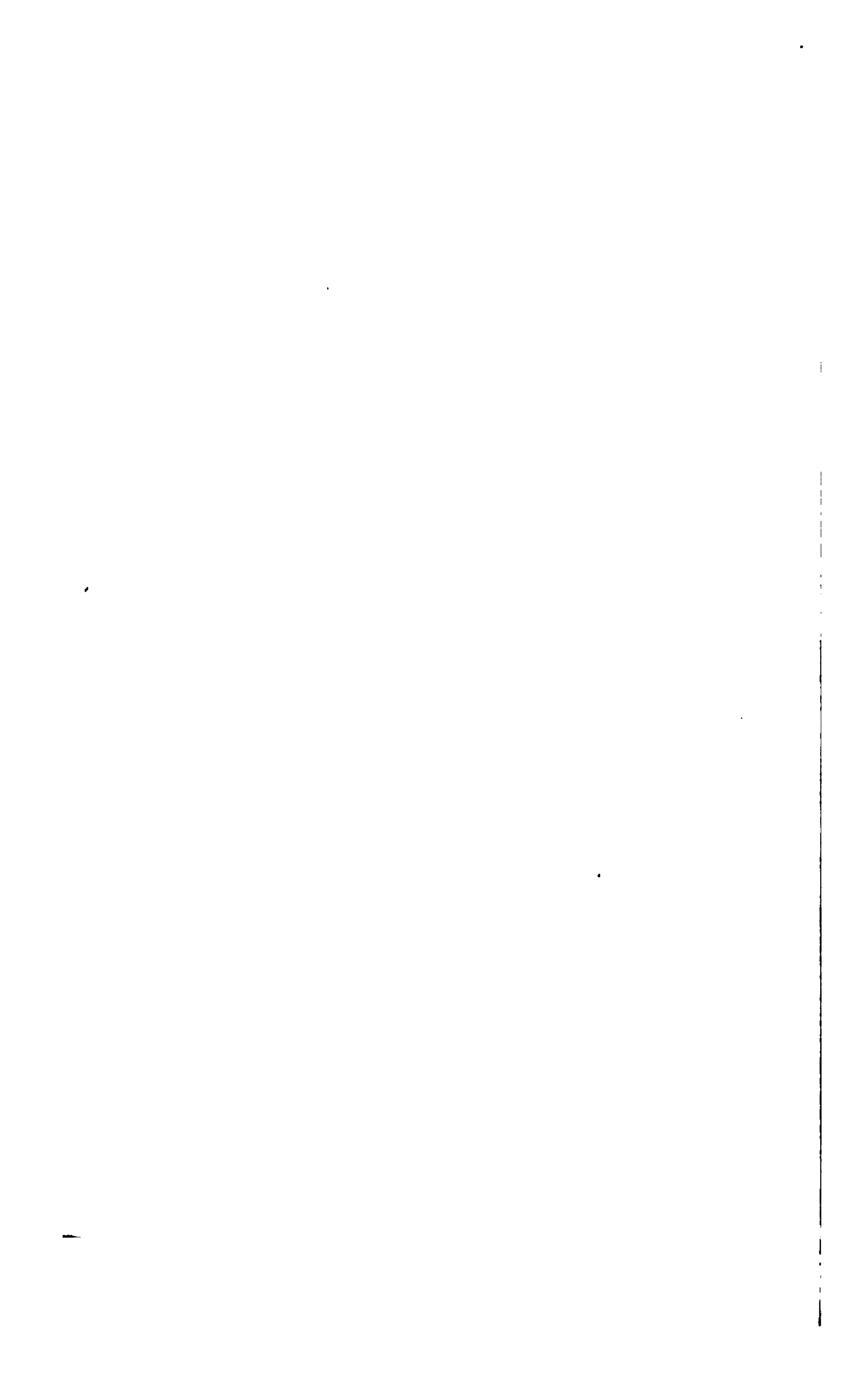
Viertes Buch.

Die Gründung der Republik.

Seite

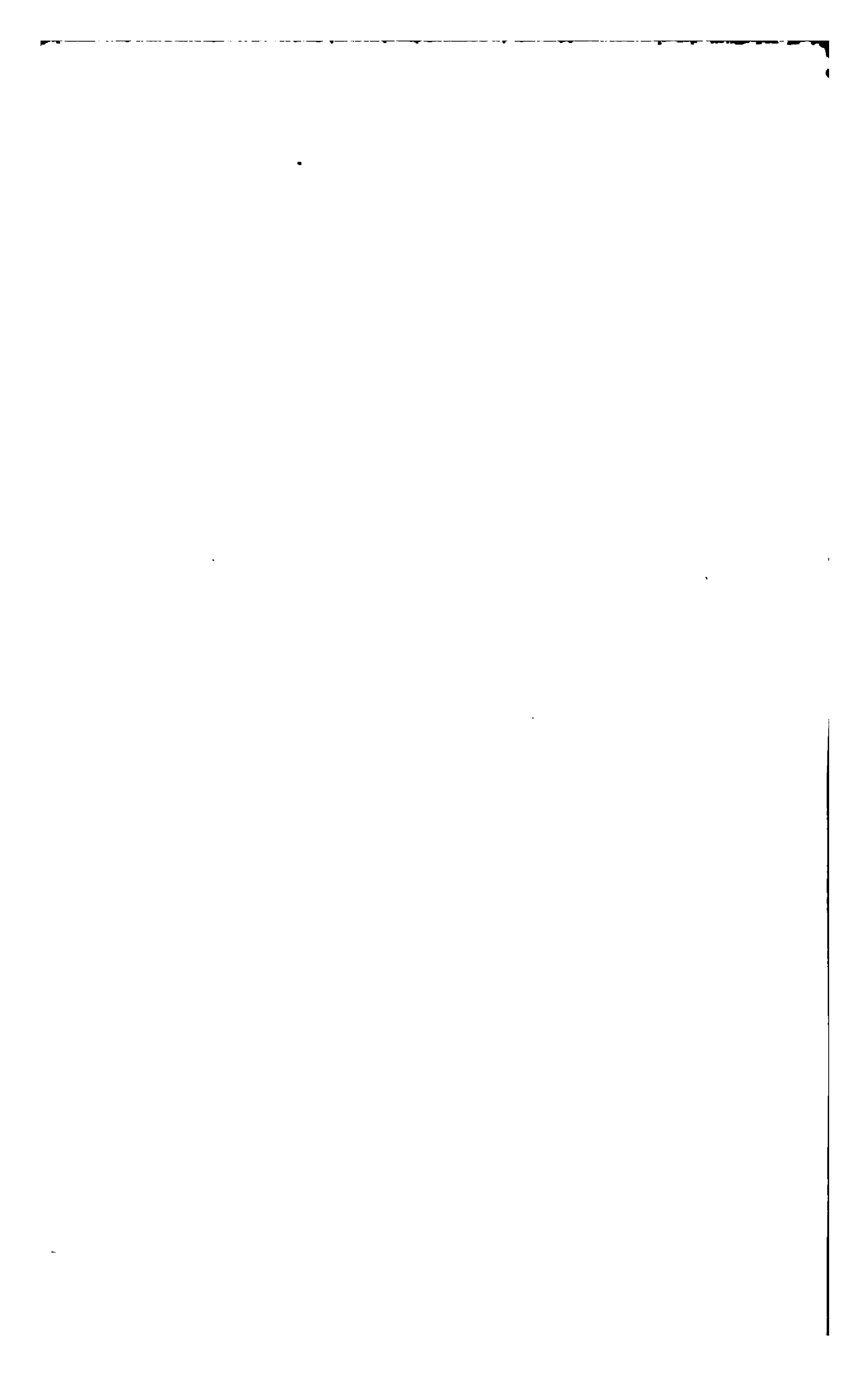
Fünftes Buch.

Der Bestand und der letzte Kampf um die Unabhängigkeit.



Erstes Buch.

Vom Regierungsantritt Philipps bis zum Bildersturm.



Erstes Kapitel.

Philipps Aufenthalt in den Niederlanden.

I.

Philipp, in Spanien dieses Namens der Zweite, in den Niederlanden der Dritte, war am 27. Mai 1527 in Valladolid geboren, also zu einer Zeit, wo der Stellvertreter Christi gefangen in der Engelsburg safs und Rom von spanischen und deutschen Soldaten in barbarischer Weise geplündert und verwüstet wurde. Kaum zwölf Jahre alt, verlor er seine Mutter, Isabella, die Tochter Emanuels des Grofsen von Portugal; der Vater, obwohl durch vielfache Kriege und Regierungsgeschäfte fast immer von Spanien entfernt, und deshalb aufser stande, persönlich die Erziehung seines Sohnes zu leiten, überwachte aus der Ferne, wo er sich auch befinden mochte, mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit seine religiöse und intellektuelle Entwickelung. Der Brief, den er an den fünfzehnjährigen Prinzen richtete, als er 1542 Spanien wieder verlassen mufste, ist ein schönes Denkmal strenger Aufrichtigkeit und liebevoller väterlicher Besorgtheit um das Wohl des einzigen Sohnes. „Im allgemeinen will ich gerne zugeben, dafs ich Ursache habe, mit deinem Betragen zufrieden zu sein, aber ich wollte, dafs du vollkommen wärest und, um es gerade herauszusagen, was dir auch andere Personen in dieser Hinsicht sagen mögen, — du mufst noch manches in deinem Betragen verbessern. Dein früherer Lehrer, der

Bischof von Carthagena, ist nunmehr dein Beichtvater, er ist, wie jedermann weifs, ein guter Mann, aber ich hoffe, dafs er besser für dein Gewissen sorgen werde, als er für deine Studien gesorgt hat und dafs er sich in ersterer Hinsicht strenger zeigt als in der letztern." Mit vierzehn Jahren wird der Prinz mit der Infantin Maria von Portugal verlobt, und schon im folgenden Jahr (November 1543) wird die Vermählung unter Entfaltung burgundischer Pracht gefeiert. Indessen hat der Kaiser bei Mühlberg die Protestanten gedemütigt, er begiebt sich in die Niederlande und läfst den Sohn, den er seit sechs Jahren nicht mehr gesehen, dahin kommen. Die Reise Philipps über Genua, Mailand, Mantua, Trient, München, Augsburg, Heidelberg und Luxemburg gestaltet sich zu einem Triumphzug, bei dem alles wetteifert, dem Erben so vieler Gröfse und Herrlichkeit — man sah damals in ihm auch den künftigen Kaiser — seine Huldigung darzubringen. In den Niederlanden wieder glänzende Feste zu seinen Ehren, besonders in Brüssel und Antwerpen, wo eine Pracht entfaltet wird, die an die glänzende Zeit Philipps des Guten und Karls des Kühnen erinnert; hierauf folgt die Reise nach Brabant, Flandern, Artois und Hennegau, wo er die Huldigung als zukünftiger Landesherr empfängt, dabei aber auch die rückhaltlose Achtung und Handhabung der Rechte und Privilegien der einzelnen Provinzen beschwört; von hier begiebt er sich mit seinem Vater nach Augsburg, wo dessen Bemühungen, dem Sohne auch die deutsche Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen, in bekannter Weise scheitern; die Sehnsucht nach Spanien hat ihn aber während dieser ganzen Zeit keinen Augenblick verlassen, am 12. Juli 1551 landet er in Barcelona und ergreift wieder die Zügel der Regierung, während sein Vater in Deutschland neuen Kriegen und schweren Demütigungen entgegengeht. Aber schon nach drei Jahren mufs er die Halbinsel wieder verlassen, um dem väterlichen Plane gemäfs mit der Hand von Maria Tudor auch die Anwart-

schaft auf den englischen Thron zu erwerben. Wie er diese Heirat vollzieht, wie er ferner den Befehl erhält, in die Niederlande zu kommen, um bei der Thronsentsagung Karls V. gegenwärtig zu sein, ist im ersten Bande dargestellt worden.

Dies ist in kurzen Zügen der äufsere Lebensgang des Mannes, den nunmehr die Niederlande ihren Herrn und Gebieter nannnten. Es war eine verhängnisvolle Fügung des Schicksals gewesen, als die Erbtochter von Burgund die Krone der Niederlande in das österreichische Haus brachte, wodurch schliefslich Spanien und die Niederlande unter ein Herrscherhaus kommen und ein niederländischer Historiker [1]) hat vollkommen recht, wenn er meint, dafs wenige Tage so schwarz in den Jahrbüchern der niederländischen Geschichte angezeichnet zu werden verdienen, als der 20. Juli des Jahres 1500, der Todestag des kaum zweijährigen Infanten Dom Miguel, des Sohnes von Emanuel von Portugal und der ältesten Tochter Ferdinands und Isabellas; wäre dieser Prinz am Leben geblieben, so hätte er Spanien mit Portugal vereinigt, aber durch seinen Tod gingen seine Erbrechte auf die jüngere Schwester seiner Mutter über, die kurz vorher Karl V. zur Welt gebracht hatte. So wurden zwei Nationen an einander gekettet, die nichts mit einander gemein hatten, als die gegenseitige Abneigung, die aber in Sprache, Sitten, Lebensanschauungen und Interessen die denkbarsten Gegensätze zu einander bildeten.

Die Niederlande waren ihrer Natur nach die Schutzmauer Deutschlands gegen Frankreich, durch ein unseliges Erbrecht wurden sie dieser Bestimmung entzogen und einer romanischen Monarchie einverleibt, der sie fortan als Ausfallsthor gegen Mitteleuropa dienen sollten. Wenn nun vollends die Persönlichkeit des Herrschers ein so ex-

1) Vgl. Fruin, Het voorspel van den tachtigjarigen oorlog (Gids 1859, Dezember), p. 746.

klusiv nationales Gepräge darbietet, wie dies bei Philipp II. in die Augen fällt, so mufs der nationale Gegensatz schliefslich zum wilden Nationalhafs führen, und es ist daher notwendig, auf den Charakterunterschied zwischen Vater und Sohn näher einzugehen und daraus das Verhältnis zu erklären, in welchem jeder von beiden zu Spanien und zu den Niederlanden stand und notwendigerweise stehen mufste.

Karl V. war in den Niederlanden geboren und erzogen, und wenn er zeitlebens seinen Ruhm darein setzte, dafs unter den Bürgern der Niederlande seine Wiege gestanden, so bildeten sich diese Bürger nicht wenig darauf ein, die gewaltigste Herrscherfigur des Jahrhunderts zu den ihrigen zählen zu können. In seiner Umgebung sah man fast nur Niederländer, und als er sich in die Klostereinsamkeit nach St. Juste zurückzog, bestand der überwiegend gröfste Teil des Gefolges, das er mitnahm, aus Flamändern. Dazu kam noch, dafs Karl ein sehr umgänglicher, im Verkehr mit dem Volke sehr leutseliger Herr war, der dieselbe Fröhlichkeit und Heiterkeit zur Schau trug, wenn er unter den Bürgern mit der Armbrust nach dem Papagei auf der Stange schofs, als wenn er mit den niederländischen Edeln im Tournier die Lanze brach. Darin liegt auch zum guten Teil der Grund, dafs man willig die immensen Beden aufbrachte, welche Karl ununterbrochen von den Staaten verlangte, dafs man sich, wenn auch mit Murren, die mit Blut geschriebenen Plakate und die Verletzung mancher für unantastbar gehaltenen Privilegien gefallen liefs. Denn er war ja gewissermafsen der Schöpfer der Einheit der siebzehn Provinzen, ihr natürlicher Vertreter dem Reiche, Frankreich und, wenn es sein mufste, auch Spanien gegenüber. Es mufste dem Nationalstolz schmeicheln, wenn der Bischof von Utrecht aller weltlichen Macht baar, wenn das so lange gefürchtete Gelderland zu den Füfsen des Fürsten lag, wenn das freie Friesland ihm gehorchte, wie noch keinem

andern Herrn, wenn ein geborener niederländischer Fürst der ganzen Welt sein stolzes „Non plus ultra“ ins Angesicht schleudern konnte. Ganz anders dagegen war sein Verhältnis zu Spanien. Die Regierung in Castilien hatte er mit der Unterwerfung der widerspenstigen Städte beginnen müssen, die nicht zum wenigsten über den auf Kosten der Spanier den Niederländern eingeräumten Vorzug erbittert waren. Damals war Spanien im eigentlichen Sinne eine Depedenz der Niederlande, das glänzende Zeremoniell des burgundischen Hofes herrschte im Palaste in Madrid, Karls einflufsreichste Ratgeber waren Niederländer, und wenn er nach Spanien kam, so war es in der Regel nur darum, um von den Cortes Geld für seine grofsen Unternehmungen zu verlangen. Daher darf es auch nicht verwundern, wenn Karl von den Spaniern als ein Fremder betrachtet wurde und der kastilianische Bauer, der einmal, ohne zu wissen, wen er vor sich hatte, gegen Karl selbst sich dahin äufserte, dafs von allen Fürsten, die er auf dem Thron Castiliens gesehen, König Karl bei weitem der schlechteste sei, der Spanien seinen übrigen Staaten zuliebe stets verlasse und vergesse, drückte nur die tiefinnerste Überzeugung des ganzen Volkes aus. Die Mitwelt und die Geschichtsschreibung hat diesem Verhältnis insofern gebührende Rechnung getragen, als er nicht als König Karl I. von Spanien, sondern als Kaiser Karl V. von Deutschland bei den Zeitgenossen bekannt war und als solcher in der Geschichte lebt.

Den diametralen Gegensatz dazu bildete die Persönlichkeit Philipps II. In Spanien geboren, war und fühlte er sich auch nur als Spanier. Seine Erziehung schien auch darauf berechnet gewesen zu sein: es waren nur spanische Lehrer, die den Prinzen umgaben; man darf den Kaiser aber nicht der Einseitigkeit und Kurzsichtigkeit beschuldigen, denn er wollte wohl dem spanischen Volke gegenüber im Sohne das wieder gut machen, was der Vater infolge der Verhältnisse hatte versäumen müssen.

Und das Resultat davon war denn auch, daſs dem Sohne in demselben Grade die Liebe und Bewunderung der Spanier zuteil wurde, in welchem er die Niederländer von sich abstieſs und entfremdete. Schon sein erstes Auftreten in den Niederlanden legte den Grund zu dieser Entfremdung; er war finster und zurückgezogen, und wenn er sich öffentlich zeigte, so geschah dies in so steifer und abgemessener Haltung, daſs man ihn für stolz und hochmütig hielt. Die Vorstellungen der Königin von Ungarn halfen so wenig wie die dringenden Ermahnungen des Vaters, er machte sich nach dem Ausdruck des venetianischen Gesandten Michel Suriano den Italienern unangenehm, am allerunangenehmsten den Flamändern, und den Deutschen geradezu verhaſst. Als Philipp zum zweitenmal in den Niederlanden erschien, hatte er sein Betragen allerdings äuſserlich geändert, aber der erste Eindruck war geblieben, und man merkte alsbald den Zwang, den er seiner Natur anthun muſste, er sah keinem Menschen ins offene Antlitz, sein Auge haftete am Boden, er sprach wenig, nur in der Heimlichkeit, von zwei oder drei Vertrauten umgeben, war ihm wohl. Dazu kam, daſs Philipp nur spanisch sprach, und man kann sich den Eindruck vorstellen, den er auf das Volk machen muſste, als er bei der Übernahme der Provinzen sich entschuldigte, daſs er seine Getreuen nicht französisch anreden könne. Ihm kam, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, nichts gut gesagt, nichts gut gethan, nichts gut gedacht vor, wenn es nicht spanisch gedacht und gesagt, nicht von einem Spanier gethan war [1]). Daher begreift man auch gut, daſs ihm das flamändische Wesen nicht sympathisch sein konnte. Nichts war deshalb natürlicher, als daſs er nur Spanier in seiner nä-

1) Vgl. Erste Serie von: „Collection des documents inédits sur l'histoire de France“ (1841), p. 66. „Urteil von Sebastien de l'Aubespine, Bischofs von Limoges und Gesandten am Hofe Philipps.“ Ferner: Gachard, Relations des ambassadeurs venétiens, p. 36 sqq. 121 sqq. 170 sqq. 182 sqq.

heren Umgebung haben wollte, von denen er sich ausschliefslich beraten liefs. In dem soeben citierten Brief ermahnt ihn zwar der Vater, von niemand abzuhängen als von sich selbst, und er hat diesen Rat auch zeitbebens in der Weise befolgt, dafs den Grundton seines Verhältnisses zu den höchsten Würdenträgern ein tiefes Mifstrauen bildete, und keiner derselben, auch Alba und Granvella nicht, konnte sich rühmen, sein volles und ungeteiltes Vertrauen besessen zu haben.

Ebenso augenfällig, aber in den Folgen viel eingreifender ist der Unterschied zwischen Vater und Sohn, wie jeder die Art und Weise zu regieren auffafste und zur praktischen Geltung brachte.

Von welchem Standpunkte aus man auch die Politik Karls V. beurteilen möge, der Ruhm wird ihm ungeschmälert bleiben, dafs er stets mit festem und sicherem Auge das Ziel, das er sich selbst gesteckt, verfolgte, und dafs er mit kräftiger und energischer Hand an die Ausführung seiner Entschlüsse ging. Dabei hatte er sich nur die sogenannte grofse Politik vorbehalten, und wenn es sich nicht um die Aufbringung von Beden handelte, wo er häufig persönlich selbst ins Mittel treten mufste, liefs er seinen Statthaltern und den höheren Würdenträgern einen verhältnismäfsig freien Spielraum, so dafs die verschiedenen unter seinem Scepter vereinigten Nationalitäten sich einer für damalige Verhältnisse durchaus nicht karg zugemessenen Autonomie erfreuten. Er hütete sich, die Nationalitäten, wenigstens in den untergeordneten Ämtern, durcheinanderzuwerfen, und er hat in den Niederlanden niemals versucht, einflufsreiche Posten und Ehrenämter mit andern als Niederländern zu besetzen.

Ganz anders Philipp.

Bei ihm keine Spur von der Energie und dem freien universellen Blick seines Vaters. Er war in jeder Hinsicht eine kleinliche Natur, viel zu klein für ein so grofses Reich. „Man erstaunt“, sagt M. Gachard in seinem

Rapport an den Minister des Innern, der die Einleitung zu der von genanntem Quellenforscher herausgegebenen Korrespondenz Philipps II. bildet, „man erstaunt, wenn man in Simancas die Akten der Regierung Philipps II. durchgeht, über den kolossalen Fleifs, mit dem sich dieser Monarch den Geschäften hingab. Man wird in der Geschichte kaum einen Fürsten finden, der ihm an Arbeitskraft gleich käme. Die Korrespondenzen seiner Vizekönige, seiner Generale, Gesandten, die Rapporte seiner Minister, die Gutachten seiner Räte sind voll Randglossen und Bemerkungen von seiner Hand. Er las nicht nur alle Stücke, welche an ihn addressiert waren, sondern er sah auch die Konzepte seiner Sekretäre aufmerksam durch, die er häufig verbesserte. Er ging in seiner Manie, Anmerkungen zu machen, so weit, dafs, wenn er bei der Dechiffrierung von Depeschen einen falsch geschriebenen Personen- oder Ortsnamen fand, er sich die Mühe nahm, denselben zu verbessern.“ Die elendesten Kleinigkeiten mufsten ihm zur Unterschrift vorgelegt werden, so dafs sein: „Ich der König“ sich selbst auf Erlaubnisscheinen zur Ausfuhr eines Pferdes oder auf der Anweisung eines Gnadengeschenks von zwanzig Dukaten findet. Dieser Fleifs im Kabinett, dieser Wille, alles selbst sehen zu wollen, wäre bei dem Fürsten eines kleinen Staates eine grofse Tugend gewesen, aber bei einem Monarchen, der über Königreiche gebot, dessen Politik unaufhörlich in die europäischen Angelegenheiten verwickelt war, war diese Eigenschaft ein grofser Fehler [1]). In Verband mit der Unschlüssigkeit, die einen der Hauptcharakterzüge Philipps II. bildet, hatte sie die verderblichsten Folgen. Er untersuchte und überlegte, wenn gehandelt werden mufste; indem er immer darauf rechnete, Zeit zu gewinnen, wich er jedem energischen Entschlusse aus. Chan-

1) Groen van Prinsterer, Archives ou corrrespondance inédite de la maison d'Orange-Nassau IV, 330 u. 331.

tonay, Granvellas Bruder, meinte deshalb auch treffend, dafs der feste Entschlufs des Königs in schwierigen Fällen stets der sei, unschlüssig zu bleiben. „Wenn ich den Tod erwarten mufs, so wollte ich, dafs er aus Spanien käme, denn dann würde er niemals kommen“, sagte der Vizekönig von Neapel [1]). Während des Aufstandes in den Niederlanden liefsen seine Entschliefsungen immer auf sich warten, daher wurde die günstige Gelegenheit oft versäumt, das Übel griff immer weiter um sich, und die Abhilfe wurde von Tag zu Tag schwieriger. Während der Konferenzen in Köln (1579) liefs er die Depeschen seines Gesandten, des Herzogs Terranova, acht Monate lang unbeantwortet. Man kann sagen, dafs der gröfste Teil des Unglücks, das die Regierung Philipps II. traf, seiner Unschlüssigkeit und Langsamkeit zuzuschreiben ist. Wer sich aber einmal daran gewöhnt hat, alles selbst thun zu wollen und sich in das geringfügigste Detail zu vertiefen, der wird mit psychologischer Notwendigkeit zu einem tiefgewurzelten Misstrauen geführt, mit dem er seine Umgebung und seine treuesten Diener behandelt. Daher konnte er sich auch nicht entschliefsen, einem seiner Statthalter in den Niederlanden, Alba allein ausgenommen, die zu einer erspriefslichen Amtsführung notwendigen Vollmachten zu geben; sie waren verpflichtet, sich mit dem Staatsrat in jeder wichtigen Frage zu beraten, aber dessen Gutachten mufsten dem König vorgelegt werden, der die Sachen dann selbst wieder mit seinen Räten behandelte. Daher kam es auch häufig vor, dafs Befehle in die Niederlande geschickt wurden, die gar nicht mehr ausführbar waren, weil der rasche Lauf der Ereignisse die Situation verändert hatte. Das Spionierwesen erhielt unter ihm eine förmliche Organisation, und zwar nicht nur im gewöhnlichen Sinne des Worts, son-

1) „Corresp. du Card. de Granv.“ publiée par Charles Piot in der „Collection de Chroniques Belges inédites publiée par ordre du Gouvernement“, 1884, IV, 558.

dern so, dafs er selbst die höchsten Würdenträger sich gegenseitig kontrollieren liefs. Karl V. hatte seinen Ministern stets das gröfste Vertrauen geschenkt und überliefs ihnen auch ruhig die Ausführung seiner Befehle. Philipp befolgte ein anderes System. Sei es, dafs er eifersüchtig war auf seine Autorität, oder dafs er den Einflufs seiner Minister fürchtete, man sah nie, dafs er mit seinen vertrauten Räten irgend einen Gegenstand beriet. Er wollte, dafs sie sich nur mit der ihnen aufgegebenen Angelegenheit befafsten; bald liefs er sie dann gemeinsam beraten, wobei er dann einen seiner Sekretäre beauftragte, ihm eine Übersicht der Beratungen vorzulegen, bald verlangte er von jedem einzelnen ein Gutachten und liefs ihn nicht wissen, dafs auch ein anderer sich mit demselben Gegenstand beschäftige, bald verheimlichte er vor dem einen gewisse Einzelheiten, die er einem andern mitteilte. Daher kam es auch häufig vor, dafs er hinter dem Rücken seiner Minister auf eigene Faust Politik trieb und Mafsregeln nahm, welche den offiziellen Versicherungen und Handlungen schnurstracks zuwiderliefen. Während Margareta Statthalterin war, geschah es mehr als einmal, dafs ihr vom Kabinett des Königs aus Personen ihrer Umgebung als notorische Ketzer namhaft gemacht wurden, von deren Existenz man in Brüssel nichts gewufst hatte, und nach der im Jahre 1565 erfolgten Mission Egmonts nach Spanien liefs Philipp die sogenannten französischen Depeschen, die in den Niederlanden einen solchen Sturm der Entrüstung hervorriefen, durch den Siegelbewahrer Tisnacq und den Sekretär Courteville hinter dem Rücken der Minister Eboli und Perez, welche die spanischen Depeschen redigiert hatten, anfertigen [1]).

Dafs endlich bald nach dem Regierungsantritt Philipps dem spanischen Element in der Regierung der Nieder-

1) Vgl. Gachard, Correspondance de Philippe II., T. I, Rapport etc., p. XLVII bis LV.

lande ein immer weiter gehender Einfluſs eingeräumt wurde, folgte mit Notwendigkeit aus seiner einseitigen spanischen Erziehung; daraus erklärt sich auch zum guten Teil die Unzufriedenheit des niederländischen Adels, die schlieſslich in lautes Murren überging und in dem drastischen Wort Wilhelms von Oranien vom spanischen Geschmeiſs seinen beredten Ausdruck fand. „Wie sehr muſs es uns erstaunen“, sagt Ranke, „wenn wir sehen, daſs Philipp fast durchaus aus Kastilianern einen Staatsrat zusammengesetzt, der die gemeinschaftlichen Geschäfte der ganzen Monarchie zu leiten beauftragt wird. Alba, Toledo, Ruy Gomez, Feria sind sämtlich darin. Zwei andere Spanier werden ihnen zugeteilt. Dagegen sind weder die Siege Emanuels von Savoyen noch die Bande des Bluts, die den König mit Ottavio Farnese verknüpfen, weder die alten Dienste Ferrante Gonzagas noch die neuen und ausgezeichneten Egmonts stark genug, ihnen darin einen Platz zu verschaffen [1]).“

Plilipps Hofstaat, der im Jahr 1557 auf etwa 1500 Menschen geschätzt wurde, bestand aus neun Zehntel Spaniern, und obgleich Philipp damals in den Niederlanden selbst lebte, traf der Rest nicht die Niederländer, sondern diese muſsten auch noch Italiener, Deutsche und Burgunder neben sich dulden. Überdies war der intellektuelle und moralische Gehalt dieses Hofstaates nicht danach, um das Volk in der Achtung vor der spanischen Majestät zu bestärken: nach der Schilderung Bodoaros verbarg sich unter der äuſserlichen religiösen Maske dieser Spanier ein liederliches und obscönes Treiben, der Geist der Lüge und Verstellung schien vom Herrn auf die Diener übergegangen zu sein.

Diese Thatsachen muſs man sich vergegenwärtigen, um die mit dem Auftreten Philipps veränderte Situation in den Niederlanden zu begreifen. Es tritt aber noch

1) v Ranke, Sämtl. Werke, Ausg. von 1877, Bd. XXXV u. XXXVI, p. 127.

ein allgemeinerer Gesichtspunkt hinzu, von dem man notwendig ausgehen mufs, wenn man die Zeit, mit deren Schilderung sich die folgenden Blätter zu beschäftigen haben, vollständig würdigen will.

Aus dem abgelebten mittelalterlichen Lehensstaat hat sich am Ende des fünfzehnten und am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts das moderne Staatswesen heraus entwickelt, in dem einen Lande etwas früher als im andern, und mit einer Verschiedenheit der äufsern Form, worin sich gerade der Charakter der einzelnen Völker zeigt; an die Stelle der früheren Selbständigkeit einzelner Korporationen und Personen tritt eine Zentralgewalt, und an die der strengen Absonderung der gegen einander abgeschlossenen Stände die Einheit der Nation. Im Interesse der Ordnung wird die Freiheit beschränkt, und es ist in der Regel der dritte Stand, der das zentralisierende Streben der Regierung befördert und mit seinen reichen Hilfsmitteln unterstützt.

Die Fürsten aus dem burgundischen und österreichischen Hause hatten die Grundlage dieses modernen Staates geschaffen. Die Einheit des Staates erreichten sie durch Einheit im Gerichtswesen und dem Hohen Rat in Mecheln werden die Provinzialgerichtshöfe untergeordnet. Was für letztere der Hohe Rat war, sollte auf finanziellem Gebiet eine oberste Finanzbehörde sein, unter der die einzelnen Rechenkammern standen. Am Ende der Regierung Karls V. hatte die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes im Bewufstsein der Niederländer schon tiefe Wurzeln geschlagen: noch nie hatten die sämtlichen Niederlande ein so schönes Ganzes dargestellt als an dem Tage, wo die Staaten sämmtlicher Provinzen vor dem Landesfürsten, der die Regierung niederlegte, erschienen. Diese Einheit wurde in jenen Tagen selbst sinnbildlich vorgestellt, und wenn man Italien mit einem Stiefel verglich, so stellten die siebzehn Provinzen einen Löwen, den leo Belgicus, vor. Und dieses Einheitsbewufstsein war viel weniger die

Folge von Stammverwandtschaft, als von Nachbarschaft, gemeinsamem Interesse, gemeinsam genossenem Wohlergehen, gemeinsam getragener Gefahr und Widerwärtigkeit, aber auch gemeinsam errungenen Ruhmes; ohne dasselbe wäre eine Erhebung gegen Spanien unmöglich gewesen und hätte Philipp mit der Unterwerfung der aufgestandenen Provinzen ein leichteres Spiel gehabt.

Von diesem Standpunkt aus erscheint dann auch das Vorgehen der burgundischen und österreichischen Fürsten gegen solche Elemente der Provinzen, welche zur Handhabung ihrer Sonderrechte zu bewaffnetem Widerstand stritten, in einem ganz andern Lichte. Das Gebahren mächtiger Städte, wie Brügge und Gent, bezweckte ja im Grunde genommen auch nichts anderes, als um die Übermacht eines einzelnen Mitglieds der Staaten über die anderen zu befestigen und deshalb mufsten derartige Anmafsungen mit kräftiger Hand zurückgewiesen und bezwungen, und mitunter selbst erdichtete Privilegien, die nur auf Kosten anderer gleichberechtigter Elemente im Staate zu handhaben waren, einfach konfisciert werden. Es ist jedenfalls merkwürdig, dafs nicht ein einziger der niederländischen Publizisten, welche während des Aufstandes gegen Spanien in so reichlicher Anzahl zutage traten, die strenge Behandlung Gents tadelte [1]). Allerdings war es eine schwierige staatsrechtliche Frage, inwieweit der Fürst an die Privilegien der einzelnen Provinzen gebunden war, sobald eine Kollision zwischen diesen und einer im Interesse aller Provinzen notwendigen Mafsregel zutage trat. Karl V. beschlofs deshalb auch seine bekannte „concession Carolina“ in Gent mit der Erklärung, dafs er sowohl sich, als seinen Nachfolgern, Grafen und Gräfinnen von Flandern, die Erklärung, Auslegung, Erweiterung und Beschränkung aller Einrichtungen vorbehalte, so oft und wenn dies nötig sei.

1) Vgl. die Einleitung von Bakhuizen van den Brink zu Motleys Werk.

Überall sonst hat die Regierung bei diesem Vorgehen einen harten Widerstand zu überwinden gehabt; aber überall hat sie bei einem Teile des Volkes Unterstützung gefunden. Nur in den Niederlanden nicht. Hier stand Adel, Geistlichkeit und Bürgerstand der Regierung gegenüber und wenn nicht die später in den Streit eintretende religiöse Frage der Regierung eine Partei geschaffen hätte, so hätte sich die spanische Herrschaft nicht so lange erhalten können.

Die schwache Seite der Regierung war das Finanzwesen. Obgleich im Besitz eines ergebenen Beamtentums, ebenso gestützt durch die abhängige Geistlichkeit, wie ein kleines stehendes Heer fehlte es ihr dennoch immer an einem Mittel, um sich zu jeder Zeit das nötige Geld zu verschaffen. Um den König zu einem wesentlichen Monarchen zu machen, mufste er von der Aufsicht und Mitregierung seiner Unterthanen befreit werden, und es war deshalb von diesem Standpunkt aus nötig, die Verfügung über die Börse des Volkes den Staaten zu nehmen und der Regierung zu übergeben. In den Staaten aber traf die Regierung auf den Widerstand des Volkes, und so lange es ihr nicht gelungen war, ohne die Zustimmung desselben Steuern zu erheben, hatte eine solche Versammlung eine der Regierung fast ebenbürtige Macht, sie konnte diese wenigstens zwingen, auf die Stimme der Nation zu hören und danach zu handeln. In Spanien und Frankreich war das Beispiel gegeben, wie man diesen Widerstand zur Seite schieben konnte: Der König von Frankreich war in der That erst König, als er die taille eigenmächtig zu erheben begann, und die Kastilianer bezahlten seit dem Tage von Villalar willig die alcavala. Granvella berichtet, dafs während der Belagerung von Metz, also noch während Karls Regierung, unter Philipps Höflingen der Plan bestanden habe, ein spanisches Tercio, 12 000 Mann, in die Niederlande zu werfen, zu deren Beköstigung eine bleibende Steuer, ebenso wie in Spanien die alcavala, von

den Einwohnern erhoben werden sollte. Wäre dieser Plan durchgeführt worden, dann wären Karl und Philipp die absoluten Herrscher in den Niederlanden geworden. Daſs Philipp noch lange Zeit solche Absichten hegte, bewiesen seine wiederholten aber ebenso oft abgeschlagenen Beden um den hundertsten, fünfzigsten und zehnten Pfennig. Was dem König so lange vor dem Geist stand, suchte später Alba auszuführen, und wer hätte es den Generalstaaten beim Abschied Philipps verargen können, wenn sie auf Entfernung der zwei spanischen Regimenter aus den Niederlanden drangen, deren Anwesenheit eine fortwährende Gefahr für die Freiheit der Provinzen bedeutete? Daſs Philipp auf diesen Plan nicht so leicht verzichten wollte, beweist die Thatsache, daſs er im Jahr 1570, als Albas Schreckensherrschaft die Ruhe wenigstens äuſserlich wieder hergestellt hatte, diesem einen wahrscheinlich von Hopper ausgearbeiteten Entwurf, die Niederlande zu einem Königreich zu erheben, vorlegte und dabei ausdrücklich versicherte, daſs dieses Vorhaben bei ihm schon während seines Aufenthaltes in den Niederlanden bestanden, daſs er aber in Anbetracht der sich dagegen erhebenden Schwierigkeiten damals von der Sache abgesehen habe, während jetzt der günstige Zeitpunkt dafür gekommen sei [1]).

Das Recht der Staaten, die Beden zu bewilligen, hatte auch Karl V. nicht anzutasten gewagt. Die Formel, mit der die Generalstaaten gewöhnlich ihre Zustimmung zu einer Bede gaben, daſs nämlich diese nicht gelten sollte, wenn eine der übrigen Provinzen sich ihrer Verpflichtung entzöge, war etwas mehr als eine eitle Phrase, sie bedeutete die Bürgschaft der Generalstaaten für die Rechte und Privilegien der einzelnen Provinzen. Diesen Grundsatz hatte auch die Regierung Karls V. achten müssen, und bis auf die Zeit von Alba hat man es nicht gewagt,

1) Vgl. „Corresp. de Phil. II.“, II, 143.

das Prinzip der Komprehension oder Vervanging, wonach die Meinung und Abstimmung der Minderheit in der der Mehrheit von selbst enthalten sein sollte, öffentlich als Staatsmaxime auszusprechen. Um die Niederlande in staatsrechtlicher Beziehung zu nivellieren, dazu hätte es der Arbeit einiger Menschenalter bedurft; viele Provinzen hatten sich unter ausdrücklichem Vorbehalt ihrer Sonderrechte der burgundisch-österreichischen Herrschaft unterworfen, und Karl V. war ein viel zu tief blickender Staatsmann, als dafs er nicht erkannt hätte, dafs ein gewaltsames Eingreifen in diese Rechte, namentlich wenn sie der staatsrechtlichen Einheit den Provinzen sonst nicht zu nahe traten, die bisherigen auf dem Wege der Zentralisation erreichten Resultate wieder in Frage stellen würde.

Wo aber der dritte Stand im unbestrittenen Besitz solcher Vorrechte ist, da ist es natürlich undenkbar, dafs er sich zum dienstbereiten Werkzeug des fürstlichen Absolutismus macht. Das, wofür er in anderen Ländern Europas kämpfen mufste und ohne die thatkräftige Unterstützung der Krone gar nicht erreichen konnte, besafs er hier als volles, durch keine andere Macht im Staate geschmälertes Eigentum; weder Adel noch Geistlichkeit besafsen einen dem seinigen gleichen Einflufs, und selbst ein Bündnis dieser beiden hätte seiner einmal fest gegründeten Macht nichts anhaben können. Im Gegensatz zu den übrigen Staaten in Europa lehnt sich die Regierung hier viel mehr an den Adel an, aber auch von ihm wird sie abgewiesen, und es bleibt ihr, da auch der Klerus sich weigert, ihr gefügiges Werkzeug zu sein, nichts übrig als allein den Kampf zu wagen und ohne Methode und Prinzip bald auf das eine, bald auf das andere Element gestützt, eine Politik zu verfolgen, die von der Hand in den Mund lebt und bei dem ersten kräftigen Windstofs jämmerlich zuschanden wird. Karl hatte als Niederländer Adel und Geistlichkeit auf seiner Seite, und mit wenigen Ausnahmen ist auch der dritte Stand ihm fast immer zu willen ge-

wesen, Philipp als Spanier hatte alle drei Faktoren gegen sich, obwohl er bei dem Antritt seiner Regierung in aller und jeder Hinsicht nur in die Fuſstapfen des Vaters trat.

Betrachtet man den spanischen Aufstand nach den bis jetzt entwickelten Gesichtspunkten, dann wird man auch für Philipp den richtigen Beurteilungsmaſsstab finden. Für Spanien war er ein nationaler König, für die Niederländer, die nach anderen Begriffen dachten und lebten, war er ein fremder Tyrann, zu dessen Bekämpfung sich Volk und Adel vereinigte.

II.

Wiewohl wir über die näheren Vorgänge in den Niederlanden von der Abdankung Karls bis zur Abreise Philipps nach Spanien nur sehr dürftige Berichte haben, so ermöglicht uns das Wenige doch einen tiefen Einblick in die damalige Lage. Daſs die Verwirrung schon damals einen ziemlich hohen Grad erreicht haben muſs, geht daraus hervor, daſs Granvella die Zustände, wie sie sich einige Jahre nach seiner Abreise gestalteten, nicht besser zu beschreiben wuſste als mit den Worten, daſs es wieder gerade so zugehe, als in den Tagen des Herzogs von Savoyen.

Dieser Philibert Emanuel, der Herzog ohne Land, dessen einzige Erwerbsquelle der Krieg war, hatte, nachdem die Königin von Ungarn die Statthalterschaft niedergelegt, deren Stelle eingenommen, aber die Kriege, die Philipp im Anfang seiner Regierung zu führen hatte, gaben ihm keine Gelegenheit, seine staatsmännischen Talente zu bewähren. Die Organisation, welche Karl V. im Jahr 1531 der Statthalterschaft gegeben hatte, blieb unverändert bestehen, nur gab Philipp sofort sein Vornehmen zu erkennen, daſs der Staatsrat von nun an nicht

nur dem Namen nach figurieren, sondern eine wirkliche politische Thätigkeit entfalten solle (s. Bd. I, S. 791) und deshalb ernannte er sofort nach seinem Regierungsantritt einige junge niederländische Edelleute in denselben, worunter Oranien, Egmont und Bergen vorkommen. Allein sie machten Schwierigkeit, in denselben einzutreten, da sie voraussetzen konnten, dafs ihre Anwesenheit nur dazu benutzt würde, um der Regierung einen nationalen Anstrich zu geben. Ihr Widerstand scheint sich aber schliefslich doch — durch welche Mittel und Zusagen, wissen wir nicht — gelegt zu haben, vielleicht hat die persönliche Einwirkung Karls das ihrige dazu beigetragen. Kaum hatte jedoch dieser das Land verlassen, so erschienen sie, den Grafen von Lalaing an der Spitze, vor dem Statthalter, dem sie rundweg erklärten, dafs sie sich von nun an jeder Mitwirkung an der Regierung enthalten würden, bis man ihren Beschwerden entgegenkomme. Diese konzentrierten sich aber in nichts Geringerem als in der Klage, dafs die Interessen der Niederlande denen Spaniens zum Opfer gebracht werden, dafs der Krieg, den Philipp mit Frankreich führe, mit niederländischem Geld geführt werde, nur um festen Fufs in Italien zu fassen. Derartige Klagen scheinen wenigstens so viel gefruchtet zu haben, dafs ein Jahr später, so lange der Statthalter im Kriege war, derselbe Graf von Lalaing als wahrnehmender Statthalter an die Spitze des Regierung trat. Jetzt war es aber Granvella mit seinem Anhang, der dieselbe Klage, nur in umgekehrtem Sinne, vorbrachte, und auch er weigerte sich nun, im Staatsrate zu erscheinen, da alles nach dem Willen der Edlen gegen das Interesse des Königs geschehe. Aber bald darauf finden wir die Edeln wieder in der Opposition, eine Ernennung in den Finanzrat, um den unaufhörlichen Geldforderungen Philipps ein nationales Relief zu geben, wiesen sie, wie ihnen Granvella später vorwarf, mit Verachtung von sich, und zu derselben Zeit stellten sie auch ihr Erscheinen im Staatsrate bis auf weiteres vollständig

ein. Wie man sieht, hatte der nationale Gegensatz noch während der Anwesenheit Philipps sehr greifbare Formen angenommen und nur den viel umfangreicheren Verwirrungen der späteren Zeit ist es zuzuschreiben, dafs sie verhältnismäfsig in Vergessenheit gekommen sind.

Man sieht aus dem Bisherigen, dafs Philipp seine Regierung mit vollem Vertrauen in die Loyalität des Adels antrat. Er gab sich alle Mühe, die Zufriedenheit der Edeln zu erwerben, unter den neunzehn Vliesrittern, die er im ersten Jahre ernannte, befinden sich neun Niederländer, und die erhöhte Bedeutung, die er dem mit niederländischen Edeln verstärkten Staatsrat im Gegensatz zu der unter Maria befolgten Praxis geben wollte, beweist entschieden seinen guten Willen.

Es war Karl nicht beschieden gewesen, den grofsen und hartnäckigen Kampf, den er mit Frankreich um die Herrschaft in Europa länger als ein Vierteljahrhundert geführt hatte, zu einem siegreichen Ende zu bringen. Wenn auch während des Herbstes und Winters 1555 die Feindseligkeiten thatsächlich suspendiert waren, indem die kaiserlichen und französischen Heere Gewehr bei Fufs einander gegenüberstanden, so kam doch erst im Februar 1556 nach langer Arbeit der Diplomaten in Vaucelles ein Vertrag zustande, der aber weit mehr den Charakter eines Waffenstillstandes als des Friedens hatte: Die Waffen sollten während der folgenden fünf Jahre sowohl zu Wasser als zu Lande in Frankreich, Spanien, Italien und den Niederlanden ruhen, und auch der Papst war ausdrücklich in dem Vertrage begriffen. Damals safs auf dem Stuhle Petri Paul IV., ein Caraffa und Neapolitaner, der die Spanier und Habsburger ebenso grimmig hafste wie die Ketzer, und der 79jährige Papst hatte sich keine geringere Aufgabe gestellt, als die Spanier aus Neapel und Mailand zu vertreiben. Allein seine Mittel reichten zu einem solchen Unternehmen nicht hin, und darum wandte

er sich an diejenige Macht, die sein natürlicher Bundesgenosse werden mufste, sobald es sich um einen Kampf handelte, dessen Preis Italien war. Schon während die Bevollmächtigten Philipps und Heinrichs II. in Vaucelles unterhandelten, fand gleichzeitig eine Vereinbarung zwischen Paul IV., und Heinrich statt, deren Endziel die vollständige Vertreibung aller Spanier aus Italien war, während für die jüngeren Söhne Heinrichs aus den den Spaniern abgenommenen Gebieten einige Herzogtümer geschaffen werden sollten. Allein die Abmachungen waren doch nicht so in der Stille vor sich gegangen, dafs Philipp nicht von dem Plane unterrichtet worden wäre und der päpstlich-französische Wort- und Friedensbruch traf ihn deshalb auch nicht unvorbereitet. In den Niederlanden rief der Vertrag von Vaucelles die ausbündigste Freude hervor, namentlich in Antwerpen und anderen Handelsstädten gab man sich sehr sanguinischen Hoffnungen hin, und man erwartete deshalb auch nicht anders, als dafs das auf Kosten der Provinzen während des Krieges unterhaltene Heer abgedankt würde. Statt dessen wandte sich Philipp mit neuen Geldforderungen an die Provinzen, zunächst mit dem Vorgeben, dem Heere den rückständigen Sold auszubezahlen, in Wahrheit aber, um den ihm von Heinrich II. und Paul IV. zugedachten Schlag zu parieren. Er verlangte daher im Frühjahr 1556 von den in Brüssel versammelten Staaten eine Bede, die aus dem hundertsten Pfennig von allen unbeweglichen und aus dem fünfzigsten von allen Kaufmannsgütern bestehen und in drei Terminen bezahlt werden sollte. Eine in dieser Form vorgetragene Bede, die das Gepräge einer Zwangsbesteuerung der Unterthanen so deutlich an der Stirne trug, wurde von den meisten und bedeutendsten Provinzen rundweg abgeschlagen, allein, wie dies in solchen Fällen mehr geschah, die Staaten boten dem König eine bedeutende Summe an, die Philipp vorderhand anzunehmen für gut fand, da er bei der sichern Aussicht des baldigen Ausbruches des

Krieges mit Frankreich Verwickelungen in seinen eigenen Staaten vermeiden mufste.

Der Verlauf des in grofsen Dimensionen begonnenen Krieges — auch England hatte sich Spanien angeschlossen — ist bekannt. Während Alba vom Neapolitanischen aus die Operationen gegen den Kirchenstaat begann, ohne übrigens gerade glänzende Resultate zu erreichen, weil er „mit einem Zügel im Munde“ den Krieg führen mufste, mufste der zum Gouverneur der Picardie ernannte Admiral Coligny, der französischerseits den Waffenstillstand von Vaucelles beschworen hatte, die Feindseligkeiten eröffnen. Im Heere Philipps, das gröfstenteils aus Niederländern bestand und vom Herzog von Savoyen angeführt wurde, befanden sich die hervorragendsten Edeln: Oranien, Aerschot, van Hoorne, Mansfeld, Lalaing, Hoogstraten, Berlaymont, Meghen, Ludwig van Brederode und der Held dieses Feldzuges, Graf Lamoral von Egmont. Ein kühner Reiterangriff des letztern führte zu dem glänzenden Sieg von St. Quentin (28. Juli 1557), in der das französische Heer nicht nur eine vollständige Niederlage erlitt, sondern auch fast alle Anführer in Kriegsgefangenschaft gerieten. Statt diesen Sieg energisch zu verfolgen und, wie Ferdinand de Gonzaga riet, sofort auf Paris zu marschieren, vergeudete man auf der spanischen Seite die Zeit mit der Belagerung und Einnahme ziemlich unbedeutender Plätze, so dafs Heinrich alle Mufse hatte, unter dem Herzog von Guise ein neues Heer, das zum grofsen Teile in Deutschland angeworben wurde, auf die Beine zu stellen. Philipp begnügte sich damit, die Grenze zu verwüsten und dankte im Oktober sein Heer ab. Nach dem französischen Plan sollte der zweite Feldzug mit der Eroberung von Calais beginnen und damit der Krieg auf englischem Gebiet geführt werden. In der That ging genannte Stadt am 3. Januar 1558, nachdem 210 Jahre lang das englische Banner von ihren Türmen geweht hatte, an Frankreich verloren. Während der Herzog von

Guise Diedenhofen eroberte und mit der Wegnahme einiger Plätze in der Umgebung von Luxemburg seine Zeit vergeudete, sollte der Befehlshaber von Calais, der Marschall de Thermes, das spanische Grenzgebiet, besonders die Grafschaft von St. Pol, mit Feuer und Schwert verwüsten, bis ihm Guise, der in nördlicher Richtung vorrücken mufste, die Hand reichen konnte, wodurch von einem Ende der niederländischen Grenze zum andern ein französischer Cordon gezogen worden wäre. De Thermes zog Grevelingen entlang nach Dünkirchen, aber die niederländische Armee stellte sich ihm bei ersterem Platze entgegen und verlegte dem Franzosen den Rückweg nach Calais. Der Marschall wurde gezwungen, eine Schlacht zu liefern, die aber für die französischen Waffen noch viel unglücklicher und schimpflicher endete, als St. Quentin, denn das französische Heer wurde nicht nur geschlagen, sondern im vollen Sinne des Worts beinahe ganz aufgerieben. Wieder war es Egmont gewesen, der durch seine trefflichen Dispositionen und seinen ungestümen Mut für Philipp einen der glänzendsten Siege erfochten hatte, in allen Niederlanden wurde er als der Retter des Vaterlandes gepriesen, der Flandern vor entsetzlicher Verwüstung bewahrt hatte.

Damit war das Schicksal des Krieges entschieden, und wenn auch Heinrich II. hauptsächlich auf Andringen des Herzogs von Guise, der die verlorene Waffenehre wieder retten wollte, sich zu neuen Rüstungen entschlofs und auch Philipp mit grofser Machtentfaltung an die Grenze zog, so geschah dies alles nur zum Schein. Denn schon im Anfang des Herbstes wurden alle Truppen wieder entlassen, und in der Mitte von Oktober traten die beiderseitigen Bevollmächtigten in der Nähe von Kameryk zu Verhandlungen zusammen, die denn auch zum Frieden von Cateau-Cambresis (3. April 1559) führten. Philipps Gesandte waren Oranien, Alba, Granvella, Ruy Gomez und Viglius gewesen.

Seit den Tagen des Schwarzen Prinzen war Frankreich nicht mehr so tief gedemütigt worden, wie in diesem Frieden. Beinahe 400 feste Plätze, Städte und Dörfer mufste es im Norden an Philipp abtreten; Emanuel Philibert erhielt Savoyen zurück und die Hand Margaretas, Heinrichs Schwester. Am gelindesten wurde mit dem Papst verfahren, der nur gezwungen wurde, die der Colonnas dem bekannten römischen, im Dienste Spaniens damals stehenden Dynastengeschlecht, geraubten Güter wieder zurückzuerstatten. Aufserdem sollte Philipp, der durch den Tod Marias von Tudor zum zweitenmal Witwer geworden und von Elisabeth, um deren Hand er warb, abschlägig beschieden worden war, Heinrichs Tochter Isabella heiraten, die schon früher mit dem Infanten Don Karl verlobt worden war. Endlich verpflichteten sich die beiden Könige, die katholische Religion in ihren Staaten mit allen ihnen zugebote stehenden Mitteln zu handhaben, auf ein allgemeines Konzil hinzuwirken und die zunehmende Ketzerei mit der Wurzel auszurotten. Philipp mufste als Bürgschaft für die getreue Ausführung des Vertrags vier Geiseln stellen, es waren wieder Oranien, Alba, Egmont, wozu noch der Herzog von Aerschot kam. Welche inhaltsschwere Folgen dieser Aufenthalt für den Prinzen von Oranien, wie für die Niederlande hatte, sollte sich in nicht zu ferner Zeit zeigen.

Grenzenlos war die Freude in den Niederlanden über den endlich geschlossenen Frieden, der Festfreude, die sich allenthalben, am glänzendsten wieder in den reichen Handelsstädten, äufserte, war beinahe kein Ende. — Aber finster, wie immer, blickte Philipp in den ihn umgebenden Jubel, der Aufenthalt in einem Lande, dessen Angelegenheiten ihn nunmehr beinahe fünf Jahre von Spanien zurückgehalten hatten, wurde ihm mit jedem Tage unerträglicher, und da im Süden Spaniens die Moriscos sich zu erheben drohten und die Ketzerei daselbst in beunruhigendem Mafsstab sich auszubreiten be-

gann, so eilte er, die letzten Anordnungen in den Niederlanden zu treffen.

III.

Zunächst mufste für die Wiederbesetzung des durch die Wiedereinsetzung Philiberts in sein Herzogtum erledigten Statthalterpostens gesorgt werden. Aus verschiedenen Bewerbern hatte der König die Auswahl. Eine Zeit lang scheint er an Christine von Lothringen, seine Tante, gedacht, und ihr auch in diesem Sinne eine Zusage gemacht zu haben; da aber Oranien sich um die Hand ihrer Tochter bewarb, so liefs Philipp diesen Plan fallen, weil er im Falle der Heirat noch eine Steigerung des ihm ohnedies schon lästigen Einflusses des Prinzen befürchtete. Oranien selbst und Egmont konnten schon deshalb nicht in Betracht kommen, weil bei der notorischen Eifersucht zwischen diesen beiden Adelshäuptern die Ernennung des einen den andern zum unversöhnlichen Gegner des Königs gemacht hätte. Die Wahl Philipps fiel deshalb auf Margareta von Parma, eine natürliche Tochter Karls V., und diese Frau sollte nunmehr, unterstützt oder vielmehr geleitet von Granvella, die schwierige Aufgabe auf ihre Schultern nehmen, ein seinem angeborenen Herrscher entfremdetes Volk beim Gehorsam zu erhalten und zu regieren. Ihre Ernennung wurde in den Niederlanden denn auch als eine Niederlage der nationalen Partei empfunden.

Die Statthalterin war von drei hohen Staatskörpern umgeben, einem Staatsrat, einem Finanzrat und einem Geheimen Rat. Der Staatsrat sollte wieder zu der Bedeutungslosigkeit herabgedrückt werden, die er unter der Königin von Ungarn gehabt hatte, weshalb auch Oranien und Egmont, die Philipp in denselben ernannt hatte, zuerst für diese Ehre dankten; da ihnen aber der König zu derselben Zeit ein reichliches Geldgeschenk

überreichen liefs, und da ihnen die Versicherung gegeben wurde, dafs fortan überhaupt keine wichtigere Mafsregel ohne die Zustimmung des Staatsrats getroffen werden sollte, so entschlossen sie sich zum Bleiben. Ob sie aber in Wirklichkeit selbst an den Ernst jener Versicherung geglaubt, ist kaum möglich, denn in der Instruktion des Staatsrats war deutlich bestimmt, dafs es im Belieben der Statthalterin stand, denselben zusammenzurufen, dafs sie durchaus nicht an den Beschlufs der Mehrheit gebunden war und dafs die Mitglieder desselben, die überdies strenge Geheimhaltung der Verhandlungen hatten geloben müssen, verpflichtet waren, auch die gegen ihre Stimme genommenen Beschlüsse auszuführen. Wenn sie sich diese erniedrigende Rolle dennoch gefallen liefsen, so thaten sie dies wohl nur in der Hoffnung, dafs eine Änderung der Verhältnisse und vielleicht auch unvorhergesehene Ereignisse ihnen den Einflufs verschaffen würden, auf welchen sie Recht zu haben glaubten.

Dem Finanzrat, dessen Präsident der Baron Berlaymont war, lag die Verwaltung der königlichen Domänen und die Aufsicht über die jährlichen Ausgaben und Einnahmen der Regierung ob.

Dor Geheime Rat, an dessen Spitze Viglius stand, bestand aus etwa zwölf Rechtsgelehrten, und sein Wirkungskreis fällt mit dem zusammen, was wir heute unter dem Ressort eines Justizministeriums begreifen.

Ein organischer Verband zwischen diesen Staatskörpern bestand nicht, im Gegenteil wurde festgestellt, dafs diese drei Räte vollständig unabhängig von einander sein sollten. Wie es mit dieser Unabhängigkeit bestellt war, ging aber aus der einseitigen Bestimmung hervor, dafs die Mitglieder des Staatsrates keinen Zutritt zu den Beratungen der zwei anderen Räte haben sollten, dafs dagegen die Mitglieder des Geheimenrats und des Finanzrats, wie auch die Vliesritter das Recht hatten, den Sitzungen des Staatsrats beizuwohnen. War auf diese Weise dafür gesorgt,

den Einfluſs der hohen Adeligen zu paralysieren, so muſsten diese durch die Konsulta geradezu zu Strohmännern der Regierung herabsinken. Bis jetzt wurden nämlich alle erledigten Posten und Ämter alsbald durch den Landesherrn oder dessen Statthalter wieder besetzt, und es bestand auch keine staatliche Behörde, zu deren speziellem Wirkungskreis die Wiederverleihung unbesetzter Ämter gehörte. Granvella hatte aber die spanische Sitte, nur zu bestimmten Zeiten Beamte zu ernennen, auch in den Niederlanden eingeführt und die Statthalterin sollte sich dann an die Vorschläge eines besonders dazu ernannten Kollegiums, Konsulta, binden. Diese Konsulta bestand aus Granvella, Viglius und Berlaymont. Dadurch war der Einfluſs der Regierung auch in den Provinzen gesichert und die niederländischen Groſsen im Staatsrat sahen sich noch mehr als bisher das Heft aus den Händen gewunden und zurückgesetzt; wer eine Gunst oder eine Gnade von der Regierung wollte, bedurfte von nun an der Vorsprache eines einfluſsreichen Edeln nicht mehr, das Heer von Stellenjägern, das sich bis dahin im Gefolge der Groſsen gedrängt hatte, verschwand, und damit auch zum guten Teil der Einfluſs, den sie bei den unteren Volksklassen gehabt hatten. Es dauerte nicht lange, so sah man deutlich, daſs der Schwerpunkt der Regierung in den Händen der Konsulta lag; einer geheimen Instruktion zufolge war Margareta auch verpflichtet, in wichtigen und dringenden Fällen nur mit der Konsulta zu beraten und nach ihrem Beschluſs, der regelmäſsig nach dem Sinne Granvellas ausfiel, zu handeln [1]).

Während für Brabant, in dessen Hauptstadt Brüssel

1) Über die Konsulta vgl. Borgnet, De Nederlanden onder Koning Filips II., p. 25, und Fruin, Het voorspel etc. (Gids 1859), p. 770. Über die Einrichtung der Regierung überhaupt Th. Juste, Histoire de la revolution des Pays-Bas sous Phil. II., I, 159 sqq.

Margareta residierte, kein besonderer Statthalter ernannt wurde, wurden auf den Vorschlag Granvellas die Statthaltersposten in den übrigen Provinzen noch folgendermaſsen besetzt: Flandern und Artois erhielt Egmont; Holland, Zeeland und Utrecht der Prinz von Oranien; Gelderland und Zutfen der Graf von Meghen (dieser wurde übrigens erst nach der Abreise des Königs ernannt); Friesland, Groningen und Overyssel der Graf von Aremberg; Hennegau und Valenciennes Johann von Lannoy, und nach dessen Tod (1566) sein Schwiegersohn, der Markgraf von Berghen; Doornik und dessen Gebiet der Baron Montigny; Namen der Baron Berlaymont; Luxemburg der Graf Mansfeld; Ryssel, Douai und Orchies der Baron Courières. Der Graf Hoorne, dem der König die Statthalterschaft von Gelderland zugesagt hatte, wurde zur Schadloshaltung zum Admiral von Flandern ernannt, als welcher er den König nach Spanien begleiten muſste. Diese Ehre hatte er seinem Feinde Granvella zu danken, der ihm auf diese Weise eine ehrenvolle Verbannung aus den Niederlanden besorgte, wo er es der Regierung als Mitglied des Staatsrats und Statthalter von Gelderland lästig genug hatte machen können. Mit Ausnahme des Grafen Egmont, in dessen Provinz Flandern der Statthalter keinen Teil an der Rechtspflege hatte, waren alle Statthalter zugleich die höchsten Richter in Straf- und bürgerlichen Prozeſssachen. Ursprünglich wollte Philipp den alten Plan der Königin von Ungarn wieder aufnehmen und die Statthalter nur auf die Dauer von drei oder fünf Jahren ernennen, aber auf die Vorstellungen Granvellas, der mit Recht vermutete, daſs keiner des hohen Adels unter dieser Bedingung in den Dienst des Königs treten werde, lieſs er den Plan fallen. Trotz der vollständigen Unterordnung der Statthalter unter die Regentin war das Amt derselben noch einfluſsreich genug, sie regierten in mancher Hinsicht mit geradezu souveräner Gewalt, denn sie übten auf den niedern Adel, dem sie

die einträglichsten Posten in ihren Statthaltereien gaben, einen beherrschenden Einfluſs aus.

Auch die vierzehn Compagnieen der Ordonnanzbanden verteilte der König unter den hohen Adel des Landes; diese bildeten das einzige stehende Heer, das gesetzlich in den Niederlanden bestand, ein berittenes Elitecorps, das zur besten Reiterei in Europa gezählt wurde. Ihr Ursprung datiert aus der burgundischen Zeit, und da sie ausschlieſslich aus nationalen Elementen bestanden, so kam es auch seit 1559 und im Beginne der Unruhen häufig vor, daſs sie mit den Bürgern gemeinschaftliche Sache gegen die spanischen und deutschen Truppen machten. Ursprünglich waren die Offiziersstellen nur den Vliesrittern zugänglich, aber 1559 empfing auch Brederode eine Compagnie. Auſser diesen Truppen war in den Provinzen noch eine andere, etwa 4000 Mann starke Kriegsmacht, der Überrest der groſsen während der Kriege mit Frankreich hier stationierten Heere. Sie waren für das Volk, auf dessen Kosten sie lebten, eine groſse Last und garnisonierten in verschiedenen Festungen, um, wie es hieſs, das Land gegen feindliche Überfälle zu beschützen, ein Vorgeben, das bei dem nunmehr definitiv geschlossenen Frieden mit Frankreich natürlich keinen Glauben mehr fand. Oranien und Egmont lieſsen sich durch den König bestimmen, das Kommando über diese beiden Regimenter, welche aber in der That von Romero und Mendoça befehligt wurden, zu übernehmen und auch hier, wie durch ihr Erscheinen im Staatsrat, der Regierung ihren Namen zu leihen. Ein Generalkapitän wurde nicht ernannt, denn einen Spanier hätten die niederländischen Groſsen nicht über sich geduldet, und diesen eine so groſse Macht in die Hand zu geben, scheute sich der König, da, wie Granvella sagte, „derjenige, der die Waffen hat, der wahre Statthalter und die Statthalterin nur seine Dienerin sei, um das Geld zum Unterhalt der Soldaten zu beschaffen.“

Am 28. Juli 1559 hielt Philipp in Gent das dreiund-

zwanzigste Kapitel des Vliesordens unter den herkömmlichen Feierlichkeiten ab. Auch dieses Fest sollte nicht vorbeigehen, ohne daſs der König auf den Widerstand des Adels stieſs. „Ich habe“, schreibt er an Granvella [1]), „folgende Punkte vorgelegt. 1) Es soll niemand in den Orden aufgenommen werden, dessen katholischer Glaube nicht über allen Verdacht erhaben ist; 2) die Ordensritter sollen mit Sorgfalt für die Erhaltung der Religion und für die Bestrafung der gegen sie erfolgten Angriffe wachen; 3) sie sollen jeden Tag in die Messe gehen. Der erste Punkt ist fast einstimmig angenommen worden, was aber den zweiten betrifft, so haben die meisten dagegen angeführt, daſs sie schon durch die Plakate dazu verpflichtet seien, und was die dritte Forderung betreffe, so seien sie schon als Christen zum täglichen Besuch der Messe verpflichtet.“ Ob der König durch die Wahl der neuen Mitglieder, von Lalaings, Hoogstratens und Montignys in besonderem Grade gekränkt wurde, ist bei der unbestimmten Ausdrucksweise Stradas, der über den Vorfall berichtet, nicht sicher, Montignys Katholicität wenigstens war über jeden Zweifel erhaben.

Eine wirklich klägliche und geradezu demütigende Rolle sollte aber Philipp in den ersten Tagen des August spielen, als die Staaten aller Provinzen auf seinen Befehl zusammengekommen waren. Es handelte sich hier natürlich nicht so sehr darum, von den Niederlanden in feierlicher Weise Abschied zu nehmen, als vielmehr wieder eine Bede für die leere Kasse des Königs zu erlangen. Die Ansprüche, die der König in den letzten Jahren an die Steuerkraft der Niederlande gemacht hatte, waren schon als unerschwinglich empfunden worden. Seine letzte Forderung im Jahr 1558 war von den Generalstaaten nicht nur bedeutend reduziert worden, sondern diese hatten auch verlangt, daſs der Einzug und die Verwaltung der

1) „Papiers d'Etat“ V, 628.

von den Provinzen aufgebrachten Gelder in ihre Hand gelegt würde, und der König hatte sich diese sowohl seinen Beamten wie ihm selbst zugefügte Kränkung ruhig gefallen lassen müssen, aber er kam dadurch noch in die weitere Verlegenheit, dafs er nun nicht mehr, wie bisher, auf Grund der bewilligten Bede Geld aufnehmen konnte. In der Ansprache, womit die Generalstaaten nunmehr eröffnet wurden, legte Philipp die Gründe seiner Abreise auseinander und ging dann direkt auf das eigentliche Ziel los, indem er die Erwartung aussprach, dafs die von den Staaten verlangte Bede im Betrage von drei Millionen Goldgulden bewilligt werde, um so mehr, als sie durchaus zum Nutzen der Provinzen verwendet werden solle. Nachdem er die neue Statthalterin den Staaten vorgestellt, ging er zu einem andern, ihm gleichsehr am Herzen liegenden Thema über, nämlich der Unterdrückung und Ausrottung der Ketzerei; dagegen wurde das Hauptanliegen der Staaten, die Abdankung und Entfernung der fremden Truppen, die, weil ihnen der Sold lange nicht bezahlt worden war, in den Niederlanden wie in Feindes Land hausten, mit keiner Silbe erwähnt.

Als die Staaten am andern Tage wieder zusammenkamen, um nach vorangegangener Besprechung die Antwort auf die königliche Thronrede zu geben, erhob sich zuerst der Wortführer der Staaten von Artois. „In zierlicher Rede“, sagt Pontus Payen, „wie man es bei allen Schriftstücken der Artesier gewöhnt ist“, beteuerte die Provinz ihre Anhänglichkeit an seine Majestät, der sie nicht nur mit Freuden ihren Anteil an der verlangten Bede bewilligte, sondern für welche sie auch ihre Habe, ja ihren letzten Blutstropfen aufzuopfern bereit sei. „Aber“, fügte der Wortführer hinzu, „die Staaten erwarten als eine Belohnung ihrer Bereitwilligkeit, die sie stets im Dienste des Königs gezeigt, dafs die fremden Truppen aus den Niederlanden sofort entfernt würden.“ Wohlgefällig hatte Philipp, auf Egmonts Schulter gestützt, den

Anfang der Rede gehört, als aber der Redner an die Stelle kam, wo vom Abzuge der Truppen gesprochen wurde, warf er sich in seinen Stuhl, machte ein ernstes Gesicht und wechselte die Farbe. Viel kategorischer lautete die Sprache der anderen Provinzen, sie baten nicht in der verschämten Weise der Artesier, sondern sie knüpften geradezu an die Entfernung der Truppen die Bedingung ihrer Geldbewilligung. Außerdem wurde dem König im Namen aller Staaten eine von Oranien, Egmont und anderen Edeln unterzeichnete Bittschrift übergeben, in welcher die „schändlichen Räubereien, Exzesse und Ruhestörungen“ der fremden Truppen dargestellt waren. In diesem Schriftstück wurde überdies die Forderung ausgesprochen, daß die Interessen des Staates nicht Fremden, sondern den Einheimischen anvertraut werden sollten. Der König, ohnedies schon außer Fassung, verließ auf dieses hin wütend die Versammlung, indem er mit Bitterkeit fragte, ob nicht auch er als Spanier das Land verlassen und die Regierung niederlegen sollte? Doch bezwang er seinen Unmut und nach Verlauf von einigen Tagen sandte er der Versammlung seine Antwort. Diese war in einem auffallend ruhigen Tone gehalten: der König wolle keine Fremden in die Regierung bringen, wie dies aus der Ernennung der Herzogin Margareta, die in den Niederlanden geboren sei, hervorgehe; das spanische Fußvolk sei nötig, um das Land gegen einen Angriff zu verteidigen, es sei aber nur 4000 Mann stark, die an rückständigem Solde eine bedeutende Summe zu fordern hätten, das nötige Geld dazu werde aber sofort nach seiner Ankunft in Spanien geschickt werden. Übrigens seien die Truppen zur Eskorte des Prinzen Don Carlos bestimmt, der bald in die Niederlande kommen werde, obwohl der König sie selbst recht gerne mit seiner Flotte nach Spanien mitgenommen hätte, wenn er nur zeitig genug vom Verlangen der Staaten unterrichtet gewesen wäre; jedoch werde er aus seiner eigenen Kasse für ihren Unterhalt

sorgen und der Oberbefehl über dieselben sei zwei niederländischen Edeln, Oranien und Egmont, übertragen; er verspreche aber feierlich, dafs diese Truppen spätestens in der Zeit von drei bis vier Monaten das Land verlassen würden.

Aus dieser halb zusagenden, halb ausweichenden Antwort sprach niemand anderes als Granvella, und es mufs ihn wohl nicht wenig Mühe gekostet haben, den König zu dem am Schlufs seiner Botschaft gegebenen Versprechen zu bewegen. Philipp nahm sogar in scheinbar herzlichen Worten Abschied von den Staaten [1]).

Jetzt stand seiner Abreise nichts mehr im Wege. Am 10. August, um Mitternacht, begab er sich nach Sas, um von da die Flotte in Zeeland zu erreichen, die ihn nach Spanien bringen sollte. Von Margareta, dem Herzog von Savoyen und den ansehnlichsten Edeln begleitet, stieg er zu Schiff und landete am 8. September in Spanien. Es wird erzählt, als der König sich an Bord begeben wollte, sei sein Blick auf den Prinzen von Oranien gefallen, alle Unannehmlichkeiten, die er sich während der letzten Wochen habe gefallen lassen müssen, seien ihm wieder lebhaft vor den Geist getreten und mit wutsprühenden Blicken habe er dem Prinzen Vorwürfe gemacht, dafs er durch seine Intriguen ihm diesen Verdrufs bereitet habe. Als der Prinz mit ruhigem Ton und in demütiger Haltung geantwortet, dafs alles auf gesetzlichem Wege erledigt worden und die Staaten, nicht er, die Schuld an dem Vorgefallenen trage, habe der König den Prinzen wütend am Arm ergriffen und zornig ausgerufen: „No los estados, ma vos, vos, vos!“ (nicht die Staaten, sondern Er, Er, Er!).

An dem apokryphen Charakter dieser Erzählung kann aber kaum gezweifelt werden, denn einmal ist der Gewährsmann dafür eine sehr verdächtige Person (sie steht

1) Gachard, Documents inédits I, 313 sqq.

in den „Mémoires“ von d'Aubry du Maurier, die 1680 erschienen, und Maurier berichtet den Vorfall, den er von seinem Vater gehört, der ihn selbst wieder von einem bei dem Abschied des Königs zugegen gewesenen Freund des Prinzen vernommen haben will), und dann stimmt die ganze Anektode überhaupt nicht mit dem ruhigen, jeden Eclat vermeidenden und in der Kunst des Heuchelns hoch entwickelten Charakter des Königs überein.

So viel steht aber fest, daſs die Kluft, welche den König vom niederländischen Adel trennte, schon jetzt eine unausfüllbare und unübersteigliche geworden war. Gleichzeitige Zeugnisse beweisen dies zur Genüge. Der französische Gesandte, de l'Aubespine, schrieb im Anfang von August 1559, also wenige Tage vor der Abreise Philipps, an seinen König, daſs die Groſsen und der Adel äuſserst schwierig und unwillig seien, besonders in Gelderland bemerke man bedenkliche Symptome, und es sei überhaupt gar nicht zu sagen, wie erbittert Oranien, Egmont, Hoorne, Meghen, Berlaymont und andere seien. Beinahe dieselbe Schilderung der damaligen Stimmung entwirft der Venetianer Bodoaro, der mit dem ihm eigenen Scharfblick den Finger auf die Wunde legte, indem er versichert, daſs man von den Edeln häufig höre, daſs, wenn sie seine Majestät allein unter sich hätten, diese sehr beliebt sein würde, aber sie hätten kein Zutrauen zu ihr, weil sie in allem den Spaniern sich anschlieſse, und sie können es nicht ertragen, daſs ihr Fürst in ihrem eigenen Lande von andern geleitet werde [1]).

War es unter diesen Verhältnissen eine politisch kluge That des Königs, aus den Niederlanden wegzugehen und eine Bevölkerung, in der so viel Zündstoff angehäuft war, sich selbst zu überlassen?

1) Gachard, Relations des Ambassadeurs vénétiens, p. 276 und Négociations, p. 65. 75. 87.

Zweites Kapitel.

Die Plakate, die Bischöfe, die Inquisition und Granvella.

I.

An demselben Tage, an dem die Generalstaaten sich versammelt hatten, schrieb Philipp an den grofsen Rat von Mecheln einen eigenhändigen Brief, der seine letzte Willensmeinung über die Handhabung der katholischen Religion und die Ausrottung der Ketzerei enthielt [1]). Nachdem er auf seine früheren in dieser Hinsicht gegebenen Befehle hingewiesen und an die strengen Weisungen seines Vaters erinnert hatte, schreibt er das Anwachsen des Übels hauptsächlich dem Umstande zu, dafs die Beamten für die Religion viel zu wenig Eifer entwickeln oder sogar selbst Anhänger und Begünstiger der Häresie seien; deshalb müssen die Plakate mit der gröfsten Strenge ohne Ansehen der Person ausgeführt werden, und zwar nicht nur gegen die Übertreter, sondern auch gegen die saumseligen Richter. Es dürfe durchaus nicht geduldet werden, dafs die Richter mit Rücksicht auf die überall verbreitete Ansicht, die Plakate seien zu streng, die Exekutionen unterlassen. „Wir haben weder Euch noch sie als Richter über das Gesetz und die Edikte aufgestellt, noch zu einem Urteile darüber, ob sie zu streng oder zu nachsichtig sind, sondern um pünktlich nach der Form der genannten Edikte einzuschreiten, die Strafen gegen die Übertreter auszusprechen und zur Exekution zu bringen.

1) Lettre de Philipp II. au grand conseil de Malines par lequel il lui fait connaitre son intention sur le fait de la religion et de l'exstirpation des hérésies 8 Août 1559, in den „Documents inédits“ p. 332 sqq.

Der Fürst, welcher Macht und Gewalt dazu besitzt, hat die Gesetze gegeben, und es ist nicht Sache der Beamten, zu untersuchen, ob sie gerecht seien oder nicht." Gewiss die Strafen für die Übertretung der Plakate waren selbst vom Standpunkt des damaligen Strafrechtes aus betrachtet barbarisch. Wer sich bekehrte, konnte noch auf Gnade rechnen: die Männer wurden enthauptet, die Frauen lebendig begraben; der hartnäckige Ketzer wurde ohne Gnade lebendig verbrannt, in beiden Fällen aber wurde das Vermögen des Schuldigen vom Staat eingezogen. Dieselbe Strafe war gedroht gegen die Hehler, welche versäumen, rechtzeitige Anzeige von der Ketzerei anderer zu machen, ferner gegen die Käufer, Verkäufer, Kolportierer, Herausgeber und Drucker häretischer Bücher, unanständiger Bilder der Jungfrau, der Heiligen oder der Angehörigen des geistlichen Standes, hauptsächlich aber gegen die Personen, welche Konventikel hielten und besuchten, welche im geheimen über die heilige Schrift disputierten, überhaupt gegen alle, welche verbotene Lehren verteidigten. Unter Androhung der Todesstrafe war ebenfalls verboten, Häretiker bei sich aufzunehmen, zu beherbergen oder zu begünstigen; alle Beamten und Vasallen des Kaisers waren verpflichtet, der geistlichen Obrigkeit ihren Arm zu leihen; alle Schenkungen, Cessionen, Testamente u. s. w. der Häretiker sind null und nichtig; zugunsten der in contumaciam Verurteilten darf keine Fürbitte eingelegt werden. Um das Verfolgungswerk recht ergiebig zu machen, spekulierte man auf den unedelsten, aber nichtsdestoweniger kräftigsten Trieb der menschlichen Natur, die Habsucht. Der Denunziant oder Ankläger erhielt die Hälfte des Vermögens des Angeklagten, wenn derselbe verurteilt wurde und, um dem Spionierwesen und dem Verrat die Thür recht weit zu öffnen, wurde dem Denunzianten, auch wenn er sich selbst der Ketzerei schuldig gemacht, Konventikel besucht hatte u. s. w., volle Straflosigkeit zugesichert. Schliefslich wurde, um

sowohl dem Volke als den Richtern den Wahn zu nehmen, dafs diese Strafbestimmungen mehr dazu dienten, um Schrecken einzuflöfsen als wirklich ausgeführt zu werden, noch ausdrücklich allen Richtern, Beamten und Offizianten verboten, genannte Strafen in irgendwelcher Weise zu alterieren, zu mäfsigen oder zu verändern.

Dies ist der wesentlichste Inhalt des berüchtigten Plakats, das im Jahr 1550 von Karl V. erlassen und sofort nach dem Regierungsantritt Philipps aufs neue verkündet worden war. Dasselbe wurde am 25. September in Augsburg unterzeichnet und der drakonische Inhalt desselben mufs auf die Königin von Ungarn einen solchen Eindruck gemacht haben, dafs sie sich selbst nach Augsburg begab, um eine Milderung einzelner Strafen durchzusetzen, jedoch ohne Erfolg; das einzige, wozu sich der Kaiser verstand, war eine Namensänderung; der im Volke einmal feststehenden Meinung zulieb wurde das Wort „Inquisition" in „geistliche Richter" verändert. Es war ein sehr schlauer Rat, den Granvella dem Könige gegeben, dieses Plakat sofort nach der Abdankung Karls verkünden zu lassen, „damit man seine Majestät nicht fälschlich beschuldigen könne, Neuigkeiten im Punkte der Religion einführen zu wollen" [1]).

Auf den ersten Anblick und den äufsern Schein nur ins Auge gefafst, ist es allerdings richtig, dafs Philipp in die bestehenden Verordnungen und Strafbestimmungen gegen die Häresie durchaus keine Veränderungen gebracht hat, und katholische Geschichtschreiber zeigen sich deshalb auch im höchsten Grade erstaunt, wenn nicht entrüstet darüber, dafs man Philipp und Granvella der Verfolgungssucht und eines in den Niederlanden unerhörten Fanatismus beschuldige, und zur Entschuldigung der barbarischen Strafen berufen sie sich auf die allgemeine Wahrheit, dafs man nicht das Recht habe, unsere mo-

1) „Papiers d'Etat" IV, 478.

dernen Anschauungen in die alten Zeiten hineinzutragen und vergangene Jahrhunderte zu verdammen, weil unsere Anschauungen andere geworden seien. Und um diesen Standpunkt sich selbst und anderen plausibel zu machen, wird dann zur notwendigen Unterlage der Beweisführung ohne weiteres als feststehende Thatsache angenommen, dafs der Abfall von der alten Kirche nicht aus dem Volke selbst hervorgegangen, sondern ihm von aufsen und vom unzufriedenen Adel, der die religiöse Frage künstlich herbeigezogen, förmlich aufgedrängt worden sei.

Vor allem mufs der Behauptung entgegengetreten werden, dafs die Plakate unter Mitwirkung der Staaten ausgefertigt worden seien, indem nur eines derselben, das vom Oktober 1531 dem Urteil der Staaten unterworfen worden war, dasjenige von 1550 dagegen, welches alle früheren derogierte und diese an Härte und Schärfe übertraf, der Kaiser ohne jede Mitwirkung erlassen hatte [1]). Wenn nun Philipp dasselbe nach seinem Regierungsantritt sofort einschärfte und dessen strenge Handhabung gebieterisch verlangte, so hatte er zwar dem Buchstaben nach nichts Neues eingeführt, aber die Umstände und Verhältnisse, unter denen dies jetzt geschah, waren andere geworden. Die Politik Karls V. war auf dem Schlachtfelde von Insbruck geschlagen und im Frieden von Passau begraben worden, der Friede von Augsburg hatte einen neuen Begriff in das Staatsrecht eingeführt, die Gewissensfreiheit der Unterthanen und die Möglichkeit, dafs neben der katholischen Religion auch noch andere ein Existenzrecht hatten, waren feierlich in Deutschland anerkannt worden; auf den Augsburger Religionsfrieden war das Januaredikt in Frankreich gefolgt, wo Protestanten und Katholiken einander die Wage hielten; in England hatte Elisabeth Philipps und der blutigen Maria angestrengte Arbeit

1) Gachard, Corresp. de Phil. II., T. I, p. cxxvi. Vgl. den ersten Band dieses Werks, p. 730 sqq.



zunichte gemacht und dem Protestantismus zum Siege verholfen; allein an den Niederlanden sollte die veränderte Richtung der Zeit nach dem Willen des neuen Herrschers spurlos vorübergehen. Darin eben liegt der immense Unterschied zwischen Karl V. und Philipp, daſs die Maſsregeln des erstern gegen die Ketzerei zu einer Zeit genommen und durchgeführt wurden, in welcher die Wiederbefestigung der Alleinherrschaft der katholischen Kirche noch im Bereiche der Möglichkeit, ja sogar der Wahrscheinlichkeit lag, während Philipp durch die total veränderte europäische Lage sich diese Möglichkeit ein- für allemal abgeschnitten sehen muſste. Und wer wollte leugnen, daſs das Bewuſstsein dieser veränderten Weltlage nicht auch im niederländischen Volke Wurzeln geschlagen hätte? Die häufigen Vorstellungen an die Regentin wegen der strikten Anwendung der Plakate, die mehr als einmal ihr gegenüber ausgesprochene Überzeugung, daſs es nicht erlaubt sei, einen Menschen seines Glaubens wegen zu töten, der von Katholiken und Nichtkatholiken gleichmäſsig geteilte Abscheu vor der Inquisition beweisen dies zur Genüge. Also nicht ein Personenwechsel in der Regierung hat den Widerstand gegen die Plakate hervorgerufen, sondern die veränderte Anschauung und der im Volksbewuſstsein durch gleichzeitige Vorgänge in andern Ländern hervorgerufene und im Laufe weniger Jahrzehnte tief eingewurzelte Begriff der Gewissensfreiheit. Zu rechter Zeit trat Karl vom Schauplatz ab, und die Behauptung, daſs, wenn er länger gelebt und an der Durchführung der Plakate festgehalten hätte, der Unwille des Volkes auch ihm gegenüber sich bis zum offenen Widerstand gesteigert hätte, ist keine müssige, sondern eine in den Verhältnissen tief begründete. Motley hat recht, wenn er meint, man habe sich nicht darüber zu verwundern, daſs der Aufstand gegen Spanien überhaupt, sondern darüber, daſs er nicht früher ausgebrochen sei. Ebenso wenig überträgt man moderne An-

schauungen und einen unbilligen Maſsstab auf frühere Zeiten, wenn man die grausamen Strafen verurteilt. Als solche wurden sie schon damals verabscheut, und die öffentliche Meinung konnte sich nie und nimmer darein finden, daſs ein Mensch lebendig verbrannt oder begraben werden sollte, wenn er im stillen Kämmerlein die Bergpredigt las oder wenn er einen Psalm sang. Der Prinz von Oranien hat diese Volksüberzeugung treffend mit den Worten geschildert, daſs man ein Heiligenbild nur schief anzusehen habe, um von der Inquisition dem Henker überliefert zu werden.

Was endlich die weitere Behauptung betrifft, daſs das Volk von dem unzufriedenen Adel, der sich der religiösen Frage bemächtigte, auf künstliche Weise in den Aufstand förmlich hineingetrieben worden sei, so ist diese Geschichtsauffassung in der That eine so mechanische und materialistische, daſs man sie mit Stillschweigen übergehen kann. Es kann in dieser Hinsicht auf das zweite Kapitel des fünften Buchs im ersten Band verwiesen werden [1]. Der Zustand der Kirche, der intellektuelle und moralische Gehalt der Geistlichkeit, der rege Verkehr, in welchem die Niederlande mit allen Ländern Europas, und nicht zum wenigsten mit denjenigen standen, in denen der Abfall von der alten Kirche schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte, erklären das Eindringen der neuen Lehre in die Niederlande zur Genüge. Glaubt man wohl im Ernste, daſs der Einfluſs des Adels mächtig genug gewesen wäre, um das Volk jahrzehntelang zu dem die grausamsten Verfolgungen trotzenden Glaubensmut zu begeistern? In der religiösen Frage spielte gerade der Adel eine untergeordnete und, wie nicht zu leugnen ist, wenig ehrenvolle Rolle, man kann sogar zugeben, daſs

1) Vgl. ferner meine Abhandlung: „Der Abfall der Niederlande und die ultramontane Geschichtschreibung“, in den „Preuſsischen Jahrb.“ Juli 1883.

er in ihr häufig das Mittel zu einem egoistischen Zwecke sah, und gerade weil derselbe sich hütete, durch offenen Abfall von der Mutterkirche die Ungnade des Königs sich zuzuziehen, konnte dieser um so rücksichtsloser und grausamer gegen das Volk vorgehen. Aber hier stiefs er auf einen harten Widerstand, und der katholische König sollte sich überzeugen, dafs das Blut der Märtyrer nicht nur dem alten, sondern auch dem neuen Glauben zugute kam. Die religiöse Frage, die beim Aufstande zuerst nur nebenher ging, wurde bald das treibende, denselben vollständig beherrschende Element [1]).

Um sich davon zu überzeugen, darf man nur das älteste Glaubensbekenntnis der niederländischen Protestanten zur Hand nehmen [2]). In Artikel 36, wo die Pflichten der Obrigkeit gegen die Kirche auseinandergesetzt sind, erheben die unterdrückten und verleumdeten Protestanten laut ihre Stimme zu Philipp und beschwören ihn, nicht blindlings zu glauben, was ihre Feinde sagen, sondern selbst mit ihrem Glaubensbekenntnis nähere Bekanntschaft zu machen, dieses mit der Bibel zu vergleichen und dann zu urteilen. Würde es erwiesen, dafs sie Lügen sprächen und den Aufruhr predigten, dann mögen die Scheiterhaufen vermehrt und die Folterqualen vergröfsert werden, komme dagegen ihre Unschuld an den Tag, dann möge sie der König gegen die Verleumdungen ihrer Feinde beschützen. Der naive, treuherzige Ton des ganzen Stücks zeigt, dafs der neue Glaube eine Herzens- und Gewissenssache des Volkes geworden war, so unverkennbar war in seinem Auge die Wahrheit dieser Überzeugung, dafs sie gar nicht daran zweifelten, dafs jeder, der die Sache mit eigenen Augen betrachtete, sofort von

1) Vgl. Acquoy, Het kerkelyk element in onzen opstand tegen Spanje in „Vaderlandsche letteroefeningen", 1872.

2) Vgl. J. J. van Toorenenbergen, Eene bladzyde uit de geschiedenis der nederlandsche Geloofsbelydenis 1561—1861. Gravenhage's.

ihrer Wahrheit überzeugt werden mufste. Freilich, es klingt wie eine bittere Ironie, dafs ein Fürst zum Schiedsrichter angerufen wurde, dessen Fanatismus kaum seinesgleichen hatte.

Die Beantwortung der Frage, auf welchem Wege die eigentliche Reformation in die Niederlande gekommen sei, ist eine äufserst schwierige. Die ersten Plakate sprechen nur von Wiedertäufern und Martinisten (Lutheranern), und wenn es beinahe unmöglich ist, mit Sicherheit zu entscheiden, ob die Lehre Luthers oder die Zwinglis in den nördlichen Niederlanden einen gröfseren Einflufs hatte, so war es doch keine dieser beiden Glaubensformen, die bei der im Anfang der sechziger Jahre beginnenden Bewegung eine Rolle spielte; der Calvinismus erhebt plötzlich sein Haupt, und das Luthertum tritt nicht nur verhältnismäfsig zurück, sondern verschwindet eine Zeit lang vollständig. „Ich will lieber sterben, als Lutheraner werden“, sagte Marnix van St. Adelgonde, der eifrige und verdienstvolle Vorkämpfer des Calvinismus. Das Luthertum war damals schon zu einem vollständigen in sich abgeschlossenen System entwickelt, es hatte als die Bedingung seiner Existenz mehr oder weniger die Abhängigkeit von der weltlichen Obrigkeit festgestellt und damit auf jede weitere expansive Thätigkeit verzichtet, es war mehr eine Religion von Fürsten und Gelehrten als des Volkes geworden. Dabei darf man nicht aufser Acht lassen, dafs man in Deutschland die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung mit den Katholiken noch nicht aufgegeben hatte, der Augsburger Friede wurde nicht nur von Lutheranern, sondern ebenso von Katholiken als ein provisorisches Auskunftsmittel angesehen, und auf lutherischer Seite war man deshalb auch so vorsichtig, durch ungestümes aggressives Auftreten die Möglichkeit einer Vereinigung nicht zu verscherzen.

Das direkte Gegenteil sieht man in den Niederlanden. In allen Geusenliedern, fast bei jedem Rederykerspiel,

hauptsächlich aber bei allen gegen die Ketzer vorgenommenen gerichtlichen Untersuchungen findet man nur ausnahmsweise positive dogmatische Meinungen, wohl aber stets den glühendsten Hafs gegen das Papsttum und die Geistlichkeit und den tiefsten Abscheu vor der Messe und dem Heiligendienst. Diesen negativen Standpunkt fand das Volk in greifbarer Gestalt im Calvinismus, und wir sehen deshalb auch im Jahr 1566 denselben in voller Wirkung, während das Luthertum als politisches Element bei dem Aufstande gar nicht in Betracht kommt. Und dennoch ist es äufserst schwierig, wenn nicht unmöglich, die genaue Richtung des Kanals anzugeben, durch welchen der Calvinismus in die Niederlande strömte. Motleys Behauptung, dafs die feurigen Feldprediger aus dem Süden Frankreichs zuerst die reizbaren Gemüter der südlichen Niederländer entzündet hätten, geht entschieden zu weit, da mit Ausnahme von Franciscus Junius und Peregrinus de la Grange nicht ein einziger bekannter Name aus dem Süden auftritt. Dagegen wird man kaum fehlgreifen, wenn man die plötzlich erwachende Kraft des Calvinismus in Zusammenhang mit der äufserlich zwar unterdrückten, aber im tiefsten Volksbewufstsein wenigstens im Keime noch fest wurzelnden Wiedertäuferei in Zusammenhang bringt. Wenn man sieht, dafs letztere den Begriff des Individualismus und der persönlichen Gleichheit zum Mittelpunkt ihrer Religion erhob, wenn bei ihr der Gedanke, durch Waffengewalt sich selbst das von der Obrigkeit verweigerte Recht zu verschaffen, in die Wirklichkeit getreten war, wenn wir endlich beim Auftreten des Calvinismus dieselben Erscheinungen sehen wie bei der Wiedertäuferei, Negation der Heiligkeit des Priesteramtes und freie unbeschränkte Ausübung der Predigt, — so wird man notwendig zur Annahme einer innern Verwandtschaft zwischen beiden und des Hervorgehens des einen aus dem andern gebracht [1]). Natürlich traten dazu

1) Zwischen Oranien und Margareta bestand hinsichtlich der

noch die Einwirkungen von aufsen; Männer wie Taffin, Guy de Bres, Crespin, Dathenus, Hazard u. a. hatten in Genf, Metz, Strafsburg und Sedan die Reformation aus eigener Anschauung kennen gelernt und sie von ihrer in religiöser Beziehung längst unterwühlten Heimat, dem südlichen Saume der Niederlande, weiter nach Norden verbreitet. Daraus begreift man auch leicht, warum der niederländische Calvinismus in der Folge den Charakter des französischen Hugenottentums annahm, deshalb kann man aber noch keineswegs behaupten, dafs derselbe aus Frankreich gekommen sei; er war da wie der Blitz, „der vom Osten ausgeht und im Westen scheint" [1]).

Man kann sogar einen sehr plausiblen positiven Grund dafür anführen, dafs man sich in den Niederlanden damals scheute, einfach das französische Glaubensbekenntnis, wie es doch später geschah, anzunehmen, obgleich man von Genf aus, wohin man dasselbe vor seiner Herausgabe geschickt hatte, darauf gedrungen hatte, das französische unverändert anzunehmen. Denn in jener Zeit (1561) mufste alles, was aus Frankreich kam, im höchsten Grade verdächtig erscheinen; der Krieg zwischen Frankreich und Spanien war zwar beendet, aber der tödliche Hafs zwischen den beiden Völkern war geblieben und eine Partei in den Niederlanden, die sich mit einer französischen als eins gefühlt und betrachtet hätte, wäre sofort unmöglich geworden. Und diese Volksüberzeugung mufste

Behandlung der Anabaptisten ein sehr grofser Meinungsunterschied. Während jener besonders strenge Mafsregeln gegen dieselben verlangte, widersetzte sich letztere, nicht weil sie die Gefährlichkeit derselben verkannte, sondern weil sie die Calvinisten durch die besondere Verfolgung einer andern Sekte nicht verstärken wollte. Die Verschiedenheit der Sekten sah sie im Interesse der katholischen Kirche nicht ungern. „Corresp. de Guill. le Tacit" II, 221. 225. 229. 391.

1) Vgl. Bakhuizen van den Brink, Aanteekeningen zu Motley I, no. 28.

die Reformation in den Niederlanden respektieren, und sie stellte deshalb ein eigenes, wenn auch nur hinsichtlich der Redaktion verschiedenes Glaubensbekenntnis auf [1]). Übrigens kann angenommen werden, daſs in den ersten zehn Jahren der Regierung Philipps kaum ein Drittel der Bevölkerung der Niederlande von der katholischen Kirche abgefallen war, und von diesem Drittel gehörte vielleicht höchstens wieder nur ein Drittel der reformierten Richtung an; aber gerade diese war in stetiger Zunahme begriffen und vermöge der Organisation ihrer Konsistorien mit Antwerpen als Zentralpunkt, mit ihren feurigen, vor keiner Gefahr zurückschreckenden Predigern, die das Land kreuz und quer durchreisten, waren diese „Gemeinden unter dem Kreuz" mehr und mehr der natürliche Sammelpunkt aller der alten Kirche feindlichen Elemente, deren äuſseres Symbol das Glaubensbekenntnis und der Heidelberger Katechismus war. Auf der Synode in Emden (1571) wurden beide als die Grundlage der niederländischen Kirche anerkannt [2]).

Gegen diese von Tag zu Tag mehr an Boden gewinnende religiöse Richtung reichten die Plakate auch trotz der strengsten Anwendung derselben keineswegs aus, und schon der Kaiser hatte sich mit einem Gedanken getragen, dessen Verwirklichung der Häresie den Todesstoſs versetzen sollte. Wie die politische Einheit der Niederlande durch die Vereinigung derselben zum burgundischen Kreis dem Auslande gegenüber dargestellt worden war, so sollte die kirchliche Einheit durch die Errichtung einer Anzahl neuer Bistümer erzielt werden, und zwar in der Weise, daſs die politischen und kirchlichen Grenzen zusammenfielen. Bis zum Jahr 1559 bestanden nur drei Bistümer: Atrecht, Doornik und Utrecht, die zwei ersteren

1) Vgl. Triglandt, Kerk. Gesch., p. 147. 154.

2) Vgl. „Archives" II, Lettre CXCI, p. 245. Beza sagte selbst: „la confession des Eglises françoises est suspecte au titre".

gehörten zum Erzbistum Rheims, letzteres zu Köln. Nach dem Plane von Philipp sollte nun die kirchliche Einteilung diese sein:

1) das Erzbistum Mecheln mit den Suffraganaten von Antwerpen, Herzogenbusch, Roermond, Gent, Brugge und Ypern;

2) das Erzbistum Utrecht mit Deventer, Haarlem, Leeuwarden, Middelburg und Groningen;

3) das Erzbistum Kameryk mit Atrecht, Doornik, St. Omer und Namen.

Nur Luxemburg war von diesem Verband ausgenommen und sollte nach wie vor unter der Jurisdiktion von Trier stehen.

Es hatte einer entsetzlich langen Arbeit bedurft, bis die Angelegenheit nach dem Wunsche Philipps geregelt werden konnte. Schon Karl der Kühne war mit dem Vorhaben umgegangen, die Zahl der Bistümer zu vermehren, Kaiser Karl hatte gleich im Anfange seiner Regierung seine Gedanken darauf gerichtet, und so oft es seine nicht immer ungetrübten Beziehungen zum Papst gestatteten, liefs er Unterhandlungen darüber führen, die indessen nicht zum Ziele führten; erst Philipp sollte die Angelegenheit zum Abschlufs bringen: in den letzten Tagen vor seiner Abwesenheit kam Doktor Franz Sonnius aus Rom zurück und brachte die Bulle Pauls IV., welche der Hierarchie die gewünschte Organisation gab. Mit der Ausführung ging es aber nicht so schnell, Paul IV. war bald nach der Ausfertigung gestorben, und sein Nachfolger Pius IV. beeilte sich nicht besonders, die von Philipp an dem ursprünglichen Entwurfe gemachten Veränderungen zu genehmigen, und in Rom verlangte man erst das spanische Geld zu sehen. Im Januar 1561 schrieb Granvella an den König: „Alles Übel kommt vom römischen Geize, der die Gelegenheit nicht angreifen wollte, bis wir eine Kaution von 12 000 Thalern hinterlegt hätten. Diese Summe wird für die Prüfung des Planes der Cir-

cumskription und Dotation der neuen Kirche verlangt, für ein Werk vom gröfsten öffentlichen Nutzen, dessen Konzession unentgeltlich ausgefertigt werden sollte. Der Gesandte dringt unaufhörlich darauf, dafs man so schnell als möglich einen Kurier mit dem verlangten Kredite abfertigen solle, aber unglücklicherweise kann man nicht einen Maravedi finden, nicht um eine so grofse Summe zu realisieren, sondern nicht einmal, um einen Kurier abzufertigen [1])." Ehe aber das Geld gefunden und ausgeteilt war, verlief eine kostbare Zeit; das Geheimnis, mit dem die Verhandlungen geführt wurden, konnte auf die Dauer nicht bewahrt bleiben, und die niederländischen Äbte hatten sogar bald eine Abschrift der von der Regierung vorgenommenen Veränderungen in Händen. Diese aber waren es gerade, welche die Klostergeistlichkeit zu den entschiedensten Gegnern Philipps und Granvellas machte [2]).

Das Einkommen der neuen Bischöfe sollte nach dem ursprünglichen Plane auf Zehnten und Kirchengüter fundiert werden, und bis zur definitiven Bezeichnung der Einkommensteile sollten sie einen Teil ihrer Einkünfte aus den Domänen des Königs in den Niederlanden erhalten. Da aber letztere schon zu sehr beschwert waren, so wollte der König die Einkünfte der in Spanien vakanten Bistümer für die Niederlande verwenden. Ein Vorschlag Granvellas, die Abteien, welche in der Nähe der bischöflichen Kirchen lagen, mit diesen zu vereinigen und ihr Einkommen der bischöflichen Tafel zuzuweisen, fand sofort die Billigung des Königs, rief aber den erbittertsten Widerstand der in ihrem Überflufs bedrohten Äbte hervor.

An und für sich konnte gegen die Vermehrung der Bischöfe gewifs nichts eingewendet werden. Die Diöcese

1) „Papiers d'Etat" VI, 227.

2) Vgl. J. G. R. Acquoy, Het Klooster van Windesheim en zyn invloed II, 151. 152.

von Utrecht allein umfaſste 1100 Kirchen und mehr als 200 geschlossene Städte, und bei der zahlreichen Bevölkerung konnten die wenigen und oft weit entfernten Bischöfe ihre Herden nicht übersehen und durch Visitationen und persönlichen Verkehr in den Gang der kirchlichen Bewegung eingreifen. Überdies war die Verschiedenheit der Sprachen, der Landesgewohnheiten und bürgerlichen und politischen Einrichtungen ein groſses Hindernis für eine gedeihliche Seelsorge; jeden Augenblick erhoben sich Konflikte zwischen den königlichen Behörden und den auswärtigen Bischöfen, letztere erlaubten sich häufig Eingriffe in die nationalen Freiheiten und Privilegien, und auch die Rechte des Souveräns wurden nicht immer gewahrt. Philipp wollte im Umkreise seines Staates nur Bischöfe haben, auf die er die Hand legen konnte, und keine auswärtigen, die mit ihrer Jurisdiktion hereinragten in sein Gebiet, von ihm aber nicht erreicht werden konnten. So gut katholisch und fanatisch der König auch war, so verlangte er doch die unbedingte Unterwerfung der Bischöfe und der Geistlichkeit unter seinen Willen. Wenn man ferner in Betracht zog, daſs die sittliche Verkommenheit unter dem Klerus zu einem uns geradezu unglaublichen Grad gestiegen war, wogegen nur tüchtige Bischöfe, die selbst an Ort und Stelle waren, Abhilfe treffen konnten, und daſs gerade in diesem Umstande ein Hauptgrund des Um-sich-greifens der Häresie lag, so wird man vom Standpunkte der Regierung die Vermehrung der Bischöfe begreifen können. Eine andere Frage ist freilich die, ob eine so kolossale Vermehrung der Oberhirten gerade notwendig gewesen wäre; Karl V. hatte sich mit einem viel bescheideneren Maſsstabe begnügt [1]).

Wie schon gesagt, ging der erste Widerstand gegen diese Neuerung von geistlicher Seite selbst aus. Zunächst

1) Uber die Errichtung der Bistümer vgl. „Corresp. de Phil. II.", T. I, Introd. p. XLIII sqq.

konnten die Prälaten, von deren Sprengeln diese bedeutenden Gebiete abgetrennt wurden, den Verlust ihrer Einkünfte nicht verwinden, und sie agitierten deshalb energisch in Rom, ohne jedoch etwas zu erreichen. Am ungehaltensten jedoch waren die Mönche. Durch das von Granvella erfundene Auskunftsmittel, die in der Nähe von Bischofssitzen gelegenen Abteien mit ersteren zu vereinigen, waren Bischöfe an die Stelle von Äbten getreten. Letztere bildeten aber ein wichtiges und unabhängiges Glied in der nationalen Vertretung, und jetzt sollten die Stühle der Äbte von Männern eingenommen werden, die vom König ernannt wurden und deren Interessen mit denen des Königs zusammenhingen! Granvella, der zum Erzbischof von Mecheln ausersehen war, war als Inhaber der reichen Abtei Afflighem der erste Prälat Brabants, in dessen Ständeversammlung die Geistlichkeit den ersten Stand bildete. Der Propst der Kollegiatkirche von St. Donat in Brugge, dem zweiten Gliede von Flandern, war Präsident des geistlichen Rates und als solcher zugleich erblicher Kanzler von Flandern; nunmehr wurde die Kollegiatkirche zur Kathedralkirche erhoben und damit ihr Inhaber, der Bischof von Brügge, erblicher Kanzler von Flandern. Diese schlauen Kombinationen machen dem erfinderischen Geiste Granvellas alle Ehre, und er säumte auch nicht, laut auszusprechen, daſs durch die Bischöfe die königliche Partei in den Staatenversammlungen verstärkt würde.

Der politische Schachzug, den Granvella damit gethan zu haben glaubte, wurde aber von dem Adel leicht durchschaut, und es kostete die Äbte geringe Mühe, die Groſsen in ihr Interesse zu ziehen, zumal auch diese sich von materiellen Verlusten bedroht sahen. In der päpstlichen Bulle kam eine Bestimmung vor, die diese besonders in Harnisch jagen muſste: wer von nun an Bischof werden wollte, muſste zugleich Doktor der Theologie sein. Da die Edeln, die studierten, es unter ihrer Würde hielten,

den Doktorgrad zu erwerben, so bedeutete diese Anordnung nichts weniger als den Ausschlufs des höheren Adels. Bis jetzt hatten einzelne Familien, wie die Crois, die Bergen, die van der Marks die Bischofsstühle gleichsam in Erbpacht gehabt und in denselben für ihre jüngeren Söhne eine ausgezeichnete Versorgungsanstalt gefunden, jetzt sollte an die Stelle der Geburt Gelehrsamkeit und Verdienst treten. Unter den neu ernannten Bischöfen gehörte denn auch nicht ein einziger dem höheren Adel an, die meisten waren selbst von niedriger Herkunft. Noch mehr mufste sich aber der höhere Adel durch die politische Seite der neuen Organisation in seinen Vorrechten gekränkt fühlen, denn sein Einflufs und sein Übergewicht in den Staatenversammlungen hatte durch die Einführung königlicher Bischöfe in dieselbe eine schwere Einbufse erlitten. Oranien sagte dem Kardinal geradezu ins Gesicht, dafs der König nicht befugt wäre, eine so tiefeingreifende Veränderung, wie die Einverleibung der Abteien und die neue Kirchenordnung überhaupt, ohne Wissen und Genehmigung der Staaten des Landes einzuführen [1]).

Es kam aber noch ein weiteres Moment hinzu, durch welches auch der Bürgerstand, ja das ganze Volk in die Bewegung gegen die Einführung der Bischöfe mit fortgerissen wurde.

In der Circumscriptionsbulle war die Bestimmung getroffen, dafs jeder Bischof neun aufserordentliche Kanoniker ernennen solle, die ihm in der Leitung seiner Diöcese helfen sollten, während zwei von denselben selbst Inquisitoren sein müfsten. Dadurch erst sollte das Plakat von 1555 zur fürchterlichen Wirklichkeit werden. „Die Plakate und die Inquisition sind ein und dasselbe", sagte der Prinz von Oranien [2]).

1) Vgl. „Papiers d'Etat" VIII, 133. 134. 369, u. IX, 217. 238. 239. Auch Margareta war dem Projekt nicht günstig gestimmt.

2) Groen van Prinsterer, Archives et Corresp. III, 29.



Ebenso wenig als mit den Plakaten hatte Philipp mit der Inquisition irgendwelche Neuerung in die niederländischen Zustände gebracht. Im ersten Bande wurde gezeigt, wie der Kaiser Franz van der Hulst unter Mitwirkung und Zustimmung des Papstes als Inquisitor anstellte. Als solcher hatte er die Vollmacht, die gesetzlich gegen die Häretiker bestimmten Strafen auszusprechen, er konnte die gesamte Geistlichkeit, selbst Bischöfe und Erzbischöfe, verfolgen und verurteilen. Am 28. Februar 1546 wurden noch besondere Instruktionen für die Inquisitoren erlassen, am 29. April 1550 wurde allen Beamten aufs strengste aufgegeben, ersteren alle mögliche Unterstützung angedeihen zu lassen. Diese Instruktion wurde am 31. Januar 1555 erweitert, so daſs thatsächlich die bürgerliche Obrigkeit der Inquisiton in jeder Hinsicht untergeordnet wurde. Alle diese Maſsregeln des Kaisers wurden von Philipp schon im ersten Monate seiner Regierung bestätigt und ihre Beobachtung eingeschärft. Während des Krieges mit Frankreich waren die Inquisitoren in der Ausführung der Plakate ziemlich gemäſsigt zuwerk gegangen, aber sofort nach dem Friedensschlusse wurden die Verfolgungen mit der unerbittlichsten Strenge wieder aufgenommen. Von dem Rechte, das die päpstlichen Inquisitoren hatten, Gehilfen und Unterinquisitoren anzustellen, machten sie einen ausgiebigen Gebrauch, und wie sich denken läſst, waren diese nach der Art Untergebener im Aufspüren und Bestrafen von Häretikern übereifrig. Die berüchtigtsten desselben sind: Barbier, de Monte, Sonnius und Titelman; was Blutgier und Mordsucht betrifft, so übertraf der letztere alle anderen, und kaum war in den Niederlanden ein Name so geflucht als der seinige.

Flandern, Douai und das Doorniksche, also gerade die reichsten und bevölkertsten Gegenden der Niederlande, waren der Schauplatz seines Wütens. Die Chroniken jener Zeit schildern ihn als einen „blutgierigen Teufel, der

ohne jede Begleitung, Tag und Nacht zu Pferde das Land durchstreifte, die zitternden Landleute mit einem Knüppel auf den Kopf schlug, verdächtige Personen aus dem Bette rifs und sie in den Kerker warf, folterte und verbrannte". Die Geschichte der Märtyrer dieser Gegenden wimmelt von seinen Mordthaten. Einen armen Schulmeister, von dem er gehört hatte, dafs er in der Bibel lese, liefs er erdrosseln und ins Feuer werfen, nachdem er sich überzeugt hatte, dafs derselbe in seinen Irrtümern beharre. Ein Teppichweber aus Doornik, der einige geistliche Lieder aus einem in Genf gedruckten Buche abgeschrieben hatte, wurde lebendig verbrannt, ein Wiedertäufer in Gegenwart seiner Frau, die das Entsetzen tötete, mit einem alten verrosteten Schwerte durch sieben Hiebe hingerichtet, eine Familie in Ryssel, bestehend aus Mann und Frau mit zwei Söhnen, die nicht in die Messe gingen, sondern zuhause Gottesdienst hielten, ausgemordet. Als er am 14. November 1561 um seine Entlassung bat, motivierte er sein Gesuch in naiver Weise damit, dafs er sein Amt ein gehässiges, beschwerliches und gefährliches nannte und dafs er nur wenig Unterstützung finde.

Man darf nur einen Blick in die Märtyrerbücher werfen, um sich von dem Wüten der Inquisitoren einen Begriff zu machen, und beinahe mehr noch als die Grausamkeit der Verfolger trifft den Leser die edle Duldsamkeit der Opfer. Der Mut, mit dem sie an ihrem Glauben festhalten, geht Hand in Hand mit einem beinahe sklavischen Gehorsam gegen die Obrigkeit. Im Jahr 1561, als Antwerpen das Landjuweel feierte, zu dem die Rederyker aus allen niederländischen Städten herbeigeströmt waren, kamen im Walde bei Marcksem etwa 400 Protestanten zum gemeinschaftlichen Gottesdienst zusammen; sie hatten geglaubt, während des Festjubels in der Stadt dies unbemerkt thun zu können. Aber der Drost, der um die Zusammenkunft wufste, überfiel sie mit etwa sechs Dienern und, ohne den geringsten Widerstand zu bieten,

flieht die ganze Versammlung auseinander, so dafs der Drost fünf derselben gefangen nehmen kann, die denn auch nachher verbrannt wurden. Wie leicht wäre es diesen vierhundert gewesen, nicht nur sich zur Wehr zu setzen, sondern auch sich für frühere Verfolgungen zu rächen! Als in Antwerpen ein Wiedertäufer zum Richtplatz geführt wurde, trat ein Webersknecht aus dem Volkshaufen auf ihn zu, küfste ihn und rief: „Bruder, kämpfe fromm bis in den Tod!“ Er wurde ergriffen und eine Woche später verbrannt. Wie in den ersten Zeiten des Christentums wurde der Märtyrertod oft förmlich gesucht. Ein eifriger Protestant in Doornik, ein Sammtweber, suchte lange vergeblich seine Frau zu bekehren. Am Christfest ging er in die überfüllte Kirche, stellte sich neben den Altar, und als der Priester die Hostie emporhob, rifs er die Oblate dem Geistlichen aus der Hand, brach sie in Stücke und rief mit lauter Stimme: „Betrogenes Volk, glaubst du, dafs dies der Leib Jesu Christi ist, deines Gottes und Erlösers?“ Dann warf er die Stücke auf den Boden und trat sie mit Füfsen. Er hätte inmitten der furchtbaren Verwirrung, die auf diese Scene folgte, leicht entfliehen können, aber er liefs sich ruhig ergreifen. „Hätte ich hundert Leben“, sagte er, „ich würde dies hundertmal wiederholen und hundertmal zur Ehre des Erlösers den Tod erleiden!“ Sein Glaubensmut dauerte ebenso lange als die entsetzliche Folter, die seiner Verbrennung vorherging. Man begreift, dafs ein derartiges Vergehen gegen das Heiligste, was die Kirche kennt, nach den damaligen Begriffen nur durch die grausamste Strafe gesühnt werden konnte, wurde doch sogar nur der Mangel äufserer Hochachtung vor dem „Brodgott“, wie die damaligen Protestanten sagten, mit dem Feuertode bestraft. Ein armer Bote in Bergen-op-Zoom, der es unterliefs, vor seinem Hause auf die Kniee zu fallen, als die Hostie vorbeigetragen wurde, wurde sofort verbrannt!

Wie Granvella in einem Berichte an den König im Ernst behaupten konnte, daſs, wenn die Groſsen keinen solchen Lärm machten, das Volk wegen der neuen Bischöfe den Mund nicht aufthun würde [1]), ist kaum begreiflich; er selbst kann an die Wahrheit seiner Darstellung nicht geglaubt haben, denn dem Volke muſste nach den bisherigen Erfahrungen eine solche Vermehrung der Bischöfe, von denen jeder zwei Inquisitoren zur Seite hatte, gleichbedeutend mit der noch strengeren Handhabung der Plakate und der extensiven und intensiven Ausdehnung der Inquisition sein. Die eben geschilderten Verfolgungen waren das Werk der von Karl eingeführten päpstlichen Inquisition gewesen, und dazu sollte nun noch eine andere, die bischöfliche kommen, ohne daſs die eine die andere, wie es in der päpstlichen Bulle ausdrücklich bestimmt war, aufheben oder ihr im Wege stehen sollte! Daher kann man auch den Wert ermessen, den die Versicherungen Granvellas und Philipps hatten, daſs es durchaus nicht ihre Absicht sei, die spanische Inquisition in den Niederlanden einzuführen; dies war auch in der That nicht nötig, man brauchte hier keine Familiares, die sich in die Geheimnisse der Familie einzudringen wuſsten, da die Ketzer in den Niederlanden offen und unter den Augen der Regierung ihre Zusammenkünfte hielten oder in der Bibel lasen. Die päpstliche und die bischöfliche Inquisition in Verbindung mit den Plakaten reichten vollständig hin, um die Ketzerei mit Stumpf und Stiel auszurotten; ja Philipp, dessen Gewohnheit es sonst nicht war, mit wenig Worten viel zu sagen, drückte das wahre Verhältnis sehr treffend mit den Worten aus: „Wozu die spanische Inquisition einführen? die Inquisition der Niederlande ist doch viel unbarmherziger als die in Spanien [2]).“

1) „Papiers d'Etat“ VII, 51,
2) „Corresp. de Phil. II.“, I, 207.

In der vordersten Reihe der Opposition stand die Stadt Antwerpen [1]), die eine eigene Gesandtschaft nach Spanien schickte, um den König zu bitten, die Errichtug eines bischöflichen Stuhles in dieser Handelsstadt zu sistieren, sonst könne der Wegzug der fremden Kaufleute, welche sich durch die Einführung der Inquisition in ihrer Sicherheit gefährdet sähen, und damit der Ruin der Stadt nicht aufgehalten werden. Nach langem Widerstande gab Philipp in der That nach, die Errichtung eines Bistums in Antwerpen unterblieb, und erst als Alba die Regierung übernommen hatte, konnte in der Stadt ein Bischof eingesetzt werden.

An andern Orten konnten die Bischöfe von ihren Stühlen erst nach Verlauf vieler Jahre Besitz ergreifen; in Gent verzögerte sich die Sache bis 1565, in Haarlem, Namur und Roermond bis 1569, und in Deventer und Leeuwarden sogar bis 1570. Und von den eingesetzten Bischöfen waren viele in manchen Orten ihres Lebens kaum sicher, wenn man dem Berichte eines zeitgenössischen Geistlichen Glauben schenken will [2]).

II.

Aller Hafs der Edeln sowohl wie des Volkes konzentrierte sich aber auf einen Mann, in dem man von Beginne seines Auftretens an die Personifikation des spanischen Systems zu sehen und zu verabscheuen gewöhnt war, — auf den nunmehr zum Kardinal und zum Erzbischof von Mecheln ernannten Granvella.

Anton Perennot — dies ist der ursprüngliche Name

1) Nach Granvellas Urteil waren hier mehr Ketzer als in Genf.

2) P. Arnoldus Havensius, Commentarius de erectione novorum in Belgio episcoporum Col. Agr. 1609, p. 26 f.; ferner: Gachard, Corresp. de Phil. II., I, xcm sqq. Mees, Hist. Atlas van Noord-Neederl., 4. Liefg., p. 8 sqq.

dieses Staatsmannes — war das älteste von 13 Kindern und wurde im Jahr 1517 in Besançon geboren; sein Vater, Nikolaus, war einer der angesehensten und einflufsreichsten Räte des Kaisers gewesen. Mit 23 Jahren wurde Anton, dessen aufserordentliche Anlagen schon frühzeitig hervortraten, Domherr in Lüttich, nachdem er kurz vorher in den geistlichen Stand getreten war. Um zu genannter Würde in Lüttich zu gelangen, mufste man wenigstens acht adelige Ahnen aufweisen können, obwohl seine Gegner behaupteten, dafs sein Grofsvater Schmied gewesen sei. Bald darauf erhielt er, obgleich er das erforderliche Alter noch nicht hatte, durch Vermittelung seines Vaters das reiche Bistum Atrecht, und als er im Jahr 1543 auf der Kirchenversammlung von Trient durch eine gelehrte und glänzende Rede die Gunst des Kaisers erworben hatte, ernannte ihn dieser zum Staatsrat. Derselbe bediente sich seiner häufig bei Gesandtschaften und anderen Geschäften, die Umsicht und Verschmitztheit erforderten. Bei der Gefangennehmung des Landgrafen von Hessen und der Herzoge von Sachsen hatte er dem Kaiser hilfreiche Hand geleistet.

Gleich im Anfange der Regierung Philipps hatte er als erster Ratgeber der Krone festen Fufs zu fassen gewufst. In der Schule Karls V. erzogen, schwärmte er für den unbeschränktesten Absolutismus, und er selbst konnte im Verkehr mit seinem Herrn und Meister in den demütigsten Loyalitätsversicherungen sich nie genug thun. Er war der geborene Feind der Rechte und Freiheiten der Niederlande und verabscheute nichts mehr als eine Mitregierung der Unterthanen, wiewohl er es im gegebenen Augenblick sehr gut verstand, seine scharf gezeichneten Prinzipien mit salbungsvollen Gemeinplätzen und unaufhörlichen Versicherungrn seines guten Willens vor den Augen der Menge zu verbergen. Vielleicht hat niemand bei der Abdankung Karls V. mit sorgenvollerem Blick der Zukunft entgegengesehen als Granvella; die

Art und Weise, wie die Regierung unter dem Herzog von Savoyen eingerichtet wurde, der großse Einfluſs, den Philipp dem Adel zuerkannte, gefielen ihm nicht, in den Zeiten der Königin Maria sah er sein Ideal: denn damals bestand der Staatsrat, dem Philipp in der That eine aktive Rolle zuweisen wollte, mehr dem Namen als der That nach, da er nicht oft aufgerufen wurde. Und als dann bald darauf die Regierungsmaschine durch den Widerstand des Adels ins Stocken geriet und Egmont mit Oranien sich weigerte, noch ferner dazu mitzuwirken, die niederländischen Interessen denen der spanischen Monarchie aufzuopfern, da konnte er mit triumphierender Überlegenheit seinen Herrn an seine früheren Vorstellungen erinnern; denn was Granvella befürchtet hatte, war in der That geschehen, die vielköpfige Regierung hatte sich unfähig gezeigt, und der König kehrte, durch die Erfahrung eines besseren belehrt, wieder zur Politik des erprobten Dieners seines Vaters zurück. Und wie konnte Granvella sich wieder seines voraussehenden Scharfblickes rühmen, als er den König warnte, die Generalstaaten zusammenzurufen, von denen der letztere sich die schweren Demütigungen hatte gefallen lassen müssen! denn nur vereinigt, das hatte Granvella wohl gesehen, konnten sie sich erdreisten, den König in der Verwaltung der zugestandenen Beden unter Kuratel zu stellen und auf die Entfernung des fremden Kriegsvolks zu dringen. Auch diesmal hatte der Diener wieder schärfer gesehen als der Herr, und kein Prinzip stand von nun an bei Philipp fester als das, unter keinen Umständen mehr die Generalstaaten zusammenkommen zu lassen. Als er die Niederlande verlieſs, gab er der in den niederländischen Angelegenheiten so gut wie fremden Margareta in dem Bischof von Atrecht mehr einen Vormund als einen Ratgeber. Und eine solche Stelle war für ihn wie geschaffen: die Kunst, um die Menschen, namentlich die, welche über ihm standen, so abzurichten, daſs er dem Scheine nach gehorchte, in der That aber

herrschte, hat vielleicht kein anderer Staatsmann so verstanden als er. Den König drehte und wandte er wie eine Spielpuppe hin und her; in seinen Briefen wufste er von seiner eigenen Persönlichkeit vollständig zu abstrahieren und die Ideen und Entwürfe, die in Philipps Kopfe verschwommen durch einander schwirrten, nahmen bei ihm greifbare Gestalt an; Philipp hatte schliefslich die Genugthuung, seine Ideen und seinen Willen angenommen und ausgeführt zu sehen, obwohl er in der That nicht viel mehr als der Schreiber des Bischofs war. Die Schreibwut des Königs hatte hier ihren Mann gefunden. Wenn er einen Brief von vierzig Seiten an den König geschrieben hatte, sandte er an demselben Tage manchmal einen zweiten Kurier mit noch ein paar Briefen ab, und an Margareta schrieb er seitenlange Briefe, während er denselben Palast mit ihr bewohnte. Seine Arbeitskraft war geradezu staunenerregend: er selbst schrieb oft fünfzig Briefe an einem Tage, und dann konnte er noch sechs Sekretären, jedem über einen andern Gegenstand und in verschiedenen Sprachen, gleichzeitig diktieren.

Wie viele Kleriker seiner Zeit zeichnete ihn eine aufserordentliche Habsucht aus. Schon im Jahr 1557 betrug sein Vermögen etwa 600 000 Gulden, und die Einkünfte aus seinem Bistum und anderen kirchlichen Ämtern wurden auf 25 000 Gulden geschätzt. Aufserdem bezog er noch bedeutende Summen aus dem Verkaufe geistlicher Ämter, indem er dem bestehenden Gebrauche gemäfs sich das erste Jahreseinkommen einer durch ihn vergebenen Pfründe ausbezahlen liefs. Dies hinderte ihn aber keineswegs, sowohl dem Kaiser wie dessen Sohn mit fortwährenden Geldforderungen lästig zu fallen; ersterer verwies ihm ganz offen seine grenzenlose Habsucht, und von Philipp wufste er schon im Anfange von dessen Regierung die reiche Abtei von St. Amand nebst einer beträchtlichen Geldsumme herauszuschlagen. Letztere aber legte er nicht in den Niederlanden, sondern auf Krongüter in

Spanien und Neapel an, da ihm wohl die dortigen Verhältnisse nicht allzu viel Vertrauen auf die Zukunft einflöfsten. Nach seiner Ernennung zum Erzbischof von Mecheln erhielt er noch die reiche Abtei von Afflighem mit einem Einkommen von 50000 Dukaten [1]). Da der hochgebildete Bischof ein Mann von aufserordentlich feinem Geschmack war, so verwendete er einen Teil seines Einkommens zu Kunstzwecken, und sein Palast in Brüssel barg die schönsten Schätze der bildenden Künste. Nach dem einstimmigen Zeugnis seiner Zeitgenossen war der Lebenswandel des Kardinals keineswegs frei von den Ausschweifungen, denen sich der damalige vornehme Klerus hinzugeben pflegte.

Als Fremder mufste er hauptsächlich den Hafs entgelten, der sich nach der Abreise Philipps gegen das spanische Regiment lauter und lauter äufserte und das Volk machte deshalb auch ausschliefslich ihn für die von Tag zu Tag heftiger werdende Glaubensverfolgung und für die Einführung der Bischöfe verantwortlich.

Was seine religiösen und kirchenpolitischen Ansichten betrifft, so teilte er hierin vollkommen den Standpunkt seines Königs. Obwohl Bischof und später Kardinal, sah er im Papst in erster Linie doch nur den weltlichen Herrscher, gegen den er nötigenfalls die Interessen seines Herrn energisch verteidigte; er rühmt sich deshalb auch dem Könige gegenüber, dafs der Papst ihm, wie allen von auswärtigen Fürsten abhängigen Kardinälen mifstraue. Mufste ihm dagegen als Priester der römisch-katholischen Kirche ein Abweichen von ihren Satzungen ein dem

1) Als im Jahr 1572 nach der Eroberung von Bergen die Abtei St. Amand 28 französische Kriegsgefangene zur Verpflegung bekam, schrieb Granvella aus Neapel an Morillon: „Ich wollte, dafs wir dieselben los wären, sie sind zu nichts nütze, als dafs sie uns Kosten machen. Wenn der Herzog (Alba) sie ins Wasser werfen lassen wollte, weil sie Hugenotten sind, hätte ich nichts dagegen.“ „Corresp. du Card. de Granv.“ IV, 419.

Hochverrat oder der Majestätsbeleidigung gleiches Verbrechen erscheinen, mufste sich ebenso die dem geistlichen Stande angeborene Herrschsucht aufs tiefste verletzt fühlen, wenn sich das Volk herausnahm, selbständig über Dinge zu denken, die bis dahin als die ausschliefsliche Domäne des Klerus gegolten hatten, so sah er in der Auflehnung gegen die Staatsreligion nicht nur eine Bedrohung der priesterlichen Interessen, sondern ein direktes Attentat gegen die Sicherheit und Integrität des Staates selbst. Daher auch seine volle Übereinstimmung mit den Plakaten und ihrer strengen Durchführung, und wenn er sich durch die Umstände und die drohende Haltung des Volks und des Adels dazu gedrängt, endlich entschlofs, dem König selbst zur temporären Milde zu raten, so geschah dies sicherlich nicht, weil er sich zu freieren Ansichten bekehrt hätte, sondern weil der Priester dem Staatsmanne sich unterordnete; und wenn er es thut, so hat er einen praktischen Nebenzweck; er hält es gefährlich, das Volk noch mehr zu erbittern; weil man sich im Falle eines Krieges mit Frankreich auf dasselbe dann nicht verlassen könne. Wenn man deshalb behauptet hat, dafs Granvellas Natur sich nicht eben zur Grausamkeit und zur Verfolgungssucht hingeneigt habe, so gilt dies nur in dem eben angegebenen Sinne: wenn die augenblickliche Gefahr verschwunden war, gab er dem unerbittlichsten Ketzerrichter an Fanatismus nichts nach. Dem König gegenüber sprach er über die Thätigkeit des Blutrates voll Lobes, man dürfe, sagte er, nicht träumen, sondern müsse den Seigneurs Furcht einjagen, dafs sie nicht lange im Zweifel seien und keine Zeit für neue Intriguen hätten, und wie man ihn, als er schon abgegangen war, in den Niederlanden beurteilte, geht daraus hervor, dafs man die Verhaftung Egmonts und Hoornes seinen Machinationen zuschrieb [1]).

1) „Corresp. du Card. de Granv." III, 6. 70. 103.

Mit der Beschuldigung, dafs die Vermehrung der Bischöfe hauptsächlich ihm zuzuschreiben sei, that man ihm aber entschieden unrecht; denn, so unglaublich es auch auf den ersten Anblick scheinen mag, der König hatte diesmal hinter dem Rücken seines treuen Dieners allein mit Sonnius die Sache in Ordnung gebracht. Man wird zwar um Granvellas Versicherung, „seine Majestät habe gewufst, dafs er sich dem Plane widersetzen würde, da es ehrenvoller und vorteilhafter sei, einer von vieren als einer von achtzehn zu sein“ [1]), nicht viel geben, da ihm doch bald klar sein mufste, dafs nur er und kein anderer mit der Würde des Primas ausgestattet werden sollte; es steht aber, namentlich durch seine Berufung auf den Marquis von Bergen, fest, dafs er mit der neuen Organisation durchaus nicht einverstanden war; eines seiner Hauptmotive mag wohl gewesen sein, dafs sein Einkommen als Erzbischof von Mecheln viel geringer war, als das des Bischofs von Atrecht; das Opfer, das er in dieser Hinsicht dem Könige gebracht zu haben vorgab, wurde ihm aber bald darauf durch die Verleihung der Abtei von Affilghem mit ihren enormen Einkünften mehr als zehnfach vergütet. Dennoch legte er einen grofsen Wert darauf, den Seigneurs in den Niederlanden durch den Mund des Königs selbst versichern zu lassen, dafs er von der ganzen Angelegenheit bis zur Ankunft von Sonnius aus Rom nichts gewufst habe. „Gäbe Gott“, rief er später, als die Wogen der Entrüstung gegen ihn höher gingen, mit Bitterkeit aus, „dafs man niemals an die Errichtung der neuen Bistümer gedacht hätte.“

Diese waren aber nun einmal da, und Granvellas Aufgabe war es, den allgemeinen Sturm zu beschwichtigen. Da die Bestimmung, dafs von den neun jedem Bischof zur Seite stehenden Kanonikern zwei Inquisitoren sein

1) „Gr. v. Pr. Arch.“ I, 16 u. VIII, 54; „Papiers d'Etat“ VI, 552—562 u. VI, 341.

müfsten, hauptsächlich zur Erregung der Gemüter beigetragen hatte; so schrieb Granvella dem König, dafs es zweckmäfsiger sei, das Anstofs gebende Wort „Inquisitor“ lieber ganz wegfallen zu lassen und dafür zu sagen, dafs die Kanoniker verpflichtet seien, dem Bischofe in allem beizustehen, was er ihnen auftragen würde; die Sache sollte bleiben, nur der Name geändert werden.

Dazu kam aber noch etwas ganz anderes, was dem Volke gerechten Grund zu Besorgnissen gab: noch immer waren die spanischen Soldaten im Lande. Der König hatte zwar, wie wir gesehen, bei seinem Abschied die Zusage gegeben, dafs die spanische Besatzung in einigen Monaten abberufen werden solle, es war ihm aber mit derselben keineswegs Ernst gewesen, im Gegenteil, er wollte sie für alle Eventualitäten in den Niederlanden behalten; das Volk aber sah in ihr nur das Mittel für die Durchführung der Inquisition, und in diesem Glauben mufste es noch mehr bestärkt werden, da es Philipp unter allerlei Vorwänden gelungen war, sie nicht drei oder vier, sondern vierzehn Monate im Lande zu lassen. Anfangs Oktober wurden sie nach Zeeland geschickt, aber die Bewohner dieser Provinz weigerten sich, die gewöhnlichen Spätjahrarbeiten an den Deichen vorzunehmen und erklärten, lieber mit Frauen und Kindern in den Wellen des Meeres umkommen, als länger die Exzesse und Brutalitäten dieser Soldateska dulden zu wollen. Granvellas und Margaretas Anstrengungen, eine Verlängerung der Abberufungsfrist zu erwirken, scheiterten an den immer lauter werdenden Drohungen von Volk und Adel, und im Oktober 1560 wurden sie in Zeeland eingeschifft, um beim ersten günstigen Winde abzusegeln. Granvella hatte bis zum letzten Augenblick den Widerstand fortgesetzt, „es schneidet mir durch das Herz“, schrieb er an den König, „die spanischen Fufsknechte wegziehen zu sehen, aber es ist notwendig, dafs sie gehen. Der Himmel gebe, dafs wir, wie Eure Majestät wünscht, noch einen Vorwand ersinnen

können, um sie hier halten zu können; wir haben nach menschlichem Vermögen alle Mittel erschöpft, um sie hier halten zu können, aber ich sehe dazu keine Möglichkeit mehr, ohne die Provinzen in Aufstand zu bringen [1]." Ein Vorwand wurde allerdings gefunden, aber nicht, um die Besatzung im Lande zu lassen, sondern um sie unter einem plausibeln, die Würde des Königs noch einigermaſsen wahrenden Grunde wegzuschicken: sie muſste die im spanischen Heer durch die Eroberung von Zerby entstandene Verlustlücken ausfüllen! Dies war der erste Sieg, dessen sich die nationale Partei in den Niederlanden rühmen konnte.

Um aber den alle Schichten der Bevölkerung gleichmäſsig durchdringenden Haſs gegen die Inquisition und die Einführung der Bischöfe vollkommen begreifen zu können, muſs man sich der damaligen Verhältnisse in der katholischen Kirche überhaupt erinnern. Der Papst, mit dem die Verhandlungen wegen der neuen Bischöfe eröffnet worden waren, Paul IV. war als Groſsinquisitor einer der blutgierigsten Ketzerrichter gewesen, hatte als Kardinal die Errichtung eines obersten römischen Inquisitionsgerichts nach Art der spanischen betrieben und wütete als Papst mit einer selbst in Rom unerhörten Grausamkeit gegen jede Abweichung von der katholischen Lehre, und unter Pius IV. waltete diese Inquisition unbehelligt ihres Amtes weiter; Philipp hatte seine Rückkehr nach Spanien mit einem Auto da fé in Valladolid und Sevilla gefeiert, und nach der Antwort, die der König dem jungen Don Carlos de Sesa gab, der zum Scheiterhaufen geführt ihm Vorwürfe machte, daſs er ihn so schmählich sterben lasse, „ich würde selbst das Holz herbeitragen, um meinen Sohn damit zu verbrennen, wenn er ebenso schlecht wäre wie du" — — konnte man in den Niederlanden sich keinem Zweifel mehr darüber hingeben, wessen man sich von seiner katholischen Majestät zu versehen hatte. Daſs

1) „Papiers d'Etat" VI, 25 u. „Archives" I, 61.

endlich die Kunde von den unerhörten Scheufslichkeiten, welche die Spanier in Mexiko und Südamerika unter Gutfinden der die Expeditionen begleitenden Priester gegen die Eingeborenen im Namen der Kirche verübten, sehr bald ihren Weg auch in die Niederlande gefunden habe, ist bei dem regen Schiffahrtsverkehr zwischen Spanien und den Provinzen leicht begreiflich.

Wird man wohl nach dem Bisherigen noch der Behauptung Granvellas Glauben schenken können, dafs, wenn die Grofsen nicht mit der Agitation begonnen hätten, das Volk mit der Einführung der Bischöfe sich zufrieden gegeben hätte [1])? Er selbst wird schwerlich davon überzeugt gewesen sein, einem Manne von seiner Beobachtungsgabe konnte es sicher keine Mühe kosten, eine durch künstliche Mittel in Gährung gebrachte Bevölkerung von einem gegen die Bedrohung seiner teuersten Interessen einmütig sich aufbäumenden Volke zu unterscheiden.

Doch sollte ihm für alle diese Unannehmlichkeiten eine reichliche Entschädigung zuteil werden: im Jahr 1561 wurde ihm die Kardinalwürde verliehen. Margareta von Parma, die ihn damals noch hoch verehrte und bewunderte, hatte hinter seinem Rücken und ohne Vorwissen Philipps die nötigen Schritte dazu in Rom gethan. Aber auch hier zeigte der schlaue Priester wieder seinen kalt berechnenden Verstand. Die Statthalterin, die sich beeilte, ihm die frohe Botschaft sofort nach ihrer Ankunft mitzuteilen, mufste sich in hohem Grade gekränkt fühlen, als er ihr mit eisiger Ruhe zu erkennen gab, dafs er seine neue Würde nicht annehmen werde, ehe er die Erlaubnis des Königs nachgesucht habe; denn er berechnete, dafs er vielleicht später einmal mit der Herzogin auf einen weniger guten Fufs kommen und letztere ihm dann die empfangene Wohlthat vorhalten könne, während er auf der andern Seite fürchtete, in der Gunst des mifstrauischen

1) „Papiers d'Etat" VI, 332.

Königs zu sinken. Er schrieb deshalb dem letztern und stellte die Sache so vor, als ob es seine Majestät selbst gewesen wäre, die ihm diese Gunst heimlich von seiner Heiligkeit erwirkt hätte. Von dieser Zeit an führte er den Titel Granvella, nach einem in Besitz seiner Familie befindlichen kleinen Platze in Burgund.

Bald darauf — es war einige Monate später, nachdem Wilhelm von Oranien in Leipzig seine Hochzeit mit Anna von Sachsen gefeiert hatte — hielt Granvella seinen Einzug in Mecheln. Kalt war die Aufnahme des neuen Erzbischofs, niemand hiefs ihn willkommen, und keiner der Grofsen war erschienen. Wie eine geschlossene Phalanx standen ihm diese gegenüber, denn schon war ein erbitterter Kampf entbrannt, der nur mit der Beseitigung des Kardinals oder der Unterdrückung der Gegenpartei geendet werden konnte.

Drittes Kapitel.

Die Regierung und der niederländische Adel.

I.

Margareta, die von Philipp ernannte Statthalterin, die natürliche Tochter Karls V. und Johannas van Gheenst, eines adeligen vlämischen Fräuleins, war zwar vermöge ihrer Geburt eine Niederländerin, hatte aber den weitaus gröfsten Teil ihres Lebens in Italien zugebracht und stand deshalb auch dem Lande, das sie regieren sollte, vollständig fremd gegenüber. Margareta von Savoyen und Maria, die Königin-Witwe von Ungarn, hatten sie erzogen, und schon in zarter Jugend wurde vom Kaiser über ihre

Hand verfügt, indem sie mit Alexander, einem Sohne Lorenzos di Medici oder, wie anderweitig behauptet wird, einem Bastard des Papstes Clemens VII., vermählt wurde. Sie zählte damals kaum dreizehn Jahre, aber schon nach einem Jahre (1535) wurde sie von dem nichtswürdigen Gatten befreit, den ein Verwandter, Lorenzino di Medici, niederstiefs. Einige Jahre später verheiratete sie der Kaiser an Ottavio Farnese, den Neffen des Papstes Paul III.; die zwanzigjährige mufste jetzt die Hand einem dreizehnjährigen Knaben reichen! Die Ehe war denn auch keine glückliche, und wenn auch eine vorübergehende Versöhnung folgte, so mufste sich Ottavio doch glücklich fühlen, als er durch die Ernennung seiner Frau zur Statthalterin der Niederlande von drückender Bevormundung und schrankenloser Herrschsucht befreit wurde. Sie war damals siebenunddreifsig Jahre alt, und der Ruf einer ebenso talentvollen wie energischen Frau ging ihr, wenn auch unverdient, voran. Als Schülerin Loyolas brachte sie den Fanatismus für die katholische Kirche und den Abscheu gegen das Sektenwesen mit, wie ihn Philipp kaum nachdrücklicher hätte wünschen können; ihr politisches Glaubensbekenntnis hatte sie sich in der Schule Machiavels gebildet, und was ihre sonstigen Kenntnisse betrifft, so scheint sie aufser der Reitkunst nicht eben viel verstanden zu haben; aufser der italienischen verstand sie fast keine andere Sprache, sie imponierte aber durch ein wahrhaft fürstliches Auftreten und zeitweise durch männliche Energie, auf welche Eigenschaft auch das auf der Oberlippe bemerkbare, historisch gewordene Schnurrbärtchen hinzuweisen schien, wie sie auch häufig an einer spezifisch männlichen Krankheit — dem Podagra — litt [1]).

Als erster Ratgeber stand ihr Granvella zur Seite, und in allen schwierigen Fällen, auch wenn die Mitglieder

1) Gachard, Corresp. de Marguérite d'Autriche avec Phil. II. T. I préface, p. v, ix u. x, u. préface zum 2. Bd., Anhang.

der Consulta und des Staatsrats entgegengesetzter Meinung waren, mufste sie sich nach Philipps ausdrücklicher Bestimmung ausschliefslich an ihn halten. Übrigens verhandelten beide nur höchst selten persönlich mit einander, die meisten Geschäfte wurden schriftlich abgemacht. Granvella hatte diese Gewohnheit wohl vom König angenommen, und er behielt sie bei, um die Augen des niederländischen Adels von sich abzulenken. Ihm wurden die Depeschen, die aus Spanien kamen, zuerst gebracht und dann erst, nachdem er oft Beisätze gemacht oder ganze Stellen gestrichen hatte, dem Staatsrate vorgelegt. So war Granvella der eigentliche Regent, und da er ebenso Margareta wie Philipp gegenüber es sorgfältig vermied, seine geistige Überlegenheit fühlen zu lassen, so glaubten diese an ihm nur den Arbeiter zu haben und bildeten sich ein, selbst die mafsgebenden Autoritäten zu sein.

Granvella zur Seite standen die beiden Mitglieder der Consulta, der Baron Berlaymont und Viglius. Ersterer, zum hohen hennegauschen Adel gehörig, hatte schon dem Kaiser eine Reihe von Jahren gedient, war ein Enkel des der Volkswut zum Opfer gefallenen burgundischen Kanzlers Imbercourt und wird von katholischen Geschichtsschreibern als ein Vorbild unwandelbarer Treue gegen seinen König und der fleckenlosesten Katholicität gepriesen, während er von gegnerischer Seite des Eigennutzes, der Habsucht und eines unnatürlichen Blutdurstes beschuldigt wird. Seine gerühmte Treue gegen den König hielt ihn aber nicht ab, auf sehr gespanntem Fufs mit Granvella zu stehen, ja er machte sogar einige Annäherungsversuche an die Edeln, die ihm die Aussicht eröffnet hatten, dafs einer seiner Söhne zum Bischof von Lüttich ernannt werden sollte. Der Kardinal selbst scheint seine Fähigkeiten nicht besonders hoch angeschlagen zu haben; obgleich Präsident des Finanzrates spielte er bei der Landesregierung doch eine untergeordnete Rolle, und seine Ernennung

zum Mitglied der Consulta hat wohl nur dazu gedient, um der von einem Fremden ausgeübten Regierung einen nationalen Anstrich zu geben.

Viel bedeutender und in intellektueller Hinsicht hoch über ihm stehend ist der Friese Viglius van Aytta van Zuichem. Geboren am 19. Oktober 1507 studierte er in Löwen, Dôle, Avignon, trat in Bourges an Stelle des nach Pavia berufenen Alciates als Lehrer auf, ging dann nach Italien, um den Humanismus aus eigener Anschauung kennen zu lernen und studierte mit demselben Eifer das römische Recht. Der Ruf seiner glänzenden Fähigkeiten mufs grofs gewesen sein, da ihn Karl V. zum Erzieher Philipps begehrte, da Venedig ihm zu gleicher Zeit eine hohe Stelle auf Cypern anbot und da ihn kein Geringerer als Erasmus zu sich nach Freiburg rief mit der Bitte, bei ihm zu bleiben, ihm die Augen zu schliefsen und sein einziger Erbe zu sein! Aber er trat in die Dienste des Fürstbischofs von Münster, glänzte dann als Rechtsgelehrter in Ingolstadt, wurde von Maria von Ungarn nach Brüssel berufen, um in den Privatrat einzutreten, erhielt dann eine Ratsstelle beim Gerichtshof in Mecheln (1548), regelte auf dem Reichstage in Speyer das Verhältnis der Niederlande zum Deutschen Reiche (1548), war einer der Friedensunterhändler mit Frankreich (1558) und wurde schliefslich Präsident des Geheimen Rats und Mitglied des Staatsrates und der Consulta. Erst im Jahr 1562, nachdem er seit einigen Jahren Witwer gewesen war, liefs er sich zum Priester weihen und Philipp ernannte ihn zum Koadjutor des Propstes von St. Bavon in Gent; er bekam aber vom Papst die Ermächtigung, in Brüssel bleiben zu dürfen.

Allein trotz der glänzendsten Eigenschaften hat er doch niemals eine andere als untergeordnete Rolle gespielt. Von Natur äufserst schüchtern und zaghaft, strebte er nie danach, sich in den Vordergrund zu stellen, seine kriechende Unterwürfigkeit liefs ihn alles billigen und

gutfinden, was Granvella, Margareta und später Alba beschlossen. Man hat deshalb auch versucht, ihn namentlich mit Rücksicht auf sein wenig offensives Auftreten günstiger zu beurteilen, zumal er in seiner Selbstbiographie („Vita Viglii“) jede aktive Teilnahme an den gehässigen Maſsregeln der Regierung weit von sich abweist. Indessen ist das „Vita Viglii“ in der That nur ein heuchlerisches Lügengewebe, wie Bakhuizen van den Brink [1]) überzeugend und treffend nachgewiesen hat. Oranien, der seine Leute gut kannte und durchschaute, spricht denn auch ein krasses Urteil über den „Landesverräter und spanjolisierten Niederländer“ aus. Selbst von seinen Lobrednern kann er von dem Vorwurfe der Habsucht und der parteiischen Bevorzugung seiner Familie bei Ämterverleihungen nicht freigesprochen werden. Man begreift ferner, daſs der Mann, der stets zu vermitteln und die Gegensätze zu versöhnen suchte, auch bei denen, deren Sache er diente, schlecht angeschrieben stehen muſste. Fray Lorenzo de Villaviçençio, Philipps erster Spion in den Niederlanden, griff ihn mit der Wut eines Dominikanermönchs an und beschuldigte ihn geradezu der Ketzerei, mit der er durch seinen Umgang mit den bedeutendsten Humanisten behaftet sei. Margareta selbst berichtet in einem Brief an Philipp über die gegen Viglius erhobenen Beschuldigungen [2]),

1) Vgl. Aanteekeningen zu Motley, no. 23. Viglius schrieb in seinem Vita: „Valde autem commovit Viglium Caesareae Majestatis rigor, qui Dmnum de Froymont in ipsius aedibus comprehendi jussit, quem comdemnatum magna contentione a morte vix eripuit.“ Und den Plan zur Gefangennehmung dieses Herrn de Froymont, sowie zur Ausführung hatte Viglius selbst entworfen! „Der Jurist verschlang den Humanisten, der Jurist wurde später zu jedem Preise Advokat der Krone, und dieser verschlang den Niederländer, — der Teufel selbst würde bitter wenig gehabt haben, wenn er den Christen verschlungen hätte“, ibid.

2) „Correspondance de Philippe“ I, 318. 319 (no. 233. 234). Ferner no. 236, ein Gutachten von Titelman, und no. 237, wo

obwohl sie seine Katholicität über jeden Verdacht erhaben ansah. Wurde doch der Entwurf des Plakats von 1550 seiner Feder zugeschrieben, und wie er über Religionsfreiheit dachte, beweist seine gegen Hopperus geäufserte Meinung, dafs, wenn jeder zuhause glauben dürfe, was er wolle, bald die Herd- und Familiengötter wieder zurückkehren würden. Übrigens hielt er von seinem juristischen Standpunkt aus die Religion in erster Linie für das Mittel, um das Volk zu regieren und beim Gehorsam zu erhalten. Nach einer wirklich schöpferischen oder nur über das Gewöhnliche sich erhebenden Idee findet man in seinen zahlreichen Briefen keine Spur.

Das waren die Mitarbeiter, deren sich Granvella und Margareta bei ihrer schweren Aufgabe und unter schwierigen Verhältnissen bedienen mufsten. Wenn man die auf beiden Seiten vergegenwärtigte Intelligenz, die eine gegen die andere, abwägt, so mufs die enorme Ungleichheit überraschen, die sowohl in qualitativer wie in quantitativer Hinsicht zuungunsten der Regierung konstatiert werden mufs. Mit Ausnahme des einzigen Granvella — hat der Sache des Königs nicht einer gedient, der hinsichtlich der Willenskraft oder der Genialität mit den Repräsentanten der nationalen Partei, mit einem Oranien, dem Marquis von Bergen oder Marnix von St. Adelgonde auch nur annäherungsweise verglichen werden kann. Diesem Umstande ebenso gut wie den Schlag auf Schlag folgenden verkehrten Mafsregeln der Regierung ist es zuzuschreiben, dafs Spanien den schönsten und wertvollsten Edelstein aus seiner Krone unwiederbringlich verlieren mufste.

Fray Lorenço ihn direkt beschuldigt, zuerst Lutheraner, dann Sakramentist gewesen zu sein, um schliefslich Atheist zu werden, der die heilige Schrift „falacias de hombres y fingimientos de ambiciosos“ nenne.

II.

Der Mann, dessen Person von nun an in den Vordergrund tritt, ist Wilhelm von Oranien, der Vater des Vaterlandes, wie er von den dankbaren Nachkommen genannt wird.

Das Geschlecht der Nassau [1]), dem Wilhelm entsprossen war, teilte sich beinahe gleichzeitig mit seinem Auftreten in der Geschichte, in zwei Linien, wovon die ältere in Deutschland blieb und dem Reiche einen Kaiser, verschiedene Kurfürsten, Bischöfe und Feldherren gab; die jüngere, im Besitze des kleinen Fürstentums Nassau-Dillenburg, verpflanzte sich zugleich nach den Niederlanden, und lange vor der burgundischen Zeit waren Nassauer Herzoge von Geldern gewesen. Ein Engelbert von Nassau zeichnete sich auf den Schlachtfeldern Karls des Kühnen aus und hing dem Kaiser Maximilian mit unverbrüchlicher Treue an; da er kinderlos starb, folgte ihm sein Bruder Johann, dessen Söhne, Heinrich und Wilhelm von Nassau, nach des Vaters Tode sich in die Nachlassenschaft teilten und zwar so, daſs Wilhelm die deutschen Besitzungen bekam, zum Protestantismus überging und die Reformation in seinem Gebiet einführte, während Heinrich, der ältere Bruder, die Besitzungen in Brabant, Luxemburg, Flandern und Holland erbte und der Erzieher und erprobte Freund Karls V. war, zu dessen Kaiserwahl er nicht wenig beigetragen hatte. Im Jahr 1515 verheiratete er sich mit Claudia von Chalons, der Schwester des Prinzen Philibert von Oranien, „um gehorsam zu sein der Kaiserlichen Majestät, wie auch um dem König von Frankreich zu willen zu sein, besonders aber um seine eigene Ehre und Vorteil zu befördern“. Sein Sohn Réné von Nassau-

1) Über das Haus Oranien-Nassau vgl. „Archives“ I, prolég. p. LIV u. 1, und Mees, Hist. Atlas van Noord-Nederland, 5. Lfg., p. 16 ff.

Chalons war der Erbe Philiberts, und damit ging das kleine Fürstentum Oranien in das Geschlecht der Nassau über; es war ein unabhängiger Staat unter einem eigenen Herrn. Als Réné im Jahr 1544 an den in den Laufgräben von St. Dizier erhaltenen Wunden, kaum 26 Jahre alt, starb, kamen alle seine Würden und Besitzungen an Wilhelm von Nassau, den Sohn Wilhelms, des Bruders von Heinrich, so daſs also dieser Prinz, der einmal eine so groſse Rolle spielen sollte, im Alter von 11 Jahren Fürst von Oranien wurde. Sicher hätte Karl V. es niemals zugegeben, daſs das reiche Erbe in den Niederlanden in den Besitz eines Lutheraners übergegangen wäre, und dies mag wohl auch der Grund gewesen sein, daſs nicht der lutherische Vater, sondern der junge Wilhelm, der aber dann sofort an den kaiserlichen Hof geschickt wurde und als Katholik leben muſste, der Erbe seines Vetters wurde. Man hatte es sogar als einen Beweis besonderer kaiserlicher Gnade angesehen, daſs Karl V. von dem Grundsatz, daſs der Sohn eines Ketzers nicht erben könne, den namentlich der Kanzler von Brabant gehandhabt wissen wollte, zugunsten des jungen Wilhelm eine Ausnahme machte. Die Mutter Wilhelms war Juliane van Stolberg, eine Frau ebenso ausgezeichnet durch Charakter wie durch Frömmigkeit. Niemand wird ohne Interesse ihre Briefe an ihre Söhne lesen, in denen sie mit denselben spricht, als wären sie noch Kinder. Mit würdiger Fassung sah sie den einen nach dem andern im Dienste der edlen Sache ins Grab sinken; unter den Müttern groſser Männer verdient sie jedenfalls einen Ehrenplatz. Mit 15 Jahren hatte Wilhelm bei dem Kaiser schon einen Einfluſs, wie ihn nicht ein Freund, sondern ein unentbehrlich gewordener Vertrauter besitzt, vor dem man keine Geheimnisse hat und dessen Meinung jederzeit in die Wagschale fällt. Hier war es, wo Wilhelm seine Schule in der hohen Politik durchmachte, wo er von einem hohen Standpunkte, auf dem nur wenigen Zeit-

genossen aufser ihm zu stehen vergönnt war, das Getriebe und Räderwerk des öffentlichen Lebens in seinem vollen Umfang wie auch bis ins geringste Detail studieren konnte, und wo er zugleich die tiefe Menschenkenntnis sammelte, die ihn später befähigte, in der seinem Auge vollständig entfalteten Persönlichkeit der Gegner wie der Freunde förmlich zu lesen. Noch nicht 21 Jahre alt war der Prinz, als ihn der Kaiser während der Abwesenheit des Herzogs von Savoyen zum Befehlshaber des an der französischen Grenze stehenden Heeres ernannte, obwohl Männer wie Bossu, Lalaing, Egmont diesen hohen Vertrauensposten für sich begehrt hatten [1]). Dafs Wilhelm der erklärte Liebling Karls gewesen sein mufs, beweist die Thatsache, dafs sich der regierungsmüde Herrscher auf seine Schultern stützte, als er das Scepter niederlegte, wie auch, dafs er dazu ausersehen wurde, die Reichsinsignien nach Deutschland zu bringen. Philipp aber beauftragte den Prinzen mit den geheimen Unterhandlungen, welche dem Vertrage von 1559 vorhergingen.

Sein Aufenthalt in Frankreich, wohin er als eine der von Heinrich gewählten Geiseln ging, wirkte entscheidend für sein folgendes Leben. Da der französische König ihn für einen der intimsten Vertrauten Philipps halten mufste, so trug er auch kein Bedenken, mit ihm über den von beiden Königen entworfenen Plan über die vollständige Ausrottung aller Ketzer in Frankreich und den Niederlanden, als einer dem Prinzen schon bekannten Angelegenheit, zu sprechen [2]). Die Mitteilung erfolgte auf

1) Über die erste militärische Laufbahn Wilhelms vgl. Gachard, Corresp. de Guill. le Tacit., T. I, préface p. XVIII ff.

2) Da dieses Gespräch des Prinzen mit Heinrich II. erst durch die Apologie Wilhelms bekannt wurde, so hat man, namentlich auf katholischer Seite, die Wahrheit desselben überhaupt in Zweifel zu ziehen gesucht. Aber Granvellas Briefe liefern selbst den Beweis, dafs schon im Juni 1562 Oranien und Egmont dem Kardinal dieselbe Mitteilung gemacht hatten; sie versicherten ihm, aus guter

einer Jagd im Walde von Vincennes, wo der König, von seinem Gefolge getrennt, mit Wilhelm allein zusammentraf. Der Eindruck, den diese Mitteilung auf Oranien machte, mufs ein gewaltiger und niederschmetternder gewesen sein, „es erfüllte ihn", wie er später in seiner „Apologie" sagte, „mit Mitleid, dafs so viele tugendhafte Männer und Frauen auf diese Weise zur Schlachtbank verurteilt seien". Nicht als ob er damals schon sich zur Sache der Reformation in irgendwelcher Weise hingezogen fühlte; wir wissen, dafs er in seinem Fürstentum Orange der Reformation feindlich gegenübertrat, und die grausame Behandlung der Hauptstadt des Landes durch Alexander de la Tour wird stets als schwarzer Flecken an seinem Namen haften, der auch nicht durch die Rücksichtnahme auf den Papst, der ihn seines Fürstentums sonst verlustig erklärt hätte, entfernt werden kann [1]; aber er war doch weit entfernt von dem fanatischen Vertilgungs- und Verfolgungswahn eines Philipp oder Alba, die geheimen Instruktionen, die ihm Philipp hinsichtlich der strengen Anwendung der Plakate gab, liefs er unausgeführt, und auch als ihm Philipp beim Abschied die Namen verschiedener hervorragender, im Verdacht der Ketzerei stehender Personen mit dem Auftrage nannte, diese hinrichten zu lassen, befolgte er den königlichen Befehl nicht nur nicht, sondern er liefs sie heimlich warnen, damit sie sich noch bei Zeit durch die Flucht retten konnten [2].

Quelle zu wissen, dafs Alba dem Könige Heinrich nach dem Friedensschlufs vorgeschlagen habe, die spanische Inquisition in Frankreich und in den Niederlanden einzuführen; obwohl sich Granvella alle Mühe gab, ihnen diesen Argwohn auszureden, beharrten sie doch auf ihrer Ansicht. Vgl. darüber Fruin, Het voorspel van den tachtigjarigen oorlog im Gids 1859, p. 781 u. 782. — Übrigens findet sich das Gespräch auch bei Pontus Payen erwähnt.

1) „Corresp. de Guill. le Tacit." II, 54.

2) „Archives et Correspondances" I, 41. 42, und „Apologie".

Es giebt überhaupt keinen bedeutenden Mann in der Geschichte, der mit einem fertigen Plane auftritt und der raschen Verwirklichung desselben seinen Ruhm verdankt; alle entwickeln sich unter dem Einfluss von Zeit und Umständen schrittweise, am Ende ihrer Laufbahn ist der Anfang oft kaum mehr zu begreifen, und doch sind Charakter und Individualität dieselben geblieben. Derselbe Prinz, der im Anfange seiner Laufbahn der Sache seines Königs mit unverbrüchlicher Treue gedient hat, dem nichts ferner liegen konnte als Verrat und Empörung, der der Statthalterin und dem Kardinal getreu seine Reiseeindrücke in Deutschland schildert und die gefährlichen Pläne der deutschen protestantischen Fürsten entwickelt [1]), der dann infolge der spanischen Mißregierung in lebhaften Konflikt gerät zwischen der seinem Souverän gelobten Treue und dem immer lebendiger und dringender in ihm sprechenden Bewußtsein der nicht minder schwerwiegenden Pflichten gegen das systematisch dem Verderben entgegengeführte Land, um schließlich des letztern Sache vollständig und ohne Rückhalt zu der seinigen zu machen, — derselbe Prinz ist nach einem Jahrzehnt der Mann, dessen Hand den Widerstand gegen den angestammten Herrscher organisiert, leitet und zum Ziele führt. Wer die reichhaltige Korrespondenz des Prinzen, die nicht nur einen Einblick in seinen Entwickelungsgang und die politische Schule, die er durchlaufen hat, gibt, sondern auch seine ganze Individualität und Persönlichkeit bis in die innersten und geheimsten Falten seines reichen geistigen und seelischen Lebens bloßlegt, mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, der wird wohl schwerlich in die Lage kommen, für unvermittelte und überraschende Übergänge das Bindeglied oder den psychologischen Erklärungsgrund suchen zu müssen. Auf gegnerischer Seite ist man freilich nicht müde geworden, als das alle Hand-

1) „Corr. de Guill. le Tac." I, 463. 465.

lungen und Wandlungen Oraniens bestimmende Motiv seinen unersättlichen Ehrgeiz hinzustellen, der ihn zur Undankbarkeit und schliefslich zum Verrat gegen seinen Souverän geleitet habe. Allerdings war Wilhelm ehrgeizig, aber nur so wie jede grofse Figur in der Geschichte; sein Ehrgeiz war nicht der gewöhnliche, nur das Seine suchende Egoismus, sondern das edle, in der Brust jedes wahrhaft grofsen Mannes lodernde Feuer, dafs er und nur er es sein will, dem Mit- und Nachwelt als dem Schöpfer und Begründer neuer wohlthätiger Zustände huldigen. Dafs dabei das eigene Interesse ebenfalls eine Rolle spielt, liegt ja in der menschlichen Natur von selbst, wer den Geist und die Mittel hat, will lieber der erste, als der zweite sein.

Es schien, als ob das Glück sein ganzes Füllhorn über den jungen Fürsten ausgegossen hätte: im Jahr 1558 reichte ihm Anna van Egmond, die Tochter des Grafen van Buren, eines der Feldherren Karls V., eine der reichsten Erbtöchter in den Niederlanden, die Hand, und er lebte, wie es scheint, sieben Jahre mit ihr in glücklicher Ehe [1]), wenigstens sprechen die an seine Frau gerichteten Briefe einen zärtlichen und liebevollen Ton; aber schon nach sieben Jahren wurde er Witwer, und die zweite Heirat, die er schlofs, machte die Kluft zwischen ihm und dem König nur noch breiter. Vorderhand jedoch führte er als vornehmer Kavalier ein heiteres, unbekümmertes Dasein, wozu ihm sein Reichtum die breitesten Mittel bot: Gastmähler, Maskeraden, Tourniere, Jagden nahmen die Zeit, die ihm die Besorgung der Staatsgeschäfte liefs, in Beschlag. Er war es, der während des Aufenthalts des Königs in Brüssel in seinem prachtvollen Palaste die Honneurs machte und mit fürstlicher Gastfreundschaft für jedermann, mochte er von Adel sein oder nicht, offene

1) Groen van Pr. glaubt, dies bestreiten zu müssen. „Archiv." I, prolégomènes, p. 200.

Tafel hielt. Seine Hofhaltung bestand aus 24 Edelleuten und 18 Pagen, und als Beweis der grofsartigen Einrichtung seines Haushaltes mag die Thatsache dienen, dafs er an einem Tage 28 Oberköche entliefs, als er beschlossen hatte, seine Ausgaben einzuschränken, ja Philipp rechnete es sich zur hohen Ehre, als ihm Wilhelm einen seiner Mundköche überliefs. Ein solcher Aufwand verschlang natürlich riesenhafte Summen, und trotz seines fürstlichen Vermögens hatte er schon im Jahr 1560 viele Schulden, deren Betrag Granvella auf 8—900000 Gulden angab. Dieselben kamen aber nicht nur von seinem verschwenderischen Leben, sondern hauptsächlich von den Ehrenämtern, die ihm vom Kaiser und König übertragen wurden. Als Oberbefehlshaber des Heeres an der französischen Grenze bekam er monatlich 300 Gulden, die, wie er sagte, nicht hinreichten, um seine Bedienten zu bezahlen. Seine Gesandtschaft nach Deutschland, um die Kroninsignien dem neuen Kaiser zu überbringen, und sein Aufenthalt in Paris kamen ihn auf 1½ Millionen Gulden zu stehen, und mit einem bittern Tone weist er in seiner „Apologie“ auf diese von ihm gebrachten Opfer hin, angesichts deren der König es wagen könne, ihn der Undankbarkeit zu beschuldigen. Was bedeuteten dagegen die 40000 Kronen, die ihm Philipp vor seiner Abreise zuweisen liefs und die er nicht einmal vollständig ausbezahlt erhielt; viel bedeutender waren jedenfalls die Summen, welche ihm die Loskaufsgelder vornehmer französicher Gefangener eintrugen und welche Granvella für Egmont, Oranien und andere hohe Adelige auf 2 Millionen Goldgulden berechnet.

Zu diesen natürlichen Vorzügen kamen noch hervorragende persönliche Eigenschaften. Seine äufsere Erscheinung war anziehend und eindrucksvoll; die lange, übrigens wohl proportionierte Figur mit dunklem Teint und schwarzem Haar liefs eher auf spanischen oder italienischen, als auf deutschen Ursprung schliefsen, und die breite Stirn

auf dem verhältnismäſsig kleinen Kopfe verkündete Genialität und Willenskraft. Alle Zeitgenossen, die gegnerischen nicht ausgenommen, rühmen die feinen Manieren und das taktvolle Auftreten des Prinzen. „Niemals kam ein trotziges oder unbescheidenes Wort über seine Lippen; nie lieſs er seinen Bedienten gegenüber, was sie auch verbrochen haben mochten, Zorn oder Unwillen merken, sondern er begnügte sich, sie mit Sanftmut zu ermahnen, ohne zu drohen und zu beleidigen [1].“ Darum verstand er es aber auch, Adel und Volk an sich zu fesseln, und wenn er dem geringeren Manne die ihm zukommende Ehre gab, so that er dies nicht etwa durch eine auffallende, seinem Stande nicht geziemende Herablassung, sondern mit einer mit richtigem Takt bemessenen Leutseligkeit. Als Redner bewegte er die Herzen und riſs die Halben und Zweifelnden mit sich fort, und wie er mit der Feder umzugehen wuſste, das beweiſst seine „Apologie“, die er, wenn auch nicht selbst geschrieben, doch jedenfalls inspiriert und redigiert hat, und seine reichhaltige Korrespondenz, die sich nicht nur durch bündige, stets den Kern der Sache treffende Kürze, sondern auch durch einen angenehmen Stil und leichte, gefällige Diktion auszeichnet. Auſser dem Niederländischen sprach und schrieb er geläufig das Französische, und ohne besondere Anstrengung das Deutsche, auſserdem verstand er lateinisch, italienisch und spanisch. Daſs er, wie fast alle groſsen Männer, tiefe und gründliche geschichtliche Studien gemacht hatte, versteht sich von selbst.

Den Beinamen „der Schweiger“ hat er jedenfalls durch einen Miſsverstand bekommen [2]), denn er war keineswegs schweigsam oder wortkarg; Granvella, Viglius und Margareta baben sich im Staatsrate oft auf eine ihnen nicht

1) „Corresp. de Guill. le Tacit. II“, Préface p. III.

2) Vgl. darüber Fruin im „Almanack voor de Maatschappy tot Nut van 't algemeen.“ Jahrgang 1864.

gerade angemehme Weise vom Gegenteil überzeugen können, und überdies stimmt diese Bezeichnung auch keineswegs zu dem frohen, lebenslustigen, dem Genufs leicht zugänglichen Wesen des Prinzen.

III.

An Rang, Reichtum und erlauchter Abstammung dem Prinzen vollkommen ebenbürtig war der schon mehrfach genannte Lamoral, Graf von Egmont, Prinz von Gaveren. Am nordwestlichen Strande der schmalen nordholländischen Halbinsel lag das alte Schlofs, von dem Egmont seinen Namen hatte. Sein Vater war mit Françoise von Luxemburg, Prinzessin von Gaveren, verheiratet und hinterliefs seinen zwei Kindern ein fürstliches Vermögen. Seine einzige Tochter heiratete den Grafen von Vaudemont und wurde die Mutter von Luise von Vaudemont, der Gemahlin Heinrichs III. von Frankreich; Lamoral, geboren 1522, war in seiner Jugend ebenso wie Oranien Page bei dem Kaiser, begleitete denselben als Befehlshaber einer Reiterschar, kaum 19 Jahre alt, auf der unheilvollen Expedition gegen die Barbareskenstaaten und erwarb sich schon damals den Namen eines ebenso tapferen wie kaltblütigen Soldaten. Im Jahr 1545 verheiratete er sich mit Sabina von Bayern, der Schwester Friedrichs, des Kurfürsten von der Pfalz. In Speier war die Hochzeitsfeier, der Kaiser, sein Bruder Ferdinand, der Erzherzog Maximilian, die Kurfürsten des Reichs und viele vom höchsten deutschen Adel wohnten derselben bei, und im folgenden Jahre wurde er Vliesritter. Bei der unglücklichen Belagerung von Metz (1533) war er an der Seite des Kaisers, 1554 stand er an der Spitze der glänzenden Gesandtschaft, die für Philipp um die Hand Marias von Tudor warb. Obgleich ihm bis dahin noch keine Gelegenheit geboten war, um seine militärischen Talente

zu entfalten, so zählte er doch schon unter die ersten Heerführer des Kaisers; die Tage von St. Quentin und Grevelingen machten ihn zum Abgott des Heeres und sichern ihm einen Namen in der Kriegsgeschichte. Damals stand Oranien weit hinter ihm im Schatten, Egmonts Name war auf aller Lippen, und nach menschlicher Berechnung schien sich seine Laufbahn zu der glänzendsten zu gestalten. Aber welcher Unterschied zwischen beiden! Egmont, dem eigentlich nie ein bestimmtes politisches Ziel vor Augen schwebte, betrachtete die Popularität, die ihm günstige Umstände verschafft, als Selbstzweck und versäumte auch keine Gelegenheit, in auffallender Weise nach derselben zu haschen, und dabei versuchte er sich in dem Kunststück, den aufgeblasenen und stolzen Edelmann mit dem populären Volkshelden zu vereinigen. Seine Natur war aufbrausend und stand im diametralen Gegensatz zu der erhabenen Ruhe Oraniens, sein Zorn riſs ihn zu den maſslosesten Ausfällen hin, aber wer seine schwache Seite kannte, der konnte ihn leiten wie ein Kind. Von Staatsgeschäften verstand er so gut wie nichts, Goethe hat ihn treffend charakterisiert, wenn er sich von dem grünen Tische, wo die Fürsten im Rat sind, hinaussehnt ins Freie, um sein Pferd zu tummeln. Seine Opposition gegen Granvella hatte rein persönliche Motive, und im Handumdrehen war aus dem verbissenen Gegner Spaniens ein eifriger Handlanger der Inquisition geworden. Der Kardinal, der ihn gleich im Anfang durchschaute und richtig beurteilte, nannte ihn einen „Freund von Rauch“, und hätte nicht sein tragischer Tod eine Art Märtyrerkrone um sein Haupt geflochten, die ihn der Nachwelt in einem ganz andern Lichte zeigte, als er es verdient, so würde der Name Egmont heute wohl schwerlich etwas anderes bedeuten als den Inbegriff von allem, was man unter Leichtsinn, Aufgeblasenheit und Charakterlosigkeit versteht. Der Sache seines Volkes, für dessen Wohl er zu arbeiten vorgab, hat er nur durch seinen Tod ge-

nützt, und dafs Alba in die Niederlande kommen und hier ungestört sein Mordhandwerk treiben konnte, hat er zum guten Teil durch seine Unentschlossenheit und durch seinen einer niedrigen Eifersucht gegen Oranien entsprungenen Widerstand verschuldet [1]).

In unendlich günstigerem Lichte stellt sich uns der Charakter Philipps von Montmorency, Grafen von Hoorne, des späteren Schicksalsgenossen Egmonts dar. Einem alten französischen Geschlecht entsprossen, kam er durch die zweite Heirat seiner Mutter mit dem Grafen von Hoorne in die Niederlande. Die Grafschaft mit der Hauptstadt Weert im heutigen Limburg, gehörte zum Grundgebiet des Bistums Lüttich und stand im Lehensverband mit Deutschland. Philipp hatte im Heere des Kaisers gedient, wurde 1555 Statthalter von Gelderland, 1556 Ritter des goldenen Vlieses, verlor aber seine Statthalterschaft, als der König ihn zum Admiral ernannte, als welcher er denselben nach Spanien begleitete, um hier als Oberintendant der niederländischen Angelegenheiten zu bleiben. Aus dieser unfreiwilligen Verbannung kehrte er aber bald in die Niederlande zurück und trat vermöge seiner Stellung bei den mit rapider Schnelligkeit sich nunmehr

1) Treffend ist die Vergleichung Stradas (Lib. III) zwischen Oranien und Egmont: „Erat Egmontius ingenio hilari, explicato, sibique praesidenti: tristi Orangius, inobservabili, vitabundo. In hoc sollertiam ubique laudares: fidem in illo saepius reperires. Dux belli melior quam Senator, Ajax ille: hic Ulysses, domi pugnacior consilio, quam foris manu. Provisor alter anxius, inque futura semper animo praecurrens, eoque adversus repentina nunquam improtectus: alter plerumque curis vacuus nisi instantibus, ad subita tamen magis imparatus, quam aut impromptus aut impar. Plus ab altero sperares, ab altero plus timeres; amicumque tibi Egmontium malles: Orangium magis inimicum nolles. Et ne qua in re convenirent, vultu erat Egmontius perquam pulcro, validis membris, aspectu pleno dignitatis: alter ore gracili, colore fusco, capite recaluo. Summus tamen uterque populo habebatur: sed illum homines amabant, hunc colebant."

entwickelnden Parteikämpfen und Verwirrungen in den Vordergrund, obwohl ihn weder seine höchst mittelmäſsigen Fähigkeiten, noch seine im höchsten Grade abstoſsende Persönlichkeit besonders dazu geeignet machten. Auch er hatte sich, wie so viele andere Edle, im Dienste des Königs finanziell ruiniert.

Eine viel jovialere Natur und eine echt ritterliche Erscheinung war sein jüngerer Bruder, Florenz von Montmorency, Baron von Montigny. Gegen den ausgesprochenen Willen Philipps auf Betreiben Oraniens 1559 unter die Vliesritter aufgenommen, wurde er vom König doch zum Statthalter von Doornik ernannt. Daſs man seine diplomatischen Fähigkeiten zu würdigen wuſste, beweist seine zweimalige Sendung nach Spanien. In geistiger Hinsicht scheint er seinen Bruder jedenfalls übertroffen zu haben, obwohl ihm keine Gelegenheit geboten wurde, seine Fähigkeiten praktisch zu bethätigen.

Eine bedeutendere Rolle spielte Philipp von Croy, Herzog von Aerschot, Prinz von Chimay, Graf von Porcian und Senneghem. Was den Adel seines Geschlechts, das nach seiner Behauptung von ungarischen Königen abstammte, und Reichtum betraf, so stand er dem Prinzen von Oranien ebenbürtig zur Seite. Damit ist freilich auch alles über ihn gesagt, was ihn vor dem übrigen niederländischen Adel auszeichnet, denn seine Fähigkeiten waren äuſserst geringe, grenzenlos dagegen sein Hochmut und Adelstolz, eine im Hause der Croys erbliche Eigenschaft. Eifersucht und Haſs gegen den Prinzen von Oranien und ein feuriger Glaubenseifer für die katholische Kirche waren seine hervorragendsten Eigenschaften. Daſs es ihm im Jahr 1576 gelang, dem Prinzen ein Bein zu stellen und einen österreichischen Erzherzog in die Niederlande zu bringen, war weit weniger die Folge der von ihm dabei entfalteten Geschicklichkeit, als des Zusammentreffens verschiedener seinen Plan befördernder Umstände. Wenn er bei Alba energisch für Egmont eintrat, so ist dies

nicht so sehr einem edlen Zuge seines Charakters als vielmehr dem Standesinteresse zuzuschreiben, da in Egmont auch der hohe Adel beleidigt war. Seine ganze öffentliche Thätigkeit ist ein unentschiedenes Hin- und Herschwanken zwischen der spanischen und nationalen Partei; beide Parteien kehrten ihm schliesslich den Rücken, und zürnend zog sich der alte Mann nach Venedig zurück, wo er in Vergessenheit starb.

Karl van Brimeu, Graf von Meghen, Vliesritter und seit 1559 Statthalter von Gelderland, nahm zwar an den auf die Entfernung Granvellas gerichteten Bestrebungen anfangs lebhaften Anteil, zog sich aber später von der Partei Oraniens zurück und blieb der Sache des Königs bis an seinen Tod getreu, wiewohl auch er den Spaniern abgeneigt war. Die Rolle, die er in der folgenden Zeit spielte, war und blieb übrigens stets eine ziemlich untergeordnete.

Etwas höher steht Peter Ernst von Mansfeldt. Er war in Deutschland geboren, kam mit dem Kaiser 1543 in die Niederlande und wurde 1559 Statthalter von Luxemburg. Wie Meghen gehörte auch er ursprünglich zu den Gegnern des Kardinals, ja sein Sohn Karl trat später dem Bunde der Edeln bei. Trotz seiner bei jeder Gelegenheit zur Schau getragenen Ergebenheit für die Sache des Königs wollte es ihm doch nie recht gelingen, sich dessen Gunst dauernd zu erwerben. Dagegen war und blieb er der erklärte Günstling von Margareta, deren treuester Anhänger er auch war. Seine Habsucht, die er durch verwerfliche Mittel zu befriedigen suchte und die sprichwörtlich geworden zu sein scheint, war ebenso eine Folge seiner desolaten finanziellen Verhältnisse wie angeborene Charaktereigenschaft [1]). Irgendwelche hervor-

1) Frédéric de Champigny sagt von ihm: „Il n'est ami que de soi même et ne reconnait personne que pendant qu'il en profit.“ Vgl. „Papiers d'Etat“ VI, 396.

ragende Fähigkeiten des Feldherrn oder Staatsmannes sucht man bei ihm vergebens, er war ein ziemlich guter Truppenführer und mit blindem Soldatengehorsam hielt er zum König.

Kaum bedeutender war Johann van Ligne, Graf von Aremberg, Herr von Barbançon, ein hennegauscher Edelmann. Durch seine Frau kam er in den Besitz der Grafschaft Aremberg in Westfalen, Maximilian II. erhob 1576 dieselbe zum Fürstentum; Philipp ernannte ihn zum Statthalter von Friesland, Groningen und Overyssel. Sein persönlicher Mut wird zwar gerühmt, aber als Truppenführer zeigte er im Feldzug gegen Ludwig von Nassau seine Unfähigkeit. Der Sache der Spanier hat er hauptsächlich dadurch gedient, daſs er die im Mai 1567 gefangenen Edlen dem Blutrat überlieferte. Er ist einer der wenigen unter dem hohen Adel der Niederlande, deren Treue gegen Philipp nicht einen Augenblick gewankt hat, und welche sich die temporäre Feindschaft gegen Granvella abgerechnet, von allem Parteigetriebe fernzuhalten wuſsten.

Die verächtlichste Figur ist aber Philipp von St. Adelgonde, Herr von Noircarmes. Zuerst ein heftiger Gegner des Kardinals, warf er sich vom Jahr 1566 an der spanischen Partei rückhaltslos in die Arme, nicht aus Überzeugung, sondern aus Geldgier und Habsucht, die er auf dieser Seite besser befriedigen zu können glaubte, als auf der andern. An Blutdurst und Grausamkeit kann er nur mit Vargas verglichen werden, und die Behandlung Valenciennes und Bergens in Hennegau steht der von Zutfen und Naarden würdig zur Seite. Die Spanier nannten ihn deshalb auch El castigator de los Flamingos, und Alba giebt ihm das Zeugnis, daſs er einer der wenigen „gutgesinnten, dem Dienste des Königs treu ergebenen“ Niederländer sei; der Erteilung eines Generalpardons widersetzte er sich ebenso wie Berlaymont [1]).

1) „Corresp. de Phil. II.“ I, 577 und „Corresp. du Card. de Granv.“ III, 83.

Eine Zeit lang hatte er sich sogar den Reformierten genähert, indem er die Versuche von Franz Baudouin, den Katholicismus mit dem Luthertum und dem Calvinismus zu verschmelzen, eifrig unterstützt hatte, freilich nur um der blutgierigste Verfolger der Reformierten zu werden, nachdem er sich überzeugt hatte, daſs bei Philipp in dieser Sache an keine Transaktion gedacht werden könne. Selbst ausgeprägt katholische Geschichtschreiber lassen sich ungünstig über seinen Charakter aus.

Anthonie van Lalaing, Graf von Hoogstraten, Baron von Sombreffe, Herr van Borselen, Gouverneur von Mecheln und Schwager des Grafen von Hoorne, mit dessen Schwester er verheiratet war, ein Mann von hohen Fähigkeiten, der Vertraute und Freund Oraniens, berechtigte die nationale Partei im Anfange seines Auftretens zu groſsen Hoffnungen, die wohl nur durch seinen frühzeitigen plötzlichen Tod nicht in Erfüllung gingen. Er war ein geschworener Feind der Spanier und verabscheute die Plakate, die er auch als Statthalter in seiner Provinz, so viel an ihm lag, unausgeführt lieſs. Übrigens trat sein Name bei dem nunmehr beginnenden Kampf verhältnismäſsig in den Hintergrund.

Eine eigentümliche Bewandtnis hat es mit Heinrich von Brederode, Herrn von Vianen, der eine Hauptrolle im Aufstande spielte. Katholische wie protestantische Geschichtsschreiber haben sich förmlich in der Verurteilung und, man darf wohl sagen, in der Beschimpfung dieses Mannes überboten, in dem man schlieſslich nichts sehen konnte, als einen stets betrunkenen Polterer und Prahlhans, der der Sache der Freiheit unendlich mehr geschadet als genützt habe. Allein schon die Thatsache, daſs er in regem Verkehre mit Oranien stand, der doch durchgehends die Leute, mit denen er sich näher einlieſs, gut kannte, daſs er das Mittelglied zwischen dem höhern und niedern Adel bildete, daſs er der Feldherr der von den Konsistorien geworbenen Truppen wurde und daſs

er die bekannte, bei näherem Zusehen durchaus nicht so unbedeutende und lächerliche Rolle in Amsterdam spielte, — diese Thatsachen beweisen doch so viel, daſs Brederode ein Mann von mehr als gewöhnlichen Fähigkeiten gewesen sein muſs. Er war tapfer, scharfsinnig, besaſs eine namentlich auf die unteren Klassen ihre Wirkung nie verfehlende Beredsamkeit und muſs, aus seinen Briefen zu schlieſsen, einen unvergleichlichen Mutterwitz und unerschöpflichen Humor besessen haben. Der Grundzug seines Wesens ist allerdings ein bis zur Wut gesteigerter Haſs gegen die katholische Kirche und ihre Priester; aber er verschmähte es, eine äuſsere Ergebenheit gegen dieselbe an den Tag zu legen. Was seine Unmäſsigkeit im Trinken betrifft, so krankte an diesem Fehler der ganze damalige Adel überhaupt, und es ist jedenfalls kleinlich, diese Untugend gerade bei ihm in den Vordergrund zu stellen und ihm deshalb jede geistige Fähigkeit kurzweg abzusprechen. Über sein Schicksal nach seiner Abreise aus den Niederlanden bis zu seinem bald darauf erfolgten Tod liegt zwar ein Schleier; was man davon weiſs, ist nur so viel, daſs sein Verhältnis zu den niederländischen Exulanten und den Konsistorien fortdauerte und daſs er es nicht an Versuchen fehlen lieſs, auch in der Ferne seinem Lande zu nützen [1]).

Unter allen Edeln war aber sicher keiner, der dem Prinzen von Oranien an Talent und hohem Streben näher steht als der Markgraf von Bergen op Zoom, Johann

1) Vgl. Hendrik van Brederode, medegrondlegger der nederlandsche vryheid, verdedigd door M. C. van Hall 1844; ferner Antwoord aan M. C. van Hall door Groen van Prinsterer 1844; Hendrik van Brederode en Willem van Oranje door R. C. Bakhuizen van den Brink in den „Studien en Schetsen" I, 87 ff. Auch Fruin beurteilt ihn günstiger als Groen und Motley. Vgl. ferner M. L. van Deventer, Het jaar 1566, p. 66—68 und Het Nederlandsch Ryksarchief I, 28, ferner Archives VIII, proleg. p. 57 sqq., Note.

van Glymes und Graf von Volhain. Beide waren des Kaisers Lieblinge gewesen und in dessen Schule am Hofe Marias erzogen worden, und beide waren durch ihren grofsen Güterbesitz die angesehensten Mitglieder der Staaten von Brabant. Der Glanz seines Geschlechtes, sein Reichtum, vor allem aber sein grofser Einflufs bewogen Philipp, ihn zum Statthalter von Hennegau zu ernennen. Seine grofse Popularität beim Volke war hauptsächlich die Folge seines Widerstands gegen die Ausführung der Plakate [1]).

Der Statthalterin und dem Kardinal hat er durch seinen zähen, passiven Widerstand Verdrufs genug bereitet; den gröfsten Teil des Jahres war er nicht in seiner Statthalterei, wachte aber mit Argusaugen gegen jede Einmischung der Kardinalisten in seine Rechte. Dafs Oranien grofse Stücke auf seine Fähigkeiten hielt, bewies er dadurch, dafs er ihn zum Präsidenten der Generalstaaten bestimmt hatte, auf deren Zusammenberufung man sich eine Zeit lang, wiewohl vergebens, Hoffnung gemacht hatte. Seine schwache Seite war seine grenzenlose Habsucht, doch hatte er genug politische Einsicht, um den „Teufel der Habsucht, der in ihn gefahren“, zum Schweigen zu bringen, wenn andere Interessen ins Spiel kamen. Er war einer der wenigen oder vielleicht der einzige vom hohen Adel gewesen, der um die Einführung der neuen Bischöfe vor Granvella gewufst hatte: sein Bruder Robert von Bergen war Koadjutor des Bischofs von Lüttich, und eine Zeit lang scheint der Markgraf auch allen Ernstes mit der neuen Mafsregel einverstanden gewesen zu sein; als er sich aber von dem Widerstand überzeugte, den dieselbe bei den Staaten von Brabant hervorrief, trat er als einer der einflufsreichsten Edeln neben Oranien als Hauptanführer der Unzufriedenen auf. Ein frühzeitiger

1) Vgl. seinen Brief an die Statthalterin im Jahr 1566 bei Reifenberg, Interrogatoires d'Egmont, p. 256 sqq.

Tod hat ihn in Spanien hinweggerafft und ihn vor dem gräſslichen Schicksal Montignys bewahrt.

IV.

Das Bild, das uns gleichzeitige Berichterstatter über den damaligen Adel entwerfen, ist kein günstiges. Wohl stand derselbe nach dem Frieden von Câteau-Cambresis mit Kriegsruhm bedeckt da; auf dem Schlachtfeld hatte er die Franzosen zwar besiegt, es aber während des Feldzuges auch dahin gebracht, es seinen deutschen Standesgenossen in Trunksucht und anderen Ausschweifungen gleichzuthun. Von der feinen Bildung, die einen groſsen Teil des französischen Adels auszeichnete und die trotz der weichlichen Galanterie und des rohen Kriegslebens stets seine Wirkung äuſserte, findet man bei dem niederländischen keine Spur. Wilhelm von Oranien gesteht selbst ein, daſs in seiner Jugend sein Kopf nur von Waffenübungen, Tournieren und Jagden voll war, Egmont, der rohe Soldat, hatte sich zwar mit groſser Mühe einen Firnis von Bildung erworben, mit dem er beim schönen Geschlecht einigen Eindruck zu machen wuſste, allein er war kaum imstande, einen logisch geordneten Brief zu schreiben, und wenn er an seine deutschen Verwandten schreiben muſste, so führte der deutsche Sektretär der Statthalterin für ihn die Feder. Geradeso wie Christoph von Württemberg unter den deutschen Fürsten durch feine Manieren und hohe Bildung eine rühmliche Ausnahme machte, so steht unter dem höheren niederländischen Adel fast als das einzige Beispiel eines hoch gebildeten, mit Kunst und Wissenschaft innig vertrauten Kavaliers der Graf von Renneberg da, derselbe, der Groningen an Spanien verriet. Edle vom zweiten und dritten Rang, wie Marnix von St. Adelgonde, Douza und van Zuylen van Nyevelt waren sporadische Ausnahmen, denn

Wissen und Gelehrsamkeit waren am Hofe von Brüssel keine gangbaren Münzen. Hier galt es in erster Linie, einander an Pracht und sinnlosem Luxus zu übertreffen. Wer den schönsten Palast bauen liefs, wer die meisten Pagen hatte, wessen Diener die glänzendsten Livreen trugen, wer die gröfste Zahl Gäste an seiner Tafel bewirtete, wer die besten Köche hatte, der war der angesehenste. Trunk- und Spielsucht hatten in bedenklichstem Grade überhand genommen; das tollste Säuferleben brachte keinen vornehmen Herrn um seinen Ruf. „Wir haben St. Marten lustig gefeiert", schreibt der Prinz von Oranien [1]) an seinen Bruder, „Brederode war einen Tag so hin, dafs ich stark für sein Leben fürchtete", und das Urteil des Venetianers Bodoaro über den deutschen Adel: „Die Männer sind täglich betrunken, die Frauen ebenso, jedoch weniger als die Männer" darf man ruhig auch auf den gröfsten Teil des damaligen niederländischen Adels anwenden. Schon Maria von Ungarn hatte an ihren Bruder, den Kaiser, geschrieben: „Unter den Grofsen dieses Landes wächst eine Jugend heran, mit deren Sitten ich mich nicht vertragen kann und will, Treu und Glauben, Ehrfurcht vor Gott und dem König sind dahin; wenige ausgenommen, ist das Sittenverderbnis so grofs, dafs, wenn ich ein Mann wäre, ich sie nicht allein nicht regieren, sondern sie gar nicht sehen, geschweige auf gleichem Fufs mit ihnen leben wollte. Gott ist mein Zeuge, wenn ich Ew. Majestät versichere, dafs ich lieber mit meinen Händen mein Brot verdienen würde, als dafs ich mit ihnen in Berührung kommen wollte [2])."

Wo der hohe Adel mit solchem Beispiel voranging, braucht man nicht zu fragen, wie es bei dem niederen aussah. Mit unzureichenden Mitteln suchte er jenem in Pracht und Üppigkeit gleichzukommen, hatte aber auch

1) „Arch. et Corr." I, 185.
2) „Papiers d'Etat" IV, 456.

verhältnismäfsig viel schneller abgewirtschaftet. Die Mitglieder des hohen Adels bekamen doch auch von Zeit zu Zeit, wenn ein Sonnenblick der königlichen Gnade auf sie fiel, Geschenke und Jahrgehälter und die fetten Posten waren ebenfalls nur für diese Regionen vorhanden; dem niedern Adel blieb bei diesem Leben nichts übrig, als Schulden zu machen und seine Güter mit Hypotheken zu belasten, die dann auch oft nach wenigen Jahren in die Hände von Kaufleuten und listigen Sachwaltern fielen. Mit dem Frieden hatte nicht nur die Hauptbeschäftigung der Edlen aufgehört, sondern eine ihrer Haupterwerbsquellen war versiegt. Mancher, der das Glück gehabt hatte, einen vornehmen und reichen Gefangenen zu machen, sah sich durch die Bezahlung eines enormen Lösegeldes über Nacht zu einem reichen Mann geworden. Damit war es aber jetzt zu Ende, und man kann es nur natürlich finden, wenn dieser Adel die Verwirrungen im eigenen Lande mit Freude begrüfste und hier die schönste Gelegenheit sah, sich der Bezahlung seiner Schulden zu entziehen oder die in die Hände von Poortern geratenen Güter wieder an sich zu reifsen. Es wäre unter diesen Verhältnissen geradezu ein Wunder gewesen, wenn sich der Adel dem Widerstand gegen die Einführung der neuen Bischöfe nicht widersetzt hätte, denn er sah nunmehr die reichen Abteien und Kirchengüter, auf die er sein begieriges Auge schon lange gerichtet, für immer in andere Hände kommen. Ohne von der Kirche offen abzufallen, sah er es deshalb mit Freuden, wie die Reformation von Tag zu Tag an Boden gewann, sein Ideal sah er in den deutschen Fürsten, die die Reformation eingeführt und das Kirchengut an sich gerissen hatten. Pontus Payen hat nicht unrecht, wenn er den Zustand des niederen Adels mit dem von Catilina, Cethegus und Lentulus vergleicht.

Die eigentliche Lebensatmosphäre für jeden Adel ist ein glänzender Hof. Die Bedeutung und der Einflufs des

Adels regelt sich nach dem Ansehen, in welchem er bei dem Fürsten steht, seine Rechte gelten nur, so weit sie von diesem anerkannt werden und selbst dem Kampfe des Adels mit der fürstlichen Gewalt liegt durchaus die Verwandtschaft und innere Zusammengehörigkeit beider zugrunde. Auch bei dem Streite, den der Adel unter sich führt und dessen Endziel nur die Entscheidung der Frage ist, wer am Hofe herrscht und den andern aus der fürstlichen Gnade verdrängt, ist die Person des Fürsten der einigende Mittelpunkt, der Unterliegende kann bald die Stelle des Siegers einnehmen, und dieser fortwährende Kampf bedingt zu einem guten Teil die Lebens- und Entwickelungsfähigkeit des Standes. Als Philipp nach Spanien zurückkehrte, war dieser Mittelpunkt verschwunden; ein anderer war an seine Stelle getreten, der Hafs gegen den Fremdling Granvella, der in der Gunst des Königs die Stellung einnahm, auf welche der niederländische Adel Anspruch machen zu können glaubte. Mit dem Sturze des verhafsten Kardinals rifs aber auch das Band entzwei, das den Adel vereinigte; jeder sorgte für sich, und wir sehen die hohen Herren in offener oder verdeckter Feindschaft einander gegenüberstehen. Egmont war eifersüchtig auf Oranien, und das Haus Croy intriguierte gegen das Haus Nassau. Wäre der König in den Niederlanden gewesen, so wären Fälle, wie der Karls von Revel, Herrn von Audrignies, der in Bethune hundert Edelleute zusammenrief, um sich mit den Waffen in der Hand an dem Herzog von Aerschot zu rächen, unmöglich gewesen. Nur wo das Standesinteresse ins Spiel kam, tritt der Adel in geschlossener Phalanx auf. Brederode lag fortwährend mit Utrecht in Streit, Graf van Hoorne mit Lüttich und Meghen mit Herzogenbusch, und wenn es eine Stadt wagte, auf die mit Schulden belasteten Güter eines grofsen Herrn die Hand zu legen, so durfte er auf die nachdrückliche Hilfe aller Standesgenossen rechnen [1]) und häufig erkaufte

1) Der niederländische Adel war in dieser Beziehung ebenso

man die Bundesgenossenschaft eines Edeln auf Kosten einer Stadt, der er dann ungestraft eine Summe abpressen oder ein Stück Grund nehmen konnte [1]). Der König war zu ferne, um dem Beispiele der deutschen Fürsten zu folgen, welche die Macht des Adels bei passender Gelegenheit beschränkten.

Nichts charakterisiert aber diesen Adel besser als sein Verhältnis zur Reformation, und er erscheint von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet in einem noch viel ungünstigeren Lichte.

Man wird sich billig die Frage vorlegen, warum die Reformation, für die doch ein Teil des höhern und niedern Adels gewonnen war, es in den Niederlanden nicht so weit bringen konnte, um, wie in Deutschland und Frankreich, einen protestantischen Adel mit Erhaltung seiner alten Vorrechte und seiner Unabhängigkeit ins Leben zu rufen? Die Ursachen davon lagen teils in den äufseren Verhältnissen, teils in dem sittlichen Gehalt dieses Adels selbst. Zunächst verursachte die Reformation im Schofse verschiedener Adelsfamilien selbst eine unheilvolle Spaltung. Granvellas Bruder, Herr von Chantonnay, der spanische Gesandte in Frankreich, war mit einer Schwester Brederodes verheiratet, und dieser war deshalb auch im Anfange der Sache der Reformation nichts weniger als günstig, und wenn er später für den Protestantismus dennoch gewonnen wurde, so ist dies dem Einflufs seiner Frau zuzuschreiben. Ein anderer Schwager Brederodes war Mansfeldt. Während dieser ein eifriger Katholik war und blieb, verhöhnte sein Sohn Karl öffentlich Fasten und Beichte; aber als seine Schwester Polyxena

wie der deutsche, der nach der Bemerkung Chantonnays einer Herde Schweine glich; zog man eines am Ohre, dann schrie die ganze Herde.

1) Reiffenberg, Interrogatoires d'Egmond, p. 309. So that Meghen mit Lüttich, das seine Forderungen 1563 mit 50000 Gulden abkaufte.

von einem Anführer der französischen Hugenotten, den sie auf Brederodes Schloſs kennen gelernt, entführt worden war, wurde er der gehässigste Feind der Calvinisten. Der Graf von Hoorne neigte zum Protestantismus hin, wenn er auch äuſserlich Katholik blieb und als solcher starb; in Doornik lieſs er den Protestanten freie Hand, und selbst den für die damaligen Verhältnisse weitgehenden Forderungen der Predikanten gab er ohne weiteres nach. Dagegen war die Katholicität seines Bruders Montigny über jeden Zweifel erhaben, in seiner Statthalterschaft Doornik hatte er die Reformation kräftig bekämpft und seine Briefe atmen alle einen glühenden Eifer für die katholische Kirche; aber auch er muſste sehen, wie in der eigenen Familie die religiöse Zwietracht sich entwickelte. Seine Frau, Helena von Melun, war die Tochter des Prinzen von Epinoy und die Frau des letzteren begünstigte ganz offen die Reformierten und hatte mit der Erziehung ihrer Söhne einen wegen Ketzerei höchst verdächtigen Edelmann beauftragt, den sie trotz der Vorstellungen der Statthalterin und des Königs, ja trotz der von ihrer eigenen Familie bewerkstelligten Intervention des Inquisitors Titelman gegen alle Verfolgungen beschützte. Der Markgraf von Bergen war wegen seiner Toleranz und seines Abscheus gegen die Plakate bekannt, aber seine Frau, eine Lannoy, war wegen ihrer Verfolgungswut berüchtigt. Während die hennegauischen Treslongs dem Könige und dem Katholicismus treu blieben, lieferte die zeeländische Linie des Hauses die eifrigsten Protestanten. Und um zum Schlusse noch ein recht auffallendes Beispiel zu nehmen, so verheiratete sich Maria van Brimeu, die Nichte und Erbin des Grafen von Meghen und Schwiegertochter Berlaymonts zum zweitenmale mit dem Sohn des Herzogs von Aerschot. Man wird wohl kaum drei Namen zusammenbringen können, die so zum Typus für die Treue gegen den König und zum Haſs gegen die Reformation geworden sind, und dennoch ge-

lang es dieser Maria von Brimeu, den jungen Carl van Aerschot zum Übertritt zum Protestantismus zu bewegen! [1])

Wenn man das 16. Jahrhundert das Jahrhundert der religiösen Überzeugung und des Glaubens genannt hat, so sucht man beide bei dem niederländischen Adel vergeblich. Der Streit der Parteien hatte schon einen sehr erbitterten Charakter angenommen; bei Philipp wie bei den Reformierten handelte es sich um die Gewissensfrage, Bergen, Hoorne, Oranien und die anderen betrachteten die religiöse Bewegung hauptsächlich von einem politischen Standpunkt. Echte, überzeugungstreue Katholiken sucht man bei ihnen, Montigny vielleicht allein ausgenommen, vergebens. Zuerst glaubte man an die Möglichkeit einer auf halbem Wege stehen bleibenden Reformation, wie an die Zulassung der Priesterehe, Gestattung des Kelches für die Laien und an die Abänderung der Rechtfertigungslehre. Als das Tridentiner Konzil derartigen Kombinationen für immer die Thür verschlossen hatte, ging man einen Schritt weiter und wollte es den einzelnen Provinzen überlassen, die neue Lehre zu dulden oder zu verbieten. Damit war aber weder den eifrigen Protestanten noch dem König gedient. Denn wo zwei religiöse Überzeugungen einander so scharf und exklusiv gegenüberstehen, da ist Mäfsigung so viel als Schwachheit, und dieselbe Kraft, die das Höchste zustande bringt, wirkt verzehrend und vernichtend gegen die fremden Elemente, welche ihrer freien Bewegung im Wege stehen. Sobald der Adel sah, dafs die Religion nicht mehr als ein unentbehrliches Glied in der Kette seines politischen Systems zu gebrauchen sei, war dasselbe auch verschwunden: die eifrigeren Katholiken konnten dem katholischen Mahnruf des Herzogs von

1) Vgl. Bakhuizen van den Brink, Cartons voor de geschiedenis van den nederlandschen Adel, in „Studien en Schetsen“ I, 68.

Aerschot und dem Einflusse ihrer Beichtväter nicht widerstehen, die halben Protestanten und Katholiken liefsen sich durch Hoffnung oder Furcht, Eigennutz, Blutsverwandtschaft, durch Hafs oder Gunst bestimmen. Nur die Partei, welche sich in der Folge mit Einsetzung ihrer ganzen Persönlichkeit der Reformation rückhaltslos anschlofs, sah ihr Prinzip sieggekrönt aus dem Kampf hervorgehen, obwohl sie als eigentliche Adelspartei unterging; denn um ihr Ziel zu erreichen, rief sie Geister auf, welche sie später nicht mehr beschwören konnte, und deren Willen und Wirkung sie widerstandslos folgen und gehorchen mufste.

Die hervorragendste Triebfeder, welche diesen Adel bei allen seinen Parteiveränderungen leitete und beherrschte, war Habsucht und Geldgier. Wo durch ein königliches Geschenk oder durch die Aussicht einer Güterkonfiskation etwas zu verdienen war, da war er alsbald bereit, seine Überzeugung zu opfern. Darauf beruhte auch zum grofsen Teil das Geheimnis der Erfolge Parmas — und man kann sich eines Gefühls des Abscheus nicht erwehren, wenn man sieht, wie ein Lalaing, du Bours, Renneberg ihren Verrat förmlich vom kaufmännischen Gesichtspunkt aus behandeln und erst nach langem Fordern und Feilschen um den königlichen Merced ihre Ehre verkaufen. Was diesem Adel fehlte, war nicht nur die Tugend der Opferfähigkeit und der Selbstlosigkeit, sondern auch die notwendige sittliche Entwickelung, welche ihn in den Stand gesetzt hätte, sich in den neuen Formen, welche die veränderte Lage geschaffen, würdig zu handhaben.

Was die religiöse Überzeugung damals dem Adel galt, und wie man kein Bedenken trug, dieselbe zu verleugnen oder mit derselben auf eine geradezu komische Weise umzuspringen, mögen noch einige Fälle illustrieren.

Graf Heinrich von Nassau, Oraniens jüngster Bruder, studierte im Jahr 1561 an der Universität Löwen, und es mag der frommen Juliane von Stolberg eine grofse

Selbstüberwindung gekostet haben, ihren jüngsten Sohn in solcher Umgebung zu lassen, wo die Gefahr, von dem „papistischen Götzendienst“ angesteckt zu werden, besonders grofs für ihn war. Als durch den Tod des Bischofs von Lüttich die reiche Propstei von St. Salvator in Utrecht erledigt wurde, schlug der Prinz von Oranien seinen Bruder für diese Stelle oder vielmehr für den Genufs des Einkommens vor. Ein anderer Liebhaber der Propstei war der Graf von Rennenberg, Kanoniker und Protonotar in Lüttich, der von seinem Vetter, dem Grafen von Hoogstraten, der zugleich ein Freund Oraniens war, protegiert wurde. Die Sache wurde nun in der Weise geordnet, dafs Rennenberg zum Propste ernannt werden, dieser dagegen dem jungen Grafen Heinrich einen Teil seiner fetten Pfründe abtreten solle, und der König, dem diese Abmachungen doch nicht unbekannt sein konnten, genehmigte dieses Übereinkommen. Es läfst sich wohl kaum anders annehmen, als dafs dem König hinsichtlich des Übertritts des jungen Grafen zum Katholicismus bestimmte Zusagen gemacht worden waren. — Als Oranien sich anschickte, um nach Deutschland zur Feier seiner Hochzeit mit Anna von Sachsen zu gehen, machte ihn Granvella auf den schlechten Eindruck aufmerksam, den seine Verbindung mit einem protestantischen Hause auf den König machen würde, um so mehr, da derselbe sich schon über den Protestantismus seines Bruders Ludwig mifsliebig geäussert habe. Und was sagte Oranien darauf? „Er habe, sobald seine Majestät ihm dies zu erkennen gegeben, mit seinem Bruder darüber gesprochen, und seit dieser Zeit habe er nichts gesehen, was Ärgernis erregen könne, sein Bruder gehe zur Messe und lebe vollständig als Katholik.“ Granvella drang dann auch allen Ernstes darauf, dafs sich der Prinz Religionsunterricht erteilen lasse, worauf Oranien unverblümt antwortete, „dafs sein Bruder häufig sein Verlangen danach zu erkennen gegeben habe und dafs er sich seit dieser Zeit an die ka-

tholische Lehre halte; nur hinsichtlich des Abendmahls unter beiderlei Gestalt habe er noch einige Bedenken, und er wünsche deshalb, noch gründlicheren Unterricht zu empfangen. Er habe deshalb den Marquis von Bergen ersucht, ihm einen gelehrten und rechtgläubigen Priester zu schicken, damit dieser seinen Bruder auf den rechten Weg bringe. Es sei allerdings war, daſs er an Fastentagen heimlich Fleisch esse, aber er thue es nur wegen seiner Gesundheit, da er Fischspeisen nicht vertragen könne [1])". Auf ähnliche Weise betrog bekanntlich auch Katharina von Medicis den Herzog Christoph von Württemberg, wenn sie ihn um einige seiner Theologen bat und ihm die Aussicht eröffnete, daſs sie mit ganz Frankreich zur Lehre Luthers übertreten würde. Wenn in diesem Falle der Prinz von Oranien vielleicht auf eigene Verantwortlichkeit und ohne Vorwissen, ja gegen den Willen seines Bruders gehandelt hat, so beweist dies nur um so mehr die Wahrheit des oben aufgestellten Satzes, daſs dem damaligen Adel die Religion nur Mittel zum Zweck war, daſs ihm seine pekuniären Interessen und der Einfluſs bei Hofe höher standen als seine religiöse Überzeugung, und daſs er im Falle der Kollision beider keinen Augenblick sich bedachte, letztere den ersteren aufzuopfern. Worin die Ursache seines Widerstandes gegen die Einführung der neuen Bistümer eigentlich zu suchen ist, ist schon oben (S. 51) auseinandergesetzt; in keinem Falle war es allein der Abscheu vor der Inquisition, vor der er sich nicht fürchtete und auch nicht zu fürchten brauchte, da sie ja nur dem „armen Volke" galt.

Und es sollte auch nicht zu lange Zeit dauern, bis die Probe auf die Summe gemacht werden konnte. Als Alba herannahte und die Sache des Volkes verloren schien, als die geträumte Gewissensfreiheit in unabsehbare Ferne gerückt war, da unterwarfen sich mit wenigen Ausnahmen

1) Vgl. Bakhuizen van den Brink, l. c. p. 44. 69.

fast alle, die an der Spitze des Bundes der Edeln gestanden hatten; van Hoorne, van Hoogstraten, van Brederode, van Culemburg erklärten sich bereit, den neuen Eid zu leisten, der ihre ganze Vergangenheit mit einem demütigenden und erniedrigenden Federzug auslöschen sollte. So ging der Adel, der schon längst seinen inneren Halt verloren, bei dem ersten Stofs der Bewegung als solcher unter, der Bürger- und Kaufmannsstand tritt an die Spitze der nationalen Bewegung.

Viertes Kapitel.

Der Kampf gegen Granvella und dessen Sturz.

I.

Das persönliche Einvernehmen zwischen dem Kardinal und dem Prinzen von Oranien mufs bis zum Anfang des Jahres 1561 ein ziemlich gutes gewesen sein: wenn Oranien von einer Reise nach Brüssel zurückkam, suchte er in der Regel zuerst Granvella auf, ehe er sich in seine eigene Wohnung begab, und wenn Granvella dem Prinzen einen Besuch machte, so trat er ohne weitere Formalitäten in dessen Schlafzimmer, da Wilhelm zeit seines Lebens die Gewohnheit hatte, sehr spät aufzustehen und seine Freunde und Vertraute zu empfangen, während er noch im Bette lag. Als der Prinz in Heiratsangelegenheiten am sächsischen Hofe weilte, spricht aus den beiderseitigen Briefen nur Wohlwollen und Freundschaft; der Prinz zeigt sich bereit, einem Verwandten Granvellas zu einem gerade erledigten Posten zu verhelfen, und er teilt letzterem die in seinem Fürstentum gegen die weitere Verbreitung der

Reformation ergriffenen Maſsregeln, wie auch den Erlaſs einer Generalamnestie mit, wobei er Granvella ersuchte, die ihm wünschenswert erscheinenden Veränderungen in derselben zu machen [1]).

Aber nach drei Monaten trennte beide ein tiefer, man darf geradezu sagen ein tötlicher Haſs!

Egmont hatte sich schon vorher mit dem Kardinal überworfen. Zum Befehlhaber von Heusdin wurde nicht der von Egmont vorgeschlagene Kandidat, sondern ein Günstling Granvellas ernannt, und als vollends der letztere sich vom König die erledigte Abtei von Trulle übertragen lieſs, welche der Graf einem seiner armen Verwandten zuwenden zu können gehofft hatte, äuſserte er seinen Unmut und Zorn dem Kardinal gegenüber laut, und es soll sogar einmal so weit gekommen sein, daſs er, erbittert durch den kalten und ruhigen Trotz, den Granvella einem seiner rohen Ausfälle entgegensetzte, den Dolch gegen ihn zog, so daſs sich der Prinz von Oranien ins Mittel legen muſste.

Was war aber zwischen Granvella und Oranien vorgefallen? Da sich weder in der vom Prinzen im Jahr 1568 veröffentlichten Justification noch in seiner Declaration desselben Jahres, noch auch in seiner Apologie und in seinen übrigen Correspondenzen der geringste Anhaltspunkt findet, und der Prinz stets sich über die Herrschsucht des Kardinals beschwert, die dieser doch stets, auch lange vor März 1561, an den Tag gelegt haben wird, so hat man keine andere Annahme für möglich gehalten als die, daſs die Erhebung Granvellas in den Kardinalsrang, welche er gerade im Monat März des Jahres 1561 erfuhr, die erste Ursache der Entfremdung war [2]). Vorher hatte er seinen Sitz im Staatsrate vor Berlaymont,

1) Gachard, Corresp. de Guill. le Tac. I, 458—460, und II, 14—15.

2) Ibid. II, Préface, IX.

aber nach Oranien und Egment; nunmehr zum Kirchenfürsten erhoben, hatte er auch vor den beiden letzteren den Vorrang, und trotz seines vorsichtigen Auftretens gegen die Herren des niederländischen Adels und der Ängstlichkeit, womit er sich bisher hütete, einen derselben offen zu beleidigen, schien er jetzt doch nicht so viel Selbstbeherrschung gehabt zu haben, um sie nicht dann und wann seine Superiorität deutlich fühlen zu lassen.

Damit ist aber der innere Grund des Zerwürfnisses noch keineswegs bloſsgelegt. Granvella stand schon bei dem Kaiser in Ansehen und Macht, während die Edeln entweder als Pagen an der Schwelle des fürstlichen Kabinetts standen oder im Feldlager ihre Sporen und Titel verdienen muſsten. Als der Kaiser, der in der Regel durch seine eigenen Augen zu sehen gewohnt war, vom Schauplatz abgetreten war, waren die Pagen Staatsräte und die Fähnriche Feldobersten und Statthalter geworden, während Granvella jetzt die Stelle des Souveräns einnahm. Der Kardinal hatte besonders Oranien bei dem Kaiser in den Vordergrund zu stellen gewuſst; es kommt aber stets eine Zeit, wo man es als eine Demütigung empfindet, Protektion gehabt zu haben, und wo die Vorsicht es dem Protektor von selbst nahe legt, seinen Einfluſs nicht mehr in der bisherigen Weise gelten oder ihn wenigstens nicht auf eine auffallende Weise merken zu lassen. Diese Vorsicht besaſs aber Granvella nicht, und wenn es für die Seigneurs schon äuſserst empfindlich sein muſste, daſs ihr Anteil an der Regierung im Vergleich mit seinem Einfluſs so gut als keiner war, so ergriff der Kardinal seinerseits häufig die Gelegenheit, um seine Überlegenheit ihnen fühlbar zu machen. Dies wird wohl auch der tiefere psychologische Grund der tiefen Entfremdung zwischen Granvella und den Seigneurs gewesen sein [1]).

1) Vgl. Bakhuizen van den Brink, Het huwelyk van Willem van Oranje, p. 44. 45.

Eine Gelegenheit, welche das unter der Asche glimmende Feuer zur lichterlohen Flamme anfachte, sollte sich bald zeigen.

In den meisten Städten der Niederlande hatte die Regierung das Recht zur jährlichen Erneuerung des Magistrats mitzuwirken, indem sie die Mitglieder des Rates aus einer ihr von der Bürgerschaft überreichten Nomination wählte. Auf diese Weise konnte man wenigstens die erklärten Gegner ferne halten; der Statthalter war verpflichtet, jedes Jahr der Statthalterin im voraus Bericht darüber zu erstatten, welche Personen er in den Magistrat zu wählen gedenke. Maria von Ungarn hatte sich dieses Recht für Flandern sogar allein vorbehalten, Philipp aber hatte in der ersten Zeit seiner Regierung wieder darauf verzichtet. Als Margareta Statthalterin wurde, war nur eine Provinz, in der die Regierung unmittelbar an der Erneuerung der Magistrate Teil nahm, und dies war Brabant, für welches auch kein besonderer Statthalter angestellt war, weil die Statthalterin in der Hauptstadt desselben, Brüssel, regierte, und also selbst die Würde des Statthalters bekleidete. In den vier Hauptstädten Brabants hatte also die Regierung mehr als irgendwo anders Einflufs auf den Magistrat, und da Brabant in gewissem Sinne als das Haupt der siebzehn Provinzen den Ton angab, so begreift man auch, wie sorgfältig es sich die Regierung angelegen sein liefs, um nur ihr ergebene Bürger in den Magistrat zu wählen.

In Antwerpen hatte die Statthalterin das Recht, aus den neunzehn Mitgliedern des Magistrats neun zu bezeichnen, welche im Monat Mai jedes Jahres abtreten mufsten, und an ihrer Stelle neun andere aus achtzehn zur Hälfte vom Magistrat selbst, zur andern Hälfte von den dreizehn Wykmeistern ihr vorgeschlagenen Kandidaten zu wählen. Um dem Ehrgefühl der in ihrem Wahlrecht beschränkten Bürgerschaft zu schmeicheln, wurden die neu gewählten unter vielen Feierlichkeiten installiert, eine Kommission von zwei Vliesrittern oder von zwei brabantischen Edel-

leuten begab sich, begleitet vom Kanzler der Provinz, nach Antwerpen und überbrachte dem Magistrat die Entschliefsung der Statthalterin [1]).

Im Jahr 1561 waren die Neuwahlen des Magistrats von mehr als gewöhnlichem Interesse. Die Äbte und der Adel, das wufste man, würden in den Staaten gegen die Einführung der Bischöfe stimmen, und es hing also nur von der Zusammensetzung der Magistrate ab, ob der Lieblingsgedanke Philipps bei dem dritten Glied der Staaten auf keinen Widerstand stofsen würde. Überdies handelte es sich um die Genehmigung einer Bede, Brabant zog die Sache in die Länge, und ohne seine Zustimmung war von den anderen Provinzen nichts zu erreichen. Unter diesen Umständen begreift man die ängstliche Sorgfalt, mit der Margareta diesmal ihre Leute aussuchte. Als sie sich endlich — natürlich nach vorhergegangener Beratung mit Granvella — entschieden hatte, wurden Oranien und Aremberg eingeladen, die Entscheidung der Statthalterin dem Magistrat von Antwerpen zu überbringen. Oranien aber sandte der Statthalterin ihren Auftrag mit der Bemerkung zurück, dafs er kein Lakei sei, der die Botschaft eines andern zu übermitteln habe. Und in der That hatte der Prinz auch das Recht, sich beleidigt zu fühlen, er war erblicher Burggraf von Antwerpen, konnte also den Anspruch machen, bei der Erneuerung des Magistrats wenigstens um Rat gefragt zu werden, wie es auch drei Jahre vorher Philipp wirklich gethan hatte. Allein das war es eben, was Granvella nicht wollte, der recht gut wufste, dafs die Wahl des Prinzen in einem für die Regierung keineswegs angenehmen Sinne ausfallen würde. Dafs dem Prinzen jetzt der Diener des Königs geringere Ehre bewies als dieser selbst, war seinem Stolze natürlich unerträglich. Auch Aremberg folgte dem Beispiel Oraniens. Oranien

1) Vgl. Fruin, Voorspel (Gids 1859), p. 767 sqq.

kannte den Kardinal zu gut, um nicht überzeugt zu sein, dafs es diesem ferne gelegen, ihn in irgendwelcher Weise persönlich beleidigen zu wollen. Dem aufbrausenden Unwillen des Prinzen lag etwas ganz anderes zugrunde, nämlich die Einrichtung der Regierung überhaupt, von der er und die anderen Edeln faktisch so gut wie ausgeschlossen waren, da ja die Konsulta, die nur aus Granvella, Viglius und Berlaymont bestand, allein alle Staatsgeschäfte erledigte und der Staatsrat, wie dies Granvella schon 1555 der Königin von Ungarn gegenüber offen ausgesprochen [1]), nur die Bestimmung hatte, der Regierung einen nationalen Anstrich zu geben. Am 20. Juli 1561 unterzeichneten daher Oranien und Egmont einen Brief an den König, in welchem sie diesem ihre Beschwerden und Klagen vorlegten [2]). Sie erinnerten den König, wie sie gegen ihre Ernennung in den Staatsrat Bedenken gehabt hätten, weil derselbe unter dem Herzog von Savoyen an der Regierung so gut wie keinen Anteil gehabt habe, dafs sie sich allein durch die vom Könige vor seiner Abreise gegebenen Versicherungen haben bestimmen lassen, in denselben wieder einzutreten. Sie seien aber von Anfang an nur in ganz unbedeutenden Angelegenheiten gehört worden, während die wichtigeren ohne ihr Vorwissen von ein oder zwei Personen erledigt worden seien. Sie hätten indessen geschwiegen, wenn der Kardinal im Staatsrate nicht selbst erklärt hätte, dafs alle Mitglieder desselben für die Mafsregeln der Regierung verantwortlich wären: da sie nun für das, was ohne ihre Zustimmung geschehe, die Verantwortlichkeit nicht übernehmen wollten, so bitten sie den König, dafs er sie entweder entlassen oder befehlen möge, dafs alle wichtigen Angelegenheiten im Staatsrat behandelt und erledigt würden. Übrigens hätten sie sich durchaus nicht über die

1) Gachard, Corr. de Guill. le Tacit. II, IX.
2) Gachard, Corr. de Philippe II., I, 195.

Statthalterin zu beklagen, mit der sie höchst zufrieden seien. In einem andern, am 15. August an den Sekretär Erasso gerichteten Brief bittet Egmont diesen, dem König die Versicherung zu geben, daſs der von ihm und Oranien geschriebene Brief nur die Folge des Eifers für die Sache des Königs sei; man könne sich unmöglich einen Begriff von der Herrschsucht und der Anmaſsung des Kardinals machen.

Diese Korrespondenz, die hinter Margaretas und Granvellas Rücken direkt mit dem König geführt wurde, eröffnet eine neue Phase in dem Verhältnisse des Adels zu der Regierung. Nicht mehr an die zunächst kompetente Autorität wendet man sich, sondern man trägt seine Wünsche und Forderungen mit Umgehung derselben dem König selbst vor. Und diese Methode schien von nun an Regel zu werden, ja man ging einen Schritt weiter und setzte sich in persönliches Einvernehmen mit dem König, denn nicht nur die Edeln schickten Bevollmächtigte nach Madrid, sondern Abgeordnete von Brabant und Antwerpen folgen dem Beispiele. Umsonst warnte der Kardinal vor dem unheilvollen Schritt, dessen präjudiziellen Charakter er nur zu gut erkannte; Philipp selbst scheint diese Art persönlicher Berührung nicht ungern gesehen zu haben, da er bald darauf den Grafen Egmont ersuchte, nach Madrid zu kommen und die Klagen des Adels vorzutragen.

Wie immer, dauerte es bei dem König geraume Zeit, bis er seinen Entschluſs faſste; nach sechs Wochen war die Antwort bereit, die dahin lautete, daſs Hoorne, der in den nächsten Tagen in die Niederlande zurückkehren werde, den königlichen Beschluſs mitteilen werde. Welcher Art der letztere gewesen sei, ist nicht bekannt; jedenfalls muſs der König beruhigende Zusicherungen gegeben haben, da die beiden Beschwerdeführer sich herbeilieſsen, ihren Sitz im Staatsrate zu behalten. Daſs aber der König die Klage sehr ungnädig aufgenommen, beweist die bei dem

Abschied Hoornes vorgefallene Scene; einer der wenigen Augenblicke in seinem Leben, wo Philipp, sein eiskaltes Naturell verleugnend, in laute Drohungen und Verwünschungen ausgebrochen sein soll [1]).

II.

In das Jahr 1561 fällt aber noch ein Ereignis, das zwar in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit den Vorgängen in den Niederlanden steht, dem aber von den Zeitgenossen, namentlich von Granvella und Margareta, eine hochernste Bedeutung zugeschrieben wurde. Es ist die Heirat Oraniens mit Anna von Sachsen, der Tochter jenes Moritz, der dem Kaiser den Frieden von Passau abgezwungen hatte.

Im Jahr 1558 war Oranien, 25 Jahre alt, Witwer geworden, und Granvella, der schon bei der ersten Heirat des Prinzen die Hand im Spiele gehabt haben soll, schlug ihm nach beendigter Trauerzeit eine Verbindung mit Renata, einer Tochter der Herzogin von Lothringen und Enkelin Christians II. von Dänemark, der mit Karls V. Schwester Isabella verheiratet gewesen war, vor. Da Renatas Bruder, der Herzog von Lothringen, mit der Tochter Heinrichs II. von Frankreich verheiratet war, so wäre Oranien durch eine solche Heirat sowohl zu Philipp selbst, wie zu dem königlichen Hause von Frankreich in

1) „Pap. d'Etat“ VIII, 443: „Quoi malheureux, vous vous plaignez tous de cet homme et n'y a personne quoique je demande qui m'en saiche dire la cause“, soll der König den Admiral, der seine Übereinstimmung mit dem Briefe Oraniens und Egmonts versicherte, angeschrieen haben. Übrigens stammt die Erzählung aus dritter Hand; der Staatssekretär Bave in Brüssel teilt den Vorfall, den er von seinem Neffen Candiano, der damals am spanischen Hofe war, gehört hat, dem Kardinal mit. Philipp selbst erwähnt des Vorfalls in seinem an den Kardinal gerichteten Brief vom 17. November 1561 mit keiner Silbe („Pap. d'Etat“ VI, 419).

nahe verwandtschaftliche Beziehungen getreten und Philipp scheint auch im Anfange eine solche Verbindung gern gesehen zu haben. Die Herzogin von Lothringen, die damals noch Statthalterin zu werden hoffte, liefs sich den Vorschlag ebenfalls sehr wohl gefallen; allein diese Prätension der Herzogin wird es wohl gewesen sein, welche Granvella und den König bestimmten, die Sache rückgängig zu machen. Dafs die Herzogin selbst, wie Philipp dem Prinzen persönlich mitteilte, die Verhandlungen abgebrochen habe, weil ihre Tochter dem Prinzen sehr abgeneigt sei, klingt sehr unglaublich, da der Prinz eine ritterliche Erscheinung und bei den Eheschliefsungen in diesen Kreisen die Zustimmung der Braut gar nicht notwendig war; vielmehr mufste, wie Hooft zwar nicht beweisen kann, aber richtig vermutet, die Herzogin auf einen ihr von Philipp zugegangenen Befehl den Prinzen abschlägig bescheiden. Dafs diesem der ganze Hergang nicht verborgen bleiben konnte, liegt auf der Hand, und man darf wohl auch hierin eine der Ursachen suchen, welche zur Entfremdung zwischen ihm und dem Kardinal beigetragen haben.

Der Prinz suchte indessen anderweitigen Ersatz, und seine Wahl fiel auf Anna von Sachsen. Körperliche Vorzüge und Schönheit der Prinzessin, die nach der Beschreibung eines Zeitgenossen „ungeschickten Leibes und wahrscheinlich etwas hinkend war“, können es nicht gewesen sein, die Oranien bei seinem Entschlusse leiteten; auch ihre für eine damalige deutsche Fürstentochter bedeutende Mitgift von 70 000 Reichsthalern, wozu nach dem Tode Johann Friedrichs II., mit dem ihre Mutter nach dem Tode von Moritz verheiratet war, noch 30 000 kamen, konnte bei dem Manne, der die Erbschaft Renés von Chalons und seiner ersten Frau in Händen hatte, kaum ins Gewicht fallen, da, wie ein Zeitgenosse sagt, dieser Brautschatz kaum hinreichte, um die Kosten der bei der Vermählung gegebenen glänzenden Feste zu be-

streiten. Vielmehr war es der hohe fürstliche Rang der Braut und die Verbindung mit deutschen Fürsten, welche ihn zu dieser Heirat bestimmten.

Indessen waren verschiedene Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Die Braut war lutherisch, der Prinz katholisch, und dieser hatte also in erster Linie mit Philipp und dann mit Margareta und Granvella zu rechnen. Die Rechtgläubigkeit Wilhelms war damals (1560) auch nicht dem leisesten Zweifel unterworfen, allein dennoch äufserte sich Granvella sehr ungünstig über das Heiratsprojekt. Man darf übrigens die religiösen Bedenken nicht überschätzen: denn nicht nur kamen damals, namentlich zwischen fürstlichen Personen, sehr häufig gemischte Ehen vor, auch das Tridentiner Konzil, zu dem der Papst die protestantischen Fürsten, „seine geliebten Söhne", einlud, hatte immer noch die Möglichkeit einer Einigung zwischen Katholiken und Protestanten offen gelassen. Viel schwerer wog die politische Seite, und Philipp gestand selbst, nicht begreifen zu können, wie der Prinz auf den Gedanken kommen konnte, die Tochter eines Mannes zu heiraten, der „gegen seine Majestät ruhmreichen Andenkens handelte, wie Herzog Moriz gethan habe" [1]). Der König hat denn auch, wiewohl er persönlich die Verbindung ungern sah, dieselbe direkt doch niemals zu verhindern gesucht; er überliefs die Entscheidung darüber seiner Schwester und dem Kardinal, deren Vorstellungen und Einwände der Prinz mit der Bemerkung abschnitt, dafs die Unterhandlungen schon zu weit gediehen wären, als dafs sie abgebrochen werden könnten. Übrigens gab er der Statthalterin die Versicherung, dafs seine Frau in den Niederlanden als Katholikin leben werde, eine bestimmte Zusage hinsichtlich ihres Übertrittes zur katholischen Kirche hat er aber nicht gegeben.

Ein gröfseres Hindernis war Annas Grofsvater, der

1) „Papiers d'Etat" VI, 176.

alte Landgraf Philipp von Hessen. „Der Prinz ist ein Papist“, sagte er, „der in die Messe läuft und an Fastentagen kein Fleisch ist.“ Sein Widerwille gegen die vorgenommene Heirat war ihm nicht zu verargen, mufste er ja in dem Bräutigam den Mann sehen, der von Jugend an der Vertraute des verhafsten Kaisers gewesen war, dem er seine lange Gefangenschaft zu danken hatte, und ferner sah er in dem Prinzen den Vertrauten und Bundesgenossen des ihm noch verhafsteren Granvella, der am meisten dazu beigetragen, seine Gefangenschaft zu verlängern. Und in der That wurden die Unterhandlungen auch eine Zeit lang suspendiert, obwohl der Stiefvater der Braut alles aufbot, um die Heirat zustande zu bringen.

Vom Dezember 1560 an, wo Wilhelm selbst einen Besuch in Dresden machte, war die Verbindung eine beschlossene Sache; am 14. April 1561 fanden neue Unterhandlungen über die religiöse Frage statt, wobei sich übrigens Wilhelm, der sich Margareta und Granvella gegenüber den Rücken decken mufste, weigerte, irgendwelche schriftliche Zusage hinsichtlich der Art und Weise zu geben, wie weit er seiner Frau die Ausübung ihrer Religion gestatten wolle; auch hinsichtlich der Kindererziehung hat der Prinz niemals ein bindendes Versprechen gegeben. Denn das unmittelbar vor der Trauung von einem Notar im Stadthause in Leipzig vorgelesene Protokoll, das den Inhalt der am 14. April 1561 gepflogenen Verhandlungen wiedergab, hatte durchaus keinen rechtskräftigen Charakter; in der That lebte Anna in Breda der der Statthalterin gegebenen Zusage gemäfs auch „als Katholikin“, und die zwei aus dieser Ehe geborenen Kinder wurden nach katholischem Ritus getauft. Wie Wilhelm selbst damals die ganze Sache auffafste, beweist seine der Kurfürstin gegebene Antwort, die sofort nach der Trauung ihren Schwiegersohn bat, seine Frau vom Wege der wahren Religion doch nicht abzubringen. „Ich werde sie mit derartigen ernsten Dingen nicht belästigen“,

war die Antwort, „statt der Bibel soll sie Amadis und ähnliche kurzweilige Bücher lesen, welche de amore handeln, und statt zu stricken und zu nähen soll sie eine Gaillarde tanzen lernen und dergleichen Courtoisie, welche der Gebrauch unseres Landes mitbringt und ihrem Range paſst [1]).“

Am 24. August 1561 wurde die Hochzeit in Leipzig gefeiert; fast der gesamte deutsche hohe Adel war erschienen, Philipp hatte sich durch einen besonderen Abgesandten vertreten lassen.

Eine unglücklichere Ehe hat es aber kaum gegeben. Der unstäte, wankelnde Charakter Annas, ihr aufbrausendes Wesen, ihre Leidenschaftlichkeit, vor allem aber ihr grenzenloser Leichtsinn, muſsten ihr den Gatten bald vollständig entfremden, und wie man sich eines tiefen Mitleids nicht erwehren kann, wenn man sieht, wie die Frau dieses groſsen Mannes von Stufe zu Stufe tiefer sinkt, wie sie Ehebrecherin [2]) wird und sich schlieſslich dem Trunke ergiebt, um ihr schuldbeladenes Dasein vom Wahnsinn umnachtet in einem Kerker zu enden, so wird man auf der andern Seite aber auch der Seelenstärke Wilhelms die gebührende Bewunderung nicht versagen, der, ungebeugt durch häusliches Leid, mit festem Blick auf dem eingeschlagenen Wege weiterschreitet. Es lohnt sich deshalb auch nicht der Mühe, auf die von den gleichzeitigen und späteren Gegnern des Prinzen in Umlauf gebrachten Behauptungen näher einzugehen, als ob die Ursache seines Streites mit Granvella, seine Hinneigung zur Sache der Reformation und sein schlieſslicher Übertritt lediglich in seiner Verbindung mit einer protestantischen Frau zu

1) „Archives“ III, Proleg., p. xxiv sqq. Gachard, Corresp. de Guill. le Tacit. II, préface, p. xx und „Papiers d'Etat“ VI, p. 30.

2) Der Mitschuldige war Johann Rubens, früherer Schöffe in Antwerpen und Vater des groſsen Malers Rubens. Vgl. darüber: Bakhuizen van den Brink, Les Rubens à Siegen, 1861.

suchen sei. Was Juliane von Stolberg, was Ludwig und Johann von Nassau bei dem Prinzen nicht erreichen konnten, das wird auch für eine Frau vom Schlage Annas unmöglich gewesen sein, ganz abgesehen von dem sonstigen Charakter Wilhelms, dessen Hauptgrundzug stets der gewesen ist, andere zu leiten und zu überreden, nicht sich von diesen lenken zu lassen [1]).

III.

Indessen gewann, besonders in den südlichen Provinzen, die Heterodoxie mehr und mehr Boden, aber auch die Plakate mufsten auf Margaretas Andringen aufs strengste gehandhabt werden. Im Doornikschen namentlich wurden calvinistische Predigten gehalten, bei denen sich trotz des vom Magistrat erlassenen Verbots oft mehr als 4000 Menschen versammelten. Dasselbe geschah in Valenciennes, wiewohl unter geringerem Zulauf. Da sich der Marquis von Bergen und Montigny gerade in Breda befanden, um den von seiner Hochzeit aus Deutschland zurückgekehrten Prinzen von Oranien zu begrüfsen, so befahl die Statthalterin den beiden Herren, sich alsbald in ihre Statthalterschaften zu begeben und hier ihre Pflicht zu thun. Dem Baron von Montigny, dessen Glaubenseifer man in Brüssel nicht recht zu trauen schien [2]), gab

1) Vgl. darüber Bakhuizen v. d. Brink, Het huwelyk van Willem van Oranje met Anna van Saksen (1853). Diese mit ungewöhnlichem Scharfsinn geschriebene Broschüre beleuchtet das damalige Thun und Treiben Wilhelms von Oranien in so gründlicher Weise, dafs alle gegen den Schweiger bei Gelegenheit seiner Heirat erhobenen Beschuldigungen der Unaufrichtigkeit gegen den König und eines zweideutigen Benehmens von selbst wegfallen. Der Schwerpunkt der Beweisführung liegt deshalb gerade darin, dafs Wilhelm damals nicht daran gedacht hat und auch nicht daran denken konnte, die katholische Kirche zu verlassen.

2) Granvella schrieb dem Könige, dafs sich Montigny nur mit

man Christoph d'Assonleville, Mitglied des Privatrats, und Jean de Blasere, Mitglied des Rats von Flandern, an die Seite, und so wurde Jean Delannoi, der bei den Zusammenkünften einigemal gepredigt hatte, denn auch gehängt und dann verbrannt. Nicht so leicht wurde der Regierung die Arbeit in Valenciennes. Van Bergen hatte zwar ebenfalls zwei Räte mitnehmen müssen und alsbald nach seiner Ankunft zwei kalvinistische Prediger, Philippe Maillard und Simon Faveau, verhaften lassen, aber er schob die Vollziehung des Todesurteils von Tag zu Tag auf und begab sich nach Lüttich zum Besuche seines Bruders Robert, des dortigen Bischofs. Die Aufforderung der Statthalterin, nach Valenciennes zurückzukehren, beantwortete er rückhaltslos mit der Bemerkung, dafs es weder in seinem Willen liege, noch seines Amtes sei, den Henker von Häretikern zu machen [1]), und der Magistrat von Valenciennes wagte aus Furcht vor dem erbitterten Volke ebenfalls nicht, das Urteil an den beiden Gefangenen zu vollziehen. Dies dauerte etwa sieben Monate, und da endlich der Statthalterin die Geduld ausging, sandte sie den gemessenen Befehl nach Valenciennes, um die beiden Verurteilten hinzurichten. Der 27. April 1562 war dazu bestimmt. Als aber der Henker Simon Faveau an den Pfahl band, an dem er lebendig verbrannt werden sollte, zog eine Frau ihren Schuh aus und warf

Widerwillen zu diesen Executionen entschlossen habe. „Je sais qu'en lieu de remercier Montigny, Aremberg, Meghen et d'autres ici se sont moqués de lui, lui disant qu'il avait gagné toute faveur par ce qu'il avait fait à Tournai mais qu'ils, savaient très bien le chemin pour l'acquérir d'où il l'avait acquise, puis qu'il n'était besoin que de brûler (avec ou sans motif) une couple d'hommes: quoiqu'il n'y ait pas tant de sa faute qu'ils le pretendent, car si les conseillers Assonleville et Blasere ne s'y etaient pas entremis, il ne se fût pas fait à Tournai plus qu' à Valenciennes." Vgl. Th. Juste, Révolution de Pays-Bas sous Philippe II., T. I, p. 324.

1) „Corr. de Phil. II.", I, 239.

ihn auf den Scheiterhaufen. Dies war das verabredete Zeichen: das Volk durchbrach die vor dem Schafott errichteten Schranken, löschte den schon angezündeten Scheiterhaufen und verhinderte so den Scharfrichter an der Exekution. Der Wache war es indessen noch gelungen, der beiden Schuldigen sich zu versichern und sie ins Gefängnis zurückzuführen. Dem Drängen der Inquisitoren, die Verurteilten im Kerker hinzurichten und ihre Köpfe auf die Straſse zu werfen, wagte der Rat nicht nachzugeben, da eine dichte Volksmenge, Marots Psalmen singend, die Straſsen durchzog. Die Gefangenen wurden denn auch befreit und entkamen aus der Stadt. Der Tag hieſs von nun an „journée des maux-brulés“, aber Faveau starb sechs Jahre später (28. März 1568) auf demselben Platze den Märtyrertod [1]). Das Strafgericht für diese vermessene That folgte auf dem Fuſse nach: Ordonnanzbanden und eine Abteilung des Regiments von Aerschot rückten am 29. April in die Stadt ein, die Gefängnisse füllten sich, und schon am 16. Mai begann die Arbeit des Henkers; „nichts wurde versäumt“, sagt ein mit den Exekutionen sehr eingenommener Augenzeuge, „was zur Bestrafung und Besserung des armen Volkes dienen konnte“. Nachdem eine Anzahl Männer und Frauen verbrannt oder enthauptet waren, war der Frevel gesühnt.

Es war das erste Mal, daſs das Volk aus seiner passiven Haltung heraustrat und der Hinrichtung der Ketzer, die sich bis jetzt nach Titelmans eigenen Worten wie Lämmer hatten ergreifen und zur Schlachtbank führen lassen, thatsächlichen Widerstand entgegensetzte. Granvella hatte aber aufs neue Gelegenheit, einen seiner Briefe an den König zu schreiben und den Marquis in seiner gewohnten Weise zu verdächtigen [2]). Auch Montigny

1) Vgl. Motley I, 202. 203.
2) „Papiers d'Etat“ VII, 74.

konnte dem Vorwurf der Laxheit nicht entgehen, da er bald darauf, wo es sich ebenfalls um die Hinrichtung einiger Häretiker handelte, der Herzogin rundweg erklärt hatte, dafs es ihm widerstrebe, in seiner Eigenschaft als Gouverneur in solchen Fällen ein Todesurteil zu fällen und vollziehen zu lassen [1]). Der niederländische Adel begriff die Situation, die spanische Regierung in Brüssel aber nicht.

Bald sollte aber letztere in noch viel deutlicherer und unzweideutigerer Weise den Willen von Volk und Adel vernehmen.

Die Vorgänge in Frankreich zogen die allgemeine Aufmerksamkeit in den Niederlanden auf sich. Wie überall, hatte auch in Frankreich die Sache der Reformation durch blutige Verfolgungen nur gewonnen; beim Tode Franz' I. zählten 33 Städte und 17 Provinzen eine bedeutende protestantische Bevölkerung, und im Jahr 1561, also zwei Jahre nach dem Tode Heinrichs II., war die Zahl der ihnen gehörigen Kirchen auf 2750 gestiegen, reichlich der sechste Teil der französischen Bevölkerung waren Hugenotten, und diese konnten etwa zwei Millionen Menschen bewaffnen [2]). Das Glück begünstigte sie dabei in aufserordentlicher Weise, und ohne den plötzlichen Tod des jungen Franz II. hätte Condé für Amboise wohl sicher das Schafott besteigen müssen. Dafür wurde er der erklärte Günstling der Medicäerin, die der Anmafsung der Guisen, welche sich als die Herren von Frankreich geberdeten, längst überdrüssig geworden war. Aber der Herzog von Guise, der Connetable de Montmorency und der Marschall von St. André, die Repräsentanten der katholischen Partei, erfreuten sich des Schutzes und der Unterstützung Philipps II., dessen Gesandter in Paris, Chantonnay, selbst den schwachen König von Navarra,

1) Vgl. Th. Juste, Révolution I, 328.

2) Vgl. „Rélations des ambassadeurs venetiens", publiées par M. N. Tomaseo I, 413.

Condés Bruder, der Sache der Hugenotten abspenstig zu machen gewufst hatte. Das Blutbad von Vassy gab das Signal zum Wiederausbruch des Bürgerkriegs, Katharina, beunruhigt über die stets zunehmende Macht der Guisen, warf sich dem Condé vollständig in die Arme, und Ende April 1562 waren die Protestanten im Besitze der Hälfte aller grofsen Städte des Königreichs.

Schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1561 hatte Philipp einen seiner Sekretäre, Courteville, nach Frankreich und den Niederlanden geschickt, damit er an Ort und Stelle Erhebungen mache; besonders sollte er berichten, ob es in Frankreich noch Katholiken gebe, auf die man sich verlassen könne; denn da die Königin-Mutter die Unterstützung des Königs, um den Anmafsungen der Hugenotten ein Ziel zu setzen, abgewiesen habe, so werde er diese dem zuteil werden lassen, der um dieselbe nachsuche [1]. Courtevilles Bericht hatte aber weder die Regentin noch Granvella bestimmen können, dem Plane des Königs ihren ungeteilten Beifall zu schenken; letzterer war vielmehr der Ansicht gewesen, dafs im Hinblick auf die traurige finanzielle Lage ein Krieg mit Frankreich unter allen Umständen vermieden werden müsse, obgleich dasselbe hinsichtlich der Religion für die Niederlande zum schlimmsten Beispiele gereiche. Da die Staaten von Brabant unter dem Einflusse „gewisser Personen“ in Geldbewilligungen sich noch ebenso unwillig zeigen, wie vorher, und einen verderblichen Einflufs auf die anderen Provinzen ausüben, so könne an ein energisches Eingreifen in die französischen Angelegenheiten nicht gedacht werden; das beste wäre, wenn der König selbst in die Niederlande käme, aber natürlich nur mit einer entsprechenden Machtentfaltung; in keinem Falle dürfe der Oberbefehl über das Heer einem der niederländischen Grofsen an-

1) Vgl. „Pap. d'Etat“, „Rapport secret du secrétaire Courteville“ VI, 432 sqq.

vertraut werden, denn, wie der Kardinal ausdrücklich bemerkt, er habe gewisse Leute vor Augen, die für alles, was in Frankreich geschieht, einen aufserordentlichen Enthusiasmus an den Tag legen; die Notwendigkeit, dafs der König selbst komme, ergebe sich schon daraus, dafs gewisse Personen seine Hierherkunft nicht wünschen [1]).

Die Interessensolidarität [2]) zwischen den französischen Hugenotten und den niederländischen Protestanten, sowie die unverhohlene Sympathie, welche der niederländische Adel für das Waffenglück jener zur Schau trug, mufsten es der Statthalterin nahe legen, die nötigen Vorsichtsmafsregeln zu ergreifen. Sie berief deshalb auf den 30. Mai 1562 alle Statthalter und Vliesritter nach Brüssel. Neben Granvella, Viglius und Berlaymont erschienen Oranien, Egmont, Hoorne, Aerschot, van Bergen, Aremberg, Mansfeldt, Bossu, Hoogstraten, Meghen, Hachicourt, Glayon und Montigny. Viglius war von der Regentin dazu ausersehen, um den Versammelten in einer Rede den Zweck der Zusammenkunft, die von aufsen der Sicherheit des Landes drohende Gefahr und die Mittel zur Abwehr, auseinandersetzen, eine Aufgabe, deren er sich dergestalt zur Zufriedenheit der Regentin entledigte, dafs diese behauptete, noch nie in ihrem Leben eine schönere und zierlichere Rede gehört zu haben. Allein bei der Mehrzahl der Vliesritter fiel sie auf unfruchtbares Erdreich. Viglius hatte gemeint, dafs man den Ständen jeder einzelnen Provinz die Sache besonders vorlegen solle, aber

1) „Pap. d'Etat" VI, 444 sqq. 453 sqq.

2) Strada, Lib. III, der geradezu sagt: „Gallici tumultus partim ob privatas in aula, partim ob publicas de religione discordias excitati rudimenta fuere Belgarum Populis eadem moliendi, tam simili utrobique successu, ut interdum, nisi locorum personarumque nominibus admonearis, non duorum regnorum, sed unius populi facta legere te facile credas." Was den Hugenotten die Guisen, das war dem niederländischen Adel Granvella und sein Anhang.

die Gegner des Kardinals, besonders Oranien, drangen auf den Zusammentritt der Generalstaaten, deren Berufung der König seiner Schwester auf den Rat des Kardinals aufs strengste verboten hatte. Sie mufste sich aber dazu bequemen, jedoch hatte man die Vorsicht, die Generalstaaten nur ad hoc zu berufen, wodurch der von der Opposition gewollte Zweck von vornherein illusorisch gemacht wurde. Sie kamen in den letzten Tagen des Juni zusammen, und nachdem sie die ihnen vorgelegte Aufgabe, die Sicherstellung des Landes gegen einen französischen Angriff durch einen der Regierung günstigen Mehrheitsbeschlufs erledigt hatten, wurden sie wieder entlassen [1]). Die Regentin hatte verlangt, dafs die Staaten der einzelnen Provinzen Deputierte ernennen sollten, welche die Vollmacht hätten, im Notfalle die von jeder Provinz genehmigte Summe zu erheben.

Wenn man jedoch erwartet hätte, dafs dieses Geld zur Anwerbung und zum Unterhalt der zur Landesverteidigung bestimmten Truppen verwendet werden sollte, so hatte man sich einer grofsen Täuschung hingegeben. Aus Spanien kam vielmehr der gemessene Befehl, 2000 Reiter der Ordonnanzbanden zur Unterstützung der Guiseschen Partei in Frankreich einmarschieren zu lassen. Granvella hatte schon vorher an Perez nach Madrid geschrieben, dafs sowohl der Adel wie das Volk in den Niederlanden die Unterstützung der französischen Katholiken ungerne sehen würden, da man befürchte, in einen neuen Krieg mit Frankreich verwickelt zu werden, nachdem man im letzten des Ungemachs so viel erduldet habe [2]), „überdies erklärten Oranien und Egmont, die beiden Befehlshaber der Ordonnanzbanden, dafs diese nur zum Schutze der Provinzen unterhalten würden und dafs man ohne Zustimmung der Staaten der einzelnen Pro-

1) Gachard, Les anciennes assemblées nationales de la Belgique, § 11.

2) „Corresp. de Phil. II.“ I, 201. Brief vom 12. Mai 1562.

vinzen gar nicht über dieselben verfügen könne. Dieser Ansicht konnte sich auch Granvella nicht verschliefsen, der in einem zweiten Briefe an Perez [1]) rundweg erklärte, dafs der König in den Niederlanden nicht nur so ohne weiteres befehlen könne wie in Neapel und Mailand, und dem König schrieb er geradezu, dafs die Staaten nicht einen Maravedi bezahlen würden, wenn man die Ordonnanzbanden nach Frankreich schicken würde. Auch ein weiterer dringender Befehl des Königs konnte an der Sachlage nichts ändern, und so begnügte sich denn die Regentin mit einer Subvention von 50000 Thalern, zu welcher der Staatsrat am 4. August, dem auch Oranien und Egmont beiwohnten, seine Zustimmung gegeben hatte. Dem Könige blieb nichts übrig als sich zu fügen und mit der Katastrophe von Dreux, welche den Guisen wieder das Übergewicht verschaffte, hörte auch die Furcht vor einem französischen Angriff auf die Niederlande auf.

Die Versammlung der Vliesritter am 30. Mai war von den Gegnern des Kardinals dazu benutzt worden, um die Opposition strenger zu organisieren. Bei einer Zusammenkunft im Palaste Oraniens beklagte sich dieser mit Egmont und Bergen über das vom Kardinal gegen sie betriebene Denunziationssystem, das ihre Treue gegen den König verdächtige; er habe überdies dem Könige geschrieben, dafs er niemals absoluter Herr in den Niederlanden sein könne, wenn er nicht fünf oder sechs vornehme Köpfe abschlagen lasse, und endlich warf man ihm vor, dafs er an der Vermehrung der Bistümer schuld sei und die spanische Inquisition einführen wolle. Berlaymont, der zugegen war, berichtete der Regentin und dem Kardinal, was in der Versammlung gesprochen worden war; natürlich säumten sie nicht, darüber nach Madrid Bericht zu erstatten.

1) Ibid., p. 206. 207. Brief vom 6. Juli 1562.

IV.

Am 7. Mai 1562 war im Staatsrate beschlossen worden, einen der Seigneurs nach Spanien abzuordnen, um dem Könige über die Lage in den Niederlanden persönlich Bericht zu erstatten. Hoorne und Glajon, an welche Margareta zuerst dachte, dankten für die Ehre, und so wurde Montigny mit der Gesandtschaft beauftragt. In einem Briefe, worin sie die Machinationen gegen Granvella und die Abreise Montignys anzeigt, sagt sie: „Es ist wahr, daſs Granvella sich den Haſs und den Abscheu einiger Seigneurs zugezogen hat, daſs diese selbst eine ansehnliche Partei gegen ihn gebildet haben, aber die Ursache dieses Hasses liegt darin, daſs der Kardinal mit zu groſsem Eifer die Interessen Eurer Majestät verteidigt und daſs er sich mit feurigem Eifer der Sache der Religion annimmt [1]."

Die nunmehr zwischen Madrid und Brüssel geführte Korrespondenz [2]) ist in zweierlei Hinsicht merkwürdig. Der Kardinal bediente sich dabei sowohl des Königs wie der Regentin als eines Sprachrohrs: muſste diese dem König in dem Sinne berichten, wie der Kardinal es wünschte, so schrieb der König aus Madrid mechanisch alles, was ihm der Kardinal in die Feder gegeben. Besonders der Brief vom 17. Juli 1562 ist interessant, weil in diesem der König die Erzählung von den sechs abzuschlagenden Köpfen in denselben Worten dementiert, wie es ihm Granvella geschrieben hatte, nur daſs er die Bemerkung dazu macht, daſs ein solches Mittel unter den gegenwärtigen Umständen vielleicht nicht übel wäre. In zweiter Linie überrascht die geradezu kolossale Meisterschaft des Kardinals im Denunzieren und Verdächtigen der ihm miſsliebigen Persönlichkeiten, wobei er mit einer Behutsamkeit

1) Vgl. „Corresp. de Phil." I, 202.

2) Ibid. p. 203sqq. „Papiers d'Etat" VI, 540sqq. 567. 575.

und Vorsicht verfährt, die ebenso kleinlich wie verächtlich ist. Vage, jeder thatsächlichen Begründung entbehrende Gerüchte werden dem Könige bis ins kleinste Detail erzählt, wenn sie sich nur in irgendwelche Beziehung zu irgendeiner Handlung oder Äufserung der Seigneurs bringen liefsen; er selbst versichert zwar, an die Wahrheit dessen, was er gehört haben will, nicht zu glauben, ergeht sich aber in demselben Atemzuge in Beschuldigungen und Klagen über ihren Oppositionsgeist, ihre schlechte Gesinnung oder ihre Gleichgültigkeit [1]. Er wird geradezu zum Schwätzer, wenn er eines ihm zu Ohren gekommenen Gerüchtes erwähnt, nach welchem aus der Mitte der Edeln die Äufserung gefallen sei, man müsse sich nach einem andern Landesherrn umsehen, und wenn er dann vermöge weitläufiger Kombinationen nur an den König von Böhmen denken kann, um aber dann sogleich selbst die Absurdität einer derartigen Hypothese zu beweisen, indem ja die zwei Söhne Maximilians gerade im Begriffe wären, eine Reise an den spanischen Hof zu machen [2]. So gofs er das Gift des Argwohns tropfenweise in die mifstrauische Seele des Königs, und man darf ohne Übertreibung und ohne dem Kardinal unrecht zu thun, kühn behaupten, dafs die Feder, welche später in Madrid Egmonts und Hoornes Todesurteil unterzeichnete, in Granvellas Kabinett zugeschnitten und zugespitzt worden ist [3]. Und was das Schlimmste für ihn war, die Seigneurs hatten in Spanien ebenfalls ihre Vertraute und Spione, Oraniens Gold hatte bis in das Geheime Kabinett des Königs den Weg gefunden und Depeschen, die von Madrid expediert wurden, waren oft

1) Ein Meisterstück in dieser Hinsicht ist sein Brief an den König vom 13. Mai 1562. „Pap. d'Etat", p. 540—562.

2) „Pap. d'Etat" VI, 537.

3) Diese Arbeit setzte er auch nach seiner Entfernung unverdrossen fort. Vgl. seinen Brief aus Rom an den König, in der „Corresp. du Card. de Granv." I, 157 sqq.

früher im Besitze Oraniens, als in der Kanzlei in Brüssel. Alonzo del Canto, einer der Spione Philipps in den Niederlanden, warnt deshalb auch den König geradezu, auf seiner Hut zu sein, da jemand in seiner Umgebung sein müsse, der von den Briefen Abschrift nehme und sie den Seigneurs schicke [1]).

In der That, die Rolle, welche die Regentin und der Kardinal zu spielen gezwungen waren, war keine beneidenswerte. Sie standen der in den Niederlanden fast unmöglich zu lösenden Aufgabe gegenüber, der absoluten königlichen Macht, wie sie Philipp in Spanien und Italien ausübte, gegen die eifersüchtig gehüteten und zähe geltend gemachten Rechte und Privilegien der Provinzen und Städte Geltung zu verschaffen. „Einen König kenne ich nicht“, sagt Oranien in seiner „Apologie“, „er mag es sein in Castilien und Árragon, in Neapel, in Indien und überall, wo er nach Belieben regiert; er mag es sein in Jerusalem, in Asien und Afrika, — in diesem Lande kenne ich nur einen Herzog und einen Grafen, dessen Gewalt nach unseren Privilegien beschränkt ist, welche er in der ‚Joyeuse entrée‘ beschworen hat.“

Wenn damals der König den immer dringender werdenden Mahnungen Granvellas gefolgt hätte und selbst in die Niederlande gekommen wäre [2]), so wäre es möglich gewesen, den Widerstand, der seine Wurzeln noch nicht tief genug geschlagen hatte, nötigenfalls mit Blut und Eisen niederzuschlagen; als Alba nach vier Jahren kam,

1) „Corresp. de Phil.“ I, 410.

2) „Corresp. de Phil.“ I, 218: „Que pour l'amour de Dieu le roi se dispose à venir aux Pays-bas.“ Brief an Gonzalo Perez. 23. August 1562 und p. 216 an den König selbst; ferner p. 221. S. 212: „Si V. M. veut donner la loi au monde, assurer le repos de ces Etats et faire un grand bien à la religion, il est plus que nécessaire qu'elle vienne ici l'été prochain, pendant que la généralité de ses sujets a encore beaucoup de bonne volonté pour elle et avant que son autorité se perde davantage.“

war es zu spät. Statt eine der wenigen großartigen Ideen, die Granvella jemals hatte, auszuführen und den Prinzen von Oranien zum Vizekönig von Sicilien zu ernennen und die anderen Seigneurs durch ähnliche Stellen unschädlich zu machen, griff man zu kleinlichen Mitteln und suchte die Eifersucht Oraniens auf Egmont dadurch zu erregen, daß man diesem ein größeres Gnadengeschenk aus Madrid zuschickte als jenem [1])! Der König glaubte schon wunder viel gethan zu haben, wenn er den von Antwerpen in der Bischofsfrage an ihn geschickten Deputierten, die sich auf das Großprivilegium beriefen, die ihm vom Kardinal in den Mund gelegte Antwort gab, daß eine derartige Berufung ein todeswürdiges Verbrechen sei.

Und was mußte sich die Regierung von dem Adel alles bieten lassen! [2]). Bergen, Montigny, Mansfeldt und andere verließen und besuchten ihre Statthalterschaften, wann und so oft sie wollten [3]). Oranien drang allen Ernstes auf die Errichtung einer Oberintendantur für das statthalterlose Brabant, für welchen Posten er sich selbst ausersehen hatte und in dessen Besitz er nach Granvellas Ausdruck der förmliche Mitregent Philipps gewesen wäre [4]), Oranien trat ferner mit dem Vorschlage hervor, seinen Bruder Ludwig an die Stelle des dem Könige und der Kirche treu ergebenen de Vergy als Stellvertreter in die Grafschaft Burgund zu schicken [5]), und als Charles de

1) „Pap. d'Etat“ VII, 44—55 und „Arch. de la Maison d'Orange-Nassau“ I, 151. „Corresp. de Phil.“ I, 239.

2) „Corr. de Phil.“ I, 217: „Das Übel ist, daß einige von den Räten des Königs thun, als ob sie von den Seigneurs und nicht von Sr. Maj. abhängig wären.“ Brief an den König.

3) Ibid. p. 214. 223.

4) Ibid. p. 222.

5) Ibid. p. 209. Übrigens darf nicht außeracht gelassen werden, daß es sich hierbei, da der Prinz noch ein aufrichtiger Katholick war, in erster Linie nicht etwa um Begünstigung der Refor-

Largilla, ein Burgunder, zum Gouverneur von Landrecies ernannt worden war, hetzte Bergen die Staaten von Hennegau auf, sich die Ernennung eines Fremden nicht gefallen zu lassen [1]). Als die Statthalterin sowohl Oranien wie Egmont ein Bein zu stellen gedacht hatte, indem keiner der beiden, sondern Aerschot als Vertreter der Niederlande im November zur Wahl Maximilians zum römischen König nach Frankfurt geschickt wurde [2]), begab sich Oranien, ohne auf den Einspruch der Regentin zu achten, ja selbst ohne die Niederkunft seiner hochschwangeren Frau abzuwarten, eigenmächtig nach Frankfurt, und dasselbe thaten Meghen, Aremberg und Mansfeldt [3]). Ja die Staaten von Brabant hatten den Bürgermeister von Antwerpen, van Stralen, eben dahin geschickt, um vom Kaiser die Bestätigung der in der goldenen Bulle Brabant zugesicherten Privilegien zu erhalten! [4])

Wie machtlos die Regierung dem Treiben der Seigneurs gegenüberstand, bewies der Burgundier Renard. Was er war, verdankte er dem Kardinal, aber weil er den erwarteten Sitz im Staatsrat nicht bekam, wurde er einer der gehässigsten Gegner desselben, und nicht mit Unrecht wurde hauptsächlich er als der Erfinder und Kolporteur der über Granvella umgehenden nachteiligen Gerüchte dargestellt. Ein am Rathause von Brüssel angeschlagenes Pasquill, in welchem nicht nur der Kar-

mation, sondern wesentlich um einen Akt des Nepotismus handelte; Oranien wolle eben seinen Bruder versorgen.

1) „Corresp. de Phil." I, 222. 224.

2) Strada, lib. III.

3) „Corr. de Phil." I, 226. Aufserdem ist die Statthalterin noch bange, der Herzog Christoph von Württemberg könnte auf die Herren in Frankfurt einen verderblichen Einflufs in religiöser Hinsicht ausüben. Vgl. ferner p. 228.

4) Edmond Poullet, Les gouverneurs de Provinces dans les anciens Pays-bas catholiques, in den „Bulletins de l'acad. roy." Ie Serie, T. XXXV, und „Correspondance du Cardinal de Granvella" I, préface p. LI.

dinal, sondern der heilige Stuhl und die Geistlichkeit mit Schmähungen und Scheltworten überhäuft wurden, ist auf Renards Urheberschaft zurückzuführen. Und doch mufste die Regentin die Untersuchung einstellen, weil sie befürchten mufste, auf irgendeinen Seigneur (Egmont) zu stofsen, den man mit Strafen nicht erreichen konnte. Vergebens hatte der Kardinal und die Regentin [1]) den König darum angegangen, „diesen Schuft" (coquin) aus den Niederlanden zu entfernen, aber Renard blieb und bot dem königlichen Befehl offen Trotz, wufste er ja, dafs er an Egmont einen sicheren Rückhalt besafs! [2])

Noch ärger spielten ihm die Rederykers mit. Hatten diese schon seit Jahrzehnten alles Mögliche gethan, um Kirche und Geistlichkeit in den Augen des Volks herabzusetzen, und dadurch der Reformation den Weg geebnet, so nahmen sie sich jetzt die Person des Kardinals zum Zielpunkt ihrer Angriffe und Spöttereien. Sie waren um so erbitterter gegen ihn, weil er ihnen vor einigen Jahren verboten hatte, „die heilige Schrift zu verspotten" [3]). Zuerst hatten sie es auf die neu ernannten Bischöfe abgesehen; auf öffentlicher Strafse fanden Vorstellungen und Aufzüge statt, in denen hohe Geistliche die Narrenrollen spielten. Verbote dagegen halfen wenig, an den Strafsenecken wurden Gedichte von beifsendem Inhalt angeklebt, die von Hand zu Hand gingen, und wenn sie auch vom ästhetischen Standpunkt aus viel zu wünschen liefsen, so war der Zweck doch erreicht: jedermann lachte auf Kosten der Geistlichkeit und des Kardinals. Einmal trat jemand auf ihn zu, übergab ihm eine Bittschrift und verschwand dann sofort in der Menge. Das Papier enthielt eine ihn verhöhnende Zeichnung: er war als eine Henne abgebildet, die auf einem Haufen Eier safs, aus denen Bischöfe

1) „Corresp. de Phil." I, 215. 221. Letztere schlug vor, ihn zum Gesandten in London zu ernennen.

2) „Pap. d'Etat" VII, 106 und 22—27.

3) Ibid. VI, 552—562.

ausgebrütet wurden, einige brachen eben aus der Schale, andere streckten einen Arm oder ein Bein heraus, während über dem Kopfe des Kardinals der Teufel abgebildet war, der in der Luft schwebte und die Worte sprach: „Dies ist mein lieber Sohn, hört ihn [1]).“

V.

Indessen hatte Montigny, der auf Veranlassung der Regentin nach Spanien gegangen und vom König sehr freundlich aufgenommen worden war, am 29. November seine Abschiedsaudienz gehabt. Als dieser den Baron aufforderte, einmal frei und rückhaltlos die Ursache der stets zunehmenden Unzufriedenheit anzugeben, nannte Montigny drei Hauptbeschwerdepunkte: die Errichtung der neuen Bistümer, die der König allein und eigenmächtig vorgenommen, die fortwährenden Gerüchte über die Einführung der spanischen Inquisition, und endlich der allgemeine Hafs gegen den Kardinal. Der König, der auch jetzt sich der ihm von Granvella in den Mund gelegten Worte bediente, gab hinsichtlich der Inquisition beruhigende Zusicherungen, und was die Errichtung neuer Bistümer betreffe, so habe er dies nur gethan, um die religiöse Erziehung des Volks zu heben, in keinem Falle habe aber der Kardinal früher darum gewufst, als Sonnius aus Rom zurückgekehrt sei. Hinsichtlich der gegen Granvella erhobenen Beschuldigungen verwahrte sich der König dagegen, als ob derselbe durch falsche heimliche Anklagen den Adel beim König verhafst machen wolle. „Wie aber auch die Dinge gehen mögen“, sagte er zum Schlusse, „ich hoffe bald selbst in die Niederlande zu kommen und in gleicher Weise meinen Intentionen, wie den Wünschen meiner Unterthanen genügen zu können [2]).“

1) Hooft II, 42.

2) „Corresp. de Phil.“ I. 299. Strada, lib. III.

Am 23. Dezember kam Montigny in Brüssel an, und am 28. erstattete er im Staatsrat über seine Sendung Bericht; die Regentin, Oranien, Egmont, Berlaymont und Viglius waren zugegen. Was Montigny hier mitteilte, gofs nur Öl ins Feuer und steigerte den Hafs gegen den Kardinal. Denn nicht nur ging aus den Mitteilungen klar hervor, dafs der König fester denn je entschlossen war, Granvella unter allen Umständen zu handhaben, man bezeichnete in Spanien nach Montignys Aussage Oranien und Egmont ganz offenkundig als Häupter der Hugenotten, ein Gerücht, dessen Ursprung man auf den Kardinal zurückführen zu müssen glaubte [1]). Die Seigneurs erklärten denn auch der Regentin rundweg, dafs, wenn sie sich dazu hergebe, in sklavischer Weise den Willen des Kardinals auszuführen, sie sich in keinem Falle dazu hergeben könnten.

Am rührigsten war jetzt Montignys Bruder, der Graf Hoorne. Er brachte den Vorschlag aufs Tapet, eine Liga gegen den Kardinal zu organisieren [2]), Stichwörter kamen auf, man nannte die Anhänger Granvellas Kardinalisten oder auch Familiaren der Inquisition und die Seigneurs erklärten unumwunden, dafs sie jeden für ihren Feind halten würden, der noch irgendwelche Beziehungen zu dem Kardinal unterhalte. Glayon, der auf Oranien und Egmont grofsen Einflufs hatte, Meghen, Hoogstraaten, Brederode und eine Menge anderer Edler traten der Liga bei [3]). Montigny hatte versucht, auch Berlaymont auf seine Seite zu ziehen und ihm dabei die Aussicht eröffnet, dafs einer seiner Söhne zum Bischof von Lüttich ernannt werden könne, allein er wies das Ansinnen ab, blieb aber dem Kardinal doch ferne. Egmont hatte sich nach Beaumont zum Herzog von Aerschot begeben, um in gleichem

1) „Pap. d'Etat“ VI, 538 sqq.; VII, 45 und „Corresp. de Phil.“ I, 236.

2) „Papiers d'Etat“ VII, 12 sqq.

3) „Corresp. de Phil“ I, 238.

Sinne zu wirken. Allein auch hier fand die Liga eine verschlossene Thür. Er sei zwar sein Freund, versicherte der Herzog, wolle ihn aber nicht zu seinem Herrn haben; der Kardinal habe ihm nie Ursache zur Feindschaft gegeben, und ebenso wenig könne er dem König vorschreiben, wen er zum Minister nehmen solle; wenn die Seigneurs ihn, den Herzog, nicht zum Freunde haben wollten, so sei ihm dies ziemlich gleichgültig; keiner von ihnen stände höher als er, er hätte ein ebenso grofses Gefolge von Edeln und Freunden wie jeder von ihnen u. s. w. Die Unterredung nahm schliefslich einen so gereizten Charakter an, dafs es ohne die Dazwischenkunft von Robles und Aremberg zu einem Zweikampf zwischen beiden gekommen wäre. Es war jedenfalls die schlechteste Wahl, die man treffen konnte, Egmont mit seinen rohen Manieren, seiner Mafslosigkeit und Unbesonnenheit einem Manne wie Aerschot, dessen Wesen der Inbegriff aller Eitelkeit und Selbstüberschätzung war, gegenüberzustellen. Dennoch blieb der letztere mit den Seigneurs äufserlich auf gutem Fufs [1]).

Am 11. März 1563 schrieben Oranien, Hoorne und Egmont den bekannten Brief an den König [2]). Zuerst wird Beschwerde darüber geführt, dafs alle Macht in den Händen des Kardinals liege, und diese Überzeugung habe allenthalben unter dem Volke so tiefe Wurzeln geschlagen, dafs keine Hoffnung vorhanden sei, dieselbe auszureifsen, so lange der Kardinal in den Niederlanden sei. Diese Unzufriedenheit werde so lange fortdauern, als der Kardinal das Heft in Händen habe; es sei daher die höchste Zeit, dafs Abhilfe getroffen werde, geschähe dies nicht, so könne der Ruin des Landes nicht ausbleiben; im andern Falle, wenn der König dem Verlangen so vieler ergebener Diener nachgebe, statt sie zu mifsachten, um einen

1) „Corresp. de Phil.“ I, 241. 242.
2) Gachard, Corresp. de Guill. le Tac. II, 35—39.

einzelnen zufriedenzustellen, so werde er bald die Frucht dieser Anordnung und die Hingebung des Adels und aller Stände bemerken. Für die Statthalterin haben sie nur Lob und Anerkennung, aber ihre Ehre und der Dienst des Königs gestatteten es ihnen nicht, länger mit dem Kardinal im Staatsrate zu sitzen. Sonst dürfe der König überzeugt sein, dafs sie stets als gute Unterthanen und katholische Vasallen handeln werden; denn ohne den Eifer der Seigneurs und anderer Leute für die Religion wäre die Ruhe im Lande bis dahin nicht bewahrt geblieben.

Der Brief wurde an Karl von Tisnacq, einen gebornen Belgier, der mit den niederländischen Angelegenheiten im Kabinett Philipps betraut war, gesandt, und dieser übergab ihn, ohne seinen Inhalt zu wissen, dem König.

Die drei Unterzeichner des Briefes hatten sich alle Mühe gegeben, die Absendung geheim zu halten, allein Granvella erfuhr die Sache doch, und einige Wochen vorher, ehe das Schreiben nach Madrid abging, benachrichtigte er den König davon und schrieb ihm zugleich die Antwort vor, die er zu geben habe [1]). Die Unterzeichner hatten sich das Wort gegeben, von den Sitzungen des Staatsrats wegzubleiben, Oranien und Egmont begaben sich in ihre Statthalterschaften, Hoorne zog sich auf sein Schlofs in Weert zurück, und Egmont sagte laut zu jedermann, dafs man sich für die Freiheit und das Wohl des Landes verbinden müsse [2]). Schon im Januar hatte die Regentin dem Könige mitgeteilt, dafs der Kardinal sie gebeten habe, sich aus den Niederlanden zurückziehen zu dürfen, um sonst im Dienste des Königs verwendet zu werden [3]), und der König hatte sie in seiner Antwort vom 25. Februar ermächtigt [4]), den Seigneurs

1) „Pap. d'Etat“ VII, 11—21.
2) „Corresp. de Phil.“ I, 248. Brief der Regentin.
3) Ibid. p. 236.
4) Ibid. p. 237.

die ihr zweckdienlich scheinenden Eröffnungen zu machen, ihr jedoch dabei aufs Herz gedrückt, die Entscheidung so lange hinauszuschieben, als sie nur könnte, und die Sache in die Länge zu ziehen. Dieses System befolgte er auch jetzt mit seiner Antwort an die drei Seigneurs, denn erst am 6. Juni unterzeichnete er dieselbe, die am 29. Juni in Brüssel ankam, aber sehr inhaltslos und nichtssagend war. Philipp belobte sie zwar für ihren Eifer, machte sie aber darauf aufmerksam, dafs sie keine speziellen Gründe für die Entfernung des Kardinals angegeben hätten und dafs es deshalb am besten sein würde, wenn einer von ihnen nach Madrid käme, um über die Angelegenheit zu sprechen [1]. „Es ist ein kalter und schlechter Bescheid", schrieb Ludwig von Nassau an den Landgrafen von Hessen, „der nach so langem Warten gegeben wird. Denn jeder kann deutlich sehen, dafs der Brief aus der Schmiede [2]) des Kardinals herkommt; es sieht in der That unglücklich aus, wenn Edle von einem einzigen Mann regiert werden sollen." [3])

Zugleich mit dem Briefe an die drei Unterzeichner hatte Philipp noch ein besonderes Schreiben an Egmont gerichtet, worin er ihn einlud, nach Madrid zu kommen. Er hoffte, ihn dadurch zu gewinnen und die Liga sprengen zu können. Noch an demselben Abend machte Egmont der Regentin von dem Briefe des Königs Mitteilung und erklärte ihr, dafs die Reise von Madrid, so gerne er persönlich dem Könige seine Ergebenheit bezeugen wolle, nicht von ihm allein abhänge. Am 11. Juli begaben sich Oranien, Egmont und Hoorne zur Regentin und ersuchten sie, die Erlaubnis zu einer Versammlung aller Vliesritter und Statthalter zu geben, um über die dem Könige zu er-

1) „Corresp. de Guill. le Tac." II, 41.

2) So hiefs im Volksmund die Wohnung Granvellas, weil behauptet wurde, dafs sein Grofsvater ein Grobschmied gewesen sei.

3) Vgl. „Archives" I, 164.

teilende Antwort zu beratschlagen. Auf die Frage Margaretas, ob es denn gar kein Mittel zu einer Versöhnung mit dem Kardinal gebe, antworteten sie mit einem entschiedenen Nein [1]).

Die Versammlung fand in Brüssel statt. Der Marquis van Bergen, Meghen, Mansfeldt, Montigny, die Grafen de Ligne und Hoogstraten waren mit Oranien, Egmont und Hoorne erschienen. Am 21. Juli trugen sie der Regentin ihren Entschluſs vor, wobei Oranien der Wortführer war. Die Seigneurs hätten beschlossen, den Brief des Königs zu beantworten, aber es vertrage sich weder mit dem Dienste seiner Majestät, noch mit dem Interesse des Landes, noch auch mit ihrer Ehre, daſs einer von ihnen eine so lange und beschwerliche Reise mache, nur um den Kardinal anzuklagen. Übrigens handeln sie nicht aus Haſs gegen den Kardinal, sondern allein im Interesse des Königs und des Landes. Am 26. Juli sprachen sie wieder vor. Oranien sprach von den Gefahren der Religion, von der Unzufriedenheit der Kriegsleute, von der Finanznot und der Notwendigkeit, die Generalstaaten einzuberufen. Daſs letzteres bis jetzt nicht geschehen, daran seien nur der Kardinal und Berlaymont schuldig, während doch das Miſstrauen, das man gegen die Staaten hege, auch das Miſstrauen der Nation gegen den König hervorrufen müsse. Die Regentin suchte den Kardinal zu rechtfertigen und meinte, daſs die Einberufung der Generalstaaten eine Sache von groſser Tragweite sei, über welche sie nicht so ohne weiteres einen Beschluſs fassen könne. Die letzte Zusammenkunft fand am 27. Juli statt. Die Seigneurs beharrten auf ihrem Entschluſs, vom Staatsrate wegzubleiben, da sie aus der Antwort des Königs haben entnehmen können, daſs er nicht gesonnen sei, ihren Wünschen gerecht zu werden. Das Äuſserste, wozu sie sich herbeilieſsen, war die Zusage, in den Staatsrat zu

1) „Corresp. de Phil." I, 254.

kommen, wenn über Angelegenheiten ihrer Statthalterschaften verhandelt würde, aufserdem versprachen sie, dafür zu sorgen, dafs jeder Eclat dabei vermieden werde [1]).

Am 29. Juli richteten die drei Seigneurs ein neues Schreiben an Philipp. Sie hätten, heifst es hier, vom König eine entscheidendere Antwort erwartet, sie hätten geglaubt, dafs der einfache und kurze Bericht, den sie gegeben, hingereicht hätte, um den König zu bestimmen, gegen die gerechten Klagen seiner Unterthanen ein honettes Mittel zu schaffen, indem er den Kardinal an einem andern Orte verwende, wo er bessere Dienste zu leisten vermöge. Wenn sie in ihrem ersten Briefe ihre Gründe nicht spezifiziert hätten, so hätten sie dies im Vertrauen auf den Glauben, den der König ihren Worten schenke, unterlassen; aber es würde ihnen sehr angenehm sein, wenn der König unbeteiligte und unparteiische Personen darüber hören wolle; übrigens wäre die allgemeine Unzufriedenheit Beweis genug, deshalb bitten sie den König, sie ihrer Staatsratsstellen zu entheben, da sie nicht für die Fehler anderer verantwortlich gemacht werden wollten, und sie werden deshalb auch bis zur Entschliefsung des Königs, die sie in kurzer Zeit erwarten, den Platz räumen [2]).

Dem Grafen Egmont schien es indessen bei der Sache doch nicht recht geheuer zu sein, indem er noch einen besondern Brief an den König richtete und sein Bedauern aussprach, nicht nach Madrid gehen zu können, da, wenn er es auch gewagt hätte, seinen Kollegen den Einladungsbrief des Königs zu zeigen, diese doch bei ihrer Meinung geblieben wären. Übrigens wäre er geneigt, nach Spanien zu kommen, wenn er ein Privatgeschäft dort vorschützen könne. Viel würdiger und sachlicher war ein ähnliches

1) Notice sur la chute de Granvelle, in den „Bulletins de l'Académie royale de Belgique“, T. XVI.

2) „Corresp. de Guill. le Tac.“ II, 42—47,

Schreiben Hoornes gehalten, in welchem der König noch einmal gebeten wird, dem Verlangen der Seigneurs nachzugeben und sich nicht durch fremde Einflüsterungen beeinflussen zu lassen [1]..

Margareta befand sich in nicht geringer Verlegenheit. Die Staatsmaschine drohte förmlich stillezustehen, zumal auch die Finanznot auf den höchsten Grad gestiegen war, und eine Entscheidung mufste getroffen werden. Entweder mufste Philipp die Opposition gegen den Kardinal als einen direkt gegen seine Regierung gerichteten Angriff betrachten, und dann hatte er als König die treffendsten Mafsregeln zu nehmen, die Opposition niederzuwerfen, den Kardinal aber unter allen Umständen zu handhaben, — oder er mufste die Klagen der Seigneurs als berechtigt anerkennen und dann mit raschem Entschlusse den Minister opfern. Allein er blieb seinem Charakter und der bis jetzt gespielten Rolle jämmerlich treu: er hat schöne Worte und weitgehende Zusagen, versichert beide Parteien seines Wohlwollens und seines Schutzes, schiebt die Entscheidung von Woche zu Woche hinaus und glaubt durch die künstliche Erhaltung einer fortwährendsn Spannung zwischen den streitenden Elementen den Ausbruch einer Katastrophe beschwichtigen zu können. Nicht er war es deshalb, der den verschlungenen Knoten durchhieb, sondern die Entscheidung wurde ihm von einer Seite aufgedrängt, von der man es nicht vermutet hätte; denn niemand anders als Margareta selbst führte die Entfernung des Kardinals herbei.

1) Beide Briefe sind im Supplement zu Strada (I, 284) abgedruckt. Vgl. „Corresp. de Phil." I, 258. 261.

VI.

Wenn man die Briefe durchgeht, welche Granvella bis zum Anfang des Jahres 1563 an den König gerichtet hat, so wird man kaum einen namhaft machen können, in dem er nicht die Angelegenheiten des Hauses Farnese berührt und die Niedergeschlagenheit schildert, welche sich durch die Weigerung Philipps, die Citadelle von Piacenza herauszugeben, der Regentin bemächtigt hat. Um diese Zeit kam ihr Gemahl, Ottavio Farnese, nach Brüssel, und sei es nun, dafs die Seigneurs, die mit diesem Umstande natürlich genau bekannt waren, bei ihm eine neue Mine gegen den Kardinal anlegten oder dafs Ottavio selbst die Überzeugung gewonnen haben mochte, dafs Granvella der Erfüllung seines Wunsches eher hinderlich als förderlich sei — von diesem Augenblicke an beginnt Margareta für ihn zu erkalten. Im Mai konnte Granvella dem König geradezu melden, dafs die Regentin und ihr Gemahl der festen Überzeugung seien, dafs er ihren Interessen bei seiner Majestät schade [1]). Möglich ist es auch, dafs Margareta angesichts der sich fortwährend steigernden Unzufriedenheit und des allgemeinen Hasses gegen den Kardinal doch bedenklich zu werden anfing, und als sicher ist wohl anzunehmen, dafs die fortwährenden Klagen der Seigneurs, dafs der Kardinal ausschliefslich nach seinem Willen und Gutfinden die Geschäfte führe, auch die Regentin zum Nachdenken über ihre eigene unselbständige und abhängige Rolle gebracht hat, um so mehr, da der Kardinal ihr in der letzten Zeit nicht alles mitteilte, worüber er nach Madrid berichtet hatte. Als vollends einer der Seigneurs ihr die Mitteilung machte, dafs, wenn sie nur auf ihre Seite träte, die Dinge einen ganz andern Lauf nehmen würden, und dafs sie dann die Aussicht hätte, von den Staaten für ihre Privatschatulle bedeutende

1) „Pap. d'Etat" VII, 77.

Summen bewilligt zu erhalten [1]), schien ihre Widerstandskraft gebrochen.

Am 14. Juli zeigt sie dem Könige an, dafs sie beschlossen habe, ihren Sekretär Armenteros nach Madrid zu schicken und über die Lage in den Niederlanden Bericht zu erstatten. Die Instruktion, die ihm am 12. August übergeben wurde, setzte auseinander, dafs die Statthalterin umsonst einen gütigen Ausgleich zwischen dem Kardinal und den Seigneurs versucht habe, dafs trotz der Verdienste und der hohen Kapacität des ersteren die Handhabung desselben in den Niederlanden gegen den Willen der Seigneurs grofse Unzuträglichkeiten und selbst eine Erhebung des Landes zur Folge haben könne; sie erwartet daher, dafs der König den Entschlufs nehmen werde, welchen das Wohl seines Dienstes und die Erhaltung der Niederlande fordert [2]).

Die mündliche Instruktion, die Armenteros mitnahm, läfst sich aus dem Ton der schriftlichen leicht erraten: er mufste beim König auf die Entfernung des Kardinals andringen. Egmont hatte ihm noch den besonderen Auftrag gegeben, dem König mitzuteilen, dafs man für das Leben des Kardinals nicht mehr einstehen könne; bisher habe er über sein Leben gewacht, und von nun an müsse er diese Sorge der Regentin überlassen [3]).

Armenteros kam nach einem Monat in Madrid an und erhielt alsbald die nachgesuchte Audienz, die über vier Stunden dauerte. Die schnelle Entscheidung, um welche der Abgesandte der Regentin gebeten hatte, lag natürlich nicht im Charakter des Königs, dem ohnedies gerade die Cortes von Arragon zu schaffen machten. Am 12. Oktober forderte Philipp ein Gutachten vom Herzog von Alba über den von ihm zu nehmenden Entschlufs.

1) „Pap. d'Etat“ VII, 107.
2) „Corresp. de Phil.“ I, 266.
3) Strada, lib. III.

Schon am 21. antwortete dieser: „So oft ich die Briefe dieser drei Seigneurs aus Flandern sehe, regen sie meinen Zorn in einer Weise auf, dafs, wenn ich mir nicht alle Mühe geben würde, desselben Herr zu werden, meine Meinung darüber Eurer Majestät als die eines Rasenden erscheinen würde. Den Kardinal aus den Niederlanden abberufen, wie sie Eurer Majestät zu schreiben gewagt haben, würde grofse Inkonvenienzen zur Folge haben.“ Da man im Augenblick die verdiente Strafe nicht über sie verhängen könne, so müsse man Zwietracht zwischen ihnen hervorzurufen suchen. Der Herzog meint, dafs Egmont sich am besten zum Werkzeuge eigne, wenn man ihn nach seiner Ankunft in Spanien mit Gunstbeweisen überlade, so könne man ihn leicht der Liga abspenstig machen, während man auf die anderen, die seinem Beispiele nicht folgen, eine Art Ungnade legen müsse. „Denn die, welchen man eine solche Ungnade erzeigen mufs, verdienen eine weitere Strafe nicht, den andern, die es verdienen, mufs man die Köpfe abschlagen, aber bis man dazu gelangen kann, mufs man ihnen gegenüber nichts merken lassen.“ Im übrigen rät er, den Brief der drei Seigneurs gar nicht zu beantworten, sondern ihnen kurzweg zu befehlen, im Staatsrate wieder zu erscheinen [1]).

Der so schrieb, der wufste wenigstens, was er wollte; der König aber war am 6. Dezember, also nach drei Monaten, noch zu keinem Entschlufs gekommen [2]). Denn an diesem Tage frägt der König noch einmal beim Herzog an, ob es vielleicht nicht gut wäre, den Kardinal einige Zeit aus den Niederlanden weggehen zu lassen, indem man ihn als Gesandten an den kaiserlichen Hof schicke, und Albas Antwort läfst auch diesmal an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. „Ich zweifle nach

1) „Corresp. de Phil.“ I, 271. 272.
2) Ibid. p. 274.

dem, was Madame de Parma und der Kardinal über die Insolenz der drei Seigneurs schreiben, keineswegs daran, daſs diese von Tag zu Tag ärger wird. Ich bin überzeugt, daſs der Kardinal ihr erstes Schlachtopfer sein wird, denn es ist der gewöhnliche Gang bei allen Revolutionen, daſs man seine Angriffe zuerst gegen einen Minister richtet.“ Wenn jedoch der König seine Entfernung doch für wünschenswert halte, so sei es am besten, daſs sich der Kardinal, ohne übrigens um Urlaub zu bitten, nach Burgund begebe [1]). Der Herzog konnte sich nicht verhehlen, daſs der König zum Nachgeben entschlossen sei.

Indessen hatten die Seigneurs den allgemeinen Groll über die Unentschlossenheit des Königs trefflich auszubeuten gewuſst. Wie weit sie schon öffentlich zu gehen wagten, bewies ein Vorfall bei einem Gastmahle, das Kaspar Schetz, ein reicher Kaufmann in Antwerpen und der Kassier des Königs, dem hohen Adel gab. Als der Wein die Zungen gelöst hatte und man sich in den gewöhnlichen Ausfällen gegen den Kardinal erging, kam die Rede auf die Livreen der Bedienten und die groſsen Ausgaben für dieselben, man pries die deutsche Sitte, wo die Hausbedienten einfach gekleidet gingen. Egmont, der durch das Los bestimmt wurde, eine neue Livree einzuführen, schlug für die Bedienten graue Wämser und Hosen vom allergröbsten Stoff, mit langen, hängenden Ärmeln, ohne irgendwelche goldene oder silberne Borten vor, dagegen sollte auf jedem Ärmel eine Narrenkappe mit Schellen, die auch eine Mönchskapuze vorstellen konnte, angebracht werden, und niemand zweifelte daran, daſs die Narrenkappe eine Verhöhnung des Kardinalshutes vorstellen sollte. Übrigens scheinen diese Livreen, so lange Granvella noch in den Niederlanden war, nicht öffentlich getragen worden zu sein, nach seiner Abreise verschwanden

1) „Corresp. de Phil.“ I, 279.

die Narrenkappen, und an ihre Stelle trat ein Pfeilbündel, nach Egmonts Aussage das Symbol der allgemeinen Zusammenwirkung im Dienste des Königs, nach der Meinung der Kardinalisten aber das Zeichen einer Verschwörung gegen den legitimen Landesherrn. Dagegen fafste Margareta die Angelegenheit von der spafshaften Seite auf, wie sie auch erst im März des Jahres 1564 ihrem Bruder darüber berichtete [1]).

Endlich nach langem Zögern raffte sich der König auf und notifizierte am 22. Januar 1564 dem Kardinal in einem eigenhändigen Briefe seinen Entschlufs; auch an Margarete, an die drei Seigneurs und an Egmont allein gingen Schreiben ab, freilich nur, damit Philipp auch hier wieder seinem Lieblingshange fröhnen konnte. Keiner der Adressaten erfuhr die eigentliche Wahrheit, und wenn man die Briefe neben einander legt, so begreift man sehr gut, wie die Mitwelt und wie man noch beinahe drei Jahrhunderte lang getäuscht werden konnte, bis endlich Gachard aus den Archiven von Simancas die Wahrheit ans Licht brachte. Armenteros kam gegen Ende Februar in Brüssel an, und Granvella war sofort bereit, dem Rate des Königs zu folgen und sich einige Zeit Urlaub zu nehmen, „um seine Mutter in Burgund zu besuchen“. „Dieser Entschlufs werde viele Inkonvenienzen, die man zu befürchten gehabt hätte, verhüten“, meint die Regentin in dem sogleich nach der Ankunft von Armenteros an ihren Bruder gerichteten Brief [2]).

Am 13. März verliefs Granvella Brüssel mit zahlreichem Gefolge und unter Entfaltung eines grofsen Pompes; Hoogstraten und Brederode folgten ihm eine halbe Meile lang, und ein Edelmann aus Egmonts Gefolge soll stets in denselben Nachtquartieren abgestiegen sein. Er nahm seinen Aufenthalt in Burgund, ging am Ende des

1) „Corresp. de Phil.“ I, 294.
2) Ibid. p. 291.

Jahres 1565 nach Rom, wo er an der Wahl Sixtus V. teilnahm; später wurde er Vizekönig von Neapel und begab sich dann, einem Rufe Philipps folgend, nach Madrid (1575), um an der Regierung Spaniens thätigen Anteil zu nehmen; aber immer liefs er seine Stimme in niederländischen Angelegenheiten vernehmen; die aus Rom gerichteten Briefe sind in einem Tone gehalten, als ob er noch der Mentor Margaretas wäre. Besonders lag ihm am Herzen, dafs der König selbst in die Niederlande komme. Er starb in Madrid am 21. September 1586.

Man hat sich bemüht, den Kardinal in günstigem Lichte zu beurteilen, ja man hat ihm sogar als Staatsmann eine hervorragende Stellung angewiesen. Wenn aber der letztere ebenso gut wie der Feldherr nach den Erfolgen und den Resultaten seiner Thätigkeit beurteilt werden mufs — und letztere sind ja nur die Früchte von tieferliegenden Eigenschaften —, dann steht Granvella als Staatsmann sicher sehr tief. Als er die Niederlande verliefs, standen diese am Vorabend der Revolution, in Neapel und bei allen Unterhandlungen, bei denen er gebraucht wurde, war seine Hand stets eine unglückliche. Ihm fehlte vor allem der intuitive Blick für veränderte Zeiten und Verhältnisse; die neue Situation, die durch die Vorgänge in Deutschland geschaffen war, wo Karls V. Politik auf dem Schlachtfeld von Innsbruck schmählichen Schiffbruch gelitten hatte, blieb seinem Auge verschlossen, oder er glaubte wenigstens nicht an die Notwendigkeit, mit diesen Faktoren rechnen zu müssen. Daher auch die *rein* mechanische Auffassung der ihm gestellten Aufgabe: er glaubte, durch einen Cordon von Plakaten und Inquisitoren die Niederlande hermetisch gegen jeden Einflufs von aufsen abschliefsen zu können. Fast nicht *eine* nennenswerte positive und bleibende Leistung ist von ihm namhaft zu machen, von seinem macchiavellistischen Standpunkt aus war für ihn die Hauptaufgabe die Erhaltung des bestehenden Zustandes. Und die Mittel entsprachen

vollständig dem Zweck: kleingeistige Ausnützung der Schwächen und Blöfsen der Gegner, die im gegebenen Falle selbst hinter einander gehetzt oder wenigstens durch einander im Schach gehalten werden konnten. Wenn man bei der Beurteilung eines Staatsmannes in erster Linie dasjenige abwägen mufs, was er für das Volk als solches, namentlich für dessen materielle Hebung, für Handel und Verkehr im weitesten Sinne des Wortes, gethan hat, dann kann das Verdammungsurteil über Granvella nicht scharf genug lauten. Die kleinen Differenzen, die zwischen den Niederlanden und England wegen unwichtiger Fragen bestanden, wufste er auf Kosten der Volkswohlfahrt zum vollständigen Bruch zu erweitern [1]). Bei einem Manne, der in der Hierarchie der römisch-katholischen Kirche einen so hohen Rang einnahm, wog die durch blutige Plakate aufrecht erhaltene Einheit der Kirche natürlich schwerer als die durch die Intoleranz des Staats beinahe vollständig zugrunde gerichtete Textilindustrie der südlichen Niederlande, die sich in England zu ungeahnter Blüte emporschwang. Durch die starre Festhaltung an der von Karl V. Dänemark gegenüber befolgten Politik schädigte er den Getreidehandel und den Fischfang der nördlichen Niederlande in unerhörter Weise, und letztere wurden denn auch in der Folge die Feinde Philipps und die Bundesgenossen des unzufriedenen Volkes. „Gegen das verächtliche Tier, das man Volk nennt“, hegte der Kardinal den tiefsten Abscheu [2]). Dafür war er aber auch ein Höfling im vollsten Sinne der Worts. Was Antonio Perez über Ruy Gomez sagt, dafs er der Aristoteles der Philosophie der Höfe, der gröfste Meister vieler Jahrhunderte in der

1) Vgl. „Corresp. de Phil.“ I, 244: „. . . attendu que ce que nous devons le plus craindre aujourd'hui, c'est que les gens de ces Pays-Bas soient bien avec les Anglais, la Reine estant en matière de religion ce qu'elle est.“

2) „Pap. d'Etat“ VII, 367.

Wissenschaft des Hofes gewesen — das gilt in vollem Umfange auch von Granvella. Als er sah, dafs Egmont ein verlorener Mann sei, windet er sich Claude Belin gegenüber, der vor dem Blutrat entschlossen für den Grafen auftrat und die Vermittelung des Kardinals beim König anrief, wie ein Wurm, beschwört ihn wiederholt, seinen Namen in der Sache ja nicht zu nennen, und giebt ihm die goldene Lebensregel, „seinem Meister in allem zu gefallen“. Dagegen atmet sein Brief an die Witwe Straelens eine rohe Gefühllosigkeit [1]). Es war ihm eine leichte Mühe, Perez das Gleichgewicht zu halten oder über seinen Todfeind Renard schliefslich zu triumphieren, — aber er war nicht der Mann, mit einem Wilhelm von Oranien und der von diesem geführten nationalen Partei den Kampf aufzunehmen. Kann man sich eine kleinlichere und beschränktere Auffassung der Verhältnisse denken, als wenn er, nachdem Oranien alle seine Würden niedergelegt, mit triumphierendem Siegesbewufstsein dem König den Rat giebt, die erledigte Stelle ja nicht gleich wieder zu besetzen, sondern damit zu warten, um die anderen Seigneurs in gespannter Hoffnung zu erhalten, während man dann die Instruktion des neuen Statthalters beschränken könne? [2]) Die nationale Partei aber konnte nunmehr den zweiten Triumph auf ihre Fahnen schreiben: den spanischen Soldaten war der Kardinal gefolgt.

1) „Corresp. du Card. de Granv.“ III, 179. 383.
2) Ibid. p. 489.

Fünftes Kapitel.

Margareta und der Adel. Fortgang der Bewegung. Kompromiss.

I.

Es ist ein merkwürdiges Bild, das der fernere Verlauf des Jahres 1564 hinsichtlich der inneren Zustände der Niederlande darbietet. Zwar erschien der Regentin im Anfange alles in rosenfarbigem Lichte und ihre Briefe an den König atmen ein Gefühl der Zufriedenheit und der Vertrauensseligkeit, daſs man hätte meinen sollen, die Ära der Ruhe und des Glücks sei für die Provinzen jetzt angebrochen. Oranien, Egmont und Hoorne hatten sofort nach der Abreise des Kardinals dem König einen Brief geschrieben, worin sie ihm anzeigten, daſs sie nun mit neuer Berufsfreudigkeit sich seinem Dienste weihen und ihre Sitze im Staatsrate wieder einnehmen würden [1]. Und in der That wird auch berichtet, daſs sie oft vom frühen Morgen bis in die späte Nacht angestrengt arbeiteten.

Aber der Haſs gegen den Kardinal loderte noch mehr als einmal in hellen Flammen auf [2]. Nicht nur daſs der Entfernte durch einen förmlichen Schwall von Pasquillen mit allem denkbaren Hohn übergossen wurde, auch die groſsen Herren verschmähten es nicht, ihrem Groll bei

1) „Corresp. de Guill. le Tac." II, 71. 72. „Corresp. de Phil." I, 294. 302. Namentlich der letztere Brief vom 19. Juni ist interessant.

2) In einem Brief aus Rom an Viglius hebt er auch ein langes Klagelied darüber an. „Corresp. du Card de Granv." I, 142. 156: Die gegen ihn verbreiteten Pasquille scheinen ihm nach Rom nachgeschickt worden zu sein; Morillon erstattet ihm über dieselben stets eingehenden Bericht.

passender Gelegenheit Luft zu machen. Am 19. Juni, nach der Taufe eines Sohnes von Mansfeldt, wurde ein Ritterspiel aufgeführt. Eine Maske zu Pferd mit einem Kardinalshute trat auf, vor ihr schritt ein Eremit mit einem Rosenkranze, während ein Teufel mit einem Fuchsschwanze — eine Anspielung auf Granvellas Todfeind, Renard — auf das Pferd losschlug und unter dem Hohngelächter der Zuschauer wegjagte. Dafs Egmont, der Protektor Renards und der Erfinder der Narrenkappen, plötzlich seine hohe Entrüstung darüber an den Tag legte, darf nach dem Charakter dieses Seigneurs nicht mehr verwundern.

Da Granvella sowohl in seinen Briefen wie auch in Privatgesprächen gegen jedermann, der es hören wollte, versichert hatte, dafs er früher oder später wieder zurückkehren werde, so blieb der gegen den Kardinal errichtete Bund auch fortbestehen [1]). Die drei Seigneurs hatten der Statthalterin die Versicherung gegeben, dafs sie, sobald der Kardinal wieder erscheine, sofort den Staatsrat verlassen würden, und erstere säumte auch nicht, dem Könige darüber Bericht zu erstatten und ausdrücklich beizufügen, dafs diese Befürchtung die Herren bis jetzt verhindert habe, mit voller Hingebung dem Dienste des Königs obzuliegen. Es war überhaupt eine merkwürdige Veränderung mit dieser Frau vor sich gegangen. Wie Schuppen scheint es ihr auf einmal von den Augen gefallen zu sein, dafs die bevormundende Abhängigkeit, in der sie der Kardinal unbewufst so lange gehalten, einer regierenden Fürstin denn doch unwürdig war. Man mufs ihre Briefe an Philipp nachschlagen, um sich zu überzeugen, wie sie in ihrer Beurteilung des Mannes immer grellere Farben aufträgt, bis endlich der glühendste Hafs und die tiefste

1) „Corresp. du Card. de Granv.“ I, 57 (Brief Morillons an Granv.). Als Noircarmes, Robles und andere Edle den Herzog Alba in Diedenhofen begrüfsten, drückten sie den Wunsch aus, dafs Granvella zurückkommen möchte. „Corresp. de Phil.“ I, 559.

Verachtung ihr die Feder führen. Sie wurde rot vor Zorn, wenn sein Name genannt wurde, und dem Könige versicherte sie ausdrücklich, sie danke Gott, daſs sie nur einen einzigen Sohn habe und nicht gezwungen sei, einen zweiten in den geistlichen Stand treten zu lassen [1]).

Die gegen ihren Bruder ausgesprochene Zuversicht, daſs man sich in kurzem aller Sorgen entschlagen dürfte, sollte aber keineswegs in Erfüllung gehen. Granvella war zwar entfernt, aber das in ihm personifizierte System war geblieben und wirkte bis zu den untergeordnetsten Zweigen des öffentlichen Dienstes nach. Noch lag fast die ganze Regierung in den Händen der Konsulta und des Finanzrates, während der Staatsrat auch jetzt noch in seiner unbedeutenden Rolle verharren muſste. Der Ämter- und Stellenverkauf war unter Granvella in der schamlosesten Weise betrieben worden, und noch wucherte das Übel ungeschmälert fort; Bestechung der Richter und Beamten wurde vor den Augen des Volkes ungescheut betrieben, das geduldig mit ansehen muſste, wie der reiche Verbrecher straffrei ausging, während der Arme allein die Strenge des Gesetzes zu fühlen hatte. Will man einen unwiderlegbaren Beweis für die Richtigkeit des eben geschilderten Zustandes, dann braucht man sich nur der Anklagen zu erinnern, die über Viglius von der Statthalterin ihrem Bruder vorgetragen wurden. Sie entwirft ein langes Verzeichnis der widerrechtlichen Besitzergreifungen, deren sich der Präsident schuldig gemacht, und ersucht den König, ihm zu befehlen, alles wieder herauszugeben [2]). Armenteros, „Ihrer Hoheit Barbier“, wie er spottweise genannt wurde, der einzige Vertraute Margaretas, hatte sich durch Verkauf von geistlichen und weltlichen Ämtern ein Vermögen von 70000 Dukaten er-

1) „Pap. d'Etat“ VIII, 132.

2) „Corresp. de. Phil.“ I, 309 sqq. und „Pap. d'Etat“ I, 380. 351.

worben; die Statthalterin mufste diesem Treiben durch die Finger sehen, da sie selbst ihren Anteil an der Beute hatte [1]).

Die furchtbarste Geifsel des Volkes war jedoch die unbarmherzige Durchführung der Religionsplakate. Titelman waltete noch stets mit blutdürstiger Strenge seines Amtes als Inquisitor, so dafs schliefslich sein Treiben selbst der weltlichen Macht zu arg wurde. Im Herbst des Jahres 1564 klagte deshalb auch die Stadt Brügge bei der Statthalterin über das allen Gesetzen und den Privilegien der Stadt hohnsprechende Auftreten dieses Mannes, der nach Gutdünken Männer und Weiber, Erwachsene und Kinder vorlade und sie durch Drohungen zu Angaben verleite, die als erprefste gesetzlich nichtig seien, aber von ihm zur Fällung von Strafurteilen gebraucht würden. Dieser Vorstellung schlossen sich die vier Glieder von Flandern an, die sich direkt an den König wandten und nicht nur gegen die Art und Weise der Handhabung der Inquisition, sondern gegen das Institut selbst in sehr nachdrücklicher Weise protestierten. Wie vorauszusehen war, erging von Madrid an die Regentin die gemessene Weisung, Titelman auf jede Weise in der Ausübung seines Amtes zu unterstützen, und es klingt wie Hohn, dafs die Regentin denselben, der ihr stets Furcht und Grauen einflöfste, ermahnen liefs, „sein Amt mit mehr Bescheidenheit und Diskretion“ auszuüben [2]). In wie hohem Grade es im Volke schon gährte, dafür lieferte Antwerpen ein sehr sprechendes Beispiel. Dort sollte im Oktober ein zum Calvinismus übergetretener Karmelitermönch, Christoph Fabricius, der durch den Verrat eines Weibsbildes in die Hände des Gerichts gefallen war, verbrannt werden. Eine unabsehbare, den

1) „Archives“ I, 334.

2) „Pap. d'Etat“ VIII, 425. 426. 434 sqq. „Corresp. de Phil.“ I, 329 und Brandt, Historie der Reformatie I, 278 sq.

131. Psalm singende Menge folgte ihm, und eben, als die Exekution beginnen sollte, brach das Volk los, die Gerichtspersonen mufsten vor den hageldichten Steinwürfen fliehen, aber der Henker hatte gerade noch Zeit gefunden, seinem Schlachtopfer mit einem Hammer den Kopf zu zerschmettern und ihm den Dolch ins Herz zu stofsen [1]).

Eine weitere Schwierigkeit erhob sich, als Philipp im August 1564 die Statthalterin beauftragte, die Beschlüsse des Tridentiner Konzils auch in den Niederlanden verkünden zu lassen, da einzelne Bestimmungen desselben nicht nur den Privilegien vieler Städte zuwiderliefen, sondern direkte Eingriffe in die Prärogative der Krone waren. Erstere hätten den König sicher wenig bekümmert, aber dafs letztere sowohl der Kurie wie den Bischöfen gegenüber von ihm eifersüchtig gewahrt wurden, ist bekannt [2]), und am 6. August schrieb deshalb Philipp an Granvella, dafs man wegen der zu machenden Vorbehalte die Prälaten noch besonders benachrichtigen werde [3]); dennoch aber wollte er vor der Welt ein Beispiel der Hingebung an den heiligen Stuhl geben und drängte deshalb wiederholt auf die Publikation. Während Viglius mit aller Energie darauf drang, dem Befehle des Königs einfach nachzukommen, wurden im Staatsrat ernstliche Einwendungen gemacht, und die Angelegenheit konnte vorderhand auch nicht erledigt werden.

Die religiöse Frage machte der Regentin schlaflose Nächte, und wenn auf der einen Seite die Vorstellungen der Seigneurs über die Unzweckmäfsigkeit und Grausamkeit der ungeschwächt fortdauernden Anwendung der Plakate bei ihr einen empfänglichen Boden zu finden be-

1) Brandt l. c. I, 262.

2) Philippson, Philipp II. von Spanien und das Papsttum. „Hist. Zeitschr.“, 39. Bd., und Fuentes, Historia general de España XIII, 54. Nachdem der Aufstand in Arragonien niedergeschlagen war, verbannte Philipp alle Priester aus dieser Provinz.

3) „Pap. d'Etat.“ VIII, 229.

gannen, so konnte sie sich auf der andern Seite nicht verhehlen, dafs ihr Bruder in diesem Punkte jeder Transaktion unzugänglich war [1]). Oranien hatte sofort nach der Entfernung des Kardinals auf die Berufung der Generalstaaten gedrungen, vor deren Forum man dann die religiöse Frage gebracht haben würde, und Margareta war für die Befürwortung dieses Projektes beim Könige schon gewonnen [2]). Sie nahm ihre Zuflucht zu einer nach Spanien abzuordnenden Gesandtschaft, für welche Egmont ausersehen wurde, während Viglius die Instruktion für denselben entwerfen sollte. Als dieselbe, die in sehr allgemeinen Ausdrücken abgefafst war, dem Staatsrat zur Prüfung vorgelegt wurde, kam es zu einer stürmischen Scene. Als die Reihe des Vortrags an Oranien kam, hielt dieser eine mehrere Stunden dauernde feurige Rede; die Zeit sei gekommen, meinte er, um die Dinge bei ihrem wahren Namen zu nennen, der König müsse jetzt einmal mit der vollen Wahrheit bekannt gemacht werden; möchte er überzeugt werden, dafs mit dem ganzen System von Plakaten und Schafotten, von neuen Bischöfen und alten Scharfrichtern, von Inquisitoren und Anklägern ein- für allemal gebrochen werden müsse. Überdies müsse Seine Majestät auch über die entsetzliche Verderbtheit in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes, besonders der Rechtspflege, aufgeklärt werden. Ferner sei es notwendig, die Konsulta und den Finanzrat ihres bisherigen allvermögenden Einflusses zu entkleiden und den Staatsrat durch Beifügung von zehn bis zwölf neuen Mitgliedern, deren Vaterlandsliebe und Rechtschaffenheit über allen Zweifel erhaben sei, zu verstärken; aufserdem müsse der König von der Unmöglichkeit, die Tridentiner Beschlüsse in den

1) Morillon schildert in seinen Briefen an Granvella mit sichtbarer Schadenfreude die Verlegenheit und die unhaltbare Lage Margaretas („Corresp. du Card. de Granv.", T. I). Das „Mulier taceat in ecclesia" kann man zwischen den Zeilen lesen.

2) „Pap. d'Etat" VIII, 94.

Niederlanden in ihrem ganzen Umfange einzuführen, überzeugt werden. Schliefslich gab der Prinz die Versicherung, dafs er Katholik sei und bleiben wolle, aber er könne es nicht ruhig mit ansehen, wenn Fürsten das Gewissen ihrer Unterthanen beherrschen wollten. Der Eindruck dieser Rede mufs ein sehr tiefer gewesen sein: Viglius brachte eine schlaflose Nacht zu, und am frühen Morgen beim Ankleiden brach er zusammen, ein Schlag hatte ihn gerührt, und es dauerte längere Zeit, bis er wieder imstande war, an den Geschäften teilzunehmen, die indessen von Hopper wahrgenommen wurden [1]).

Im Januar 1565 trat Egmont, dessen Instruktion nun vollständig im Sinne der Rede Oraniens abgefafst war, seine Reise nach Madrid an. Hoogstraten, der junge Mansfeldt, Culemburg, Noircarmes, Florent de Pallant, Salm und Brederode gaben ihm das Geleite und unterzeichneten mit ihrem eigenen Blut eine Erklärung des Inhalts, dafs, wenn dem Grafen während seiner Sendung ein Unglück zustofsen sollte, sie am Kardinal Granvella und jedem Anstifter davon Rache nehmen würden [2]). Die Urkunde wurde der Gräfin Egmont übergeben. Nachdem er in Cambrai, wo der zum Abschiedsmahl geladene Bischof von Brederode, Hoogstraten und Mansfeldt in roher Weise und sogar thätlich beleidigt worden war [3]), von seinen Begleitern sich verabschiedet, wurde ihm bei seiner Ankunft in Madrid vonseiten des Königs der ausgezeichnetste Empfang zuteil. Philipp, die Gesetze der spanischen Hofetikette ganz vergessend, überschritt die Schwelle seines Kabinetts und ging ihm bis in die Mitte des Audienzsaales entgegen, wo er ihn mit den Worten: „Willkommen Vetter!“ mit solcher Hast umarmte, dafs Eg-

1) Vgl. „Vita Viglii“, p. 41. 42 und „Pap. d'Etat“ VIII, 646.

2) „Arch. de Mais. d'Or.“, N. I, 220.

3) Die eingehende Darstellung dieses Vorfalls s. bei Motley II, 22—24.

mont nicht Zeit hatte, sich auf die Kniee niederzulassen und die Hand des Königs zu küssen.

Nicht umsonst hatte Granvella den Grafen einen „Freund der Eitelkeit und von Rauch“ genannt. Der König kannte hinlänglich seinen Mann und säumte auch nicht, von seiner schwachen Seite Gebrauch zu machen. Nicht nur war er ein häufiger Gast an der königlichen Tafel und fuhr oft mit Philipp spazieren, der ihm die Merkwürdigkeiten des Escurial und den Park von Segovia zeigte, sondern er wurde mit reichlichen Geschenken überhäuft und ihm die Aussicht auf glänzende Partieen für seine Töchter, deren der Graf nicht weniger als acht besafs, eröffnet. In kurzem war Egmont in der Luft des Hofes ein ganz anderer geworden, seines Auftrages dachte er kaum mehr, und wenn er je einmal über Staatsangelegenheiten zu reden begann, so brachte der König das Gespräch auf seine Töchter oder andere den Grafen persönlich berührende Dinge. Was die religiöse Frage betraf, so gab Philipp in sehr drastischer Weise ihm zu verstehen, dafs an Neuerungen auf diesem Gebiet nie und nimmer zu denken seien. In einer zu diesem Zweck zusammengerufenen, aus Juristen und Theologen bestehenden Versammlung, welcher Egmont beiwohnte, und welcher die Frage vorgelegt wurde, ob es der König mit seinen Pflichten vereinigen könne, wenn er die Gewissen freigebe, warf sich dieser vor einem Kruzifix nieder und bat Gott, dafs er ihn stets in dem Entschlusse bewahren möge, niemals der Beherrscher derjenigen sein zu wollen, welche ihn nicht als ihren Herrn anerkennen [1]). Was die Erweiterung des Staatsrats sowie die veränderte Stellung der beiden anderen Staatskörper betraf, so begnügte sich der König mit einigen allgemeinen Andeutungen, versprach aber, seinen endgültigen Entschlufs darüber der Regentin zu übermitteln, nachdem diese ihm

1) Strada, lib. IV.

vorher ausführlicher darüber berichtet hätte. So trat der Graf die Rückreise an, aus Valladolid schrieb er dem König noch einen von Enthusiasmus und Dank überfliefsenden Brief, in dem er sich den glücklichsten Mann der Welt nannte, und Ende April kam er wieder in Brüssel an.

Am 5. Mai trat der Staatsrat zusammen, wo die von Egmont mitgebrachte Antwort mitgeteilt werden sollte. Des Grafen Lippen flossen auch jetzt noch über vom Lob und Preis des liebenswürdigsten aller Könige, der durch die Belagerung Maltas für den Augenblick allerdings verhindert wäre, seine volle Arbeitskraft und landesväterliche Fürsorge dem Wohle seiner Unterthanen zu widmen; indessen werden, um der augenblicklichen Finanznot abzuhelfen, aus Spanien ansehnliche Summen ankommen; was die Religion betreffe, so schlage der König vor, ein Kollegium von neun gelehrten und frommen Männern zu ernennen, die ein neues Auskunftsmittel ersinnen sollten, um die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche mit dem jetzigen Strafsystem verbunden seien [1]. Eine solche Versammlung wurde in der That von der Statthalterin am 25. Mai nach Brüssel berufen; drei Bischöfe, drei andere Theologen, ein Mitglied des grofsen Rats und die Präsidenten von Flandern und Utrecht waren die Delegierten. Von vornherein war damit entschieden, wie sich die Mehrheit dieser Kommission zu einer etwa vorzuschlagenden Milderung der Plakate stellen würde; Viglius trat ohnedies mit aller Entschiedenheit für die Aufrechterhaltung des bisherigen Zustandes ein, und trotz des Widerspruchs von Oranien, Egmont und Hoorne, die übrigens an den Beratungen gar keinen Anteil nahmen, wie auch der Staatsrat seine Beteiligung an den Arbeiten der Kommission verweigerte, wurde endlich nach sechstägigen Debatten beschlossen, hinsichtlich der Plakate keine Änderung vorzunehmen, viel-

1) Hooft II, 50—52.

mehr die alte Strenge zu erneuern, weil die in der letzten Zeit geübte Nachsicht so schlechte Früchte getragen habe; übrigens könne man die Inquisitoren und die Beamten ermächtigen, einen Unterschied zwischen den verschiedenen Sekten zu machen, auch auf Alter und Stand einige Rücksicht zu nehmen und namentlich die notorisch Verführten und aus Leichtsinn, Neugierde oder Unachtsamkeit der Häresie Verfallenen nur mit Rutenschlägen, Verbannung oder Konfiskation, dagegen die obstinaten Häretiker, besonders aber die Prediger und Kirchenvorsteher, unnachsichtlich mit dem Tode zu bestrafen [1]). Die Statthalterin konnte natürlich nicht anders als dem Beschlufs beitreten und berichtete das Vorgefallene ihrem Bruder.

Egmonts Zorn und Unmut machten sich jetzt in lauten Worten Luft. Schon vorher hatte er wegen seiner spanischen Gesandtschaft manche Stichelei hören müssen, und Oranien hatte ihm geradezu ins Gesicht gesagt, dafs er zwar für seine Privatangelegenheiten gut gesorgt, den eigentlichen Zweck seiner Sendung aber vergessen habe. Jetzt, wo er wieder unter dem Einflusse seiner Parteigenossen stand, gingen ihm die Augen auf über die klägliche Rolle, die er gespielt, und er behauptete laut, der König habe ihn getäuscht und ihm persönlich ganz andere Versprechungen und Zusagen gemacht. Man wird dem Könige Offenheit nicht nachrühmen können, dagegen ist nicht wohl anzunehmen, dafs er dem Grafen hinsichtlich etwaiger Milderungen der Strafbestimmungen gegen die Ketzer irgendwelche Zugeständnisse gemacht habe; die oben angeführte Scene, bei der ja Egmont zugegen war, konnte in dieser Hinsicht keinen Zweifel bei ihm aufkommen lassen. Philipp aber hüllte sich nunmehr, seiner Gewohnheit gemäfs, eine Zeit lang wieder in tiefes Stillschweigen, und erst im November kam die längst er-

1) Hopper, Recueil, p. 48—51. „Corresp. de Phil.“ I, 346. 347. „Archives“ I, 379. 380.

erwartete Antwort. Es sind dies die berüchtigten Depeschen von Segovia [1]).

So energisch und strenge wie hier hatte der König noch selten gesprochen. Von einer Reorganisation des Staatsrates kann keine Rede sein, noch weniger dürfen unter den gegenwärtigen Umständen die Generalstaaten berufen werden. Was die religiöse Frage betrifft, so leugnet der König entschieden, dem Grafen Egmont etwas anderes gesagt zu haben, als was er aus Valladolid geschrieben habe; die Weise, auf welche sich das Volk in den Niederlanden über die Inquisition ausläſst, miſsfällt dem König aufs höchste; mehr als je müssen die Inquisitoren unterstützt werden. Auch an den Grafen Egmont hatte Philipp ein Schreiben gerichtet, in dem er die von den Neun-Männern gefaſsten Beschlüsse höchlich preist und den Grafen ermahnt, ihm in der Aufrechterhaltung der Religion beizustehen. Vorher schon, am 4. Oktober, hatte er an Tiletanus und de Bay, die Generalinquisitoren, sowie an Titelman eigenhändige Briefe geschrieben, worin er ihnen seine Hilfe versprach, letzterem für seinen Eifer dankte und ihn anspornte, in seiner Wirksamkeit auszuharren und für die Religion selbst sein Leben nicht zu schonen.

Am 14. November wurden die Beschlüsse des Königs dem Staatsrat eröffnet. Im Geheimenrat hatte man sich natürlich ohne weiteres dafür entschieden, dem Befehle des Königs nachzukommen, während man sich hier auf stürmische Scenen gefaſst machen konnte. Das Gegenteil trat ein, denn als am 30. November der Staatsrat wieder zusammentrat, war es Viglius, dem es bei den immer höher gehenden Wogen der Entrüstung und Unzufriedenheit denn doch unheimlich zu werden begann, der nicht nur die Publikation des königlichen Befehls vorderhand

1) „Corresp. de Phil." I, 372—374. Hopper l. c., p. 55—58. Der Brief an Margareta ist vom 20. Oktober 1565 datiert.

noch aufgeschoben wissen wollte, sondern auch auf eine Revision der Instruktion der Inquisitoren drang. Oranien dagegen, obwohl der erklärte Gegner alles Glaubenszwangs, stellte sich als Mitglied des Staatsrats auf den formellen Rechtsstandpunkt, indem er erklärte, dafs es sich gar nicht mehr darum handle, die Vorlage zu prüfen, sondern einfach den Befehlen des Königs Folge zu leisten, die überdies so bestimmt lauteten, dafs kein Widerspruch und keine Einrede mehr am Platze sei. Die öffentliche Stimme mufs sicher laut und vernehmlich genug gesprochen haben, wenn der von Natur furchtsame Viglius, der das bluttriefende Plakat von 1550 der Hauptsache nach redigiert hatte, der kurz vorher von keiner Nachgiebigkeit wissen wollte, jetzt selbst so weit zu gehen wagte, dafs er für den Fall, dafs der König seinen Vorschlag nicht billigen möchte, bereit war, die volle Verantwortlichkeit dafür allein zu tragen! [1]) Schon am 28. Dezember wurden den Gouverneuren und Gerichtshöfen die königlichen Befehle mitgeteilt, den Inquisitoren alle Unterstützung angedeihen zu lassen, die Plakate in ihrer ganzen Strenge durchzuführen und die Tridentiner Beschlüsse, und zwar jedesmal nach sechs Monaten, aufs neue in jedem Dorfe und jeder Stadt zu publizieren [2]).

Entrüstung und Niedergeschlagenheit zugleich bemächtigte sich aller Stände und Schichten der Bevölkerung; Antwerpen, die reiche Handelsstadt, drohte zu veröden, denn viele fremde Kaufleute, Fabrikanten und Arbeiter zogen weg. Öffentliche Anschläge an Häusern und Kirchen predigten die Ermordung der Geistlichen, eine Flut von Pasquillen ergofs sich, und auf den Strafsen sang man laute Spottlieder gegen die Regierung und die Geistlichkeit [3]). Auch der hohe Adel verhielt sich den

1) Hopper, p. 58—60.

2) Bor I, 32, und für das Folgende: p. 34. 35.

3) „Archives“ II, 60. „Corresp. du Card. de Granv.“ I, 95. 96. 111.

Verhältnissen gegenüber nicht passiv. Der Markgraf von Bergen und Montigny weigerten sich geradezu, die Plakate in ihren Statthaltereien zu publizieren, sie sagten, dafs sie nicht die Hand dazu bieten könnten, 50—60000 Menschen zu verbrennen [1]; der Markgraf legte sogar am 8. Januar 1566 seine Statthalterschaft nieder, während Oranien am 24. Januar ein weitläufiges Schreiben an die Regentin richtete, in welchem auch er seine Entlassung verlangte, wenn auf der Ausführung der königlichen Beschlüsse beharrt werden sollte [2].

Ein förmlicher Widerstand organisierte sich in Brabant, zunächst in ganz ordnungs- und gesetzmäfsiger Weise. Die vier Hauptstädte von Brabant, Brüssel, Antwerpen, Löwen und Herzogenbusch beklagten sich bei der Herzogin über Verletzung ihrer Privilegien, besonders verschiedener durch die „joyeuse entrée" gewährleisteter Rechte. Da der Kanzler von Brabant ein williges Werkzeug der Regierung war, so befahl die Herzogin, in den Archiven der Provinz nachzuforschen, ob die Inquisition früher in derselben bestanden habe. Da man etwas Derartiges nicht finden konnte, so blieb nichts anderes übrig, als Brabant frei von der Inquisition zu erklären [3]. Die spanische Partei mufste doch bereits fühlen, dafs der Boden unter ihren Füfsen wankte, denn sonst hätte man schon des ansteckenden Beispiels wegen in einer solchen Kardinalfrage sicher nicht, und jedenfalls nicht so schnell nachgegeben.

Als unerträglich und fast unhaltbar mufs in der letzten Hälfte dieses Jahres Margareta die Situation empfunden haben. Dazu kamen noch häusliche Unannehmlichkeiten. Ihr Sohn, Alexander Farnese, der Prinz von Parma, war mit Egmont aus Spanien in die Niederlande

1) Strada, lib IV.

2) „Archives" II, 16—21. „Corresp. de Marguérite", p. 16—20.

3) Strada, lib. V. „Corresp. de Phil." II, 534—540. „Corr. de Marg." p. 13.

gekommen, wo seine Hochzeit mit Donna Maria von Portugal mit königlicher Pracht gefeiert werden sollte. Die Herzogin hatte eine eigene Flotte nach Lissabon geschickt, um die Braut abzuholen, und während der alte Farnese kaum Worte genug über diese sinnlose Verschwendung — die Flotte allein kostete über 100000 Dukaten — finden konnte, und auch aus der Mitte des Volkes, das damals gerade von einer Teuerung heimgesucht wurde, harte und beifsende Worte an ihr Ohr drangen, sprach der Bräutigam seiner Mutter gegen über den frommen Wunsch aus, dafs die Flotte mit allem, was sie trage, vom Meere verschlungen werden möchte [1]). Nichtsdestoweniger wurde am 11. November die Hochzeit unter Entfaltung königlichen Pompes vollzogen. Das Hochzeitsmahl fand in demselben Saale statt, in dem Karl V. die Krone nieder gelegt hatte, und alle Vliesritter wohnten dem Feste bei.

II.

An demselben Tage, an welchem in Brüssel die Hochzeit des jungen Parma gefeiert wurde, fand im Culemburgschen Palast eine Zusammenkunft von Edeln statt, die einen wichtigen Markstein in der Reihenfolge der sich nun schnell aufeinander drängenden Ereignisse bildete, ja diese in gewissem Sinne einleitete.

Unter den Edeln war ein Prediger erschienen, fast noch ein Knabe, der eigends zu diesem Zweck von Antwerpen herbeigerufen worden war. Es war Franciscus Junius.

Er stammte aus einem edlen Geschlechte und war am 1. Mai 1545 in Bourges geboren. Kaum 20 Jahre alt, verliefs er Genf, wo er unter grofsen Entbehrungen

1) „Papiers d'Etat" IX, 386. 601.

seine Studien gemacht, um als Prediger bei der kleinen Hugenottengemeinde, die sich in Antwerpen niedergelassen hatte, aufzutreten. Mit Glück entging er allen Nachstellungen, obgleich er sich manchmal geradezu mit verwegener Tollkühnheit der Gefahr aussetzte. Er soll einmal seinen Zuhörern die Lehren der reformierten Kirche in einem Zimmer auseinandergesetzt haben, das nach dem Marktplatz, auf dem eben Ketzer hingerichtet wurden, aussah [1]). Nach dem Zeugnisse Scaligers habe seit der Apostel Zeiten kein Jahrhundert einen Theologen hervorgebracht, der sich mit ihm vergleichen lasse.

Nachdem Junius seinen Vortrag mit einem Gebet geendet hatte, hörte er stillschweigend den Beratungen zu. Die Namen der Edeln dieser Zusammenkunft werden zwar nicht genannt, aber man darf wohl annehmen, dafs die angesehensten derjenigen, welche später das Kompromifs unterzeichneten, dabei gewesen sind.

Die eigentliche Entstehung des letzteren ist in ziemliches Dunkel gehüllt; höchst wahrscheinlich sind die Anfänge desselben schon am 15. Oktober 1565 bei der Hochzeit Montignys mit der Tochter des Fürsten von Epinay zu suchen, und man weifs nur, dafs gegen Ende desselben Jahres Ludwig von Nassau, Oraniens Bruder, Nikolaus van Hammes und einige andere eine Zusammenkunft in Spaa hatten, wo das Schriftstück entworfen und wahrscheinlich auch redigiert wurde [2]). Dasselbe wurde auf den Schlössern nnd Burgen des niederländischen Adels kolportiert und war in zwei Monaten schon mit mehr als 2000 Unterschriften bedeckt. Laut wird darin geklagt über die Tyrannei eines Haufens von Fremdlingen, die allein getrieben durch unersättlichen Geiz und Egois-

1) Motley II, 52.

2) Vgl. „Archives“ II, 2—7. Es bestehen nur zwei Exemplare des Kompromisses; das eine ist von Brederode und Ludwig von Nassau, das andere aufserdem noch von Carl Mansfeldt unterzeichnet.

mus unter der Maske eines frommen Eifers für die katholische Kirche den König zu beschwatzen gewufst haben, dafs er trotz seiner Eidschwüre und Versprechungen sich weigerte, die Plakate zu mildern und die Inquisition aufrecht zu erhalten trachtet. Nach einem scharfen Ausfalle auf letztere und unter Hinweisung auf die Gefahren, welche der katholische Glaube selbst laufe, während der Name des Königs nur kompromittiert werde, heifst es: „Deshalb haben wir es für unsere Pflicht gehalten, diesen Übelständen vorzubeugen und auf die Sicherstellung unseres Eigentums und unserer Personen zu denken, um nicht die Beute derjenigen zu werden, welche unter dem Vorwande der Religion sich mit unserem Gut und Blut bereichern wollen. Deshalb errichten wir einen heiligen und legitimen Bund und versprechen, der eine dem andern, durch heiligen Eidschwur, mit all unserer Kraft zu verhindern, dafs genannte Inquisition auf irgendwelche Weise, sei es offen oder heimlich oder unter irgendwelcher Farbe und Benennung, sei es als Visitation oder Plakat, eingeführt werde, dafs wir sie vielmehr als die Mutter und Veranlassung aller Unordnung und Ungerechtigkeit ausrotten wollen.“ Besonders wird noch hervorgehoben, dafs es zu nichts führen werde, wenn die Verfolgungen mit Vorwänden maskiert würden, wie etwa, dafs die Rebellion bestraft werden müsse; ausdrücklich wird dagegen versichert, dafs die Unterzeichner in keiner Weise die Absicht haben, etwas zu unternehmen, was zur Entehrung Gottes oder zur Schädigung der königlichen Majestät dienen könne; im Gegenteil, sie betrachten es als ihre Pflicht, den König und seinen Staat zu erhalten und allem Aufruhr sich zu widersetzen.

Als der Verfasser dieses Kompromisses gilt allgemein Philipp van Marnix Herr van St. Adelgonde, einer der bedeutendsten und treuesten Mitarbeiter Wilhelms von Oranien. Geboren 1538 in Brüssel und einem alten adeligen Geschlecht entsprossen, hatte er seine Studien in

Genf gemacht, wo Calvin und Beza einen mächtigen Einfluſs auf ihn ausübten, denn er kehrte, mit ebenso glühendem Haſs gegen die katholische Kirche wie gegen die spanische Herrschaft erfüllt, in sein Vaterland zurück. Seine Figur erinnert unwillkürlich an die vielseitig entwickelten Heldengestalten aus der Zeit der griechischen und römischen Republiken. „Dichter voll Feuer und Phantasie, Prosaist, dessen Stil von keinem seiner Zeitgenossen übertroffen wurde, Staatsmann, dessen Umsicht und Scharfsinn Oranien später die schwierigsten und wichtigsten Unterhandlungen anvertraute, Redner, dessen Beredsamkeit bei mancher Gelegenheit ganz Europa fesselte und hinriſs, Soldat, von dessen Mut später manches blutige Schlachtfeld Zeugnis ablegte, Theologe, so erfahren in den Streitfragen der Wissenschaft, daſs eine Versammlung von Bischöfen sich auf eigenem Boden nicht mit ihm messen konnte — war Adelgonde zugleich ein so gelehrter Mann, daſs er nicht nur die alten und verschiedene neuere Sprachen leicht schrieb und sprach, sondern auch für das Volk die Psalmen Davids in niederländische Verse übersetzte und noch in hohem Alter von den Generalstaaten der Republik ersucht wurde, die ganze Bibel zu übersetzen, eine Arbeit, an deren Vollendung ihn nur der Tod hinderte.“ So schildert ihn Motley, und wenn derselbe schlieſslich bedauert, daſs der starre Calvinismus Adelgondes ihn verhindert habe, sich auf den erhabenen Standpunkt religiöser Toleranz zu erheben wie der groſse Schweiger, so ist zu bemerken, daſs der Calvinismus gerade solchen exklusiven Naturen seine Erhaltung und seine spätere Expansivkraft verdankt.

Graf Ludwig von Nassau, eines der Häupter des eben geschlossenen Bundes, Oraniens Bruder, war neben Adelgonde einer der eifrigsten und thatkräftigsten Vorkämpfer der Reformation. Seine heitere lebensfrohe Gemütsart, der auſserordentlich sympathische Eindruck, den seine zwar kleine aber männlichschöne Gestalt auf jeder-

mann machte, befähigte ihn in außerordentlichem Maße dazu, den Mittler zwischen seinem Bruder und der Außenwelt zu machen, zumal er dem Könige keinen Eid geschworen hatte und deshalb auch freier auftreten konnte. Von katholischer Seite wird die Wirksamkeit Ludwigs gewöhnlich mit der Bemerkung abgefertigt, daß er als Fremder in den Niederlanden eigentlich nichts zu suchen hatte, obwohl er schon sehr jung in das Land gekommen war und erst 19 Jahre alt bei St. Quentin seine Haut für den König von Spanien zu Markt getragen hatte, ein Umstand, der den Charakter der Fremdlingschaft doch sicher bedeutend modifizierte. Ausgezeichnet war er durch seine Frömmigkeit [1]), und wie sein Bruder Wilhelm stand auch er in regem Briefwechsel mit der Mutter Juliane. Sein Einfluß auf Brederode war so groß, daß dieser wünschte, „als wahrer Geuse und als einfacher Krieger zu seinen Füßen zu sterben“.

Weitaus der rührigste und thätigste Verbreiter des Kompromisses war aber Nikolaus van Hammes, der Wappenkönig des Ordens vom goldenen Vliese, weshalb er auch kurzweg „das goldene Vlies“ genannt wurde; er soll der Sohn eines französischen Priesters gewesen sein. Er war ein treuer Besucher der reformierten Predigten, und in der Anklageakte des Blutrats wurde er beschuldigt, bei solchen Gelegenheiten mit den Ordensinsignien erschienen zu sein, um das Volk glauben zu machen, daß dem Orden die Predigten angenehm wären. Hammes war eine hochbegabte Natur, allein sein feuriger, ungezügelter Eifer riß ihn manchmal zu Exzessen hin, die der Sache, für die er kämpfte, schweren Eintrag thaten.

Der junge Mansfeldt trat, dem Befehl seines Vaters folgend, bald darauf von dem Bunde vollständig zurück.

Weder Oranien noch einer der andern Herren vom hohen Adel hatte an dem Bunde teilgenommen; derselbe

1) „Arch.“ II, 260. 309.

bestand aus Leuten sehr verschiedenen Schlages, wie dies ja auch bei der grofsen Anzahl der Unterzeichner kaum anders möglich war. Während die einen strenge Katholiken waren und nur die Inquisition hafsten, waren andere heftige Calvinisten oder Lutheraner; wieder andere unruhige und leidenschaftliche Menschen, die in der Verteilung der reichen Kirchengüter und Abteien die einzige Rettung aus ihren zerrütteten Vermögensverhältnissen sahen. Fast alle waren noch sehr jung und ohne Besonnenheit und Vorsicht. Daher richtete dieser Bund auch so gut als nichts aus, und als das schwache Band, das ihn zusammengehalten hatte, zerrissen war, da hatte das Volk beinahe nichts gewonnen, aber der Adel seinen Kredit teilweise eingebüfst. Ludwig von Nassau und Adelgonde bilden eine rühmliche Ausnahme [1]).

Oranien, der wohl sah, dafs die Zeit, um Gewalt zu gebrauchen, noch nicht gekommen war, begann sich über die Extravaganzen des Bundes ernstlich zu beunruhigen. Da letzterer mit dem Beschlufs umging, der Statthalterin in feierlicher Weise eine Bittschrift zu überreichen, so hielt es der Prinz für nötig, das ganze Gewicht seiner Autorität dafür einzusetzen, um aus dem Manifest jeden aufrührerischen und drohenden Charakter entfernt zu halten. Er lud deshalb Anfangs März Egmont, Hoorne, Bergen, Montigny, Hoogstraten und Meghen nach Breda und später nach Hoogstraten zu einer Besprechung ein; Brederode, Thoulouse, der jüngere Bruder Adelgondes und andere vom niederen Adel fanden sich ebenfalls ein. Allein die Versammlung führte zu keinem Resultat; Meghen war entrüstet über das Vornehmen der Edeln, Egmont schwankte, und Oranien gelang es nicht, die Anwesenden für seine Ansichten zu gewinnen. Aber nachdem sich die Seigneurs entfernt hatten, wurde der Beschlufs gefafst, die Bittschrift der Regentin dennoch zu überreichen.

1) Motley II, 59.

Diese wufste sich vor Verlegenheit kaum zu helfen. Als sie am 13. Mai eine Staatsratssitzung hielt, stürmte Meghen in den Saal, beschwor die Anwesenden, alles andere liegen zu lassen und erzählte aufser Atem, dafs er von einem fremden Edelmann, „dessen Namen er jedoch nicht nennen dürfe“, vernommen hätte, dafs eine Verschwörung, deren Verzweigungen sich nach Deutschland, England und Frankreich erstreckten, gegen die spanische Herrschaft im Werke sei, und dafs man die Streitkräfte des Bundes auf 35 000 Mann berechne. Auch Egmont wollte dasselbe, und zwar ebenfalls unter dem Siegel der Verschwiegenheit, gehört haben; zugleich legte er eine Abschrift des Kompromisses vor [1]. Die Gerüchte waren natürlich grundlos, so viel aber war der Statthalterin klar, dafs man jetzt entweder ohne Aufschub die Waffen ergreifen und den Bund mit Gewalt niederschlagen oder nachgeben und die verlangte Gewissensfreiheit zugestehen müsse. Am 26. März wurde deshalb zur Fortsetzung der Beratschlagungen eine zweite Staatsratssitzung anberaumt, der auch einige Vliesritter beiwohnten; Oranien, Egmont, Hoorne, der Marquis von Bergen, Montigny, Hoogstraten, Meghen, Aerschot, Aremberg, Ligne, Berlaymont und der ältere Mansfeldt waren erschienen. Aremberg, Meghen und Berlaymont meinten einfach, den Verbündeten die Thür vor der Nase zu schliefsen und ihre Bittschrift gar nicht anzunehmen; der letztere schlug sogar vor, dieselben in den Palast einzulassen und sie hier bis auf den letzten Mann niederhauen zu lassen. Oranien war darüber entrüstet, und ihm traten die meisten bei. Die Mehrheit sprach sich dafür aus, die Verbündeten zu empfangen und ihnen eine freundliche, zufriedenstellende Antwort zu geben. Wie düster Margareta selbst die Situation ansah, geht daraus hervor, dafs sie allen Ernstes die Frage aufwarf, ob es nicht

1) Hopper, Rec. et Mem., p. 69 sqq.

wünschenswerter sei, wenn sie Brüssel verlassen und den Sitz der Regierung nach Bergen in Hennegau verlegen würde. Übrigens sollten die Verbündeten ersucht werden, unbewaffnet zu erscheinen.

Am 3. April 1566 hielten dieselben, alle beritten, unter grofsem Zulauf des Volkes ihren Einzug in Brüssel. Zwei Tage darauf begaben sie sich vom Culemburgschen Hause, je zwei an zwei gehend, zu Fufs, Ludwig von Nassau und Brederode als Häupter des Bundes zuletzt, nach dem Palaste, wo sie Margareta, umgeben vom Staatsrat und den Vliesrittern, empfing. Der Sprecher der Deputation war Brederode. Nachdem er zuerst sich und seine Mitverbündeten dagegen verwahrt hatte, als wollten sie Unruhen und Aufruhr erregen oder gar mit dem Auslande konspirieren, übergab er ihr die von Ludwig von Nassau verfafste Bittschrift, die alsdann laut vorgelesen wurde; Aufhebung der Plakate und Einberufung der Generalstaaten war die kurze Forderung. Die Regentin antwortete, dafs sie die Angelegenheit mit ihren Räten in Erwägung ziehen und den Bittstellern die Antwort zukommen lassen werde. In dem sofort darauf gehaltenen Staatsrate war es, wo Berlaymont der tiefbekümmerten Herzogin die historisch gewordenen Worte zugerufen haben soll: „Wie Madame, ist es möglich, dafs Eure Hoheit sich durch diese Bettler (gueux) erschrecken läfst?“ [1]) Und als ein Haufen Edler, die scharenweise die Strafsen Brüssels füllten, abends am Hause Berlaymonts vorbeikam, soll er vor Graf Aremberg, der im Fenster neben ihm stand, den früheren Schimpfnamen wiederholt haben („Voilà nos beaux gueux, regardez, je vous prie,

1) Vgl. darüber Gachard, Note sur l'origine du nom des gueux, T. XIII des „Bulletins de la Commission Royale d'Histoire“, der die allgemein angenommene Erklärungsweise dieses Namens stark bezweifelt; ferner Motley II, 72; Kervyn de Lettenhove, Les Huguenots et les Gueux. Etude historique sur vingtcinq années du XVI[e] siècle (1560—1585), T. I, Ap.

avec quelle bravade ils passent devant nous“). Am 6. April erschien Brederode wieder mit einer Anzahl seiner Genossen, um die Antwort der Statthalterin entgegenzunehmen. Ihre Hoheit werde, lautete diese, die Forderung dem Könige durch eine Gesandtschaft vorlegen lassen, um seine Majestät zu bewegen, die Bitte zu genehmigen; überdies sei schon ein Entwurf zur Milderung der Plakate fertig, der dem König vorgelegt werden sollte. Da es aber nicht in ihrer Macht stehe, die Inquisition und die Plakate sofort aufzuheben, so vertraue sie, daſs die Bittsteller sich bis zur Ankunft der Antwort des Königs zufrieden geben werden; übrigens habe sie den Inquisitoren schon den Befehl zugehen lassen, „gemäſsigt und bescheiden“ zu Werk zu gehen. Als sich zwei Tage darauf Brederode noch einmal in den Palast begab, um die Meinung des Bundes über die Antwort der Statthalterin auszusprechen, drückte er sein Bedauern darüber aus, daſs sie es nicht sofort über sich habe gewinnen können, um die Inquisition alsbald aufzuheben, übrigens hoffen die Verbündeten, daſs sofort die notwendigen Befehle erlassen würden, um alle Verfolgungen wegen der Religion zu suspendieren, bis der König seinen Willen zu erkennen gegeben habe. Auſserdem ersuchten sie, daſs die Bittschrift auf Befehl der Regierung gedruckt werden möge, ein Ansinnen, dem Margareta bereitwillig entsprach. Als bitteren Hohn muſste sie natürlich die am Schluſs abgegebene Erklärung empfinden, daſs die Verbündeten die alte Religion handhaben wollten. Als die Audienz schon abgelaufen war und die Verbündeten sich in den groſsen Saal begeben hatten, um über die Antwort der Herzogin zu beraten, erschienen sie noch einmal, und einer derselben, Esquerdes, wollte der Statthalterin die Erklärung abzwingen, daſs die Verbündeten weder durch Wort noch durch That im Widerspruch mit ihrer Pflicht und der seiner Majestät schuldigen Ehrfurcht gehandelt hätten. Dies war ein starkes Ansinnen, sie gab

auch eine kalte Antwort und ermahnte sie, mit dem von ihr erhaltenen Bescheid zufrieden zu sein. Am Abend desselben Tages aber fand im Culemburgschen Palast ein wildes Bankett statt, bei dem Brederode das grofse Wort führte und wo unter dem Beifall aller Anwesenden der bekannte Parteiname „Geusen" angenommen wurde; eine lederne Tasche und ein hölzerner Napf waren die äufseren Zeichen des Bundes; aufserdem wurde eine besondere Kleidung angenommen: die Geusentracht bestand von nun an aus grauem Wams, Hosen und kurzem Mantel vom gröbsten Stoff, eine Denkmünze wurde geschlagen, die auf der einen Seite das Bild Philipps, auf der andern zwei durch die Schnüre eines Bettelsacks in einander gelegte Hände mit der Umschrift: „Treu dem König bis zum Bettelsack!" darstellte. Aufserdem schoren sie sich den Bart ab und trugen nur einen Schnurrbart, den sie nach türkischer Sitte lang herabhängen liefsen [1]. In Antwerpen, wohin sich Brederode nunmehr begab, erschien er vor der 4—5000 Köpfe zählenden Menge, die sich vor seinem Quartier zusammengeschart hatte, mit dem Bettelsack um den Hals am Fenster und leerte den hölzernen Napf auf die Gesundheit des Volks. Von hier begab er sich nach Nordholland, wo, wie er bald darauf an Graf Ludwig schrieb, „die Geusen ebenso zahlreich seien wie der Sand am Strande des Meeres" [1].

III.

Das den Verbündeten gegebene Versprechen mufste natürlich erfüllt werden, und Margareta hatte eine besondere Kommission, bestehend aus dem Geheimen Rat und 13 Vliesrittern, zu diesem Zweck ernannt, Viglius machte den Entwurf, und der Ratsherr d'Assonleville besorgte die

1) Strada, lib. V.
2) „Arch" II, 130.

Redaktion desselben. Es ist dies die sogenannte aus 53 Artikeln bestehende Moderation [1]). Auch jetzt wird noch ausdrücklich am Verbote jeder andern Religion als der katholischen, festgehalten, doch giebt sich das Schriftstück den Anschein, die Strenge der alten Plakate insofern einigermaſsen zu mildern, als bei den Ketzern ein Unterschied zwischen Verführern und Verführten gemacht wird. Wie aber Motley [2]) mit Recht bemerkt, war dies nur Schein; denn die ganze „Moderation“ war so unbestimmt und in ihren Vorschriften so dehnbar, daſs es für die Inquisitionsbeamten eine leichte Mühe war, jeden in die Kategorie der Verführer zu bringen. Und für diese blieb die Todesstrafe nach wie vor bestehen, nur daſs die Schlachtopfer nicht mehr lebendig verbrannt, sondern an den Galgen gehängt werden sollten; wer dagegen seine Ketzerei vor dem Bischof abschwur, sollte das erste Mal Verzeihung erhalten, im Weigerungsfalle jedoch verbannt werden. Das Volk taufte denn auch bald den Namen „Moderation“ in „Morderation“ um [3]).

Das Urteil der Provinzialstände lautete im ganzen nicht ungünstig, die von Hennegau, Artois und Flandern erklärten sich für die Moderation, sprachen aber durchweg die Erwartung aus, daſs die katholische Religion als die einzig erlaubte gehandhabt würde [4]).

Die weitere Zusage, die Margareta den Verbündeten gemacht hatte, die Abordnung einer Gesandtschaft nach Spanien, muſste jetzt ebenfalls erfüllt werden: Egmont, auf den sie das Auge zuerst geworfen, weigerte sich, wohl im Bewuſstsein der wenig ehrenvollen Rolle, die er bei seiner letzten Mission gespielt, und so wurden Montigny und van Bergen dazu ausersehen; ersterer reiste am 29. Mai in Brüssel ab, und obwohl er in Paris wieder-

1) Bor I, 64 sqq.
2) l. c. II, 81.
3) Hooft III, 81
4) „Arch.“ II, 124 sqq. und „Corresp. de Margu.“, p. 37.

holt und sehr ernsthaft gewarnt wurde, nicht nach Madrid zu gehen [1]), schlug er doch alles in den Wind und kam am 17. Juni daselbst an. Der Markgraf van Bergen konnte infolge einer Verletzung am Fuſse die Reise erst am 1. Juni antreten. Die Instruktion der beiden Gesandten war sehr weitläufig, denn sie enthielt nicht weniger als 18 Kapitel. Vorher aber hatte schon Margareta einen Kurier an ihren Bruder geschickt, der demselben die letzten Vorgänge, namentlich die Haltung der Seigneurs, darlegte, und Alonso del Canto, einer der zahlreichen Spione Philipps in den Niederlanden, meldete dem Könige ganz offen, daſs die beiden Gesandten die Hauptanstifter von allem, was geschehen, seien; ja Brederode habe sogar am Karfreitag Fleisch gegessen [2]). Übrigens wurde Montigny vom König sehr freundlich empfangen. Alle Verhandlungen aber wurden nur zum Schein geführt, da Philipp seinen Beschluſs längst gefaſst hatte, wenn er ihn auch vor der Welt noch eine Zeit lang verborgen hielt. Denn der Erzbischof von Sorrent, Julian Pavesi, der päpstliche Nuntius am kaiserlichen Hofe, war, wenn auch gegen Philipps Willen, auf Befehl des Papstes Pius V. in die Niederlande gekommen [3]), natürlich mit dem Zwecke, um auf die ungeschwächte Fortdauer der Inquisition in den Niederlanden zu dringen, und Margareta hatte ihm auch alsbald einen Brief Philipps übergeben, in welchem die vollständige und unumschränkte Aufrechterhaltung der Inquisition und die strenge Handhabung der Plakate versprochen worden war. Zu welch kläglicher Rolle muſste sich doch Margareta erniedrigen, sie wuſste genau, was von Philipp zu erwarten war, und muſste sich doch den Verbündeten gegenüber den Schein geben, als sei sie für ihre Interessen thätig!

1) Motley II, 83.
2) „Corresp. de Phil.“ I, 407—409. 411.
3) „Corresp. de Margu.“ p. 58 sqq. „Corresp. de Phil.“ I, 422.

Indessen war die Physiognomie des Landes im Laufe weniger Wochen eine ganz andere geworden. Ermutigt durch die temporäre Abnahme der Verfolgungswut und die kühnen Schritte der Verbündeten, vielleicht auch angetrieben durch die Versicherung einiger Vliesritter, daſs die Inquisitoren von nun an maſsvoller zu Werke gehen sollten, welche Versicherung im Munde des Volkes begreiflicherweise bald den Charakter einer förmlichen, feierlichen Verheiſsung der vollständigen Suspendierung und Abschaffung der Plakate annahm [1] —, traten die Reformierten nunmehr aus ihren Schlupfwinkeln in das offene Tageslicht, und wie durch einen elektrischen Schlag war durch das ganze Land die Meinung verbreitet, daſs die Religion nunmehr frei sei. Gegen Mitte Juni war das Predigen auſserhalb der Städte auf freiem Felde allgemein, es begann in Flandern und breitete sich von da her über Brabant, Holland, Gelderland und Overyssel aus. Die Prediger rekrutierten sich meistens aus dem abgefallenen Klerus, wie Herman Stryker, Modet und Dathenus, zu einem guten Teil bestanden sie aber auch aus Leuten des niedrigsten Standes und Handwerkern, die ihren Beruf zur Predigt mit dem Hinweise auf den Stifter des Christentums motivierten, der ja auch seine Jünger nicht aus den Reihen der Gottesgelehrten gewählt habe; aber es waren unter ihnen auch hochgebildete wissenschaftliche Männer, wie Marmier, Guy de Bray, Franciscus Junius und vor allem Peregrin de la Grange, der Sprosse eines edlen provençalischen Geschlechts, der sich zu Pferd nach der Predigt begab, und ehe er mit seinem Vortrage begann, ein Pistol abschoſs. Jeder Hügel, jedes Felsstück, jeder Baumstumpf wurde eine Kanzel, und da man vor der Obrigkeit auf der Hut sein muſste, so stellten sich die Männer bewaffnet ein, die

1) „Arch." II, 92: „imprudens conjuratorum commentum" nennt es Strada.

Frauen wurden in die Mitte genommen und um den Versammlungsplatz Wachen ausgestellt und oft förmliche Wagenburgen errichtet. Margareta erliefs Befehle über Befehle, um die Predigten zu verbieten, sie setzte Preise auf die Einlieferung der Predikanten aus — umsonst, da sie über keine Truppen verfügte, mufste sie verzweifelnden Blickes den „Frevel“ mit ansehen. An einzelnen Plätzen schafften die Zünfte die Messen, die sie bis jetzt regelmäfsig hatten lesen lassen, ab; in Friesland hatten die Predigten zwar erst Mitte August begonnen, aber in Leeuwarden wurden auf Befehl des Rates die Bilder aus den Kirchen weggenommen, und als der Hof von Friesland dagegen Einspruch erhob, wurde die Ausübung der katholischen Religion kurzweg verboten; die Freude dauerte freilich nur kurze Zeit, denn im Januar des folgenden Jahres war die katholische Religion durch Aremberg wieder hergestellt. Margaretas Plakat (vom 3. Juli) gegen das Predigen konnte in Antwerpen nicht einmal publiziert werden, ebenso wenig in Herzogenbusch, Utrecht, Amsterdam und Delft.

Besonders in ersterer Stadt waren beunruhigende Ereignisse vor sich gegangen. Der Magistrat that zwar, was er konnte, um der Statthalterin zu Willen zu sein, und er schickte überdies nach Brüssel und liefs sie dringend ersuchen, einen der Herren so bald als möglich abzuordnen, da die Haltung des Volkes einen immer drohenderen Charakter annehme. Am 7. Juli, an einem Sonntage, zogen mehr als 15000 Menschen zu einer Predigt hinaus, und siegestrunken von ihrem Erfolge führten sie ihren Prediger im Triumphzug durch die Stadt. Noch vermehrt wurde die Aufregung, als sich vom 6. Juli an Meghen in der Stadt zeigte, und auch Aremberg, hiess es, ziehe mit bewaffneter Macht heran, um die Stadt zu besetzen und einen grofsen Vorrat von Kriegsbedarf hereinzubringen. Brederode, der eben einer Parteiversammlung in Lier angewohnt hatte, erschien nun ebenfalls in Ant-

werpen mit zahlreichem Gefolge. Wir dürfen ihm wohl aufs Wort glauben, wenn er sich rühmt, dafs ohne seine Anstrengungen die Stadt für seine Partei verloren gewesen wäre [1]. Der Rat war in arger Verlegenheit und schickte wieder nach Brüssel, die Regentin möchte Meghen, Aremberg und Brederode befehlen, die Stadt sofort zu verlassen und den Burggrafen von Antwerpen schleunigst senden. Dieser war aber niemand anders als der Prinz von Oranien; Margareta bat ihn, die Sendung auf sich zu nehmen, er willigte ein, und am 13. Juli hielt er unter dem Jauchzen und Frohlocken des Volkes seinen Einzug in die Stadt. Es ist zum erstenmal, dafs Oranien vom Volke öffentlich, als sei eine stillschweigende Übereinkunft geschlossen worden, als sein anerkanntes Haupt begrüfst wird, dem es vertrauensvoll die fernere Leitung seiner Geschicke in die Hände legt. Durch mildes Zureden brachte er es denn auch so weit, dafs man die Absicht, eine Predigt in der Stadt selbst zu halten, ihm zuliebe, aufgab [2]. Das Predigen aufserhalb der Stadt konnte er aber mit dem besten Willen nicht verhüten, denn es fehlte ihm die dazu nötige Macht. Die Statthalterin ist denn auch über das Resultat seiner Sendung seines Lobes voll, sie dankte ihm in einem schmeichelhaften Schreiben für seine Verdienste um die Sache des Königs, und auch dieser schrieb ihm einen nur Dank und freundschaftliche Gefühle atmenden Brief. Dies hinderte aber erstere nicht, einige Wochen später ihrem Bruder zu berichten, dafs sie die volle Überzeugung hätte, dafs Oranien die drohende Unruhe dazu gebrauche, um sich in den Besitz der Niederlande zu setzen und das ganze Gebiet mit seinen Freunden zu teilen [3].

Aber schon bedurfte die Statthalterin seiner Hilfe und Vermittelung an einem andern Orte. Um dieselbe Zeit

1) „Arch." II, 140. 149.
2) „Corresp. de Guill. le Tac." II, 189.
3) Ibid. II, 148. 149. 170 171. Strada, lib. V.

hielt der konföderierte Adel eine grofse Versammlung in St. Truyen (Saint-Trond), einem im Gebiete des Bischofs von Lüttich liegenden Platze, und da Margareta von den weitergehenden Forderungen desselben schon unterrichtet war, so beauftragte sie Oranien und Egmont, mit den Vertretern des Adels zu verhandeln und diese zur Mäfsigung zu überreden. Die Zusammenkunft fand in Düffel statt (18. Juli), und wenn Oranien die Verbündeten an ihre frühere Zusage, die öffentliche Ruhe nicht zu stören, mahnte, so konnten diese mit Fug und Recht erwidern, dafs die Glaubensverfolgungen trotz der „Moderation“ ungehindert fortdauerten und dafs die Ermahnung an die Inquisitoren, bescheiden zuwerk zu gehen, den Wert eines Wisches Papier hätte. Doch brachte es der Prinz so weit, dafs das betreffende Schriftstück, das später der Statthalterin überreicht werden sollte, in bescheidenem und gemäfsigtem Tone abgefafst wurde; vielleicht hat er es selbst entworfen und diktiert [1]). Ludwig von Nassau, der sich mit seinen zwölf Aposteln — so hatte der Volkswitz seine Begleiter getauft — alsbald nach Brüssel begab, überreichte der Statthalterin am 30. Juli die Bittschrift. Nachdem sie die Erwartung ausgesprochen, dafs die Herzogin huldvolle Gesinnungen gegen sie hege und sie durch ihre Zusage vor aller spätern Verfolgung wegen des Vorgefallenen schützen werde, verlangten sie, aufser der Einberufung der Generalstaaten, dafs die weiteren Verhandlungen in die Hände Oraniens, Egmonts und Hoornes gelegt würden. Die Herzogin „platzte“ beinahe vor Zorn und Ärger, wie Ludwig meinte, sie hatte diese Forderung „von bittererem Geschmack und schwerer zu verdauen als die vom April gefunden“, und als sie einem der Deputierten, Esquerdes, eine

1) Über die Zusammenkunft in Düffel vgl. „Corresp. de Margu., p. 129; Strada, lib. V; „Corresp. de Guill. le Tac.“ II, 149; Bor. II, 78—80.

spitzige Antwort gab, erklärten die Edeln ihr unumwunden ins Gesicht, dafs, „wenn sie durch Gewalt gezwungen werden sollten, Mafsregeln für ihre Selbstverteidigung zu nehmen, sie auf die Hilfe ihrer Freunde in Deutschland rechnen könnten". Und dies war keine leere Prahlerei: schon in Truyen war der Beschlufs gefafst worden, sogleich 4000 Pferde und 40 Compagnieen Fufsvolk in Sold zu nehmen, Ludwig von Nassau erhob in Antwerpen von den Kaufleuten und Konsistorien Gelder, seinem Bruder Johann in Dillenburg wies er 6000 Thaler an, später, am 30. August, wird mit dem Hauptmann von Westerholt über die Stellung von 1000 Pferden verhandelt [1]).

Selbstverständlich wies der Staatsrat das Ansinnen der Edeln, dessen Genehmigung mit einer förmlichen Abdikation der Regentin und der Einsetzung eines mit der Regierungsgewalt ausgestatteten Triumvirats gleichgestanden hätte, rundweg ab.

Und was that indessen Philipp angesichts der immer dringender und ängstlicher werdenden Mahnrufe seiner Schwester und der ebenso ernsthaften Vorstellungen Montignys?

Erst am 31. Juli kam ein Schreiben an die Regentin, worin er endlich seine Zustimmung zur Aufhebung der Inquisition giebt, jedoch müsse der Adel die Konföderation aufgeben und die Predigten sollen mit Gewalt verhindert werden. Aber schon acht Tage später, am 9. August, hatte der König im Walde von Segovia den Herzog von Alba, zwei Theologen und einen Notar um sich versammelt, wo er die Erklärung abgab: obwohl er die Herzogin von Parma autorisiert habe, allen, die sich der Anstiftung von Unruhen in den Niederlanden schuldig gemacht hätten, Verzeihung zu gewähren, so halte er sich doch, weil er nicht frei gehandelt, durch diese Autorisation nicht für gebunden, sondern er behalte

1) „Arch." II, 207.

sich vor, die Schuldigen zu bestrafen [1]). Dieses Gaukelspiel war des Königs würdig, der sich überdies in seinem Gewissen für verpflichtet hielt, durch den Groſskommandeur von Castilien, Requesens, dem Papst beruhigende Versicherungen zu geben. „Sie können dem heiligen Vater versichern, daſs ich lieber alle meine Staaten und hundert Leben, wenn ich sie hätte, verlieren wollte, als daſs ich auch nur das Geringste zulasse, was dem Dienste Gottes Eintrag thun kann, denn ich will kein König von Häretikern sein. Wenn es möglich ist, werde ich die Religionsangelegenheiten ohne Anwendung von Gewalt ordnen, aber ich werde, wenn es nötig ist, zu ihr greifen, und in diesem Fall soll mich weder die Gefahr, der ich dabei begegnen kann, noch der Ruin der Provinzen von der Erfüllung dessen abhalten, was ein gottesfürchtiger Fürst für die Erhaltung des katholischen Glaubens zu thun verpflichtet ist [2]).“

Allein, wäre es dem König mit der der Statthalterin gemachten Zusage auch wirklicher Ernst gewesen, so wäre seine Milde doch zu spät gekommen, denn die Windsbraut, die jetzt über die Provinzen hinstürmte, machte alle politischen Berechnungen zuschanden.

1) „Corresp. de Margu.“ p. 96 sqq.
2) „Corresp. de Phil.“ I, 443.

Sechstes Kapitel.

Der Bildersturm und seine Folgen. Beginn der Reaktion. Sieg der Regierung. Philipps Politik.

I.

So rätselhaft und geheimnisvoll der Bildersturm im Beginn und Verlauf ist, so wiesen doch schon vorher einzelne Symptome mit Sicherheit auf den Eintritt aufserordentlicher Ereignisse. Am 18. August fand in Antwerpen die jährliche Prozession statt, bei der gewöhnlich eine Masse Fremder in der Stadt zusammenströmte. Auf den Strafsen standen Haufen Reformierter, die laute Witze über das Marienbild, das umhergetragen wurde, machten. „Mariechen, Mariechen, das ist dein letzter Spaziergang, die Stadt ist deiner müde!“ hörte man rufen. Der Prinz sah vom Balkon aus mit seiner Gattin der Prozession zu. Am andern Tage verliefs er Antwerpen, um einer Einladung der Statthalterin nach Brüssel zu folgen, wo eine Versammlung der Vliesritter zur Beratung der Antwort, welche den Konföderierten gegeben werden sollte, abgehalten werden mufste. Als er wieder nach Antwerpen kam, waren dreifsig Kirchen zerstört und geplündert, und die Reformierten hatten von Notre Dame Besitz genommen.

In Westflandern begannen die Exzesse und verbreiteten sich dann über Antwerpen nach Holland, Zeeland und Groningen. Am greulichsten war übrigens die Verwüstung in Antwerpen. Das Münster „unserer lieben Frau“ war das herrlichste Bauwerk in den Niederlanden, Jahrhunderte hatten daran gebaut, der Reichtum vieler Generationen mit den wundervollsten Kostbarkeiten war hier aufgehäuft, und die Chorherren führten ihre Stiftung bis zu Gottfried

von Bouillon hinauf, die edelsten Geschlechter Brabants hatten hier ihre Grabstätten, die Wände und Säulen waren mit Wappenschildern bedeckt. Schon am 19. nach Ablauf der Prozession sammelten sich in der Kirche verdächtige Gruppen vor dem Marienbild, das in eine mit einem Gitter verschlossene Kapelle gebracht worden war. „Warum so früh schon im Nest? Mariechen! — rufe doch: ‚Es leben die Geusen'“, hörte man rufen. Es kam zum Handgemenge zwischen Katholiken und Reformierten, aber es gelang den Kirchenwächtern noch, letztere zu entfernen. Am Abend des 22. aber wurden die Kirchthüren mit Gewalt gesprengt, der Markgraf Johann van Immerzeel mit seinen Hellebardieren überwältigt und hinausgeworfen, und nun begann das Zerstörungswerk. Das Marienbild wurde in tausend Stücke zerschlagen, alle Bilder zerrissen, unter Steinwürfen fielen die gemalten Fenster, die Orgel wurde vernichtet, mit den priesterlichen Gewändern trieb man Mummenschanz, mit dem heiligen Öl schmierten sie sich die Schuhe, und die geweihten Hostien wurden auf den Boden geworfen und zertreten. Besonders auf die Klöster war es abgesehen. Bis in die innersten Räume drangen sie ein, verbrannten die Bücher, halb gekleidet mufsten Nonnen und Mönche fliehen; dann ging es in die wohlversehenen Klosterkeller, wo man sich betrank und den Wein auslaufen liefs.

Dieselben Scenen wiederholten sich in den umliegenden Dörfern.

Ebenso arg ging es in Doornik, sowohl in der Stadt selbst wie in der Provinz, zu. In ersterer blieben von den Kirchen nur die kahlen Mauern stehen; in Münster wurde die Leiche Adolfs von Geldern, des letzten Egmonts, der sein Land an Burgund verkauft und seinen Vater mifshandelt hatte, aus der Gruft gerissen und auf den Boden geworfen; die reiche und prachtvolle Abtei von Marchiennes war in Zeit von einer Stunde ein Trümmerhaufen.

An anderen Orten, wie in Anchin, rottete sich das Volk zusammen, schlug die heranrückenden Bilderstürmer in die Flucht und hieb eine grofse Menge derselben nieder. Andere Provinzen blieben vollständig verschont, wie Hennegau mit Ausnahme von Valenciennes, ebenso Artois, Namen und Luxemburg, auch in der Stadt Brüssel kamen keine Unordnungen vor [1]).

Was bei diesen Kirchenschändereien am meisten befremden mufs, ist die verhältnismäfsig kleine Anzahl der Bilderstürmer. In Mecheln wurde der Franziskanerkonvent bei hellem Tage von etwa 60 Menschen und in Gegenwart von etwa 6000 Katholiken, von denen sich keiner rührte, rein ausgeplündert, und die Bilderstürmer begaben sich dann nach vollbrachtem Werke ungestört nachhause. In Antwerpen sahen 10—12 000 Katholiken ruhig zu, wie eine Hand voll Personen eine Kirche nach der andern ausplünderte.

In einem grofsen Teile des Landes hatte der katholische Gottesdienst jetzt aufgehört, und die entweihten Kirchen waren im Besitze der Calvinisten.

Wer trägt die Schuld an dem Geschehenen?

Man hat es Oranien zum Vorwurf gemacht, dafs er Antwerpen gerade am Vorabend der Ereignisse verliefs und auf diese Weise den Pöbel indirekt ermutigte, sein Werk zu beginnen. Aber abgesehen davon, dafs er seinen Posten auf die dringende Einladung der Statthalterin verliefs, hat er ihr gerade im Hinblick auf den möglichen Ausbruch von Unruhen den Vorschlag gemacht, während seiner Abwesenheit Hoorne oder Hogstraten zu seinem Stellvertreter zu ernennen, auf welchen Vorschlag die mifstrauische Margareta aber nicht eingehen zu können glaubte, da nach ihrer Meinung der Magistrat stark genug sei, um die Ordnung zu handhaben.

1) Sehr ausführlich ist der Bildersturm in den verschiedenen Provinzen in den Briefen Morillons an Granvella (2. Band der „Corresp. du Card. de Granv.“) geschildert.

Die Frage nach der Schuld hängt genau mit der Beantwortung der andern Frage zusammen, ob die Bilderstürmerei nach einem lange vorher festgesetzten Plan vor sich gegangen, oder ob sie als das improvisierte Werk einer plötzlich fanatisierten Menge anzusehen ist.

Von katholischer Seite steht man nicht an, den Bildersturm als das in St. Truyen verabredete Werk des konföderierten Adels und als die von den Predikanten absichtlich gewollte Folge ihrer Predigten darzustellen, um dann den gröfsten Teil der Schuld auf ein Haupt, und zwar auf Ludwig von Nassau, zu wälzen und schliefslich als intellektuellen Urheber des ganzen Skandals den Prinzen von Oranien erscheinen zu lassen. Der ganze Charakter und Verlauf des Bildersturms, die unanfechtbarsten Zeugnisse, die Haltung des Adels vor und nach der Katastrophe, und endlich die gerade damals veränderte Lage der Calvinisten widerlegen jedoch diese Annahme von selbst.

Gewifs haben die Predikanten ihr möglichstes gethan, um den Pöbel gegen die Kirche aufzuhetzen; „du sollst dir kein Bildnis machen“ bildete bei den meisten Kette und Einschlag ihrer Predigten; gewifs waren auch viele unter ihnen, die dem Unfug billigend zugesehen, ja das Volk zur Vernichtung der Bilder angespornt haben. Aber die Thaten einzelner beweisen noch keineswegs, dafs die Gesamtheit als solche durch bestimmte aus ihrer Mitte erwählte Organe den Bildersturm verabredet hat. Einer der verwegensten und kühnsten Streithähne unter den Predigern war gewifs Hermann Modet, während des Bildersturms in Antwerpen und Mitglied des Konsistoriums, von dem ein katholischer Geschichtschreiber behauptet, dafs er „die Feder war, welche das Räderwerk der ganzen Bewegung arbeiten liefs“, und wenn irgendein Predikant oder Mitglied des Konsistoriums an einer etwaigen Verabredung des Bildersturms teilgenommen hat, so mufs er es gewesen sein. Aber er schrieb im Januar 1567

eine Apologie, deren Ton den Katholiken gegenüber sehr herausfordernd ist, und worin er sich selbst rühmt, dem Grafen von Culemburg bei der „Reinigung“ der Kirche von Weerden geholfen zu haben; er sagt aber ausdrücklich: „ich bezeuge vor Gott und allen Menschen auf Erden, dafs sowohl ich als auch das ganze Konsistorium in Antwerpen von dieser Sache nicht mehr gewufst habe als von der Stunde meines Todes.“ Und damals lebten ja noch Hunderte seiner Glaubensgenossen, in deren Augen er sich doch nicht selbst zum Lügner machen wollte. Franz Junius versichert in seiner am Ende seines Lebens abgefafsten Selbstbiographie: „Ich rufe alle, welche damals im Rate von Flandern safsen, als Zeugen auf, um zu erklären, mit welch redlichem Bestreben ich und andere aus unserer Mitte im Auftrage des Rates von unserem Einflufs auf die Bilderstürmer Gebrauch gemacht haben.“ Als Junius dies schrieb, war er schon längst Professor in Leiden, und er brauchte wahrlich niemand zu scheuen. An andern Plätzen, wie in Gent und Herzogenbusch, hat sich der Magistrat direkt an die Predikanten gewandt, um den Bilderstürmern Halt zu gebieten; es wird aber niemandem einfallen, denjenigen um Hilfe anzugehen, von dem man annimmt, dafs er mit dem Feinde gemeinschaftliche Sache macht.

Auf noch viel schwächeren Füfsen steht die Beschuldigung gegen den konföderierten Adel.

Wenn man an irgendeinen der Konföderierten in St. Truijen denken mufs, dann ist es sicher Brederode, und wäre durch die Häupter des Bundes wirklich der Plan zur Bilderstürmerei entworfen worden, dann wäre er in erster Linie daran beteiligt gewesen. Aber in seinen vertraulichen Briefen an Ludwig von Nassau spricht er seine grofse Mifsbilligung über das Geschehene aus, kann aber nicht umhin, seinen Feinden den Schrecken und die Mifshandlungen zu gönnen. Dafs Brederode ein Heuchler war, wird selbst sein grimmigster Feind im Ernst nicht

behaupten wollen. Übrigens hat er selbst sein möglichstes gethan, um das Kloster von Egmont vor dem Pöbel zu schützen. Aus den Briefen Ludwigs von Nassau an Oranien spricht ebenfalls nur laute Mifsbilligung und aufrichtiger Abscheu vor dem Geschehenen. Und wenn er später durch persönliches Einschreiten verschiedenen zum Tod verurteilten Bilderstürmern das Leben zu retten suchte, so kann man daraus höchstens nur schliefsen, dafs er die über sie ausgesprochene Strafe in keinem Verhältnis zu ihrer Missethat fand.

Dafs der von Alba niedergesetzte Blutrat kein Moment aufseracht liefs, das nur im entferntesten die Angeklagten oder Vorgeladenen gravieren konnte, braucht wohl nicht bewiesen zu werden. Nun wird in allen Verurteilungs- und Anklageprotokollen der Edeln, die an der Spitze des Kompromisses standen, zwar die Länge und Breite über andere Vergehen und verbrecherische Beschlüsse, die in St. Truijen gefafst wurden, aber mit keinem Worte von dem Plan, einen Bildersturm zu organisieren, gesprochen. In der Anklageakte, in der Ludwig von Nassau und Hammes vor den Blutrat geladen werden und in der alle ihre Verbrechen gegen den König bis ins Detail aufgezählt sind, geschieht ihrer Teilnahme am Bildersturme mit keinem Worte Erwähnung; sicher ein Beweis, dafs der damalige Machthaber selbst nicht an einen im voraus festgestellten Plan glaubte.

Dabei fällt aber noch ein positives Moment schwer ins Gewicht. Der Bildersturm lief den Absichten, mit deren Ausführung die Konsistorien eben beschäftigt waren, schnurstracks entgegen. Denn gerade, als der Sturm losbrach, waren die Predikanten und Abgeordneten aller Konsistorien, etwa 1400, in Brüssel angekommen, um der Statthalterin eine Bittschrift zu überreichen, in der darauf gedrungen wurde, den Reformierten in den Städten den Bau von Kirchen zu gestatten. Ist es nun wohl anzu-

nehmen, dafs beide Pläne, von denen gewifs der eine den andern unmöglich machen mufste, von denselben Konsistorien festgestellt worden sind? Und dieselbe Schlufsfolgerung, nur mit viel sichererem Resultat, gilt auch beim konföderierten Adel: Schritt für Schritt hatte die Statthalterin seinen Forderungen nachgeben müssen, Plakate und Inquisition sollten suspendiert werden, und die verlangte Einberufung der Generalstaaten schien so gut als sicher zu sein. Glaubt man wirklich, dafs sie so tollkühn gewesen sind, das mühsam Errungene durch ein wahnsinniges Abenteur wieder in Frage zu stellen? Überdies bestand die Konföderation zu einem guten Teil aus ergebenen Anhängern der katholischen Kirche, und würde es wohl möglich gewesen sein, einen solchen Plan zu entwerfen und überallhin geschickte Emissäre zu senden, ohne dafs jene das Komplott erfahren und die nötigen Schritte zur rechtzeitigen Vereitelung desselben gethan hätten? Und schliefslich wird wohl auch folgende Betrachtung keine müfsige genannt werden können: Hätten Konsistorien und Konföderierte wirklich den Bildersturm organisiert, dann mufsten sie auch wissen, dafs der Weg friedlicher Unterhandlungen sowohl mit der Regentin als mit Madrid ein- für allemal abgeschnitten, dafs die Revolution und der Krieg mit allen Folgen entfesselt war. Der Nerv des Kriegsführens war aber damals, namentlich angesichts der stets leeren spanischen Staatskasse, entschieden der Geldpunkt, und man hätte dann sicher in erster Linie dafür gesorgt, sich der reichen Kirchenschätze zu bemächtigen, deren Wert an Edelmetall und Perlen gewifs nach Millionen berechnet werden mufste. Bekanntlich aber — und dies wird selbst von katholischer Seite nicht bestritten — wurde nichts, gar nichts entwendet, und wenn irgendwo etwas geraubt worden war, erhielten es die Kirchen alsbald wieder zurück.

Nein, der Bildersturm ist nichts anderes als der plötzliche Ausbruch revolutionärer Wut und religiösen Fana-

tismus, denselben Triebfedern entsprungen, aus denen Bonifacius und andere Sendboten des Christentums die heidnischen Opferaltäre umstürzten und die heiligen Eichen fällten. In allen Predigten ihrer Predikanten hörten sie die Scheltworte über die katholischen Geistlichen, diese Baalspriester, die Schmähungen der Hostie, die Gottlosigkeit der Verehrung des lebendigen Gottes in einem Stück Brot, es wurde ihnen vorgehalten, dafs es die Pflicht der Obrigkeit sei, den Götzendienst auszurotten, und wenn erstere hierin säumig ist und sich weigert, dem Vorbild der frommen Könige von Juda zu folgen, so sei es die Aufgabe des Volkes, das Gott wohlgefällige Werk selbst zu verrichten. Wie Marnix sagte, wollte es „durch einen ungezügelten und feurigen Eifer allen Menschen zu erkennen geben, wie herzlich leid ihm der Götzendienst sei, der so manches Jahr unter grofser Lästerung und Verachtung Gottes betrieben worden war.“ Und von diesem Standpunkt aus haben auch die Predikanten den Bildersturm betrachtet, sie sahen in ihm keine Sünde, sondern nur einen Fehler, dessen Folgen sie in erster Linie allerdings selbst schwer zu büfsen hatten. Ein Umstand darf bei dem ganzen Vorgang ebenfalls nicht verschwiegen werden: die Bilderstürmer haben keinen Tropfen Blut vergossen, nicht ein Geistlicher oder Mönch verlor dabei das Leben; freilich in den Augen der Inquisition und des Blutrates wog die Umstürzung eines Marienbildes schwerer als Ströme vergossenen Menschenblutes [1]).

Man kann sich das Entsetzen der Regentin vorstellen, als sie die Kunde von dem Geschehenen erreichte. In der Frühe des 22. August war sie reisefertig, um in Bergen in Hennegau eine Zufluchtsstätte zu finden, da sie steif und fest glaubte, dafs der Sturm jeden Augenblick über Brüssel losbrechen könne, allein der Staatsrat,

1) Vgl. darüber Fruin, Eene proeve van historische Kritiek (Gids, Februar 1869).

den sie entboten hatte, mahnte sie an ihre Pflichten, und so stand sie von ihrem Vorhaben ab, freilich nur, um am Abend desselben Tages unter dem Einflusse neuer Schreckensgerüchte wieder dieselbe Scene aufzuführen. Am 25. August kam endlich eine Übereinkunft zwischen der Regierung und dem konföderierten Adel zustande, wonach den Sektierern Religionsfreiheit und das Predigen an den Orten gestattet wurde, wo dies bisher geschehen sei. Ihrerseits versprachen die Edeln, das Kompromifs als aufgehoben zu beschauen, aber nur so lange, als die Regentin auch ihre Zusage halte, und für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung zu sorgen; die Inquisition sollte abgeschafft bleiben und der König sollte in Bälde ein neues Plakat ausfertigen, in welchem die Edeln gegen alle nachteiligen Folgen ihrer früheren Handlungen geschützt würden. Das Übereinkommen wurde den Magistraten aller Städte zur Beachtung mitgeteilt. So schien endlich nach schweren Kämpfen die lang ersehnte Zeit der Duldung angebrochen zu sein. Egmont, Hoorne, Oranien und Hogstraten wurden beauftragt, auf Grund dieser Übereinkunft die Ruhe in ihren Provinzen wiederherzustellen.

Auf sehr verschiedene Weise entledigten sich diese Herren ihrer Aufgabe.

Egmont begab sich nach Flandern, aber aus dem heftigen Gegner der Inquisition und der Plakate, der sich vor wenigen Tagen noch an dem Entsetzen der Statthalterin über den Bildersturm förmlich geweidet hatte, war über Nacht der ergebenste Anhänger der Regierung und ein fanatischer Feind der Häretiker geworden. Er liefs denn auch eine Anzahl Bilderstürmer und Calvinisten hinrichten, unterstützt von seinem Geheimschreiber Bakkerzeel, der auf seinen Herrn grofsen Einflufs ausübte und seine Unterschrift unter dem Kompromis durch kalvinistisches Blut auszuwischen suchte; er liefs einmal zwanzig Ketzer, darunter einen Predikanten, zugleich an

den Galgen hängen [1]). Umsonst war es, dafs Ludwig von Nassau sich für diese Unglücklichen ins Mittel legte, Egmont wetteiferte an Strenge und Grausamkeit mit einem Inquisitor. Die Übereinkunft vom 25. August schien für Flandern nicht zu gelten, die calvinistischen Predigten hörten auf, selbst da, wo sie vor dem 22. August schon bestanden hatten.

Nach Doornik wurde Hoorne geschickt, und zwar als Stellvertreter seines noch im Spanien weilenden Bruders Montigny. War es der Regierungspartei schon ein Anstofs, dafs er sein Absteigequartier nicht bei dem fanatisch-katholischen Kommandanten der Citadelle, sondern bei einem reichen reformierten Kaufmann nahm, so stellten ihn seine Mafsregeln zur Ordnung der Verhältnisse in das verdächtigste Licht. Fünf Sechstel der Einwohner bekannten sich zum Calvinismus, und der Admiral handelte also in gutem Glauben, wenn er den Vertrag vom 25. August öffentlich bekannt machen liefs; die Reformierten durften somit aufserhalb der Stadt Bethäuser bauen, und sie gebrauchten die Trümmer der niedergerissenen und geplünderten katholischen Kirchen als Fundamente für ihre Gotteshäuser, — eine unnötige und später sich bitter rächende Verhöhnung der Katholiken Doorniks. Mit dem Eintritt der rauheren Jahreszeit verlangten die Reformierten die Predigten innerhalb der Stadt halten zu dürfen, und der Admiral befürwortete das Gesuch auch bei der Herzogin, wie dies ja schon vor der Übereinkunft in der Stadt geschehen war. Er gab deshalb auch vorläufig die Erlaubnis, die Predigten in der Tuchhalle zu halten, unter der Bedingung jedoch, die Genehmigung der Statthalterin abzuwarten. Allein kaum war Hoorne Mitte Oktober von seinem Posten abberufen worden, so nahm das Volk von der Tuchhalle Besitz. Aber schon am Anfang des folgenden Jahres erschien Noir-

1) „Arch.“ II, 295 sqq.

carmes mit 11 Compagnieen vor der Stadt, die sich durch die blutigen Drohungen desselben einschüchtern liefs und freiwillig die von der Statthalterin geschickte Besatzung aufnahm. Der reformierte Gottesdienst hörte auf.

Am 26. August war Oranien nach Antwerpen zurückgekehrt; am 28. wurden drei auf heifser That ertappte Bilderstürmer auf Befehl des Rats gehängt, welchem Urteil der Prinz natürlich seinen Lauf lassen mufste. Durch takt- und mafsvolles Auftreten gelang es ihm, zwischen den Vertretern der Stadt und den Häuptern der Reformierten nach langem Hin- und Herreden am 2. September einen Vertrag, aus 16 Artikeln bestehend, zustande zu bringen, nach welchem den Reformierten in Antwerpen drei Kirchen abgetreten wurden; zugleich verband man sich, auf beiden Seiten dafür zu sorgen, dafs die öffentliche Ausübung der Religion in keiner Weise gestört werden solle; besonders sollte man sich auf den Kanzeln aller Polemik enthalten, keine unpassenden Gassenlieder singen u. s. w.

II.

Es bedurfte kaum mehr als eines oberflächlichen Blickes, um zu der Überzeugung zu gelangen, dafs die unmittelbar auf den Bildersturm folgende Ruhe mit ihren den Protestanten gemachten Zugeständnissen von kurzer Dauer sein würde. Unumwunden hatte die Regentin in ihrem Berichte nach Madrid die Hoffnung ausgesprochen, dafs der König keineswegs verpflichtet sei, die ihr vom

1) Bor II, 98. 99. Über die von den Gouverneuren der anderen Provinzen ergriffenen Mafsregeln und das allmähliche Aufhören der calvinistischen Predigten wird in den Briefen Morillons an den damals in Rom weilenden Granvella umständlich berichtet. (2. Band der „Corresp. du Card. de Granv.“)

Drang der Ereignisse abgezwungenen Zusagen halten [1]). Schwere Beschuldigungen sprach sie in ihren geheimen Briefen gegen Oranien, Egmont, Hoorne und Hogstraten aus, als wäre die Verschwörung gegen Thron und Altar schon im besten Gange, weshalb es am besten sein würde, wenn der König mit starker Macht selbst in die Niederlande käme. Von dem Augenblicke an, wo sie sich vom ersten Schrecken erholt hatte, sann sie auf blutige Ahndung des Frevels, Berlaymont, Mansfeldt und Noircarmes hatten jetzt ausschliefslich ihr Vertrauen, Oranien und Hoorne wurden mit auffallender Kälte und mit unzweideutigen Zeichen des Mifstrauens behandelt.

Oranien, der einzige unter den Seigneurs, der mit sicherem Blick die schnell herannahende Reaktion erkannte, hatte gegen Ende September durch seinen Bruder Ludwig eine geheime Botschaft an Egmont abgehen lassen. Angesichts der immer näher kommenden Gefahr, liefs er ihm sagen, dafs der König mit den Waffen in der Hand die Provinzen überfallen und nicht nur den Protestanten, sondern auch den Katholiken das Joch der Sklaverei auflegen wolle, sei er, der Prinz, nicht gesonnen, im Lande zu bleiben und den Untergang desselben ruhig mit anzusehen. Könne er aber auf die Mitwirkung Egmonts und Hoornes rechnen, dann wünsche er mit der Zustimmung der Generalstaaten gegen einen bewaffneten Einfall der Spanier Mafsregeln zu nehmen; denn der Augenblick, um zu handeln, nahe mit raschen Schritten. Mit ihm habe man schon den Anfang gemacht, indem man gegen seinen Willen fremdes Kriegsvolk unter Erich von Braunschweig in seine Provinz geworfen habe [2]).

1) „Corresp. de Margu.", p. 187 sqq. „Corresp. de Phil." I, 452—454.

2) „Arch." II, 322—326 und „Corresp. de Guill. le Tac." II, 391 sqq.

Egmont schlug die Einladung zuerst aus, erschien aber doch am 3. Oktober in Dendermonde, wo sich auch Hoorne, Hogstraten und Ludwig von Nassau eingefunden hatten. Oranien legte zwei Briefe vor, die der spanische Gesandte in Paris, Francois von Alava, an Margareta geschrieben haben sollte [1]). Hier wird die feindselige Gesinnung Philipps gegen Oranien, Hoorne und Egmont konstatiert, zugleich wird aber die Herzogin ermahnt, im Umgange mit diesen Herren gute Worte und schmeichelhafte Versicherungen nicht zu sparen; man wisse in Madrid recht gut, daſs die letzten Unruhen nicht ohne ihre geheime Unterstützung stattgefunden hätten, und sie werden deshalb auch die ersten sein, mit denen seine Majestät abrechnen werde, nicht um ihnen Beweise der Gnade und Huld zu geben, sondern um sie nach Verdienst zu züchtigen. Zu diesem Zweck müssen sie im Glauben erhalten werden, als betrachte sie der König noch als seine treuen Diener; so habe man es in Spanien mit Bergen und Montigny gemacht, denen man niemals gestatten werde, Spanien wieder lebend zu verlassen. Obwohl die Regentin, der Egmont die Briefe vorlegte, diese für untergeschoben erklärte, zweifelte man weder damals noch später an ihrer Echtheit; daſs man heute teilweise entgegengesetzter Ansicht ist, beruht auf dem einzigen Umstande, daſs Margareta dieselben in ihrer geheimen Correspondenz an Philipp, wo sie durchgehends die Wahrheit sagte, für unecht erklärte. Ihrem Inhalte nach tragen sie aber den unverkennbaren Stempel der Echtheit, denn es wird darin ja nur ausgesprochen, was bei Philipp längst beschlossene Sache war, und wenn man wirklich eine Fälschung annehmen will, so kann die Urheberschaft fast nur auf Oranien zurückgeführt werden, denn auſser ihm wäre niemand imstande gewesen, in dieser Weise die geheimsten Pläne der Regierung in Madrid zu ergründen.

1) Bor II, 109. 110.

Die Zusammenkunft verlief resultatlos, da Egmont entschieden erklärte, nie und nimmer die Waffen gegen den König ergreifen zu wollen, dem man mit Unrecht feindselige Absichten zuschreibe, vielmehr sei es Pflicht des Adels, die Ordnung wiederherzustellen. Es unterliegt aber nicht dem geringsten Zweifel, dafs man damals mit leichter Mühe ein ansehnliches nationales Heer auf die Beine gebracht hätte, wenn Egmont auf die Vorstellungen des Prinzen eingegangen wäre.

Dieser stand nunmehr allein; Egmont war für die nationale Partei unwiderruflich verloren, Hoorne, ohnedies erbittert durch die zweideutige Haltung Margaretas über sein Auftreten in Doornik, zog sich einige Monate später mifsmutig auf sein Schlofs in Weert zurück, das er nur noch verlassen sollte, um den Weg nach dem Schafott anzutreten. Auch die Konföderation, der gegenüber der Prinz stets äufserst zurückhaltend gewesen war, war durch die Übereinkunft vom 25. August gegenstandslos geworden, nachdem schon vorher viele katholische Mitglieder des Kompromisses infolge des Bildersturmes ihren Austritt erklärt hatten. Hammes hatte eine Anstellung im kaiserlichen Heere gefunden und war schon aufser Landes, Culemburg fuhr fort, auf seinen Besitzungen die katholischen Kirchen zu zerstören, wo er in den Kapellen lärmende Gastmäler hielt und seinen Papagai mit geweihten Hostien fütterte, sicher nicht der Weg, um der Sache des Protestantismus die Sympathieen zu gewinnen und zu erhalten.

Dennoch aber stand dessen Sache keineswegs hoffnungslos. Während die Reaktion Schritt für Schritt, aber sicher, vorwärtsging, trat jetzt ein neues Element in den Vordergrund, das bisher wenig beachtet worden war; der Widerstand gegen die Regierung geht nicht mehr vom Adel aus, der sich dazu als unfähig erwiesen, sondern er wird mit Energie und reichlichen Mitteln vom protestan-

tischen Teile des Volkes selbst in die Hand genommen. Jetzt beginnt die Thätigkeit der Konsistorien, der eigentlichen Organe der reichen Kaufleute in Antwerpen und andern Städten. Schon im St. Truyen waren Abgeordnete des Konsistoriums von Antwerpen erschienen und hatten dem konföderierten Adel im Namen reicher Kaufleute die Mittel angeboten, um seine Forderungen nötigenfalls mit Gewalt durchzusetzen, auch in Breda und Amsterdam hatten sie eine Zusammenkunft gehabt, und jetzt, wo der Vernichtungskampf gegen die Protestanten eben wieder eröffnet wurde, wurde eine Unternehmung geplant, die, wenn sie gelungen wäre, die Regierung im Handumdrehen um die Früchte ihrer Reaktionspolitik gebracht hätte. Man baute nämlich auf eine baldige Entsetzung des eben belagerten Valenciennes, sowie auf nachdrückliche Unterstützung durch die französischen Hugenotten, auf thätiges Eingreifen deutscher Fürsten, und vielleicht auch auf eine Diversion Englands. Dann sollte sich ein Heer der Insel Walcheren bemächtigen, sich in den Besitz Antwerpens setzen, von hier aus Brüssel durch einen Handstreich überraschen und die Herzogin gefangen nehmen! Und dann waren es die Protestanten, welche den Frieden diktiert hätten. Wahrlich ein kühner, genialer Gedanke, der ein so ausgezeichnetes strategisches Talent bewies, daſs unwillkürlich der Name Oraniens als des Entwerfers auf der Zunge schwebt, wenn er sich auch als königlicher Beamter vorderhand noch im Hintergrund hielt. Bewundernswert ist die Opferfreudigkeit, mit der die Mittel zu der Unternehmung beschafft wurden; ein reicher Kaufmann in Antwerpen, Marco Perez, ein geborener Spanier, aber ein feuriger Calvinist, stellte seinen unermeſslichen Reichtum zur Verfügung. Im Oktober 1566 fand in seinem Hause eine Zusammenkunft von Predigern statt, in der verabredet wurde, drei Millionen Gulden aufzubringen und diese dem Könige als Preis für die Gewährung freier Religionsübung anzubieten. An eine

Annahme des Angebots war sicher nicht zu denken, den kleineren Leuten wurden auch ihre einbezahlten Beiträge wieder zurückgegeben, sonst aber die Werbungen auf das eifrigste betrieben. „An Gold und Silber“, sagt Pontus Payen, ein katholischer Geschichtschreiber, „hätte es Oranien nicht gefehlt, so lange die Sektierer noch einen einzigen Thaler in der Tasche gehabt, besonders die Calvinisten, welche durch die That die Wahrheit des Wortes im Evangelium zeigend, dafs die Kinder der Finsternis in ihrer Art viel klüger sind als die Kinder des Lichts, die Instandhaltung ihrer Religion mit einem ganz andern Feuer und Eifer betreiben, als wir die Verteidigung der unsern uns angelegen sein lassen.“ Am 1. Dezember 1566 fand in Antwerpen eine Versammlung der vereinigten Konsistorien statt, wo die definitive Organisation der Partei festgestellt wurde. Die Frage, ob in den Niederlanden ein Teil der Vasallen und der Unterthanen das Recht habe, mit den Waffen der Regierung entgegenzutreten, im Falle diese die Privilegien verletze, wurde natürlich im Hinblick auf den Wortbruch der Statthalterin an dem Vertrag vom 25. August bejaht. Das Haupt des Bundes sollte von einem permanenten Rat von sechs Edelleuten umgeben und er in allen wichtigen Angelegenheiten an deren Bestimmung gebunden sein; dieser Rat wurde aber von den Konsistorien angestellt, während ein anderer, ebenfalls aus sechs Mitgliedern bestehender Rat, der die Geldsachen zu besorgen hatte, aus dem Kaufmannsstande genommen wurde. Man sieht also, wie die Reste des Adelsbundes vor der Übermacht der Konsistorien zurücktreten, so dafs jene nicht mehr, wie früher, die leitenden Elemente der Bewegung bilden, sondern den Konsistorien als deren Werkzeuge dienen [1]).

Als es sich um die Ernennung eines Oberhauptes

1) Vgl. „Het Nederlandsch Ryksarchief“ I, 27 sqq. (Abhandlung von Bakhuizen van den Brink) und L. v. Deventer, „Het jaar 1566.“

handelte, schwebte zwar Oraniens Namen auf aller Lippen, aber da er die Annahme verweigerte, so wurde Brederode an die Spitze gestellt. Die Truppen, welche die Reformierten verteidigen sollten, wurden zwar für den König von Spanien in Eid genommen, aber Brederode war ihr „oberster Feldherr", und überdies mufsten sie schwören, das Evangelium zu verteidigen. Mit dem ganzen Feuer seiner ungestümen Natur ging jener ins Zeug: Marnix wurde zum Generalschatzmeister ernannt, und schon am 9. Dezember gingen seine Boten zum Pfalzgrafen, dem einzigen reformierten Fürsten am Rhein und unterhandelten über die von ihm den Konsistorien angebotene Truppenhilfe; Ludwig von Nassau betrieb die Werbungen in Deutschland, Anton von Bombergen besetzte in Brederodes Namen Herzogenbusch, einige seiner Leute suchten sich Utrechts zu bemächtigen, er selbst befestigte seine Stadt Vianen, verschiedene seiner Offiziere erhielten von ihm Patente zur Truppenwerbung in den Niederlanden und er reiste selbst hin und her, um alles für den Augenblick der Aktion vorzubereiten. Die heutigen niederländischen Nationalfarben (rot, weifs, blau) verdanken höchstwahrscheinlich ihm ihren Ursprung, da seine Leute diese Farben als Unterscheidungszeichen trugen [1].

Allein der ganze Plan sollte schmählich Schiffbruch leiden und nur dazu dienen, der Reaktion den vollgültigsten Sieg auf allen Seiten zu versichern.

Vorerst blieb die aus Deutschland erwartete Hilfe aus. Man hatte auf die protestantisierenden Neigungen des Kaisers gerechnet, man baute auf die Türkennot, die denselben den Reichsfürsten gegenüber, welche den Niederländern zuhilfe eilen wollten, geschmeidig machen würde. Aber gerade die protestantischen Reichsfürsten waren zu

1) Vgl. übrigens Guyot, Rood, wit en blaauw, in „Nyhoffs Bydragen", Jahrg. 1859, p. 69, und de Jonge, Oorsprong der Nederl. vlag., in dems. Jahrg.

keinem Schritte zu bewegen, denn der Gegensatz zwischen Calvinismus und Lutheranismus hatte sich schon sehr stark zugespitzt. Trotz des lebhaften Verkehrs mit Deutschland hatte das Luthertum in den Niederlanden keine erheblichen Fortschritte gemacht, nur in Antwerpen waren zwei lutherische Gemeinden, dies war alles. Der Landgraf von Hessen forderte deshalb auch Oranien auf, sich unumwunden für die Augsburger Konfession zu erklären, ein Schritt, über den er eine Zeit lang ernstlich nachgedacht zu haben scheint [1]). Allein der Prinz, der damals nur Politiker war, sah alsbald, daſs die Zukunft in den Niederlanden nur dem Calvinismus gehörte, und obwohl er in den letzten drei Monaten des Jahres 1566 in einer Reihe von Briefen auf ergreifende Weise die Leiden des Protestantismus in den Niederlanden schildert, so war das Äuſserste, zu dem sich die protestantischen deutschen Fürsten herbeilassen wollten, die Abordnung einer Gesandtschaft, die dem Könige Vorstellungen machen sollte; aber diese hatte etwaige Interventionsgelüste schon dem kaiserlichen Gesandten in Madrid gegenüber sehr energisch abgewiesen. Ein Brief Johanns von Nassau vom Oktober 1566 hatte überdies alle Momente aufgezählt, welche die deutschen Fürsten von bewaffneter Hilfe abhielten [2]), besonders wird das Rechtsbedenken vorgebracht, da der Augsburger Religionsfriede die calvinistischen und zwinglianischen Lehren verboten und überdies der König, kein Reichsstand, zum Religionsfrieden nicht einmal verpflichtet sei, so könne man doch mit Recht zweifeln, ob er denn auch, als nicht unter dem Reiche stehend, schuldig wäre, öffentliche Predigten in seinem Lande zu dulden, besonders, da nicht geleugnet werden könne, daſs man verkotene Lehren predige. Die in Amsterdam am 24. Dezember versuchten Fusionsbestrebungen zwischen Calvi-

1) „Arch.“ II, 496 sqq.
2) Ibid., p. 345—355.

nisten und Lutheranern führten zu keinem Ziele. „Lieber sterben als lutherisch werden“, hatte damals Marnix offen gesagt [1]). Diese Überzeugung, bei einer bewaffneten Erhebung von deutscher Seite vollständig im Stiche gelassen zu werden, mag wohl bei dem Prinzen den Ausschlag gegeben haben, als er sich weigerte, die ihm von den Konsistorien angebotene Würde eines Bundesfeldherrn anzunehmen.

Aber auch Valenciennes, auf dessen Widerstand man sicher gebaut hatte, erlag. Wie Doornik hatte auch diese Stadt die Aufforderung erhalten, eine Besatzung aufzunehmen, was aber von der Mehrheit der kalvinistischen Bürgerschaft, an deren Spitze die Prediger Peregrin de la Grange und Guy de Bray fast eine diktatorische Gewalt ausübten, rundweg verweigert wurde. Am 17. Dezember erklärte die Herzogin öffentlich die Stadt und ihre Bewohner für Aufrührer und sprach den Belagerungszustand über sie aus, und Noircarmes wurde mit der Exekution beauftragt. Im Anfang nahm man es in der Stadt mit der Belagerung ziemlich leicht, denn Oranien hatte sie zur Ausdauer ermahnt, und Brederode betrieb seine Rüstungen eifriger als je. Die Belagerer wurden verhöhnt, Noircarmes mit seinen Unterbefehlshabern bekam den Spitznamen der „sieben Schläfer“, und um die Gemeinschaft mit dem platten Lande zur Verproviantierung zu erleichtern, wurde aus dem Material abgebrochener katholischer Kirchen eine Brücke „Götzenbrücke“ über einen Arm der Maas gebaut. Aber bald verging der Übermut. Zwei zum Entsatz heranrückende Heerhaufen, undiszipliniertes, in den Waffen gar nicht geübtes und in der Eile zusammengerafftes Volk, wurden Anfangs Januar 1567 bei Lannoy und bei Watrelots nicht nur in die Flucht geschlagen, sondern fast vollständig aufgerieben. Nun wurde es Ernst mit der Belagerung, und die Stadt, die jetzt sehr enge

1) „Corresp. de Guill. le Tac.“ II, Proleg. p. 153.

eingeschlossen wurde, sah sich aller Zufuhr beraubt und konnte über ihr Los nicht mehr im Zweifel sein. Indessen war Egmont beim Belagerungsheer angekommen, die von ihm namens der Statthalterin gemachten Friedensvorschläge — Übergabe der Stadt, Einnahme einer Besatzung und Wiederherstellung des katholischen Kultus unter gleichzeitigem Verbot des reformierten Gottesdienstes — wurden von der Bevölkerung verworfen. Noircarmes liefs hierauf die Stadt beschiefsen und jetzt war die Widerstandskraft gebrochen: obwohl nur eine kleine Bresche geschossen war, erklärte man sich zur Übergabe bereit, wofern das Leben der Einwohner geschont und die Stadt nicht geplündert würde (24. März). Die Zusage wurde aber von Noircarmes, der wegen seiner Habsucht berüchtigt war, sehr schlecht gehalten. Die reichsten Bürger wurden verhaftet, hingerichtet und ihr Vermögen konfisziert. Die rohe Soldateska, die bei den Bürgern einquartiert war, hauste in greulicher Weise, und die beiden reformierten Prediger starben am Galgen. „Fast zwei Jahre lang noch“, sagt eine alte Chronik von Valenciennes, „verging kaum eine Woche, in der nicht mehrere Bürger vom Leben zum Tod gebracht wurden, und oft wurde eine gröfsere Anzahl derselben zugleich hingerichtet [1].“ Das Beispiel, das hier statuiert worden war, wirkte mit überraschender Schnelligkeit: alle anderen bedeutenden Plätze nahmen ohne Murren königliche Besatzungen auf, und wo diese waren, hatte der reformierte Gottesdienst von selbst aufgehört.

Indessen war aber die Stadt Antwerpen der Schauplatz weittragender Ereignisse geworden.

Oranien hatte nach wiederhergestellter Ruhe in Antwerpen sich in die Provinz Holland begeben, um auch hier auf Grundlage der Übereinkunft vom 25. August zwischen Katholiken und Protestanten Frieden zu stiften,

1) Motley II, 158—164. 182—187.

eine Aufgabe, deren Lösung ihm so sehr zur allgemeinen Zufriedenheit gelang, dafs die Staaten von Holland ihm als Beweis der Dankbarkeit ein Geschenk von 50000 Gulden anboten; er wies es trotz eigener grofser Geldverlegenheit zurück, „damit man seine Thaten nicht der Habsucht oder dem Eigennutz, statt der aufrichtigen Neigung zuschreibe, die er für den Dienst seiner Majestät und das Wohlsein des Landes hege [1]).“ Freilich hatte der Prinz eine Art von Penelope-Arbeit übernommen, denn die Vereinbarungen, die er oft mit grofser Mühe zustande gebracht hatte, wurden von der Regierung, die sich von Woche zu Woche infolge ihrer Erfolge stärker fühlte, einfach annulliert und das Predigen kurzweg verboten [2]). Dafs der Prinz es auf diese Weise bald satt bekam, sich als Spielball in den Händen einer Frau behandelt zu sehen, läfst sich bei seiner ohnedies gereizten Stimmung leicht begreifen. Sie sollte sich davon in der unzweideutigsten Weise überzeugen.

Als im Dezember des Jahres 1566 die Magistraturen erneuert werden mufsten, hielt die Regierung dies für eine geschickte Gelegenheit, um auch von allen königlichen Beamten einen neuen Eid zu verlangen. Jeder sollte sich ausdrücklich verbinden, den Befehlen der Regierung überall und gegen jedermann ohne jegliche Beschränkung und jeden Vorbehalt zu gehorchen [3]). Graf Mansfeldt schwur zuerst, hierauf Aerschot und Berlaymont, ebenso Meghen, und nach längerem Zögern auch Egmont. Oranien weigerte sich [4]), er „wollte sich niemals durch ein bindendes Versprechen entehren, wodurch er zu Handlungen gezwungen werden konnte, welche seines Erachtens

1) „Corresp. de Guill. de Tac.“ II, 360 sqq.

2) Ibid. p. 296. 351–353.

3) „Arch.“ III, 26–31. „Corresp. de Guill. le Tac.“ II, 312. 317 sqq. 416 sqq. und Strada, lib. VI.

4) „Novum et hactenus inusitatum religionis juramentum“ nannte er den geforderten Eid.

ebenso bedenklich für die Sicherheit der Krone als für das Glück der Provinzen und seine eigene Ehre sein könnten.“ Überdies, meinte er, hätte er genug Eide geschworen und noch nie einen gebrochen. Zugleich bat er um Entlassung aus allen seinen Würden und Ämtern. Aber Margareta, der es bei den Rüstungen und Werbungen Brederodes unheimlich zu werden begann und die wohl sah, dafs der Rücktritt des Prinzen auch das Signal zu einer bewaffneten Erhebung der Calvinisten sein würde, suchte ihn auf andere Gedanken zu bringen. Es gelang ihr, und für den Augenblick sollte er ihr noch einen Dienst leisten, der für die Sache der Regierungspartei von unberechenbaren Folgen war: er rettete ihr Antwerpen.

Brederode, der sich fast während des ganzen Monats Februar in Antwerpen aufhielt, wollte nach vorhergegangener Besprechung mit Oranien, Hoogstraten und anderen Edeln in Breda, der Herzogin noch einmal eine Botschaft überreichen, die, in Anbetracht des Rückgangs der freisinnigen Bewegung, der Regentin gegenüber einen sehr hohen Ton anschlug; die freie Ausübung der reformierten Religion wurde als ein Recht auf Grund des Vertrages vom 25. August verlangt, ebenso sollte die Herzogin das angeworbene Kriegsvolk entlassen und die königlichen Besatzungen aus den Städten zurückziehen. Margareta, welche ihm die nachgesuchte Audienz rundweg abschlug, erklärte ihm einfach, dafs die Zugeständnisse vom August jetzt aufgehoben seien, im übrigen rät sie ihm und seinen Mitschuldigen an, alsbald nachhause zu gehen und sich nicht um öffentliche Angelegenheiten zu bekümmern, da sie ihn im Falle des Ungehorsams so behandeln werde, wie es ihr gutdünke [1]. Brederodes Ant-

1) „Corresp. de Guill. le Tac.“ II, 404 und „Archives et Corresp.“ III, 31.

wort waren erneuerte und energischer als je betriebene Werbungen in Antwerpen, die ganz offen unter Oraniens Augen vor sich gingen, bis dieser, von Margareta gedrängt, sich endlich genötigt sah, wenigstens etwas zu thun und einen der Werbehauptleute aus Antwerpen auszuweisen. Was sich eigentlich Brederode mit dieser Bittschrift vorgestellt hat, deren Resultatlosigkeit unter den augenblicklichen Verhältnissen für ihn doch zweifellos sein mufste, ist nicht recht klar; auch der Prinz muſs diese Überzeugung geteilt haben, und wenn der Schritt dennoch unternommen wurde, so geschah dies wohl, um sich vonseiten der Bewegungspartei darauf berufen zu können, dafs man vor der Anwendung der Gewalt nichts versäumt habe, um auf gütlichem Wege seine Ansprüche durchzusetzen.

Denn schon war das Waffengeklirr unmittelbar vor den Thoren Antwerpens vernehmbar.

Der Anschlag, um sich der Insel Walcheren zu bemächtigen und in Zeeland festen Fuſs zu fassen, war an der Königstreue der dortigen Befehlshaber gescheitert. Eine kleine Flotte unter dem Befehle von Marnix van Thoulouse, des Bruders von St. Adelgonde, einem feurigen Calvinisten, der aber noch im Jünglingsalter stand, segelte die Schelde herauf, und die ausgeschifften Truppen bezogen bei dem Dorfe Austruweel eine gut verschanzte und sehr vorteilhafte Stellung; da man, wie es auch in der That der Fall war, aufseite der Regierung ein Einverständnis der Calvinisten Antwerpens mit Thoulouse befürchtete, so mufste ersterer vor allen Dingen unschädlich gemacht werden. Philipp de Lannoy, Herr von Beauvoir, rückte mit der Hälfte der Leibwache der Herzogin und mit 400 wallonischen Soldaten, die ihm Egmont gegeben, vor Austruweel, und Thoulouses Truppen, 3000 Mann stark, aber in der Eile zusammengerafftes, im Waffenhandwerk gar nicht geübtes Volk, wurden in Zeit von vier Stunden von der kaum 900 Mann betragenden

Macht Beauvoirs vollständig aufgerieben, Thoulouse selbst war unter den Toten, und man hatte nur etwa 300 Gefangene gemacht (13. März 1567).

Die blutige Scene hatte sich fast unter den Mauern Antwerpens abgespielt, die Wälle der Stadt, die Dächer der Häuser und die Kirchtürme waren mit Zuschauern besetzt. Eine unbeschreibliche Aufregung bemächtigte sich der Calvinisten, die dem Hinschlachten ihrer Glaubensgenossen ruhig zusehen mufsten. Bewaffnete Banden drangen durch ein Thor. In diesem Augenblick erschien Oranien unter der Menge und ermahnte sie, die Waffen niederzulegen, da der Kampf vor der Stadt schon entschieden sei. Der Pöbel verhöhnte ihn, laut wurde er ein Pfaffenknecht und Antichrist genannt, ja ein Tuchscherer legte seine Büchse auf ihn an und schrie: „Stirb, niederträchtiger Verräter! Du bist schuld, dafs unsere Brüder draufsen so elend umgekommen sind.“ Einer aus der Menge schlug das Gewehr auf die Seite. Dennoch gelang es dem Prinzen, die gährende Menge zur Vernunft zu bringen, nur etwa 500 Bewaffnete setzten sich in Marsch. Als Beauvoir dies bemerkte, liefs er die 300 Gefangenen sofort niedermachen und rückte gegen den neuen Feind vor, der es aber für geratener fand, eiligst wieder hinter den Thoren sich in Sicherheit zu bringen. In der Stadt selbst aber wuchs die Erregtheit stündlich. Die Calvinisten hatten sich, etwa 15 000, alle bewaffnet, auf der Meir, dem länglichen Marktplatz, mittelst umgestürzter Wagen und ausgerissener Steine verschanzt; schon hatten sie das Arsenal erbrochen und sich einiger Feldstücke bemächtigt, und laute Drohungen, die Kirchen und Häuser der Katholiken zu plündern, wurden laut. Der Prinz hatte indessen die nötigsten Vorkehrungen getroffen, er liefs das Stadthaus von acht Compagnieen der Stadtwache besetzen, versammelte den Magistrat, die Zunft- und Viertelsmeister der Stadt, entwarf in Eile einen aus sechs Artikeln bestehenden Vertrag,

auf dessen Grundlage man mit den Calvinisten unterhandeln sollte und begab sich wieder mitten unter die Aufrührer. Aber diese wollten von den Bedingungen nichts hören; es wurde jedoch ein Waffenstillstand geschlossen und den folgenden Tag benutzte Oranien, um einen neuen Vertrag zu entwerfen. Überdies gelang es dem Prinzen, die Lutheraner zu bewegen, diesmal gemeinschaftliche Sache mit den Katholiken zu machen, um so einen neuen Bildersturm und die Plünderung der Stadt zu verhüten; ebenso wurden die Vorsteher der fremden Handelskompagnieen, besonders die der Hansestädte, ersucht, in den Faktoreien ihre Leute zu bewaffnen. Am Morgen des 15. März standen drei Abteilungen auf verschiedenen Punkten der Stadt in Schlachtordnung einander gegenüber. Um 10 Uhr begab sich Oranien mit einem Gefolge von 100 Reitern nach dem Standplatz der Calvinisten, und wirklich gelang es ihm, sie zur Annahme des von Katholiken und Lutheranern schon gebilligten Vertrages zu bestimmen. Mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ ging die kurz vorher noch kampflustige Masse auseinander und um 3 Uhr mittags war die Ruhe wieder vollständig [1]). Am 24. August fiel Valenciennes, und da während dieser Zeit auch ein Anschlag Brederodes auf Amsterdam [2]) an der Katholicität und der spanischen

1) Obgleich Oranien sich hier um den König ein grofses Verdienst erworben, erdreistete sich Granvella demselben dennoch zu schreiben, dafs der Prinz im Interesse des Königs besser daran gethan hätte, sich direkt gegen ihn zu erklären, sein Wille sei vielleicht gut gewesen, aber sein Auftreten habe der guten Sache doch mehr geschadet als genützt. „Corresp. du Card de Granv.“ II, 382.

2) Vgl. darüber: Motley II, 297. M. L. van Deventer, Het jaar 1566, p. 65sqq. Die höchst parteiische und ungerechte Beurteilung Brederodes durch Motley führt diesen Geschichtsschreiber auch zu einer vollständig unbilligen Darstellung der Pläne und Handlungen desselben in Amsterdam. Nach Motley hat er auch hier sein Säuferleben fortgesetzt, während gerade hier sein Auftreten viel Takt und Umsicht verrät.

Gesinnung des Magistrats gescheitert war, so verlangte Margareta im Bewufstsein ihrer neu gekräftigten Stellung vom Magistrat in Antwerpen, dafs er die Regierung der Stadt wieder selbst in die Hände nehme, dafs die Einwohner dem König aufs neue Treue schwören und sofort eine königliche Garnison aufnehmen; am 10. April erging der weitere Befehl, dafs alle Predikanten und häretischen Lehrer innerhalb 24 Stunden die Stadt, und in 3 Tagen das Land verlassen mufsten. Ohne den geringsten Widerstand — Oranien hatte die Stadt schon verlassen — fügte sich Antwerpen, am 26. rückte Mansfeldt mit 16 Compagnieen ein, am 25. erschien die Herzogin selbst, aber „ihre Augen wurden geärgert durch den verabscheuungswürdigen, traurigen und schauerlichen Anblick geplünderter Kirchen“ [1]).

So hatte die Regierung auf der ganzen Linie gesiegt, der Adelsbund war gesprengt, die Konsistorien machtlos, Bergen war in Spanien gestorben und Montigny sollte in einem spanischen Kerker bald eines gewaltsamen Todes sterben; der Calvinismus war geächtet, die Prediger und Minister starben am Galgen und ihre Zuhörer wurden mit Peitschenhieben und Güterkonfiskation gestraft, wenn sie überhaupt so glücklich waren, dem Schafott zu entgehen, die Kirchen wurden niedergerissen und ihr Material zu Galgen verwendet, und diejenigen, die sich vor einem halben Jahre aus Scherz den Namen „Bettler“ beigelegt hatten, waren nun wirklich Bettler geworden. Massenhaft verliefsen die Protestanten die Niederlande, so dafs die Regierung ein Auswanderungsverbot erlassen mufste, aber wer sein Vermögen lieber hatte als seinen Glauben, war plötzlich ein eifriger Katholik geworden. Zum Überflufs liefs die Statthalterin am 24. Mai ein neues Plakat verkünden, das so ziemlich alle mit dem Galgen bedrohte,

1) „Corresp. de Guill. le Tac.“ II, 383 sqq.

deren Rechtgläubigkeit auch nur den geringsten Zweifel ermöglichte [1]). Aber Philipp, entrüstet über diesen Schritt, befahl ihr, sofort dasselbe zu widerrufen, weil es — zu milde war! Die Ketzer sollten nicht gehängt, sondern verbrannt werden.

Damit war auch Oraniens Rolle so gut als beendet. Zwar versuchte die Herzogin noch einmal, ihn auf ihre Seite zu ziehen, allein wie früher, wies er auch jetzt die Zumutung, den neuen Eid zu schwören, von sich ab; auch die Sendung des Geheimschreibers Berty hatte denselben Erfolg, und die Antwort des Prinzen war, dafs er sich aller seiner Ämter und Posten als enthoben betrachte und das Land zu verlassen gedenke [2]). Zuvor aber hatte er in der ersten Woche des April mit Aerschot, Mansfeldt und Egmont noch eine Zusammenkunft in Willebroek, die aber, ebenso wie die frühere in Denderemonde, ohne Resultat ablief. Oraniens Warnung, dafs Egmont die Brücke sein werde, über welche die Spanier ins Land kommen und die sie dann abbrechen werden, fand bei diesem, bei dem die Güte des spanischen Königs schon zur fixen Idee geworden war, ein taubes Ohr. Am 11. April hatte Oranien Antwerpen verlassen, und am 22. reiste er von Breda über Cleve nach Dillenburg. Und er war wahrlich nicht zu früh weggegangen; kaum war er in Deutschland angekommen, so berichtete ihm van der Esse, ein Geheimschreiber des Königs, aber zugleich Oraniens Spion, dafs er einen Brief des Königs an Alba gesehen habe, worin der Herzog den Befehl bekam, „den Prinzen sofort zu verhaften, so bald er seiner habhaft werden könne, und sein gerichtliches Verhör nicht länger als 24 Stunden dauern zu lassen“ [3]).

1) Bor III, 170. 171. 175; ebenfalls abgedruckt in „Corresp. de Phil.“ I, 550.

2) „Arch.“ III, 43sqq. und „Corresp. de Guill. le Tac.“ II, 354. 355sqq. 390sqq.

3) Motley II, 196.

Die Haltung des Prinzen während der letzten Monate hat auf den ersten Anblick etwas befremdendes. Mit der Regierung hatte er seit dem Tag von Denderemonde, wo er offen für Gewaltmaſsregeln sprach, gebrochen, und daſs ihm der Rückweg abgeschnitten war, muſste ihm sowohl nach dem unversöhnlichen Charakter Philipps, wie auch nach den gehässigen Berichten, welche die Statthalterin über ihn nach Madrid sandte, deutlich genug sein. Und dennoch blieb er nicht nur in seiner offiziellen Stellung, sondern er hat durch sein Auftreten in Antwerpen der spanischen Partei geradezu zum Sieg verholfen. Es lag eine bittere Wahrheit in dem wütenden Worte des Tuchscherers in Antwerpen, und in das Todesröcheln der Schlachtopfer von Valenciennes hat sich manche Verwünschung über den Prinzen gemischt, wie auch viele, die in die Verbannung gingen, um das nackte Leben zu retten, es bitter bereuten, auf ihn vertraut zu haben.

Und doch konnte er unter den obwaltenden Umständen kaum anders handeln.

In erster Linie darf man nicht vergessen, daſs nach seinem Plane die unerläſsliche Bedingung einer irgendwie aussichtsvollen Bewegung das thatkräftige Eingreifen der deutschen lutherischen Fürsten war. Dies konnte aber, wie der Prinz wohl sah, nur durch die rückhaltlose Annahme der Augsburgischen Konfession geschehen, und er war vielleicht auch der festen Überzeugung, daſs gerade ihr gegenüber Philipp vielleicht noch am ehesten sich nachgiebig zeigen würde. Auſserdem schwebte dem in der Schule Karls V. erwachsenen Prinzen ein anderes Ideal vor: nicht eine durch wüste Volksbewegungen und Bildersturm hervorgebrachte Reformation sagte ihm zu, sondern eine durch den Willen und Beschluſs der Generalstaaten unter allen gesetzlichen Formen zustande gebrachte und die atomisierenden Bestrebungen einzelner Gemeinden und Konsistorien von vornherein abschneidende Ordnung

der religiösen Verhältnisse war sein Ziel; der einheitlich organisierten katholischen Kirche wollte er eine Einheit des Glaubensbekenntnisses gegenüberstellen, gerade so, wie es die protestantischen deutschen Fürsten gemacht hatten. Die Wahrheit, daſs verschiedene Sekten die Kirche nicht schwächten, weil sie ihren Grund in einer Erneuerung und Kräftigung des Glaubens haben, konnte seine Handlungen nicht bestimmen, denn er war überzeugt, daſs sie der Bewegung jenen aufrührerischen Charakter verliehen, der sie in den Augen der Welt in Miſskredit bringen muſste. Mit einem Worte: der Prinz war in jener Periode ausschlieſslich Staatsmann, und der Calvinismus, der eben in den Kampf eingetreten war, hatte seine Kraft noch nicht in der Weise gezeigt, daſs man mit Sicherheit darauf rechnen konnte, daſs die Zukunft in den Niederlanden ihm gehöre. So wie dies der Fall war, säumte Oranien auch nicht, vielleicht gegen seine innere Neigung, sich ihm anzuschlieſsen; vorderhand aber war ihm eine reſervierte oder doch zuwartende Haltung vorgezeichnet. Und dazu zwangen ihn die Erfahrungen, die er in der letzten Zeit gemacht, mit gebietender Notwendigkeit. Auf seiner Reise durch Holland, als es sich darum handelte, die Übereinkunft vom 25. August durchzuführen, hatte er sich überzeugen können, daſs die Treue gegen den König und die Anhänglichkeit an die katholische Kirche sowohl bei den Magistraten als bei der Mehrheit der Bevölkerung noch tiefe Wurzeln hatte, die sich sicht so ohne weiteres ausreiſsen lieſsen; in Utrecht hatte er ebenso viele Mühe gehabt als in Amsterdam, um den Reformierten Gewährung der Predigten zu verschaffen, die Staaten von Utrecht hatten kurz vorher die Herzogin selbst um eine königliche Besatzung gebeten, ebenso die von Zeeland, wo der Abscheu gegen fremdes Kriegsvolk am ehesten gerechtfertigt sein muſste. Die Reaktion bei den Magistraten und den Provinzialstaaten war schon vor dem Falle Valenciennes im besten Gange. Die Staaten

von Flandern und Brabant hatten bereits im November das Aufhören der Predigten verlangt, und der Magistrat von Antwerpen hatte zu diesem Zwecke eine Gesandtschaft nach Brüssel geschickt. Rechnet man dazu noch den ungestümen Eifer der Calvinisten, der dem Prinzen ebenso hinderlich war, als die zweideutige und charakterlose Haltung Egmonts, so wird man nach keinen weiteren Gründen für seine damalige Haltung fragen [1]).

Daſs der Prinz um den Anschlag auf Walcheren gewuſst, ist zweifellos, aber daſs er von dem zuchtlosen und ungeordneten Haufen Thoulouse's sich irgendeinen Erfolg versprochen, kann nach den kläglichen Vorgängen bei Lannoy und Waterlots kaum angenommen werden, und deshalb verhinderte er auch den Auszug bewaffneter Calvinisten aus Antwerpen. Selbst die Möglichkeit zugegeben, die Calvinisten hätten damals durch ihre Übermacht die kaum 900 Mann starken Truppen Beauvoirs erdrückt, so wäre in Antwerpen die Ermordung und Plünderung der Katholiken die sichere Folge gewesen, und sowohl in eigenem Interesse wie in dem seiner Standesgenossen muſste Oranien dieser Eventualität vorbeugen. Auch hier zeigte sich wieder deutlich der konservative Charakter seiner Politik, neben der ungestüme Äuſserungen des Volkswillens keinen Raum finden konnten. Sobald daher der von Brederode und den Consistorien organisierte Aufstand sich in Bewegungen, wie Antwerpen und Austruweel äuſserte, muſste der Prinz seine Rolle für beendigt betrachten; was er für die Sache des Volkes noch thun konnte, war höchstens ein passiver Widerstand und der Vorwand des königlichen Miſstrauens, auf den gestützt er die Ausführung dessen verweigerte, was seiner Überzeugung zuwiderlief. Gewiſs, hätte er damals schon die feste Überzeugung von der Dauerhaftigkeit und Nachhaltigkeit der Bewegung gehabt oder wäre noch in letzter

1) Vgl. M. L. v. Deventer, Het jaar 1566, p. 64. 65.

Stunde Egmont auf seine Seite getreten, nichts würde ihn abgehalten haben, die Fahne der Empörung aufzupflanzen.

III.

Als am 3. September 1566 der Bote der Statthalterin die ersten Nachrichten vom Bildersturme nach Spanien brachte, lag Philipp gerade krank im Walde von Segovia [1]. Der sonst seine innern Bewegungen durch keine Miene verratende Monarch wechselte die Farbe und er rief, in den Bart greifend, aus: „Das sollen sie teuer bezahlen! ich schwöre es bei der Seele meines Vaters!" Kaum wagten es die in Spanien wohnenden Niederländer auszugehen, und besonders zweien derselben, Montigny und Bergen, mufste der Aufenthalt unheimlich und selbst unerträglich sein.

Schon seit fünf Jahren hatten sowohl die Statthalterin als Granvella den König gedrängt, selbst in die Niederlande zu kommen und durch seine persönliche Autorität den herannahenden Sturm zu beschwören. Allein ohne eine entsprechende Truppenmacht konnte und wollte er nicht gehen, und der jämmerliche Zustand seiner Finanzen erlaubte ihm nicht, an die Erfüllung dieser unerlässlichen Bedingung zu denken. Aber mit der zweiten Hälfte des Jahres 1567 tritt der Gedanke, mit Waffengewalt in den Niederlanden einzuschreiten, schon deutlich bei ihm hervor, nur dafs er es auch hier, wie in allen wichtigen Fällen, vor lauter Überlegen und Zaudern zu keinem raschen Entschlusse bringen konnte. Zuerst meint er, der Weg der Gewalt werde zum unfehlbaren Ruin des

1) In einem Briefe an Granvella vom 27. Nov. 1566 äufsert Philipp II. laut seinen tiefen Schmerz über das Geschehene. „Corresp. de Phil." II, 122, und I, 501.

Landes führen, später ist er doch der Meinung, dafs es zweckdienlicher gewesen wäre, ihn von Anfang an eingeschlagen zu haben. Mit dem Eintreffen der Depeschen über den Bildersturm und mit den immer dringender werdenden Vorstellungen Margaretas, Erichs von Braunschweig, Mansfeldts und Berlaymonts [1]), hörte das Hin- und Herschwanken auf. Am 29. Oktober versammelte er seinen Rat, in dem unter seinem persönlichem Vorsitz der Weg, der nun zu beschreiten wäre, definitiv festgestellt werden sollte.

An der Sitzung nahmen nach Cabrera Teil: Alba, der Prinz von Eboli, der Prior Antonio von Toledo, Don Juan Manrique, Espinosa, der Graf von Chinchon, ferner die zwei Staatssekretäre Zayas und Perez; aufserdem der Graf von Feria und der Beichtvater des Königs, der Franziskaner Fray Bernardo, bekannt unter dem Namen des Bischofs von Cuenza [2]). Die Ansichten der einzelnen Räte gingen sehr weit auseinander. Während sich einige Stimmen (Eboli, Feria und Bernardo) für Milde und Verzeihung aussprachen, da die Ruhe vollständig wiederhergestellt sei, meinte ein anderer, Chinchon, dafs der König selbst in die Niederlande gehen solle, um den Exzessen ein Ende zu machen, mit keinem andern Gefolge, als seinem Hofstaate. Dagegen führte Manrique aus, der König müsse einen General vorausschicken, der ihm mit

1) „Corresp. de Phil." I, 446. 447. 449. 460 sqq.

2) Es liegen über diese Ratsversammlung drei nicht gleichlautende Berichte vor, einer von Strada, der andere von Cabrera und der dritte von Renom de France, welche nicht nur hinsichtlich, des Datums, sondern auch hinsichtlich der Personen, die an der Versammlung Teil genommen haben, divergieren. Vgl. darüber Holzwarth, Abfall der Niederlande II, 17 sqq. Gachard (Corresp. de Phil. I, CLII) bezweifelt überhaupt, ob diese Versammlung wirklich stattgefunden habe, da der in der Regel sehr gut unterrichtete Antonio de Herrera davon vollständig schweigt und der König selbst gar nicht die Gewohnheit hatte, den persönlichen Vorsitz zu führen.

einem tüchtigen Heere den Weg bahne. Alba sprach für sofortige Anwendung der strengsten Maſsregeln, da es sich nicht allein um eine Störung der Staatsordnung, sondern um die Schändung der Religion handle, die Gröſse und Macht Spaniens dulde es nicht, daſs man vor diesem Aufstande die Augen verschlieſse, und überdies sei eine militärische Expedition mit keinerlei Gefahr verbunden [1]). Ob Alba so gesprochen, wie der König gewollt hat, oder ob der letztere durch ersteren erst zu seinem Entschlusse gebracht wurde, läſst sich schwer sagen, ausdrücklich wurde aber die baldige Abreise des Königs selbst in die Niederlande in das festgestellte Programm aufgenommen. Am 11. Dezember wurde auch den in Madrid versammelten Cortes von Castilien mitgeteilt, daſs die Verhältnisse in den Niederlanden die Anwesenheit des Königs daselbst gebieterisch verlangen und am 19. März des folgenden Jahres befahl Alba als königlicher Haushofmeister den Palastbeamten, sich bis zum 1. Juni zur Reise mit dem Könige fertigzumachen. Der Juni ging vorüber, aber trotz der gegenteiligen Versicherungen des Königs glaubte man weder in Rom, wo man ein besonderes Interesse für die Reise an den Tag legte, noch in der Umgebung des Königs selbst an die ernstliche Absicht desselben. Als im August die ersten Depeschen Albas aus den Niederlanden kamen, wurde überhaupt nicht mehr davon gesprochen, und am 20. September erging die amtliche Kundmachung, daſs die Reise bis auf das nächste Frühjahr verschoben sei [2]).

1) Holzwarth giebt l. c. p. 511 die Rede Albas nach der Version von Renom de France vollständig wieder.

2) Vgl. „Corresp. de Phil.“ I, CLIV u. 550. 564. „Pap. d'Etat“ IX, 184, ferner die Briefe Granvellas aus Rom an den König im 2. Band der „Corresp. du Card. de Granv.“ Der Kardinal hatte dem König die Reiseroute genau vorgeschrieben (p. 120). Pius V. sandte hinter einander zwei Gesandte an den König, um ihn zur Abreise zu bewegen, und am 27. Nov. 1566 hatte Philipp dem

Es steht nach allem zu bezweifeln, ob Philipp überhaupt die Absicht hatte, die Reise anzutreten, aber es schien jedenfalls in seinem Interesse zu liegen, daſs an eine solche Absicht geglaubt werde. Sein letzter Aufenthalt in den Niederlanden hatte keine angenehmen Erinnerungen bei ihm zurückgelassen, dazu kamen noch Verdrieſslichkeiten in der eigenen Familie (Don Carlos) und die fortwährende Besorgnis einer Erhebung der Moriscos. So viel aber steht fest, daſs die Unterlassung der Reise ein schwerer politischer Fehler war, der sich in der Folge bitter rächen sollte. Karl V. hatte die weite Reise von Spanien nicht gescheut, um Gent zu unterwerfen, und der Nimbus der königlichen Majestät hätte auch diesmal die Ruhe viel schneller und nachhaltiger hergestellt, als alle Gewaltmaſsregeln Albas, der Adel hätte sich wie ein Mann um ihn geschart und schlieſslich hätte seine Anwesenheit zur Erweiterung der absoluten Königsgewalt und zur friedlichen Verzichtleistung auf die ihr entgegenstehenden Privilegien geführt; auch hier wäre die unausbleibliche Folge aller unterdrückten Revolutionen eingetreten: die intensive und extensive Kräftigung der königlichen Prärogative.

Daſs der König nur den Herzog von Alba und nicht den zur Milde geneigten Prinzen von Eboli schicken konnte, liegt, nachdem er sich einmal für die Ansicht des ersteren entschieden, auf der Hand. Das erste Dekret dazu wurde am 1. Dezember 1566 unterzeichnet [1]), die Statthalterin erfuhr dies aber nicht vor dem 31. Dezem-

Kardinal noch geschrieben, „daſs diejenigen sehr enttäuscht sein werden, welche fortwährend behaupten, der König wolle und könne nicht kommen“ (p. 122).

1) „Corresp. de Phil.“ II, 600. Vgl. auch Ranke Bd. 35 u. 36. Das Kapitel: „Alba in den Niederlanden“ p. 367. Auch Granvella war mit Albas Sendung vollständig einverstanden, er betrachtete denselben aber nur als den strafenden Vorläufer des später Gnade übenden Königs.

ber, dagegen wufste sie am 29. November schon den Entschlufs des Königs, eine Armee in die Niederlande zu senden. Am 1. Februar zeigt Margareta ihrem Bruder den befremdenden Eindruck an, den die Nachricht von der Sendung Albas auf sie gemacht, sie werde zwar dem Befehl des Königs gemäfs nicht ermangeln, zu dem Herzog in Beziehungen zu treten, insoweit es mit ihrer Würde als Statthalterin vereinbar sei, da sie der Überzeugung lebe, dafs er ihr die Vollmacht, in deren Besitze sie sich befinde, nicht nehmen werde [1]). Aber schon den Tag zuvor war im Kabinett von Madrid eine zweite Instruktion unterzeichnet worden, die, von der Voraussetzung ausgehend, dafs der Ungehorsam so weit vorgeschritten sei, dafs die Befehle der Statthalterin nicht mehr befolgt würden, die Militärgewalt Albas so bestimmt neben die Civilgewalt Margaretas stellt, dafs ein Konflikt nicht ausbleiben konnte; ihre Unterordnung unter Alba war, wenn auch nicht mit direkten Worten, aber deutlich genug ausgesprochen. Am 1. März folgte die dritte Instruktion, und da in derselben dem Generalkapitän für unvorhergesehene Fälle unbeschränkte Vollmacht erteilt und die Regentin ersucht und allen Beamten befohlen wurde, dem Herzog geradeso zu gehorchen, als ob es der König in höchst eigener Person wäre, so war damit die Entlassung der Regentin von selbst ausgesprochen [2]).

Die Sendung Albas bedeutete aber einen vollständigen Systemwechsel in der Regierung. Zwar bezeichnete der Herzog selbst als seine Hauptaufgabe die Bestrafung der Vornehmsten und der Schuldigsten aus dem Volke, Füllung des Staatsschatzes durch Konfiskationen, Überwachung der Buchdrucker, Verkündigung der Plakate und strenge Ausführung derselben, allein der letzte Zweck seiner Sen-

1) „Corresp. de Phil.“ II, 505.
2) Ibid. p. 619. 626.

dung war die Herstellung der absoluten königlichen Gewalt, als deren notwendige Voraussetzung die Kassierung aller Privilegien, die Besetzung der Magistraturen durch königliche Beamte, der Bau von Citadellen, die Erhebung der Abgaben ohne Zustimmung der Staaten und endlich die einheitliche Gesetzgebung für sämtliche Provinzen der Niederlande hingestellt wurden [1]). Faſst man den Zug Albas nicht von diesem Gesichtspunkte auf, dann wäre derselbe weiter nichts als ein roher Akt der Rache des Königs gewesen, denn zur Zeit, als die Sendung Albas beschlossen wurde, waren die Provinzen in einer Weise unterworfen und zum Gehorsam gebracht, wie dies seit den Zeiten Karls V. nicht mehr der Fall gewesen war, die katholische Religion war die allein herrschende, die Plakate wurden mit blutiger Strenge gehandhabt und alle bedeutenden Städte hatten königliche Besatzung eingenommen. Alba selbst erklärte dem Nuntius gegenüber, daſs er keineswegs im Interesse der Religion und gegen die Häretiker, sondern aus rein politischen Zwecken und gegen Rebellen in die Niederlande geschickt worden sei; denn nur auf diese Weise könne man es verhüten, daſs sich die Glaubensgenossen der Reformierten in Deutschland und England zu ihren Gunsten erheben. In demselben Sinne sprach sich Philipp II. dem Kaiser gegenüber aus [2]).

Es war unter diesen Umständen für Margareta eine bittere Pille, daſs jetzt, nachdem sie alles wieder in die gewünschte Ordnung gebracht, ein anderer die Früchte ihrer Sorgen und Mühen pflücken sollte. Allein sie hatte kein Recht, sich darüber zu beklagen, denn sie erntete nur, was sie gesät hatte. Man darf nur vom Jahr 1562 an ihre Berichte an den König, die offiziellen sowohl wie die geheimen, aufschlagen, um sich zu über-

1) Ibid. p. 5. 29, sowie I, 556.
2) „Corresp. du Card. de Granv.“ III, 33, nota 2.

zeugen, wie sie kaum Worte dafür findet, um die bedenkliche Verwirrung in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes, den offenen und geheimen Widerstand der Seigneurs, die Unmöglichkeit der Ausrottung der Häresie zu schildern. Noch während der letzten Monate des Jahres 1566 nennt sie die Lage eine trostlose, sagt den unausbleiblichen Ruin des Landes vorher, faselt von einer großsen Verschwörung unter dem Adel, die nichts mehr und nichts weniger bezwecke, als den König abzusetzen, ja sie weiſs schon ganz genau die für die einzelnen Seigneurs bestimmten Provinzen namhaft zu machen — hat sie damit ihrem Bruder nicht selbst die Überzeugung aufgedrängt, daſs die Hände einer Frau viel zu schwach seien, um die Zügel der Regierung über ein so unbändiges Volk zu führen? muſste nicht der König die Wiederholung ähnlicher Scenen wie die des Bildersturms in der Folge befürchten? und dies um so mehr, als die seit Februar 1567, nachdem die Sendung Albas beschlossene Sache war, einlaufenden und in Schönfärberei einander überbietenden Beruhigungsberichte das Mistrauen des von Natur schon argwöhnischen Königs nur bestärken muſsten, zumal er darin nichts anderes sehen konnte, als das fieberhafte Bestreben, sich im Besitze der Gewalt um jeden Preis, und selbst auf Kosten der Sicherheit der Krone, zu erhalten? Man kann der Frau, für die man keine Sympathieen haben kann, dennoch das Mitleid nicht versagen — denn nach ihrer Überzeugung hat sie sich gewiſs redlich bemüht, dem Willen des Bruders gemäſs das Land zu regieren, und wenn sie das erste Opfer des unversöhnlichen Gegensatzes zwischen den Lebensäuſserungen eines von ihr nie verstandenen Volkes und den Forderungen eines starren Absolutismus wurde, so war dies nur die unausbleibliche Folge des Systems, dem sie als Schülerin Maschiavels und in dessen Geiste dienen muſste.

„Und während das Land unter dem schon herrschenden und noch zu erwartenden Elend seufzt, erschallt von jenseits der Alpen das Schmettern der Trompeten der spanischen Heerhaufen. Der Vorhang fällt nach dem Vorspiele zu der grofsen Tragödie, die Oraniens vorhersagender Geist prophezeit hatte; wenn er wieder aufgezogen wird, werden sich Scenen von Jammer und Blut, Schlachten, Belagerungen, Hinrichtungen, Thaten gewissenloser, aber kühner Tyrannei, übermenschlichen Widerstandes, heldenmütiger Selbstaufopferung, begeisterten Mutes und toller Grausamkeit, sowohl auf der Seite des Rechtes wie des Unrechtes, in furchtbarer Reihenfolge enthüllen: ein Schauspiel menschlicher Geisteskraft, menschlichen Leidens und menschlicher Leidenskraft, wie es sich nicht oft auf der Bühne der Weltgeschichte wiederholt hat.“ [1])

1) Motley II. 2, Schlufs (p. 202).

Zweites Buch.

Die Statthalterschaft Albas.

1567—1572.

Erstes Kapitel.

Albas Ankunft und erste Maſsregeln. Verhaftung Egmonts und Hoornes. Errichtung des Blutrates. Abreise Margaretas. Albas auswärtige Politik.

I.

Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzog von Alba, ging gerade in sein sechzigstes Jahr, als er zum Generalkapitän in den Niederlanden ernannt wurde. Kaum vier Jahre alt, verlor er seinen Vater, der in einem Gefecht gegen die Moriscos fiel, und der Groſsvater Friedrich leitete deshalb seine Erziehung. In seinem sechzehnten Jahre (1524) kämpfte er unter dem Connetable von Castilien gegen die Franzosen, machte unter Nadasdy den Feldzug gegen die Türken in Ungarn mit und war 1546 und 1547 Oberfeldherr gegen den Schmalkaldischen Bund, den er durch den kühnen Übergang über die Elbe und die Schlacht bei Mühlberg beendigte. Bei der unglücklichen Belagerung von Metz war er ebenfalls an der Seite des Kaisers, und seiner wenig beneidenswerten Rolle, die er bei der Belagerung Roms gegen den Papst spielen muſste, ist schon früher Erwähnung gethan. Er verdankte seine hohe Stellung zwar zu einem guten Teile dem anererbten Glanze seines Hauses, aber keinen geringeren Anteil daran hatte sicher seine Tüchtigkeit in der Kriegführung, und es unterliegt keinem Zweifel, daſs er zu den ersten Feld-

herren seines Jahrhunderts gehört [1]), obwohl er keine jener glänzenden Erscheinungen ist, welche durch Kühnheit des Entwurfs und Raschheit der Ausführung sich auszeichnen; es war ihm weniger um die glänzende Waffenthat, als um den sicheren Erfolg zu thun; nie stürzte er sich in tollkühnes Wagen, er war vielmehr der Mann sorgfältiger Berechnung und der standhaftesten Ausdauer, verstand aber, den rechten Augenblick zu benutzen und mit Einsetzung der vollen Kraft den entscheidenden Sieg an seine Fahnen zu fesseln. Diese Eigenschaften sind um so mehr anzuerkennen, als der Soldat kein Freund dieser Kriegführung ist. Aber Alba hatte diesen in der Hand, nicht nur durch eine in diesem Jahrhundert fast beispiellose Kriegszucht, sondern auch durch unparteiische Gerechtigkeit und eine väterliche Fürsorge für die Bedürfnisse seiner Untergebenen. Was seinen Charakter als Mensch betrifft, so vereinigte er in sich zwar keine große Mannigfaltigkeit von Fehlern, aber die wenigen, die er hatte, gaben ihm das furchtbare Gepräge, unter dem ihn die Mitwelt sah, und die heute noch bei seiner Beurteilung den Ausschlag geben. Sein Auftreten war stolz, herrisch und abstoßend, es hatte Mühe gekostet, ihn zu überreden, von seinem Rechte, in Gegenwart des Königs den Hut aufzubehalten, vor dem Kaiser keinen Gebrauch zu machen;

1) Damit im Widerspruch steht eine Bemerkung des venetianischen Gesandten Bodoaro: „Le duc d'Albe, que les historiens font passer pour un des plus grands Capitaines de son siècle, n'avait pas cette réputation du temps de Charles V. Au contraire on le croyait peu entendu au métier de la guerre et même timide. Aussi l'Empereur, qui le connaissait, ne lui laissa jamais d'armée à commander, quoiqu'il lui eût donné la qualité de général. Et lorsque le Duc fut fait Gouverneur du Milanais, un bel humore lui adressa une lettre avec ce dessus: All' illustrissimo Signore il S. Duca dAlba Capitane generale in Milano nel tempo di pace, e Maggiordomo maggiore di S. M. in tempo di guerra." Vgl. Menagiana, ed. Paris 1715, II, 152. Alba wird am Hofe wohl auch seine Neider gehabt haben.

er war gewohnt, jedermann in der zweiten Person des Pluralis anzusprechen. Selbst seine entschiedensten Lobredner geben seine Habsucht zu, und während ihm sein Herzogtum ursprünglich kaum 14000 Kronen abwarf, verfügte er im Jahr 1557 schon über ein Einkommen von 40000. In Bigotterie und Ketzerhaſs sowie in der Kunst, sich zu verstellen und Freundschaft und Entgegenkommen zu heucheln, während der Henker vor der Thür stand, war er seinem Herrn und Meister ebenbürtig. Für die Mit- und Nachwelt ist sein Name für blutdürstige Grausamkeit typisch geworden, und die neuere Geschichte hat nicht viele Menschenschlächter aufzuweisen, welche den Massenmord so systematisch und in so groſsartigem Maſsstabe betrieben haben, wie er. Alle Versuche, die man gemacht hat, ihn zu entschuldigen und sein Auftreten nicht als die Folge angeborener Härte, sondern als den Ausdruck des strengen Pflichtgefühls und blinden Soldatengehorsams darzustellen, sind angesichts der in seinem Namen und auf seinen Befehl verübten Greuel gescheitert. Aber einen solchen Mann brauchte der König eben, um sein System in den Niederlanden durchzuführen; er konnte freilich nicht ahnen, daſs der Pfeil über das Ziel hinausfliegen und daſs die Sendung des blutigen Herzogs die Provinzen gerade zu dem Aufstand förmlich drängen würde, der nach seiner Meinung für immer unmöglich gemacht werden sollte.

Am 15. April hatte Alba seine letzte Audienz bei Philipp in Aranjuez gehabt, und er reiste sofort nach Carthagena ab, wo eine Flotte von dreiſsig genuesischen Schiffen unter Dorias Befehl seiner wartete. Nach Einschiffung der Truppen wurden am 27. April die Anker gelichtet, aber infolge widriger Winde lief man erst am 27. Mai im Haven von Savona ein. In St. Amboise, am Fuſse des Mont Cenis, musterte der Herzog sein Heer; es war zwar nur etwa 10000 Mann stark, aber eine Elitetruppe, wie man ihresgleichen in Europa vergeblich

suchte. Brantome, der eigends nach Lothringen reiste, um den Durchmarsch mit anzusehen, ist des Lobes voll über die glänzende Ausrüstung und die stramme Haltung der Soldaten. „Es waren lauter alte und gediente Soldaten, reichlich versehen mit Kleidungsstücken und Waffen, die häufig vergoldet waren, so daſs man sie eher für Hauptleute als für Soldaten halten würde." Die Reiterei, die kaum 1000 Mann betrug, stand unter dem Befehl von Albas natürlichem Sohne, Don Ferdinand de Toledo, dem Groſsprior des Johanniterordens. Auſser seinem legitimen Sohne Fadrique kommandierten unter ihm Ulloa, Julian Romero, Bracamonte und Sancho de Lodrono, ausgezeichnete Soldaten, die auf manchem Schlachtfelde Beweise ihrer Kriegstüchtigkeit gegeben hatten. Auch einige Italiener, deren Namen einen guten militärischen Klang hatten, beteiligten sich an seinem Zuge, so der Marquis von Cetone, Vitelli, als Tischgenosse ebenso gefürchtet wie als Heerführer, ferner Mondragon, ein Veteran aus Karls V. Zeit, einer der wenigen von Albas Unterfeldherren, der seine Hand nicht mit Blut befleckt hat, und in Savoyen trat Pachecco, einer der ersten Festungsbaumeister seiner Zeit, in des Herzogs Dienst.

Alba teilte sein Heer in drei Haufen, die immer einen Tagmarsch von einander getrennt vorwärts rückten, so daſs jeder Haufen immer dasselbe Nachtquartier bezog, das 24 Stunden von dem ihm vorausziehenden besetzt gewesen war. Die Vorhut stand unter seinem persönlichen Befehl. Vierzehn Tage lang dauerte der Marsch durch Savoyen; obwohl ein paar Compagnieen in den engen Schluchten mit den steil und schroff in die Höhe steigenden Bergwänden mit Leichtigkeit einen der Heerhaufen hätten vernichten können, zeigte sich doch nirgends ein Feind. Gefährlicher aber sah es in der Nähe von Genf aus.

Papst Pius V. wollte die schöne Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, um „dieses Nest von Teufeln und Abtrün-

nigen" auszurotten, und vielleicht hätte es auch der Herzog von Savoyen nicht ungern gesehen, wenn Alba sich zu einem Handstreich auf die Stadt hätte überreden lassen. Aber dieser war auf seiner Hut, denn er wufste, dafs die französischen Hugenotten unter Condé und Coligny die schöne Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen würden, um dem Könige Karl IX. nahezulegen, wie jetzt die Zeit gekommen sei, um die Tage von St. Quentin und Grevelingen zu rächen, sich Mailands zu bemächtigen und nach Vernichtung der besten Armee, über welche die spanische Monarchie verfügte, dieser den Frieden zu diktieren. Die beiden Hugenottenhäuptlinge erboten sich, 50000 Mann ins Feld zu stellen, allein Karl ging auf diese Pläne nicht ein, und das Einzige, wozu er sich verstand, war die Anwerbung von 6000 Schweizern zur Bewachung der Grenze, die dann auch in einer Entfernung von sechs bis sieben Stunden parallel neben dem spanischen Heere hermarschierten. Letzteres brauchte zu seinem Zug durch Burgund zwölf Tage; Mitte August kam es in Diedenhofen an, wo Alba von Berlaymont und Noircarmes begrüfst wurde, und bald war die niederländische Grenze überschritten. Der lange und gefährliche Marsch war also ohne die geringste Beunruhigung ausgeführt worden, die Mannszucht, die während desselben gehalten wurde, war für jenes Jahrhundert beispiellos, nur ein einzigesmal, in Lothringen, hatte sich der Herzog zur Anwendung seiner furchtbaren Strenge genötigt gesehen, indem er einen Soldaten, der ein Schaf von der Weide gestohlen hatte, aufknüpfen liefs. Die Soldateska hielt sich aber, sobald sie in den Niederlanden angekommen war, für die ihr unterwegs auferlegte Selbstbeherrschung zum Entsetzen der Einwohner in reichlicher Weise schadlos [1]). Die spanische Armee, verstärkt durch Zuzüge, die sie unterwegs aufgenommen, betrug jetzt an die 20000 Mann.

1) Vgl. Strada, lib. VI. „Corresp. de Phil." I, 530. 583 (Instruktion und persönliche Ausrüstung Albas).

In Thienen kam ihm Egmont mit vierzig Edelleuten entgegen, er brachte zwei edle Rosse von hohem Wert als Geschenk dem Manne mit, der sein Todesurteil schon in der Tasche hatte. Der Herzog schien sich auf einen Augenblick vergessen zu haben, als er bei dem Anblicke Egmonts ausrief: „Da kommt der grofse Ketzer!" Aber er ging sofort auf seinen Gast zu, umarmte ihn mit grofser Herzlichkeit und, von Egmont begleitet, hielt er am 22. August durch das Löwensche Thor seinen Einzug in Brüssel, wo er sein Absteigequartier im Hause einer Edelfrau, in der Nähe des Egmontschen Palastes, nahm. Sofort begrüfste er die Statthalterin.

Die arme Margareta hatte indessen Briefe über Briefe an ihren Bruder geschrieben, um die Sendung Albas noch in der letzten Stunde rückgängig zu machen [1]), ja als dieser schon unterwegs war, richtete sie einen Brief an denselben und machte ihm in halb bittendem, halb befehlendem Ton auf das Überflüssige seines Einmarsches aufmerksam. Äufserst frostig und steif war deshalb auch sein Empfang.

Der Herzog begann damit, die mitgebrachten Briefe des Königs an die Stadtmagistrate zu schicken und diesen den königlichen Befehl mitzuteilen, Besatzungen aufzunehmen und für ihren Unterhalt zu sorgen; er verteilte demgemäfs seine Truppen in Brüssel, Gent, Antwerpen und andern bedeutenden Städten; allen diesen forderte er überdies die Stadtschlüssel ab. Den Spaniern kam die Todesstille des Landes verwunderlich vor, sie hatten es sich ganz anders vorgestellt, als sie es nun fanden, aber bald wurde der Druck der Einquartierung schwer empfunden und widerwillig getragen, und man klagte den Herzog der Vernachlässigung der Kriegszucht an. Die Soldaten, die sich als die Herren des Landes betrachteten, übertrieben ihre Forderungen und ahmten natürlich das

1) „Corresp. de Phil." I, 546. 556.

insolente, hochtrabende Wesen ihres Feldherrn getreulich nach. Der alte Hafs zwischen Spaniern und Niederländern trat in Stichelreden und Schlägereien grell zutage.

II.

Man weifs in der That nicht, worüber man sich mehr verwundern mufs, über die raffinierte Art und Weise, mit der nunmehr der Schlag gegen den hohen niederländischen Adel geführt wurde, oder über den grenzenlosen Leichtsinn, mit dem Egmont ins Verderben rannte. An offenen und geheimen Warnungen hat es ihm nicht gefehlt. Der letzte Brief, den der König am 26. März an ihn geschrieben, war so des Lobes voll gewesen für des Grafen Hingebung an den königlichen Dienst, dafs er alle Vorstellungen mit dem Hinweis auf die königliche Huld in den Wind schlug; aber dieselbe Hand, die diesen Brief geschrieben, hatte schon das Todesurteil des Grafen unterzeichnet, mit dem Alba unterwegs war. Bei Banketten war Egmont der fröhlichste Gesellschafter, die beiden Söhne Albas waren ihm aufrichtig ergeben, und der Vater blieb in Freundschaftsbezeugungen hinter seinen Söhnen und den übrigen spanischen Offizieren nicht zurück: wenn er kostbare Früchte aus Spanien bekam, so schickte er dem Grafen davon, der häufig an seiner Tafel safs und wie ein alter Bekannter in des Herzogs Wohnung aus- und einging. Die Umgarnung war so vollständig gelungen, dafs Egmont sogar seinen Sekretär Bakkerzeel, der sich im Bewufstsein seiner Schuld nach Deutschland geflüchtet — er hatte das Kompromifs unterzeichnet — zurückberief. Der portugiesische Edelmann Robles, den Margareta in geheimer Sendung nach Spanien geschikt hatte, warnte ihn sofort nach seiner Rückkehr und drang in ihn, noch vor der Ankunft Albas das Land zu verlassen. Der alte Landgraf von Hessen hatte schon früher

dem Prinzen von Oranien geschrieben: „Lassen Sie sich von ihnen (Granvella und Alba) keinen Honig um den Mund schmieren, wenn die drei Edlen, über die Margareta so viel zu sagen hat, unter dem Vorwande freundschaftlicher Beratschlagung von Alba zu Hofe eingeladen werden, lassen Sie dieselben dann auf ihrer Hut sein und sich wohl bedenken, ehe sie es annehmen. Ich kenne den Herzog von Alba und die Spanier, und ich weiſs, wie sie mit mir umgegangen sind [1].“

Mehr Mühe kostete es, den Grafen Hoorne aus seiner „Wildnis“ in die Falle zu locken. Von Lothringen aus, also noch während des Marsches, waren am 27. Juli Briefe von Alba und seinen Söhnen an ihn abgegangen, die nur Freundschaft für den Admiral atmeten und in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaſst waren. Er sandte deshalb auch seinen Sekretär Alonzo de la Loo an den Herzog, um ihn zu bitten, ihn vorerst von einem Besuche bei Hofe zu dispensieren. Allein Albas Gegenvorstellungen waren so dringend, und die ihm vorgespiegelte Aussicht, zum Vizekönig von Mailand oder Neapel ernannt zu werden, in Verbindung mit Egmonts Zureden verfehlten schlieſslich ihre Wirkung nicht; der Admiral verlieſs Weert und reiste nach Brüssel [2]. Noch am Tage vor der Katastrophe — so eszählt wenigstens Renom de France —, am Abend des 8. September kam Julian Romero heimlich in Egmonts Palast und riet ihm dringend an, sofort die Flucht zu ergreifen.

Am folgenden Tage gab der Groſsprior ein glänzendes Gastmahl, zu dem neben vielen anderen Edeln auch Egmont und Hoorne eingeladen waren. Alba hatte die Musik seiner Leibgarde geschickt. Gegen drei Uhr kam von ihm die Botschaft, daſs sich die Herren nach Ablauf des Mahles zu ihm verfügen möchten, um mit ihm über

1) „Arch. et Corr.“ III, 42.

2) „Déduction de l'innocence du comte de Hoornes“ (1568), p. 33—35.

Festungspläne zu sprechen. In diesem Augenblick flüsterte der neben Egmont sitzende Groſsprior Egmont ins Ohr: „Verlassen Sie augenblicklich diesen Platz, Herr Graf, nehmen Sie das schnellste Pferd aus Ihrem Stall und fliehen Sie ohne Säumen!“ Egmont wurde bleich, stand auf und begab sich in ein anstoſsendes Zimmer, wohin ihm Noircarmes, dem der Zwischenfall nicht entgangen war, folgte. Der Graf schien wirklich entschlossen, dem Rate Don Ferdinands zu folgen, aber Noircarmes beschwichtigte ihn, redete ihm jede Furcht aus und Egmont blieb. Nach Ablauf der Tafel ging er mit Hoorne zu Alba, der sie in einem oberen Gemach seines Hauses empfing. Während die beiden mit Mansfeldt, Aremberg, Aerschot, Noircarmes und einigen Ingenieuren über die Festungspläne berieten, hatte Alba die Nachricht erhalten, daſs Bakerzeel und der Bürgermeister von Antwerpen, Straelen [1]), festgenommen seien. Als sich die Herren zum Weggehen anschickten, trat der Hauptmann von der Leibwache auf Egmont zu und bat ihn, noch ein wenig zu warten, da der Herzog noch eine Sache von Wichtigkeit mit ihm zu verhandeln hätte. Als alle übrigen das Sitzungszimmer verlassen hatten, forderte der Hauptmann dem Grafen seinen Degen ab und erklärte ihn zu seinem Gefangenen. In der Verwirrung fand Egmont nur die Worte: „Wie, Sie fordern mir den Degen ab, der dem Könige so viele Dienste geleistet?“ Von den im Nebenzimmer aufgestellten spanischen Soldaten wurde er in eines der beiden zu Gefängnissen hergerichteten Zimmer im Hause Albas gebracht. Auch Hoorne wurde in derselben Weise verhaftet. Die Papiere beider wurden mit Beschlag belegt und in die Wohnung Albas gebracht und die Gefangenen in sehr engem Gewahrsam gehalten; spanische Diener,

1) Die Schuld am Schicksal dieses Mannes trägt ebenfalls Granvella. In einem Brief aus Rom vom 8. Juli 1567 an Alba nennt er Straelen den Hauptanstifter der Unruhen in Antwerpen. „Corresp. du Card. de Granv.“ II, 520.

denen verboten war, ein Wort mit ihnen zu wechseln, bedienten sie, und der Verkehr nach aufsen war vollständig abgeschnitten. Am 22. September wurden sie unter starker Bedeckung in die Citadelle von Gent gebracht; die Statthalterin, der Papst, der Kaiser, sowie die Herzoge von Baiern und Braunschweig, als Vliesritter, wurden von dem Geschehenen in Kenntnis gesetzt, während in der der Verhaftung folgenden Nacht ein Kurier mit einem Schreiben Albas nach Madrid ging. Der Graf von Hoogstraten, der sich schon auf den Weg nach Brüssel gemacht hatte, vernahm unterwegs das Vorgefallene und kehrte noch rechtzeitig um; er war in Köln aufgehalten worden, da ihm die zufällige Entladung seines Pistols die Hand beschädigt hatte.

Dafs Oranien entkommen war, war für den Herzog und für den König eine bittere Enttäuschung, und die Art und Weise, wie beide einander ihre Klagen darüber vortragen und die schliefsliche Erkenntnis, dafs der Prinz wohl nicht mehr in die Niederlande zurückkommen werde, macht einen höchst komischen Eindruck. Als Granvella in Rom die Verhaftung der beiden Grafen hörte, soll er gefragt haben, ob man auch des Prinzen habhaft geworden sei, und er soll dann sein Leidwesen darüber mit den bedeutungsvollen Worten ausgedrückt haben: „Nun, dann habt ihr ja gar nichts gefangen!“ In ähnlichem Sinne soll sich auch Titelman, der Inquisitor, geäufsert haben [1].

1) „Si astutus Guilielmus evasit, non erunt solida gaudia nostra; vae nobis a bello germanico!“ Motley II, 228. 229. Dafs man im Ernst an die Möglichkeit glaubte, sich Oraniens doch noch versichern zu können, beweist die Äufserung des Protonotars Castillos gegenüber Granvella: „Le prince d'Orange et Hoogstraten ont été bien avisés de se retirer en Allemagne, mais ils n'ont, eux ni les autres confedérés, sujet de rire encore trop, car le Roi a le bras long.“ „Corresp. du Card. de Granv.“ II, 2. Der Prinz von Oranien wäre auch beinahe durch die Soldaten Erichs von Braunschweig aufgehoben worden. „Bulletins de la Comm. rog. d'hist.“ 3e serie, I, 215.

III.

Zugleich mit der Verhaftung der beiden Grafen kündigte Alba dem Könige seinen Entschlufs an, einen besondern Gerichtshof zur Untersuchung und Bestrafung der in der letzten Zeit verübten Vergehen gegen die Religion und die Autorität des Königs zu ernennen [1]). Derselbe hiefs ursprünglich „Rat seiner Excellenz“, dann wurde er „Rat der Unruhen“ (Raad van Beroerten), und vom Volke bald „Blutrat“ genannt, welch’ letztere Bezeichnung ihm auch in der Geschichte geblieben ist. Sein Hauptzweck war, alle unter die Kategorie des Hochverrates fallenden Verbrechen zu bestrafen: wer sich also an der Agitation gegen die Bischöfe beteiligt, wer sich den Plakaten durch Wort oder That widersetzt, wer eine Predigt angehört, dem Bildersturm beigewohnt, wer das Kompromifs unterzeichnet hatte — der fiel unter die Artikel des Blutrates. Damit waren durch einen Federstrich sämtliche Privilegien und Handvesten der Städte kassiert, die Gerichtsbarkeit der Magistrate, der Provinzialgerichtshöfe und des Hofes von Mecheln, sofern sie sich auf die letzten Ereignisse bezog, suspendiert, und der Staatsrat, der zwar nicht ausdrücklich aufgehoben wurde, damit ebenfalls aufser Wirksamkeit gesetzt. Als Strafe kam im Codex des Blutrats fast nur die Todesstrafe und die Güterkonfiskation vor, und da keine der Formen, welche das Rechtsgefühl bei allen Völkern zum Schutze der etwaigen Unschuld der Angeklagten aufgestellt hat, beobachtet wurde, so war eine Citation vor dieses Tribunal mit einer Verurteilung gleichbedeutend. Ebenso formlos wie das Prozefsverfahren war auch die rechtliche Grundlage dieses Gerichtshofes: weder Philipp noch Alba hatten es für der Mühe wert gefunden, durch besonderes Dekret das bisherige Gerichtsverfahren für abgeschafft zu erklären.

1) „Corresp. de Phil.“ I, 637 sqq.

und das Institut mit den herkömmlichen gesetzlichen Formen einzuführen.

Die Vaterschaft dieses entsetzlichen Werkzeuges in der Hand des Herzogs wird allgemein dem Friesen Viglius zugeschrieben; er soll es gewesen sein, der dem Herzog den Rat gab, einen aufserordentlichen Gerichtshof niederzusetzen, und auf seinen Vorschlag hin wurden die Richter desselben — wenn dieser Name hier überhaupt anwendbar ist — ernannt. Die Namen derselben sind: Noircarmes und Berlaymont; der Kanzler von Gelderland, Nicolai; der Präsident von Flandern, Martin; der Präsident von Artois, Asset; das Mitglied des grofsen Rats von Mecheln, van Blasere; Hessels vom Hof von Flandern und zwei Spanier, del Rio und Juan de Vargas; die Rolle der Ankläger hatten du Bois de la Porte und Belin übernommen. Von diesen Mitgliedern besafsen aber nur zwei das Stimmrecht, während der Herzog als Vorsitzender durchaus nicht an die Abstimmung gebunden war, sondern sich selbst das Schlufsurteil vorbehielt. „Ich that dies“, schrieb er an den König, „aus zwei Gründen; denn erstens kann ich von den Mitgliedern des Rates, die mir nicht hinlänglich bekannt sind, leicht mifsleitet werden, und dann verurteilen Rechtsgelehrte nur wegen der Verbrechen, die bewiesen sind, während Ew. Majestät doch weifs, wie die Staatsangelegenheiten nach anderen Gesetzen als hier geleitet werden müssen.“ In jeder Provinz hatte der Blutrat seine Delegierten, denen es namentlich oblag, alle bei den gewöhnlichen Gerichten anhängigen Prozesse, die mit den Unruhen irgendwie im Zusammenhang standen, diesen abzunehmen und die Akten dem Blutrat einzusenden. Die ordentliche Gerichtsbarkeit hörte deshalb auch im Lande beinahe vollständig auf.

Was die Mitglieder des Blutrates betrifft, so war besonders Vargas der Mann nach dem Herzen Albas. Trotz oder vielleicht wegen seiner anrüchigen Vergangenheit

hatte ihn der Herzog mit in die Niederlande genommen, denn sein Blutdurst und seine notorische Grausamkeit machten ihn zu einem brauchbaren Werkzeuge des neuen Systems [1]. Sein würdiger Kollege war der flandrische Ratsherr Hessels, ebenso talentvoll und gelehrt, als grausam. Da er kein stimmberechtigtes Mitglied des Blutrates war, soll er, wie Motley erzählt, während der Sitzungen gewöhnlich geschlafen, und wenn er dann um seine Meinung befragt von seinem Nachbar geweckt wurde, soll er, ohne den Namen des Angeklagten oder die Art des Vergehens auch nur zu kennen, die stereotypen Worte: „ad patibulam“ („an den Galgen“) gebraucht haben. Dafür endete er aber später selbst an demselben.

Die Mitglieder des Blutrates mußten in Albas Hand den Eid der Geheimhaltung schwören und zugleich geloben, gute Katholiken nach den Vorschriften der Kirche zu bleiben. Da Vargas weder deutsch noch vlämisch verstand, so wurden die Verhandlungen in lateinischer Sprache geführt.

Am 20. September fand die erste Sitzung, und zwar in der Wohnung des Herzogs, statt, der in der ersten Zeit regelmäßig selbst präsidierte und oft bis zu sieben Stunden täglich dabei zubrachte. Eine Sinekure war somit die Mitgliedschaft des Blutrates sicher nicht, wenn auch die Arbeit wesentlich dadurch erleichtert wurde, daß man sich um die Beobachtung zeitraubender Rechts-

1) Ebenso bekannt wie seine Vergehen gegen die Menschlichkeit, sind seine Sünden gegen die lateinische Grammatik. „Heretici fraxerunt templa; boni nihili faxerunt contra, ergo debent omnes patibulare“ soll seine Devise gewesen sein. Motley II, 238. Den Professoren von Löwen, die sich wegen der Verhaftung des Grafen von Büren beklagten, gab er die barsche Antwort: „non curamus privilegios vestros.“ Selbst der demütige Viglius fällt ein wegwerfendes und verächtliches Urteil über ihn; „Corresp. du Card. de Granv.“ III, 95, nota. Um den Bürgermeister von Antwerpen zu foltern, genügten ihm die gewöhnlichen Werkzeuge nicht; er ließ schärfere machen; ibid. p. 297.

formalitäten nicht zu bekümmern brauchte. Wo es sich, wie bei Egmont und Horne, um angesehene Angeklagte handelte, wurde ein Mitglied des Rates oder auch mehrere zur Instruktion des Prozesses angewiesen, beim gewöhnlichen Volk aber wurde summarisch verfahren, ein einziges Aktenstück reichte für ein paar Dutzend Angeschuldigter hin, die dann auch ohne weiteres hingeschlachtet wurden. Urteil und Vollstreckung desselben waren manchmal schneller, als Anklage und Untersuchung; einmal wurde jemand angeklagt, aber nicht nur seine Unschuld stellte sich heraus, sondern man entdeckte, daſs er schon hingerichtet war. „Das schadet nichts“, sagte Vargas scherzend, „wenn er unschuldig gestorben ist, wird er bei dem Urteil, das seiner in der andern Welt wartet, desto gnädiger wegkommen.“ [1]) Am 4. Januar 1568 wurden 84 Einwohner von Valenciennes, bald darauf 95 Personen von verschiedenen Plätzen Flanderns, ferner 46 Bürger von Mecheln verurteilt und hingerichtet. Nach dreimonatlicher Thätigkeit hatte der Blutrat schon 1800 Urteile gefällt und bei fast allen die Todesstrafe vollziehen lassen. „Die Pfähle und Säulen in den Straſsen“, sagt Hooft, „die Thürpfosten vor den Wohnungen, die Hecken in den Feldern hingen voll mit Skeletten von Erdrosselten, Verbrannten und Enthaupteten; in den Baumgärten auf dem Lande trugen die Bäume Menschenleichen als grauenvolle Früchte.“ Eine ungeheuer gedrückte Stimmung bemächtigte sich der Bevölkerung, ein Leichentuch schien über das Land ausgespannt und, wie immer, wenn das Blut seiner besten Söhne auf dem Schafott geflossen ist, schwand auch die Energie und die Widerstandskraft des Volkes.

Hatten schon mit Oranien etwa 100000 Menschen das Land verlassen, so nahm die Auswanderung mit der An-

1) Hooft IV, 157. 158. 191. Gachard, Notice sur le Cons. des Troubles, p. 14. 15. 16.

kunft Albas und der Verhaftung der beiden Grafen geradezu kolossale Dimensionen an. Die Statthalterin berechnete den dadurch verursachten Verlust am Nationalvermögen auf zwei Millionen Gulden, und schon nach der Erlassung des Plakats vom 24. Mai 1567 hatte sie sich genötigt gesehen, der massenhaften Auswanderung Einhalt zu thun und allen, sowohl Fremden wie Einheimischen, verboten, das Land zu verlassen oder ihr Eigentum wegzuschicken; besonders wurden Schiffer und Fuhrleute unter Androhung der Todesstrafe gewarnt, diesen Flüchtigen hilfreiche Hand zu bieten [1]). Dafs Alba in der Folge ebenfalls seine Mafsregeln nahm, um der allgemeinen Landesflucht ein Ziel zu setzen, braucht kaum gesagt zu werden.

Alba war aber nicht nur in die Niederlande gekommen, um im Blute den Widerstand gegen die absolute Herrschaft des Königtums zu ersticken, sondern er begann auch alsbald die andere Seite seiner Verwaltung, die Gelderpressung, in Angriff zu nehmen. Von selbst stand natürlich fest, dafs die Provinzen auch die Kosten der aufserordentlichen Mafsregeln, zu deren Anwendung sie selbst die Veranlassung gegeben hatten, tragen mufsten [2]), und der Herzog hatte in dieser Hinsicht auch die weitgehendsten Vollmachten erhalten; nur mufste zu diesem Zweck erst die Statthalterin, die bis jetzt wenigstens noch dem Namen nach an der Spitze der Civilgewalt stand, beseitigt werden, und dann konnte Alba mit den Städten, auf deren summarische Züchtigung es in erster Linie abgesehen war, auch in finanzieller Hinsicht verfahren, wie er wollte. Besondere Resultate hatte man sich von dem Ertrage der Güterkonfiskationen versprochen, und der Herzog hatte sich anheischig gemacht, aus dieser Ein-

1) Bor III, 175 und v. Vloten, Nederland tydens den volksopstand tegen Spanje. I, 151 sqq.

2) „Corresp. de Phil." I, 590. 609. 610.

kommensquelle wenigstens 500 000 Dukaten jährlich in den Staatsschatz abfliefsen zu lassen. Dafs der Reichtum eines Angeklagten das sicherste Mittel war, ihn zu verderben, liegt auf der Hand.

Mit der Verhaftung der beiden Grafen mufste Margareta die Unhaltbarkeit ihrer Stellung lebhafter als je empfinden. Schon am 8. September hatte sie ihren Sekretär Macchiavelli nach Madrid geschickt, und dieser kam Mitte November wieder in Brüssel an und brachte die verlangte Entlassung mit. „Eure Majestät“, heifst es in ihrem Briefe an den König, „hätten nicht zugeben sollen, dafs man in meiner Gegenwart eine so aufserordentliche Autorität an einen andern übertragen und mich der meinigen mit so viel Unwürdigkeit entkleiden sieht, und zwar, füge ich hinzu, auf eine Weise, die Eurer Majestät kaum zum Lobe gereicht. Ich bin aufs äufserste gekränkt . . .“ [1]). Doch hatte der König dafür gesorgt, sogleich ein Pflaster auf die Wunde zu legen, indem ihr Einkommen von 8000 auf 14 000 Dukaten erhöht wurde, und aufserdem erhielt sie von den Staaten von Brabant ein Geschenk von 25 000 und von denen von Flandern ein solches von 30 000 Gulden. Nachdem sie noch in einem Schreiben vom 22. November den König zur Milde und Barmherzigkeit ermahnt und in diesem Sinne auch bei Alba zu wirken gesucht hatte, indem sie auf die Erteilung eines Generalpardons andrang [2]), verliefs sie am 30. Dezember Brüssel, begleitet vom Grafen Mansfeldt und dessen Frau, und kam Mitte Februar in Piacenza an, wo Octavio Farnese sie erwartete. Sie sollte später noch einmal in den Niederlanden auftauchen.

Die Erscheinung, dafs Mifsgriffe und Fehler der Amtsnachfolger auch eine nicht vorwurfsfreie Thätigkeit des

1) „Corresp. de Marg. d'Autr.“ I, xxiii und „Corresp. de Phil.“ II, 651.

2) „Corresp. de Phil.“ I, 601. 604.

Vorgängers in milderem Lichte erscheinen lassen, zeigte sich auch hier. In die Äufserungen des Hasses gegen Alba mischte sich die aufrichtige Trauer um das Scheiden der Frau, deren Verdienste um das Wohl des von ihr regierten Landes freilich mit der Laterne gesucht werden müssen. Von der ihrem Geschlechte sonst eigenen Milde findet man bei ihr wenig Spuren, und wenn die Plakate nicht immer nach ihrem blutigen Wortlaute strenge ausgeführt wurden, so lag die Schuld sicher nicht an ihr, sondern an dem Widerstand der Seigneurs, deren bevormundenden Einflufs sie sich auf die Dauer nicht entziehen konnte. Man mufs den Verhältnissen Rechnung tragen, unter denen sie auftrat. Die Zeit war eine andere geworden, seit die Königin von Ungarn sich zurückgezogen hatte: die religiöse Frage trat nicht mehr sporadisch auf, sondern sie hatte den gröfsten Teil des Volkes wie mit einem Sauerteig durchdrungen, und in dem grofsartigen Kampfe zwischen der absoluten Fürstenmacht und den autonomen Bestrebungen der Provinzen und Städte halfen die kleinlichen, von der macchiavellistischen Schule an die Hand gegebenen Mittel nicht mehr aus. Dafs sie aber auf dem Standpunkte, den sie einmal eingenommen, ihr bestes that, um zwischen den Gegensätzen hindurchzukommen, soll nicht bestritten werden, und man darf ihr aufs Wort glauben, wenn sie ihrem königlichen Bruder die Versicherung giebt, dafs sie in den neun Jahren ihrer Statthalterschaft keine ruhige Stunde gehabt habe. Der Eifer, mit dem sie sich den Geschäften hingab, war beispiellos, sie stand monatelang vor Tagesanbruch auf, war unaufhörlich im Staatsrat, in der Consulta und im Geheimen Rat thätig, schrieb und beantwortete Briefe, erteilte Audienzen und beriet sich mit ihren Vertrauten [1]). Das Janusgesicht, in dem sie in ihren offiziellen und vertraulichen Briefen an Philipp erscheint, hatte sie mit der da-

1) „Corresp. de Phil." I, 496.

maligen Diplomatie gemein, aber die an Klatschsucht grenzende Umständlichkeit, mit der sie die unbedeutendsten Einzelheiten aus dem Leben der Seigneurs berichtet, hat sicher viel zu dem blutigen Ende Egmonts und Hoornes beigetragen. Was ihre intellektuellen Fähigkeiten betrifft, so stand sie auf ziemlich niedriger Stufe: obwohl in den Niederlanden geboren, verstand sie die Sprache der Einwohner nicht; selbst des Französischen war sie kaum mächtig, sie schrieb und sprach nur italienisch.

Alba hatte jetzt die Hände frei; schon am 31. Dezember, den Tag nach der Abreise Margaretas, zeigte er den Gerichten und Städten durch ein Rundschreiben an, daſs er die Regierung übernommen, und er entfaltete nunmehr nach allen Seiten hin eine eiserne Thätigkeit. Ende Oktober hatte er sich nach Antwerpen begeben, um den Bau einer Citadelle daselbst in Angriff zu nehmen, denn es war seine Absicht, die Bürger gerade dieser Stadt für das Vorgefallene empfindlich zu züchtigen und für die Zukunft jeder Gefahr vorzubeugen. Der Plan wurde von Pachecco entworfen und, nach dem Urteile Sachverständiger zu schlieſsen, muſs derselbe ein Meisterwerk der Befestigungskunst gewesen sein, denn die fünf Bastionen waren so angelegt, daſs sie die Stadt, die Schelde und das offene Feld beherrschten. Die Bürger muſsten ein Viertel zu den Kosten beitragen.

Da eine der Hauptaufgaben in dem Programme des Herzogs die vollständige Ausrottung der noch übrigen Reste des Calvinismus war, so muſste er vor allem dafür sorgen, die Beziehungen, welche der letztere bis vor kurzem zum Auslande gehabt hat, scharf zu überwachen und etwaige offene und geheime Verbindungen bis zur letzen Faser abzuschneiden. Die Hauptgefahr drohte von Frankreich.

Hier war der Bürgerkrieg wieder ausgebrochen [1].

1) Daſs Oranien von Condé und Coligny eingeladen wurde, mit

Gegen Ende Septembers hatten sich die Hugenotten einiger Städte, besonders La Rochelles, bemächtigt, und der allerchristlichste König fühlte die Krone auf seinem Haupte wackeln. Condés Hoffnungen erstreckten sich auf den französischen Thron, vom Volke von St. Denis wurde er Ludwig XIII. genannt, und er liefs Münzen mit der Inschrift: „Ludovicus XIII, primus rex evangelistarum ejus nomine“ schlagen [1]. Der Kardinal von Lothringen hatte dem Herzog vorgeschlagen, einige feste Plätze in Frankreich zu besetzen, worauf Alba bereitwillig einzugehen bereit war, um für den Fall des Todes Karls IX. für Philipp, als Gemahl der Schwester des Königs, die französische Krone in Anspruch zu nehmen, da „das salische Gesetz nur ein Scherz sei“. Bald darauf gingen auch 2000 Mann Fufsvolk und 1500 Reiter unter dem Grafen von Aremberg nach Frankreich ab, wo sie am Ende des Jahres zu dem königlichen Heer vor Paris stiefsen. Viele Mitglieder des vornehmen niederländischen Adels machten die Expedition mit, ohne jedoch besondere Gelegenheit zu finden, ihre Tapferkeit glänzen zu lassen. Überdies kam die spanische Hilfe auch zu spät; hätten Karl IX. und Katharina von Medicis gleich das erste Anerbieten Albas, innerhalb 20 Tagen mit 15 000 Mann Infanterie und 5000 Reitern in Paris zu sein, angenommen, dann hätten die Hugenotten die nötigen Kräfte zum Widerstand gegen den König vielleicht nicht sammeln können [2].

Kaum geringere Aufmerksamkeit wandte Alba den Vorgängen in Deutschland, besonders in den deutschen Grenzstaaten zu [3]. Ebenso wie nach Emden hatte sich

ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, geht hervor aus „Arch.“ IV, 82; III, 131. 134. 136.

1) Duc d'Aumale, Histoire du prince de Condé I, 72 und „Bulletins de la Comm. roy. d'histoire“, 4me Série, T. VI.

2) „Corresp. de Phil.“ I, 591. 593. 594. Auch Granvella eiferte stark für eine Intervention in Frankreich. „Corresp. du Card. de Granv.“ III, 85. 86.

3) Schon im Jahre 1557 hatte Granvella dem König geschrie-

der Strom der niederländischen Auswanderung bei dem Herannahen des Herzogs in die jülich-cleve-märkischen Lande gerichtet. Wenn hier bisher nur einzelne zaghafte Bekenner der evangelischen Lehre vorhanden gewesen waren, so schuf der Zuzug von Glaubensgenossen plötzlich geschlossene, mutige und starke Gemeinden. Wesel und Duisburg waren die Hauptsitze der Emigranten, sie lagen in der Nähe der niederländischen Grenze, man konnte von hier aus am leichtesten die Verbindungen mit der Heimat unterhalten, und im Falle einer günstigen Wendung rasch zurückkehren. Der Herzog von Cleve war der persönliche Freund Oraniens, und man glaubte damals allgemein, daſs er die neue Lehre in Schutz nehme [1]). Allein die den Herzog umgebende katholische Hofpartei, seine persönliche Abneigung gegen den Calvinismus, vor allem aber die Drohungen Albas, lieſsen für die niederländischen Flüchtlinge das Schlimmste befürchten. Man beabsichtigte auf spanischer Seite nichts Geringeres, als den Herzog „um dessen Leibesunvermögenheit willen in Tutel zu nehmen". Ende September 1567 erschien Franz van Alewyn als Abgesandter der Regentin und des Herzogs in Cleve und verlangte, daſs „der Herzog die niederländischen Verbannten in seinen Fürstentümern und Landen nicht dulde, ihnen auch keine Gunst, Vorschub oder Beistand leiste." Dem Herzog, dem das Jahr 1543 noch in frischem warnenden Andenken sein mochte, entsank der Mut, er berief eine Versammlung clevischer und jülicher Räte, und schon am 7. Oktober wurde ein Mandat gegen die niederländischen Emigranten erlassen; nicht nur diejenigen Fremden, welche einer

ben: „Wenn der Herzog von Cleve sich im Punkte der Religion gut hält, so wäre dies ein augenscheinlicher Gewinn für die Niederlande." „Pap. d'Etat" V, 75. Granvella war Propst des Kapitels von Xanten; „Corresp. du Card. de Granv." II, 64.

1) „Arch." I, 161. 181. 441; II, 173. 174. „Corresp. de Phil." I, 251. 367. 368.

Sekte anhingen, sondern alle, welche gegen Spanien die Waffen getragen hätten, müfsten des Landes verwiesen werden. Allein wirkungslos verhallte die Stimme des Herzogs im Sturm der empörten Leidenschaften, welche Albas Blutthaten überall hervorriefen; die bedrängten Niederländer erschienen als Stammesgenossen, und die Städte, besonders Wesel, kümmerten sich um die wiederholten Edikte des Herzogs einfach nicht, der Zuflufs der Emigranten nahm eher zu als ab. Alba, erbittert darüber, liefs am 14. Mai 1568 spanische Truppen die clevischen Grenzen überschreiten, und diese schleppten eine Anzahl der Unterthanen des Herzogs gefangen mit sich, die so lange als Geiseln behalten werden sollten, bis der Herzog in allen Dingen nachgegeben habe. Man erzählte sich an den deutschen Höfen damals die Äufserung Albas, er werde die „Widerwärtigen Spaniens nicht allein in des Herzogs Land, sondern auch an dessen Hoflager, ja an des Fürsten Tafel verhaften und wegführen lassen". Zu derselben Zeit, im Frühjahr 1568, sandte Alba den Johann Baptista de Taxis an den clevischen Hof, um den Herzog wie das gesamte Hofpersonal überwachen zu lassen. Der Herzog liefs gegen diese unerhörte Brutalität am Hofe in Brüssel Vorstellungen erheben. Viglius, der auf eine Rede Oraniens in Ohnmacht gefallen, erwiderte dem clevischen Abgesandten in hochfahrendem, herrischem Tone, „man habe in Erfahrung gebracht, dafs, sobald die Regierung in Brüssel etwas schriftlich an den Herzog habe gelangen lassen, solches von Stund an den Geusen mitgeteilt werde, und um dies zu verhindern, sei Taxis geschickt worden." Es geschah denn auch innerhalb des clevischen Kabinetsrats nichts ohne Vorwissen des letztern. Vielleicht war es gerade diese anmafsende Haltung, welche den Herzog vermochte, die Drohungen Albas noch in den Wind zu schlagen; die Rüstungen, welche Oranien im Sommer 1568 betrieb, fanden nicht nur in den clevischen Städten, sondern wahrscheinlich selbst in der unmittel-

baren Nähe des Herzogs Unterstützung und Begünstigung [1]). Ebenso weigerte sich der letztere, der Aufforderung Albas zum Eintritt in den „Landsberger Bund“ zu folgen. Aber bald veränderte sich die Situation, und obwohl sich die clevische Politik unter dem Einfluſs der Stände noch längere Zeit in antirömischem Sinne bewegte, so war der Herzog durch seine katholischen Räte, besonders Werner von Gymnich, Ostern 1570 für die Sache des Katholicismus gewonnen, denn er trat jetzt offen zu demselben über. Aber unbeirrt durch die Wünsche der Regierung fuhren die Städte in ihrer bisherigen Haltung fort; zustatten kam ihnen dabei die Haltung des Grafen von Neuenahr, der die Grafschaft Mörs reformiert hatte, trotz der Feindschaft des Hofes gegen den Calvinismus griff letzterer zusehends um sich, und die Generalsynode der Reformierten in Emden setzte 1571 fest, daſs die Gemeinden Wesel, Emmerich, Goch, Rees, Gennep zu einer besondern Classis vereinigt werden sollten, und am 29. Juli fand in Wesel die erste Classikalsynode statt. Allein es konnte nicht fehlen, daſs die katholische Strömung vom Hofe in stets weitere Kreise der Bevölkerung drang, und die in den folgenden Jahren rasch auf einander folgenden Gewaltmaſsregeln zur Wiederherstellung der alten Kirche führten denn auch zu dem von Rom ersehnten Ziel; nur Wesel, Soest und einige gröſsere Gemeinden leisteten erfolgreichen Widerstand; aber es springt auch in die Augen, daſs die späteren Erfolge der aufständischen Niederländer den rheinischen Protestanten zugute kamen [2]).

1) In seinem Brief vom 3. November 1568 aus Rom rät Granvella dem König kurzweg, die Staaten der Rheinfürsten, welche fortfahren, Oranien zu begünstigen, zu besetzen und letztere als Häretiker und Rebellen zu behandeln. „Corr. du Card. de Granv.“ III, 393.

2) Vgl. „Publikationen aus den K. Preuſs. Staatsarch.“, 9. Bd. Keller, Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein,

Oranien hatte es an Versuchen nicht fehlen lassen, die öffentliche Meinung in Deutschland zugunsten der Provinzen aufzuregen. Im Dezember 1566 waren Abgeordnete der Konsistorien nach Heidelberg gekommen, und dem schwäbischen Kreise, der im Januar 1567 zusammenkam, trugen sie ihre Klagen vor [1]). Die Abneigung gegen die Calvinisten war infolge des Bildersturms bei den lutherischen Fürsten zwar vermehrt vorden, und wenn sie sich zu einer thatkräftigen Unterstützung Oraniens auch nicht entschliefsen konnten, so durchkreuzten sie doch häufig die von Spanien beim Kaiser gemachten Schritte. Als dieser am 5. März 1567 von Prag aus ein Mandat erliefs, in welchem er die Gestattung der Werbung vonKriegsvolk für Spanien auseinander setzte, beantwortete Herzog Christoph von Württemberg die kaiserliche Aufforderung mit einer ausführlichen Weigerung, denn, „wenn über das jetzige, von der Statthalterin bereits angenommene Kriegsvolk auf das Eurer Majestät Mandate noch mehr oberdeutsch Kriegsvolk zusammt dem hispanischen und welschen, so allbereits in dem Herauszug sein soll, alles in den Niederlanden zusammenkommen soll, so ist höchlich zu befahren, dafs nicht allein die Sektirischen und ungehorsame Schuldige (Calviner und Bilderstürmer), sondern auch sie, die armen Christen gemeint und ihnen die hispanische Inquisition wider ihr Gewissen aufgedrungen werden“ [2]). So wie Württemberg dachten viele andere deutsche Fürsten; seine Erklärung war der Ausdruck der öffentlichen Meinung, die sich im Reiche gebildet hatte. Am 20. Mai desselben Jahres legten Abgesandte der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, des Markgrafen von Brandenburg, des Herzogs von Württemberg, des Landgrafen von Hessen und des Markgrafen von Baden

p. 17—40. 130—156 (besonders die Korrespondenz Albas mit dem Herzog) und 163—177.

1) „Archives“ III, 9.

2) Koch, Quellen I, 258.

bei der Statthalterin, die damals gerade in Antwerpen war, Fürbitte für die Augsburger Konfessionsverwandten ein, und welche Sprache man hier zu führen wagte, geht aus der Instruktion der Gesandten hervor, in welcher offen von dem Aberglauben, Greuel, Irrtum und Abgötterei, die im Papsttum eingerissen, gesprochen wird [1]).

Der Vertrag von 1548, durch welchen die Stellung des burgundischen Kreises, also der Niederlande, zum Reiche fixiert werden sollte, zeigte sich jetzt in seiner dehnbaren Unbestimmtheit. Während Oranien die Ansicht vertrat, daſs die Niederlande den Gesetzen und Beschlüssen, sowie der Iurisdiktion des Reiches unterworfen seien, meinte Granvella, daſs Karl V. damals diese in den Reichsverband aufgenommenen Provinzen der Jurisdiktion des Reiches entzogen habe, wofür er sich zur Entrichtung jährlicher Beiträge in die Reichskasse verpflichtet habe, und der Kardinal rät deshalb dem König, diese Beiträge weiter zu bezahlen [2]), um dem Prinzen und seinen Anhängern keine Gelegenheit zu geben, ihrer Meinung weiteren Eingang zu verschaffen. Vor allem aber stehe fest, daſs die Seigneurs der Niederlande dem Reichskammergericht nur in zwei Punkten, nämlich hinsichtlich ihrer Geldbeiträge und im Falle des Landfriedensbruchs unterworfen seien [3]). Die Mediation der Kurfürsten (vgl. Schluſs des folg. Kap.) zeigte, daſs bei diesen eine andere Ansicht über die Auslegung des Vertrags von 1548 herrschte.

1) „Archives" III, 80—97. „Corresp. de Phil." I, 558.

2) Dieselbe Ansicht vertrat auch Alba dem König gegenüber. „Corresp. de Phil." II, 92. 93. 118.

3) „Corresp. du Card. de Granv." III, 561.

Zweites Kapitel.

Thätigkeit des Blutrats. Hinrichtungen. Egmonts und Hoornes Prozeſs. Oranien ergreift die Waffen. Heiligerlee. Hinrichtung der Grafen. Jemgum. Niederlage Oraniens. Mediation der Kurfürsten.

I.

Vom Oktober bis 19. Januar 1568 war Alba in Antwerpen gewesen, und alsbald nach seiner Ankunft in Brüssel wurden Oranien, Ludwig von Nassau, Brederode, Culemburg und van den Berg sowie Montigny im Namen des Herzogs vor den Blutrat gefordert, um bei Strafe der Güterkonfiskation innerhalb dreimal vierzehn Tagen zu erscheinen und sich wegen Majestätsbeleidigung und Empörung zu verantworten. In der zehn Artikel enthaltenden Anklage gegen Oranien wird ihm, der doch Antwerpen vor einem gräſslichen Blutbad, und damit die Stadt der Regierung gerettet hatte, zum Vorwurf gemacht, daſs er die Ketzerei hier ermutigt und den Reformierten Freiheit des Gottesdienstes gegeben habe. Die Antwort des Prinzen war kurz, aber entschieden: er verwarf die Zuständigkeit des von Alba eingesetzten Gerichtshofes, erklärte sich jedoch bereit, vor dem Kaiser und den Kurfürsten des Reiches oder vor den Vliesrittern zu erscheinen [1]).

Als Oranien auſser Landes ging, hatte er seinen Sohn aus erster Ehe, den Grafen Philipp van Büren, in Löwen an der Universität zurückgelassen. Es ist wohl nicht anzunehmen, daſs er dies im Vertrauen auf die Unantast-

1) Bor IV, 220—224. Gachard, Notice sur le Conseil des Troubles, p. 10. 11, und „Archives“ III, 171.

barkeit der Universität gethan habe, vielmehr rechnete er vielleicht darauf, daſs seinem noch keines Vergehens schuldigen Sohne das dem Vater konfiszierte Erbgut erhalten bleibe. Der Gedanke, sich des jungen Grafen zu bemächtigen, scheint zuerst in Granvellas Kopf gewachsen zu sein [1]). Am 13. Februar schrieb Alba an den Grafen von Büren, daſs der König sehr erfreut sein würde, ihn bei sich zu sehen und ihn zu seinem Dienste heranzubilden, und der Überbringer des Briefes, der Herr von Chassey, hatte zugleich die Verpflichtung, den Jüngling nicht mehr aus den Augen zu lassen, ihn jedoch gut und freundlich zu behandeln, damit er seine Reise nach Spanien nicht als eine Verhaftung, sondern als eine Spazierfahrt ansehe. Ende Februar wurde die Reise angetreten, und am 27. März landete der Graf schon an der spanischen Küste. Ein Protest der Löwener Universität blieb natürlich resultatlos, der Sohn des Schweigers wurde aber vom König sehr freundlich aufgenommen und ausgezeichnet behandelt. Als er in späteren Jahren wieder in die Niederlande kam, war er durch und durch ein Spanier geworden; die bigott katholische Erziehung, die man ihm hier gegeben, hatte ihn dem Vaterlande entfremdet.

Die Schreckensherrschaft hatte sich nunmehr auf das ganze Land gelegt. Die Bevölkerung war wie gelähmt, wer sich abends niederlegte, erwartete mit Unruhe den folgenden Morgen, denn niemand konnte wissen, ob ihn nicht ein unbedachtes Wort vor den Blutrat bringen, ob nicht sein Hab und Gut einen Neider zur Denunziation verlocken würde. Die Henker hatten volle Arbeit. „Es ist eine ermüdende und abstoſsende Aufgabe“, sagt Motley [2]), „die vergilbten, drei Jahrhunderte alten Register durchzugehen, um die Namen von Tausenden unbekannten Schlachtopfern wieder ans Licht zu ziehen.“ Am 4. Januar

1) „Corresp. de Phil.“ I, 596.
2) Motley II, 241.

war über 80 Einwohner von Valenciennes das Todesurteil gesprochen worden, und am 5. März verfielen nicht weniger als 1700 Opfer dem Scharfrichter, am 30. März wurden 35 in verschiedenen Orten Flanderns zum Schafott geführt; kleinere Orte, wie Gorkum, Edam, Middelburg, verloren dutzendweise ihre Bürger. War Reichtum an sich schon eine Gefahr für den Besitzer, so schützte auch Armut keinen vor der Verfolgung; nicht nur Männer von altem Adel und Stadtbürger von persönlichem Ansehen, sondern selbst Dienstboten, Frauen und Bauern standen auf den Listen des Blutrats. Am 21. Februar erging der Befehl, am 3. März — es war gerade Aschermittwoch — eine Hetzjagd anzustellen; alles, was nur irgendwie verdächtig war und sich an den Unruhen des vorigen Jahres in irgendwelcher Weise beteiligt hatte, sollte mitten in der Nacht aus dem Bett gerissen und gefangen genommen werden. Doch blieb das Resultat der Razzia noch hinter den Erwartungen des Herzogs zurück, obwohl an die 500 seinen Häschern in die Hände gefallen waren. Nach der Berechnung Albas würden nach Ostern 1568 noch weitere 800 Köpfe fallen, und dennoch war er mit der Thätigkeit des Blutrates noch nicht zufrieden [1]). Um zu verhindern, dafs die nach dem Richtplatz geführten Schlachtopfer noch an die Zuschauer Ermahnungen und Ansprachen richteten, wurde den Delinquenten die Zungenspitze mit einem glühenden eisernen Ring gebrannt, damit sie anschwelle und so das Reden unmöglich gemacht werde! [2])

Das Auftauchen von Räuberbanden ist nicht nur das Symptom der Anarchie, sondern auch einer unerträglich gewordenen und Leben und Eigentum ebenso wie jene

1) „Corresp. de Phil." II, 23.

2) Das dazu gebrauchte Instrument wurde vor verschiedenen Jahren in einer Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften in Amsterdam vorgezeigt.

willkürlich gefährdenden Gewaltherrschaft. Aus den Wäldern des südwestlichen Flanderns überschwemmten die Busch- oder wilden Geusen das Land, wahrscheinlich Überbleibsel der bei Waterlots und Lannoy geschlagenen calvinistischen Haufen, die jedoch bald durch Zuzüge französischer Hugenotten verstärkt wurden, ja selbst aus England Geld und Mannschaften erhielten; von selbst versteht sich, dafs sich ihnen auch viele derjenigen anschlossen, welche guten Grund hatten, mit dem Blutrate nicht in Berührung zu kommen. Besonders hatten sie es auf Geistliche und Klöster abgesehen. Ersteren wurden Ohren und Nasen abgeschnitten und sie selbst an den Schweifen der Pferde zu Tode geschleift; es kam auch häufig vor, dafs sie die Geistlichen bis an den Hals in den Boden gruben und die Köpfe derselben zum Ziele ihrer Kegelkugeln machten. Am 27. März erliefs Alba ein Edikt, durch welches jedermann berechtigt wurde, die Buschgeusen, deren man habhaft werden konnte, ohne alle Förmlichkeiten niederzumachen, aber erst durch die Organisierung fliegender Kolonnen wurde ihrem Treiben Einhalt gethan, bis sie später wieder, aber in furchtbarerer Gestalt, auf dem Kampfplatz erschienen. Ein Anschlag einiger Edelleute auf das Leben Albas selbst, der im Kloster von Grœnendaal im Walde von Soigines ermordet werden sollte, wurde verraten, und einer der Mitverschworenen starb am 13 Juni auf dem Viehmarkte in Brüssel eines qualvollen Todes [1]).

Ob ein im Frühjahr dieses Jahres bekannt gewordenes Schriftstück, in welchem durch einen Beschlufs der spanischen Inquisition alle Niederländer mit nur ganz wenigen Ausnahmen der Häresie überführt und zum Tod verurteilt wurden, als untergeschoben oder echt anzusehen ist, ist für die Beurteilung der allgemeinen Lage höchst gleichgültig [2]); es bedurfte dieser Formalität auch nicht,

1) „Corresp. de Phil." II, 24. 25; v. Meteren III.

2) Vgl. Holzwarth, Abfall II, 535. Überdies schweigen

da Alba und der Blutrat in den Niederlanden genau ebenso oder noch viel ärger wüteten als die Inquisition in Spanien.

II.

Die beiden verhafteten Grafen waren indessen in Gent in strengem Gewahrsam gehalten worden. Erst zwei Monate nach ihrer Gefangennehmung gab Alba den Befehl zum Anfang des Prozesses [1]), mit dessen Führung Vargas und del Rio und Praets beauftragt waren. Viermal wurde jeder von ihnen vernommen, wobei sie die Fragen sofort und mündlich und ohne den Beistand eines Rechtsgelehrten zu beantworten hatten; dem Sekretär Egmonts, Bakkerzeel, hatte man indessen auf der Folter Geständnisse abzupressen versucht. Am 10. Januar bekamen die Gefangenen eine Abschrift der gegen sie erhobenen Beschuldigungen, die Anklageschrift gegen Egmont enthielt 88, die gegen Hoorne 63 Artikel, und es wurde ihnen aufgegeben, innerhalb 5 Tage, und zwar wieder ohne Rechtsbeistand, schriftlich darauf zu antworten. Sie fügten sich, und jetzt erst wurde ihnen gestattet, ihre Verteidiger zu wählen. Letztere durften aber nur in Gegenwart besonderer, vom Herzog angewiesener Personen ihre Klienten sprechen. Wie zum Hohn hatte man den Angeklagten noch das Zugeständnis gemacht, dafs sie Bevollmächtigte zum Beibringen von Entlastungszeug-

Philipp und Alba in ihren Briefen vollständig über die Sache, die nur von Hooft, Bor und van Meteren vermeldet wird.

1) Vgl. über diesen Prozefs: Gachard, Notice sur le Conseil des Troubles; Bavay, Procès du Comte d'Egmont; Th. Juste, Le comte d'Egmont et le comte de Hornes; „Interrogatoires d'Egmont“ bei Reiffenberg, Corresp. de Margu. d'Autriche. Mit grofser Ausführlichkeit behandelt Bor im 4. Buch seiner „Nederlandsche Oorloghen“ den Prozefs.

nissen wählen könnten; aber kaum waren diese ernannt und schickten sich eben an, das notwendige Material zu sammeln, als vom Herzog der Befehl kam, die Untersuchung als geschlossen zu betrachten und keine weitere, weder mündliche noch schriftliche Beweisführung mehr zuzulassen; auch die Einsicht der Prozefsakten wurde den Verteidigern rundweg verweigert. Am 1. Juni wurden diese dem Herzog vorgelegt, der sie, wie er selbst versicherte, nach drei Tagen schon durchgelesen und in der Weise untersucht hatte, dafs am 4. Juni das Urteil gefällt werden konnte. Dasselbe, von Hessels redigiert, lautete dahin, dafs die beiden Grafen wegen Teilnahme an der Verschwörung Oraniens und anderer, wegen Unterstützung der Sektierer zum Nachteile der katholischen Religion und des Königs des Verbrechens des Hochverrates schuldig, infolge dessen durch das Schwert zu richten, ihre Köpfe zum abschreckenden Beispiele auf einem öffentlichen Platze aufzustecken und ihre Güter zum Vorteile des Königs einzuziehen seien. Die grenzenlose Hast, mit der die Sentenz gefällt und vollzogen wurde, hatte ihren Grund in den wichtigen Ereignissen, die indessen im Norden und Süden des Landes sich vollzogen; denn Oranien stand mit bewaffneter Macht an der Maas, und Ludwig von Nassau war in Friesland eingefallen.

Wer sich die Mühe nimmt, die Verhörsprotokolle und den Anklageakt nur oberflächlich zu durchfliegen, wird in dem ganzen Verlaufe des Prozesses nichts anderes finden als die Aufführung einer Komödie, bei der es sich nur um die äufsere Wahrung des gerichtlichen Anstandes der Welt gegenüber handelte. Denn das Todesurteil der beiden Grafen war schon in Spanien vor der Abreise Albas vom König unterzeichnet worden. Der Rat des erstern, „man müsse den Schuldigsten den Kopf abschlagen", hatte also schliefslich doch die Oberhand behalten. Einen grofsen, wenn nicht den gröfsten Teil der Schuld tragen aber entschieden Granvella und Margareta.

Schon oben (S. 120) wurde darauf hingewiesen, wie der Kardinal niemals versäumte, alle ihm zu Ohren gekommenen Gerüchte über die Seigneurs, und mochten diese den Stempel albernster Erfindung noch so ausgeprägt an der Stirne tragen, mitzuteilen und so den von Natur schon mifstrauischen und argwöhnischen Philipp in eine mit jedem derartigen Berichte sich steigernde Erbitterung hineinzuhetzen. Die Krone hat er aber seinen Verleumdungen entschieden durch seinen Brief vom 29. April 1567 an den König aufgesetzt, wo er sagt, die Statthalterin werde es wohl nicht unterlassen haben, dem König die Abschrift eines Schreibens mitzuteilen, das vom Prinzen von Oranien, vom Grafen von Neuenahr und anderen bei Gelegenheit einer Taufe in Hoogstratens Hause an Egmont gerichtet worden sei [1]). Mit beiden Händen griff der König nach dieser neuen Verdächtigung; aber Granvella mufs dann erklären, der Brief sei nicht von Oranien, sondern von Egmont geschrieben, und letzterer sage darin, ihre Pläne seien entdeckt, der König waffne sich, man könne ihm für den Augenblick nicht widerstehen, sie müfsten sich also verstellen und für ihr Vorhaben bessere Zeiten abwarten. Widerlich und unangenehm mufs deshalb auch das von Granvella zur Schau getragene Mitleid mit Egmont und seine Versicherung berühren, dafs er bis zu seinem Abgange aus den Niederlanden nichts bei dem Grafen bemerkt habe, was gegen die katholische Religion oder den Dienst des Königs verstofsen hätte. Eifrige Handlangerdienste wurden dem Kardinal dabei von Morillon geleistet, der in seinen zahlreichen Briefen, die Granvella dem König vorlegte, mit dem Eifer eines bezahlten Spions die geringfügigsten Dinge über das Thun und Lassen der Seigneurs berichtet, dabei aber nie er-

1) „Corresp. de Phil." I, 531. 555. 561. 595. Ferner „Papiers d'Etat" VIII, 75. 76. 89. 93. 94. „Corresp. du Card. de Granv." II, 606.

mangelt, auf alles den Schatten des Verdachtes fallen zu lassen [1]). In kaum günstigerem Lichte erscheint Margareta. Kein einziger ihrer geheimen Berichte ging nach Madrid, in dem sie nicht über den aktiven und passiven Widerstand der Seigneurs gegen die Ausführung der Plakate sich in Klagen erging oder alle ihr zu Ohren gekommenen Gerüchte über verdächtige Handlungen und Äufserungen derselben mitteilte. Am 27. August 1567 spricht sie die direkte Anklage des Hochverrats gegen den Grafen Egmont aus, der sich offen für die Geusen erklärt habe, und dessen älteste Tochter eine Hugenottin sei; einige Tage später spricht sie von dem Plane Oraniens und Egmonts, sich an die Spitze einer bewaffneten Macht zu stellen, im Einverständnisse mit den deutschen Fürsten die Augsburgische Konfession im Lande einzuführen und das Land unter Oranien, Egmont und Hoorne zu verteilen; dieses Teilungsprojekt wird einige Monate später von ihr noch einmal aufs Tapet gebracht, nachdem sie vorher geradezu den Verdacht ausgesprochen hatte, Egmont wolle Valenciennes in die Hände der Franzosen spielen. Ja sie giebt ihm indirekt die Schuld an dem Bildersturme in Flandern, „wo einen Tag nach seiner Abreise die Kirchen zerstört worden seien". Noch ärger als Egmont kommt Hoorne weg, dem namentlich die Errichtung der Liga gegen den Kardinal, sein Auftreten in Doornik und sein Umgang mit Villers, Esquerdes und anderen Hugenotten vorgeworfen

1) Vgl. „Corresp. du Card. de Granv.", 2. Bd. Morillon war der Vertraute des Kardinals und starb als Bischof von Doornik. Man nannte ihn das doppelte Alphabet, weil er doppelt so viele Präbenden hatte, als dieses Buchstaben zählte. Aus seinen Briefen an den Kardinal erscheint sein Charakter in nicht gerade günstigem Lichte. Er ist geschwätzig, in hohem Grade augendienerisch, schadenfroh und fanatisch-grausam gegen Häretiker. Als Egmont und Hoorne ihrer Verurteilung entgegensahen, schrieb er an Granvella die ihn charakterisierenden Worte: „Die Gefangenen werden so dick wie Kapaunen." „Corresp. du Card. de Granv." III, 171.

wird [1]). Geradezu eine bewufste schamlose Lüge war es aber von ihr, wenn sie dem Könige im Anfange des Jahres 1567 mitteilte, Egmont habe gesagt, er werde die Waffen nicht ergreifen, um nicht den Vertrag zu verletzen, den er mit den Sektierern seiner Provinz geschlossen habe! Und Philipp wufste, dafs seine Schwester in ihren geheimen Korrespondenzen ihm den wahren Sachverhalt mitzuteilen pflegte, den sie in ihren offiziellen Berichten häufig oder in der Regel verdrehen zu müssen glaubte.

Eine der hervorragendsten Eigenschaften im Charakter des Königs war seine Unversöhnlichkeit. Eine Beleidigung vergafs er niemals, wiewohl er seine Gereiztheit zu verbergen wufste, bis er für ihren unbarmherzigen Ausbruch den günstigsten Zeitpunkt gekommen achtete. Man sagte deshalb auch in Spanien, dafs vom Lächeln des Königs bis zum Schafott der Abstand nicht gröfser sei als die Breite eines Messerrückens. Als Egmont aus Spanien zurückkam und die hämischen Bemerkungen Oraniens über das Resultat seiner Mission hinnehmen mufste, behauptete er ärgerlich im Staatsrat, der König habe ihn getäuscht und habe ihm ganz andere Zusagen gemacht. Er zieh also seinen Souverän der Lüge! Dieser brauchte ohnedies nur an Egmonts Haltung gegen Granvella, an die Narrenkappen, an so viele unvorsichtige Äufserungen und Handlungen desselben zu denken, deren Spitze doch immer gegen Spanien und den König gerichtet war, und es wird ihm dann keine besondere Überwindung gekostet haben, sein Verderben zu beschliefsen. Gegen solche Dinge konnten St. Quentin und Grevelingen nicht mehr in die Wagschale fallen. Und was Hoorne betrifft, so war dieser zwar kein Freund des wüsten Geusentreibens, aber er machte auch aus seiner Abneigung gegen Spanien und den König durchaus kein Hehl. Denn in des letzteren

1) „Corresp. de Phil.“ I, 452. 455. 457. 458. 466. 473. 514.

Dienst hatte er sich finanziell ruiniert, und während der König den andern Seigneurs ab und zu ein reiches Geldgeschenk oder einen Jahrgehalt zukommen liefs, murrte Hoorne laut darüber, dafs er noch nie einen Maravedi gesehen habe. Unmöglich konnte es Philipp auch vergessen, dafs vor der Ankunft der Konföderierten in Brüssel Hoorne den Vorschlag machte, dem Könige die Insignien des Vliesordens zurückzuschicken, um sich die Freiheit, den Umständen gemäfs zu handeln, für alle Fälle zu wahren. Dazu kamen noch seine verletzenden Äufserungen gegen die Schwester des Königs und der sichtliche Groll, mit dem er der Öffentlichkeit und dem Dienste Philipps den Rücken wandte und sich in seine Einöde nach Weert zurückzog.

Vom Anfange des Prozesses an hatten die Gefangenen gegen die Unzuständigkeit des Blutrates protestiert, und wenn sie auf die ihnen vorgelegten Fragen dennoch antworteten, so hatten sie dies nur gethan, weil ihnen im Weigerungsfalle mit einer sofortigen Verurteilung in contumaciam gedroht worden war.

Als Bürger von Brabant berief sich Egmont auf das durch die „Blyde Inkomst“ jedem Brabanter gewährleistete jus de non evocando, und Philipp hatte ja als Herzog von Brabant die Blyde inkomst beschworen. Graf Hoorne konnte als Stand und Graf des Reiches das Recht beanspruchen, nur von seinesgleichen, den Kurfürsten und Ständen des Reichs gerichtet werden; als Ritter des Goldenen Vlieses beriefen sich beide auf die Statuten dieses Ordens, dessen Mitglieder ebenfalls nur vor einen aus Vliesrittern gebildeten Gerichtshof citiert und von diesem abgeurteilt werden konnten.

Unter denen, welche für die Gefangenen sich verwendeten, steht in erster Linie Kaiser Maximilian. Am 20. Oktober 1567 schrieb der letztere dem König, wies auf die grofsen Verdienste Egmonts hin, erinnerte ihn an die vornehme Verwandtschaft des Grafen und an die

Reichsangehörigkeit Hoornes [1]), und verlangte, daſs die beiden Grafen als Vliesritter sich auf freiem Fuſse verantworten könnten. Der Kaiser wiederholte seine Vorstellungen, auch die Herzoge von Baiern und Lothringen thaten ein Gleiches, aber Philipp gab keine Antwort, ermahnte vielmehr Alba zur Beschleunigung des Prozesses, nach dessen Beendigung sich die Welt, wie der König meinte, von selbst beruhigen werde [2]). In der unermüdlichsten Weise war die unglückliche Sabine von Egmont, die Schwester des Pfalzgrafen, für den Gemahl thätig. Sie wandte sich an den Kaiser, an ihren Bruder und an Alba, sie schickte einen der treuesten Anhänger ihres Mannes nach Spanien, um beim König, der Königin, bei Ruy Gomez, bei dem Beichtvater Philipps, bei Tisnacq und bei Hopper die nötigen Schritte und Vorstellungen zu thun — aber der König lieſs den Abgesandten, weil Alba zu seiner Reise keine Erlaubnis gegeben, nicht einmal zur Audienz zu! Auch die Staaten von Brabant zog Sabine in ihr Interesse, und diese protestierten denn auch bei Alba, freilich in sehr demütiger, nichtssagender Weise gegen die Verletzung ihrer Privilegien; aber um diese kümmerten sich Alba und Vargas ebenso wenig, als der König um die Ermahnungen des Kaisers.

Gröſsere Schwierigkeit machten die Statuten des Vliesordens. Diese sprachen deutlich genug; der Orden hatte das ausschlieſsliche Recht, über alle Vergehen und Verbrechen seiner Mitglieder zu richten. Und dieses Recht war bis jetzt auch in seinem vollen Umfange respektiert worden. Karl V. hatte noch im Jahr 1531 ausdrücklich festgestellt, daſs kein Ordensmitglied, selbst im Falle der Majestätsbeleidigung, vor ein anderes Gericht, als das des

1) Diese wurde vom Blutrat und von Granvella bestritten. Die Grafschaft Hoorne war ein Lehen des Bistums Lüttichs, also ein Afterlehen des Reichs. „Corresp. du Card. de Granv.“ III, 394. 561.

2) „Corresp. de Phil.“ I, 588, II, 18.

Ordens geladen werden könne, und die Statthalterin hatte es nicht gewagt, den Ordensherold Hammes, der nicht einmal Ritter, sondern nur Beamter des Ordens war, und der sich durch seine Thätigkeit beim Zustandekommen des Kompromisses und seine offene Unterstützung der Reformierten das Mifsfallen der Regierung zugezogen hatte, verfolgen zu lassen, obgleich sie gar zu gerne seine „Bosheit“ geahndet hätte. Zwar wurde von Mansfeldt ein schwacher Versuch gemacht, den Herzog an die Privilegien des Ordens zu erinnern, allein dieser erklärte, dafs der König nach reiflicher Überlegung so gehandelt habe, und dafs sich die Mitglieder des Ordens ohne weiteres zu unterwerfen hätten. Übrigens hatte Alba hier ziemlich leichtes Spiel; die Privilegien des Ordens zugunsten der beiden Grafen waren hauptsächlich von auswärtigen Mitgliedern desselben angerufen worden, in den Niederlanden selbst waren im Anfang des Jahres 1568 nur drei Ritter anwesend: Mansfeldt begleitete seine vormalige Gebieterin, Aremberg war in Frankreich, Meghen lag krank, nur Berlaymont, Aerschot und Viglius, der Ordenskanzler, waren übrig. Allein der zweite hatte den Mut, für die Privilegien des Ordens zu sprechen, Berlaymont und Viglius waren auch hier die dienstfertigen Handlanger der Regierung; ja der letztere hatte sich dem Auftrage unterzogen, in den Büchern und Gesetzen des Ordens Vorbilder aufzusuchen, durch welche die Gefangennehmung und das Prozefsverfahren gerechtfertigt werden könnte. Und Viglius scheint in der That auch gefunden zu haben, was der König, Alba und Vargas wünschten, und es hiefs nun, dafs die Statuten des Ordens auf das Verbrechen des Hochverrates, dessen die Grafen angeklagt waren, gar nicht anwendbar wären. Der weitere staatsrechtliche Gesichtspunkt, dafs der König hier nicht als Ordenshaupt, sondern als Landesherr in Betracht kommen müsse, wird wohl ebenfalls von Viglius aufs Tapet gebracht worden sein. In diesem Sinne sprach sich auch

Alba dem Verteidiger Egmonts gegenüber aus, und er konnte eine ihm am 20. Dezember 1567 ausgestellte, aber auf den 15. April zurückdatierte Vollmacht des Königs vorlegen, daſs er zur Verfolgung eines jeden, und wäre er auch Ordensritter, ermächtigt sei.

Während des ganzen Prozesses waren es eigentlich nur zwei Männer, welche zugunsten der Gefangenen ihre Stimme erhoben und gegen das ganze Verfahren protestierten. Der eine ist Claude Bellin aus Burgund, ein Verwandter Granvellas. Er trat mit der Forderung auf, daſs die Fragen an die Gefangenen einfacher gestellt würden, daſs man sich an die wesentlichen Anklagepunkte halte und nicht verschiedenartige Dinge zusammenwerfe, wodurch eher ein Unschuldiger verstrickt, als das Verbrechen eines Schuldigen zu Tage gebracht würde, und daſs endlich die Verhörsprotokolle dem versammelten Rate mitgeteilt werden sollten. Der andere ist Peter d'Asset, der Präsident des Hofes von Artois, der von dem Grundsatze ausging, daſs, seit Egmont im Jahr 1567 den neuen Eid abgelegt hatte und derselbe angenommen worden war, er auch nicht mehr wegen der vor der Eidesablegung verübten Handlungen verfolgt werden könnte; überdies drang er darauf, daſs nach allgemein feststehenden Rechtsgrundsätzen bei einer Anklage auf Hochverrat nichts unterstellt werden dürfe, und daſs die Beweise klar und überzeugend sein müſsten. Am Ende seines Rechtsgutachtens dringt daher d'Asset auf die Freisprechung Egmonts, der weit eher eine Belohnung als eine Strafe verdient habe [1]. Bellin sowohl wie d'Asset wurden ihrer freimütigen Sprache wegen vom Herzog aus dem Blutrate entfernt.

Indessen hatten sich aber andere Ereignisse vollzogen, welche das Schicksal der beiden Grafen beschleunigten.

1) Van der Vynckt (Ausg. von 1822), Histoire des troubles des Pays-bas, p. 321 sqq. Ferner: de Bavay, Procès du comte d'Egmont, p. 106. 141. 201. 244 sqq.

III.

Für jeden andern, als für Oranien, wäre die Lage eine hoffnungslose gewesen, und kein anderer hätte es gewagt, mit kühnem Mute wieder auf den Schauplatz zu treten, wo der Boden offenbar unter den Füfsen wankte. Allein jetzt gerade entwickeln sich bei ihm die schönsten Eigenschaften des Mannescharakters, unbeugsamer Mut, starkes Ausharren in der verzweifeltsten Lage und heldenmütiges Dulden der schwersten Schicksalsschläge, zur herrlichsten Blüte. „Saevis tranquillus in undis" war auch sein Wahlspruch.

Es kostete ihn keine grofse Mühe, die Sympathieen in Deutschland, wo der spanische Name ohnedies verhafst genug war, zu gewinnen. Besonders Herzog Christoph von Württemberg war für die Sache des Prinzen thätig, und seine Brüder Ludwig und Adolph entfalteten ihren Eifer bei den verschiedenen Höfen. So energisch wurde die Bearbeitung der öffentlichen Meinung betrieben, dafs, als im Frühjahr 1568 der Kurfürst von der Pfalz 150000 Dukaten konfiszierte, welche Florentiner und Genueser Kaufleute, die zur Frankfurter Messe gingen, für Alba mitgebracht hatten, ein Jubelschrei durch das Reich ging. Im März hatte Oranien seine Rüstungen schon so weit gebracht, dafs er an die Eröffnung der Feindseligkeiten denken konnte. Zu seinem Unternehmen brauchte er nach seiner Schätzung die Summe von 200000 Kronen; die Hälfte davon brachte er mit seinen Verbündeten selbst auf, indem er 50000, Hoogstraten 30000, Graf Ludwig 10000, der Graf von Culemburg 30000, der Graf van den Berg 30000, der Graf von Neuenahr 10000, Hoornes Mutter 10000 Gulden gaben; die andere Hälfte war von Antwerpen, Amsterdam, Leyden, Haarlem, Middelburg, Kissingen und von nach England geflohenen Kaufleuten versprochen worden. Johann von Nassau verpfändete seine Güter, und der Prinz selbst ver-

kaufte seine Juwelen und sein Silbergeräte. Am 6. April unterzeichnete er den Bestallungsbrief seines Bruders Ludwig, der darin ermächtigt wurde, Truppen zu werben. „Um unsere Liebe zu dem Fürsten und seinen Provinzen zu zeigen, um die Verwüstung zu verhindern, die dem Lande von der Grausamkeit der Spanier droht, um die von seiner Majestät und seinen Vorgängern beschworenen Privilegien zu schützen, um die Ausrottung der Religion durch die Plakate zu verhindern, um die Söhne und Töchter des Landes vor schmählicher Sklaverei zu retten — haben wir unsern vielgeliebten Bruder Ludwig von Nassau beauftragt, so viel Kriegsvolk anzuwerben, als er für nötig finden wird." [1]) Man sieht, die Vasallentreue gegen den König wird in dem Schriftstück vom Prinzen äußerlich festgehalten, ganz ebenso, wie viele Jahre später die Stiftungsurkunde der Universität Leyden ebenfalls im Namen Philipps ausgefertigt wurde. In allen Städten Nordhollands hatte der Prinz seine Vertraute und Agenten, die ihre eingehenden Instruktionen erhielten, besonders wurde ihnen aufgegeben, die Katholiken so gut als möglich zu schonen, damit auch sie an allen Lasten bereitwillig mittragen möchten [2]).

Da sich verschiedene Fürsten für Oranien beim Kaiser verwendet hatten, so war von diesem der Wunsch ausgesprochen worden, daß er sich gegen die Anklagen Albas rechtfertigen sollte [3]). Er that dies auch in einem längeren Schriftstück, „Apologie", „Rechtfertigung" genannt, in der zwar dem Rate des Landgrafen von Hessen gemäß Philipp sehr schonend und glimpflich behandelt, dagegen alle Schuld an den niederländischen Wirren auf Granvella geworfen wurde. Das Aktenstück trat aber

1) Bor IV, fol. 165 und „Corresp. de Phil." II, 25 (confession de Jean de Montigny, seigneur de Villers); und „Corresp. du Card. de Granv." III, appendice.

2) „Archives" III, 196.

3) Ibid. III, 185.

erst Anfangs Juni in die Öffentlichkeit, als die militärische Aktion schon in vollem Gange war.

Genial und meisterhaft war der Feldzugsplan entworfen: drei Heerhaufen sollten zugleich in die Niederlande einfallen, während er selbst in der Nähe von Cleve den richtigen Moment zu einem vierten Angriff abwarten wollte. Sein Bruder Ludwig sollte in Friesland, Hoogstraten und infolge dessen Erkrankung Jean de Montigny, Herr von Villers, in Brabant, und Cocqueville, ein calvinistischer Edelmann aus der Normandie, in Artois einfallen, während van den Berg nördlich von Villers ebenfalls die Maas überschreiten und die Verbindung zwischen den beiden letzteren vermitteln sollte. Allein der Feldzug war verloren, ehe die Feindseligkeiten recht eröffnet waren. Es war ein grofser Fehler, dafs die Operationen der verschiedenen Heerhaufen nicht gleichzeitig begannen, und wenn der konzentrische Vormarsch gelungen wäre, so hätte Alba im Herzen des Landes zu einer Entscheidungsschlacht gezwungen werden können. Ein zweiter Fehler war die Folge verkehrter Berechnungen. Oranien täuschte sich über die Stimmung des Landes, er hatte vergeblich gehofft, dafs das ganze Volk allenthalben sich erheben werde, wo sich einer seiner Heerhaufen zeigen würde. Nur so erklärt sich die Zersplitterung der Streitkräfte, denn wenn der Aufstand an verschiedenen Orten des Landes, von dem Volke unterstützt und weiter verbreitet, zugleich aufflackerte, so war auch Alba zur Zersplitterung seines Heeres gezwungen, und desto gröfser war dann auch die Wahrscheinlichkeit einer Vernichtung desselben. Aber das Volk, vom Schrecken niedergeschmettert, blieb teilnahmlos, und Oraniens Plan fiel deshalb auch von selbst zusammen.

Der Herr von Villers begann mit etwa 3000 Mann die Operationen und überschritt am 20. April die Grenze bei Maastricht. Ein Versuch, sich Roermonds zu bemächtigen, mufste aufgegeben werden, da spanische Trup-

pen im Anzug waren. Am 22. April kam es zwischen diesen und Villers bei Erkelenz zum Treffen, in welchem die Aufständischen beinahe 2000 Mann verloren, Villers selbst gefangen und nach Brüssel gebracht wurde, wo das Schafott seiner wartete.

Nicht besser ging es dem Truppenteile unter Cocqueville, der sich übrigens erst gegen Ende Juni in Bewegung setzte. Kaum über die Grenze gekommen, wurde er vom Grafen von Roeulx wieder zurückgetrieben und fiel bei Valery (22. Juni) dem französischen Statthalter der Picardie in die Hände; von 2500 Mann blieben kaum 300 übrig, die gefangenen Niederländer wurden der spanischen Regierung ausgeliefert und hingerichtet [1]).

Glücklicher war Ludwig in Friesland. Von Emden aus setzte sich der Graf mit einem kleinen Heere in Bewegung, „Nunc aut nunquam, recuperare aut mori!“ „Jetzt oder niemals, sterben oder gewinnen!“ war sein Schlachtruf. Nachdem er sich des Schlosses Wedde, wo Aremberg zu wohnen pflegte, sowie der Stadt Appingadam bemächtigt hatte und sein Bruder Adolph mit 200 deutschen Reitern zu ihm gestoßen war, während sich sein Haufen durch starken Zulauf aus vielen Orten des Landes täglich vermehrte, forderte er den Magistrat von Groningen auf, Abgeordnete nach Appingadam zu schicken, um mit ihm zu verhandeln, erhielt aber nur eine Summe Geldes, wofür er sich verpflichten mußte, die Stadt vorderhand nicht anzugreifen. Der Unterstatthalter Frieslands, Zegher von Groesbek, war in großer Verlegenheit, wurde aber von Alba zur äußersten Vorsicht ermahnt, der sofort den eben aus Frankreich zurückgekehrten Grafen Aremberg mit etwa 2500 Mann auserlesener Truppen abmarschieren ließ, wozu noch etwa 1500 Mann unter Meghen stießen. Beiden hatte der Herzog

1) Hooft V, 162. Bor IV, fol. 166. „Corresp. du duc d'Alve sur l'invasion du comte Louis en Frise“, p. 10 sqq.

nachdrücklich ans Herz gelegt, den Feind doch ja nicht zu gering zu achten. Am 22. Mai stand Aremberg mit seiner Streitmacht bei Appingadam dem Feinde gegenüber, ein von Ludwig abgesandter, etwa 1000 Mann starker Haufen wurde nach kurzem Gefecht in die Flucht getrieben, was die Kampflust der Spanier natürlich in höchstem Grade erregte. Ludwig zog sich zurück und nahm seine Stellung beim Kloster Heiligerlee, wohin ihm Aremberg nachrückte, während Meghen noch an demselben Tage (23. Mai) zu ihm zu stofsen versprach. Die Stellung Ludwigs war eine aufserordentlich günstige: links lehnte er sich an einen Hügel an, im Rücken hatte er einen Wald, vor sich eine weite, mit Wassergräben durchzogene und aus weichem Moorboden bestehende Fläche, der entlang ein etwas erhöhter Weg nach dem Kloster führte. Zwischen Wald und Hügel stand sein Heer in zwei Carrés formiert, die auf den Flanken durch Musketiere gedeckt waren. Aremberg, der das Terrain gut kannte und bei der günstigen Stellung Ludwigs unmöglich an einen Angriff denken konnte, wollte sich zuerst darauf beschränken, den Feind aus seiner günstigen Stellung hervorzulocken oder ihn bis zur Ankunft Meghens zu beschäftigen. Allein das Ungestüm der Spanier, die vom Erfolge des vorigen Tages noch trunken an einem schnellen und leichten Siege nicht zweifelten, und eine scheinbare Unordnung in den Reihen Ludwigs führten die Katastrophe herbei. Die Truppen stürmten vorwärts, um die feindlichen Carrés anzugreifen, gerieten aber unbedacht in das lockere Moor, wo sie widerstandslos niedergemacht werden konnten, und innerhalb zwei Stunden war die Niederlage vollkommen. Aremberg selbst mufste seine Unvorsichtigkeit mit dem Leben bezahlen, er fiel tapfer fechtend, nachdem sein Streitrofs erschossen war; aber auch Ludwigs Bruder, Adolf, war unter den Gefallenen; nach einer Version soll er von Aremberg selbst niedergehauen worden sein. 300 deutsche Kriegs-

gefangene wurden von Ludwig, nachdem sie auf drei Monate Urfehde geschworen hatten, entlassen, die Spanier aber, die den Geusen in die Hände fielen, wurden erschossen oder gehängt. Meghen, der nur eine Stunde vom Schauplatz entfernt war und das Schieſsen hörte, kam mit einem kleinen Gefolge noch rechtzeitig in die Nähe von Heiligerlee, um Zeuge der schmählichen Niederlage zu sein; es blieb ihm nichts übrig, als sich eilends nach Groningen zu werfen, um diese Stadt, den Schlüssel der nördlichen Provinzen, dem Könige zu retten. Arembergs Vliesorden wurde dem Prinzen von Oranien, der damals in Straſsburg war, übersandt [1]).

Als Alba die Nachricht von Arembergs Niederlage erhielt, war alsbald sein Entschluſs gefaſst. Er selbst wollte zur Armee abgehen, und unter seinem persönlichen Oberbefehl sollte die Scharte ausgewetzt und der Norden des Landes von den Aufständischen gesäubert werden. Aber ehe er Brüssel verlieſs, sollte das Land vor seinem Namen erzittern.

Am 28. Mai 1568 wurde das Culemburgische Haus in Brüssel, in dem seiner Zeit sich die Geusen versammelt hatten, niedergerissen und an seiner Stelle eine Denksäule errichtet, auf der eine Inschrift in lateinischer, französischer, spanischer und vlämischer Sprache verkündete, daſs dieses Haus wegen der darin angezettelten Verschwörung gegen die Religion, den König und die Provinzen dem Erdboden gleichgemacht worden sei.

An demselben Tage wurde das auf ewige Verbannung und Güterkonfiskation gefällte Urteil des Blutrates gegen Oranien, Ludwig, Hoogstraten, van den Berg, Culemburg und Brederode unter Trompetenschall in Brüssel verkündet und in allen Städten des Landes angeschlagen.

Am 1. und 2. Juni wurden 22 Hinrichtungen voll-

1) Vgl. W. Bisschop, De Slag by Heiligerlee 1568. Bor IV, 167. „Archives“ III, 220.

zogen: die zwei Brüder Batenburg aus dem geldrischen Geschlechte der Bronkhorsten, die an dem Anschlage Brederodes auf Amsterdam sich beteiligt hatten und durch den Verrat eines Schiffers dem Grafen von Meghen ausgeliefert worden waren, Maximilian Kock, Blois de Treslong und der bei Erkelenz gefangene Villers bestiegen das Schafott; das „grausame Untier“ Noircarmes, wie Hoogstraten sich ausdrückte, sah mit seinem Freunde Berlaymont der Schlächterei zu. Die gebeichtet hatten, wurden in geweihter Erde begraben, die anderen, deren Leichen am Galgen erst ausgestellt worden waren, am Wege nach Schaarbecke eingescharrt. Am 3. Juni endlich wurden Egmont und Hoorne von Gent unter starker Bedeckung nach Brüssel gebracht und im Brodhaus auf dem Marktplatze gefangen gesetzt. Am folgenden Tag sprach Alba über beide das Urteil aus, dem die Vollziehung auch auf dem Fuße folgen sollte. Die Erwartung, die man bei der ersten Nachricht von der Niederlage Arembergs gehegt hatte, daß Alba, durch diese entmutigt, es nicht wagen werde, den vernichtenden Schlag gegen seine Gefangenen zu wagen, war eine trügerische gewesen; er warf den Hoffnungen, die man auf ein Um-sich-greifen des Aufstandes setzte, den Schrecken entgegen, und durch die Hinrichtung der beiden Grafen sollte der Aufruhr niedergetreten werden.

Am 4. Juni hatte der Herzog den Bischof von Yperen zu sich nach Brüssel entboten, wo er ihm das gegen Egmont gefällte Todesurteil mit der Weisung übergab, dasselbe dem Verurteilten zu bringen und ihn auf den Tod vorzubereiten. Umsonst warf sich der Geistliche zu den Füßen des Herzogs und flehte um Gnade oder wenigstens um Aufschub der Hinrichtung; Alba bedeutete ihm kurz, daß er ihn nicht als seinen Ratgeber, sondern als Seelsorger Egmonts habe rufen lassen. Eine Stunde vor Mitternacht wußte dieser sein Schicksal, und der Eindruck, den die Nachricht auf den Grafen machte, muß ein furchtbarer gewesen sein. Doch beruhigte er sich

auf die Zurede des Bischofs, und er schrieb dann den bekannten Brief an den König, in welchem er noch einmal versicherte, niemals wissentlich etwas gegen Seine Majestät und die katholische Religion unternommen zu haben, und dafs er ersterer stets in guter Absicht gedient habe. Hoorne dagegen hörte sein Todesurteil mit ziemlicher Ruhe an. Egmont scheint bis zum letzten Augenblick auf Gnade gehofft zu haben, denn noch auf dem Schafott fragte er Julian Romero, ob das Urteil denn in der That unwiderruflich sei. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch wurde zuerst Egmont, dann Hoorne enthauptet, die Häupter beider auf Spiefse gesteckt und ausgestellt, während die Leichen noch einige Stunden auf dem Schafott liegen blieben, um dann den Angehörigen übergeben zu werden. Die abgeschlagenen Köpfe sind höchst wahrscheinlich nach Spanien geschickt worden.

Dies war das tragische Ende Egmonts und seines Schicksalsgenossen. Durch Egmont ist auch Hoorne mit dem Schein der Verklärung umgeben, und ersterer selbst ist durch seinen Tod ein Nationalheld der Niederlande geworden. Jedenfalls ist es eine eigene Ironie des Schicksals, dafs dieser Mann, dessen Wesen Charakterlosigkeit, Eitelkeit, Halbheit, Unentschlossenheit und flache Unbedeutendheit war, durch das Schafott grofs geworden ist. Er hat allerdings der Sache der Freiheit durch seinen unverdienten Tod einen grofsen, wiewohl unfreiwilligen Dienst geleistet, und es gehörte zu den ärgsten Mifsgriffen des spanischen Systems, einen Mann zum Abgott des Volks zu machen, der sich zum unbedingtesten Werkzeug der königlichen Willkür mit Freuden hergegeben hätte. Nicht eine fruchtbare Idee, nicht ein grofsartiger Gedanke ist diesem Kopfe entsprungen, und der Brief, den er vor seinem Tod an den König schrieb, macht einen beinahe verächtlichen Eindruck. Auch Hoorne war ein mittelmäfsig begabter Mann, und den interessanten Zug, der seine Persönlichkeit umgiebt, verdankt auch er

nur dem Beile des Henkers. In einer Hinsicht allerdings steht der menschenscheue, immer brummende und knurrende Graf hoch über Egmont, da er lieber dem Zorne des Königs trotzen, als sich zum Exekutor der Plakate und zum Henker der Häretiker erniedrigen wollte. Und doch hat Egmont den Löwenanteil der allgemeinen Verehrung für sich weggenommen, und wie Hoorne schon im Leben fast von allen verlassen und gemieden wurde, so bekümmerte sich auch niemand um die Bahre in St. Gudula, in der sein enthaupteter Rumpf lag, während sich um Egmonts Sarg wie um eine Reliquie dichte Volksmassen drängten [1]). Schon als beide Grafen verhaftet waren, legte man gegen Hoorne, namentlich in bigott katholischen Kreisen, eine grofse Gleichgültigkeit an den Tag. Morillon spricht sich in seinen Briefen an Granvella mit grofser Genugthuung, ja mit augendienerischer Schadenfreude über das Schicksal aus, das den Anstifter der Liga gegen den Kardinal getroffen. Dagegen gehörten die protestantischen Sympathieen dem Grafen Hoorne; der englische Agent schrieb an Thomas Gresham: „Jedermann beklagt den Grafen von Hoorne, niemand aber den Grafen Egmont."

Wenn man die Korrespondenz zwischen Philipp II. und Alba durchblättert, wird man sich überzeugen, dafs der letztere jenem auch über die unbedeutendsten Dinge Rechenschaft giebt, ihn von allen zu treffenden Mafsregeln unterrichtet und diese in den meisten Fällen der königlichen Genehmigung unterbreitet. Man wird also kaum annehmen können, dafs Alba eine so tiefgreifende Mafsregel, wie die Verhaftung und Hinrichtung der beiden

1) Vgl. den Protest des Bürgermeisters von Brüssel, Chr. de Brouckere, als der Magistrat im Jahr 1859 beschlofs, den beiden hingerichteten Grafen ein Denkmal zu errichten. „Algemeene Konst-en Letterbode", Jahrg. 1859, No. 28, und Th. Juste, Les Pays-Bas sous Phil II., T. II, 393 und „Corresp. du Card. de Granv." III, S. 103.

Grafen, ohne besonderen Befehl, wenigstens ohne vorherige Beratung mit dem König ausgeführt habe. Aber kein Aktenstück spricht dafür, und auch Gachard hat in Simancas nichts entdecken können, was darauf schliefsen läfst, dafs Alba an den König eine Anfrage gerichtet habe, und daraus schliefst er, dafs der Untergang Egmonts und Hoornes schon vor dem Abgang Albas aus Spanien beschlossen worden sei. Es kann dies in diesem Falle nur in den beiden Unterredungen geschehen sein, welche Alba am Abend des 15. April 1567 und am darauf folgenden Morgen mit dem König unter vier Augen hatte.

Sowohl innere Gründe, wie eine Reihe äufserer Anhaltspunkte stempeln diese Vermutung zur Gewifsheit. Aus dem Bisherigen sowie aus dem ganzen Auftreten Albas geht hervor, dafs die Sendung des letzteren einen vollständigen Systemwechsel zum letzten Zweck hatte, ein solcher erforderte aber die Beseitigung der Männer, welche der König als die einflufsreichsten und gefährlichsten Gegner seines Systems sich vorstellte. Aber in diesem Falle mufste Alba mit seinen absoluten Vollmachten die Person und den Namen des Königs mit seiner Verantwortlichkeit decken, und er sammelte auch, wenn der Schlag gelungen war, auf seinem Haupte allen Fluch allein, und Philipp konnte dann hinterher als der gnädige, verzeihende König erscheinen [1]. Dafs Alba die Gewaltmafsregel bei dem Könige nur befürworten konnte, geht schon aus seinem Briefe vom 31. Oktober 1563 hervor, wo er kurzweg von abzuschlagenden Köpfen spricht. Es ist gar nicht denkbar, dafs der Herzog aus Spanien weggegangen sei, ohne mit dem König das Programm durchgesprochen und gerade diesen Punkt festgestellt zu haben, gegen welchen alles andere verhältnismäfsig unbedeutend, jedenfalls untergeordnet war.

1) Dies sprach Alba in einem Brief an den Grofscommandeur von Castilien am 14. September 1567 auch unumwunden aus. „Corresp. de Phil.“ I, 576.

Dafür sprechen aber aufserdem noch prositive, wenn auch indirekte Anhaltspunkte.

Wie Strada berichtet, stellte Alba der über die Verhaftung der beiden Grafen erbitterten Statthalterin vor, dafs der Schritt ihr auf Befehl des Königs verheimlicht worden sei, damit der Hafs nicht auch auf sie falle, da sie zur Weiterführung ihres Amtes die Liebe der Unterthanen nötig habe. Dietrichstein, der österreichische Gesandte in Madrid spricht am 10. August 1567 als seine Meinung aus, dafs der Plan des Verfahrens vom König und seinen Räten unabänderlich festgestellt sei [1]). Die Warnungen, die Oranien aus Spanien und Egmont während des Anmarsches von Alba erhielt, deuten ohnedies darauf hin, wenn über dieselben auch nichts Näheres festgestellt werden kann. Man weifs ferner, dafs in Rom auf die persönliche Reise des Königs in die Niederlande grofses Gewicht gelegt wurde, und nicht nur der Nuntius in Madrid sondern auch Granvella in Rom waren in diesem Sinne thätig; aber ersterem erklärte der König am 27. September in eigener Person, „dafs er in den niederländischen Angelegenheiten energisch auftreten wolle, dafs er dies aber nicht könne, ehe die Hindernisse aus dem Wege geräumt seien, welche durch gewisse Häupter verursacht werden; deshalb habe er dem Herzog Alba Befehl gegeben, diejenigen zu ergreifen, welche er gefangen genommen habe, und die anderen Dispositionen zu treffen; es sei für ihn im Augenblick nicht statthaft, sich anderswohin zu begeben, denn, ohne dafs er Spanien verlasse, könne er doch thun was er wolle und was zweckmäfsig sei.“ Aus diesem Grunde, gab der König vor, habe er seine Reise bis zum nächsten Frühjahr aufgeschoben [2]). Und am 22. September fügte Philipp

1) Koch, Quellen zur Gesch. Maximilians II., T. 1, 193.
2) Gachard, Les bibliothèques de Madrid et de l'Escurial, p. 106.

einem Briefe an Granvella als Postskriptum bei, „dafs ihn zwar der Winter nicht verhindert habe, sich auf die Reise zu begeben, aber dafs ihm im Gegenteil dieser Aufschub für manche Dinge, welche sich in seiner Abwesenheit besser erledigen lassen, sehr zweckmäfsig vorkäme [1]).“ Delrio hat später vor einem oranischen Gerichte erklärt: „Nachdem Se. Majestät sich entschlossen hatte, den Herzog von Alba hierher zu schicken, wurde verschiedenemale in der Wohnung des Kardinals Espinosa Versammlung gehalten, wozu nur einige vom Rat von Spanien zugezogen wurden, nämlich der Herzog von Alba, der Doktor Velasko, Vargas und einige andere. Hier wurde beschlossen, dafs man gegen die Herren, über welche sich die Statthalterin so oft und so schwer beklagt habe, einschreiten solle, namentlich gegen Se. Excellenz (Oranien), die Grafen von Egmont, Hoorne, Hoogstraten, den Marquis van Bergen und Montigny.“ Delrio machte seine Aussagen zwar als Gefangener, aber im Zusammenhang mit dem Bisherigen haben sie doch ihr nicht zu schmälerndes Gewicht [2]).

Das Schicksal Oraniens, Egmonts und Hoornes war also entschieden, ehe Alba Aranjuez verliefs.

Jammervoll war das Los der verwitweten Gräfin mit ihren eilf Kindern. Selbst Alba fühlte Mitleid mit ihrem hilflosen Zustand; er bat den König, der Witwe einen Jahresgehalt auszusetzen, oder er solle sie nach Spanien kommen lassen, wo sie in einem Kloster wohnen und ihre Töchter den Schleier nehmen könnten; „er glaubt nicht, dafs auf der weiten Erde noch ein so unglückliches Haus ist, vielleicht hat die Gräfin mit ihren Kindern nicht einmal ein Nachtessen“ [3]). Der König liefs denn auch der Familie durch Alba eine jährliche Unterstützung

1) „Corresp. du Card. de Granv.“ III, 25, nota 4.
2) „Archives“ V, 404 sqq.
3) „Corresp. de Phil.“ II, 28.

das Wasser einige Fufs hoch, als eine Abteilung Spanier noch rechtzeitig anrückte, die Nassauischen verjagte und die Löcher in den Deichen verstopfte. Der Plan Albas, die Truppen Ludwigs aus ihren Verschanzungen zu locken, gelang vollkommen, zu rechter Zeit griff der Herzog mit seinen dem Anblick Ludwigs bis dahin verdeckten Kerntruppen ein, und innerhalb weniger Stunden war Ludwigs Heer vernichtet. Pardon wurde nicht gegeben, was das Schwert verschonte, wurde ins Wasser gedrängt, ein Teil der nassauischen Reiter warf sich ins Meer und flüchtete sich, von der Ebbe begünstigt, auf eine kleine Insel, aber am andern Morgen kamen die Spanier nach und hieben sie nieder; was sich in Häusern und Sümpfen verborgen, wurde verbrannt oder erschlagen, und erst am Abend des folgenden Tages hörte das Morden auf, weil kein Feind mehr übrig war. Graf Ludwig selbst rettete sich durch Schwimmen über die Ems, um mit dem geringen Überschufs seiner Truppen auf deutschem Gebiete eine Zuflucht zu suchen. Jammervoll in der That war während dieser Zeit der Zustand des Landvolkes gewesen. Hatte Ludwig zu Brandschatzungen seine Zuflucht nehmen müssen, um seine Truppen zu befriedigen, so hatte Alba durch Anschlag an den Kirchenthüren jedermann verboten, den Aufrührern Geld zu geben, widrigenfalls sie den Spaniern die doppelte Summe zu bezahlen hätten und überdies noch empfindlich gestraft werden würden. Auf dem Rückzuge nach Groningen zündeten die Spanier die Häuser und Dörfer so massenhaft an und begingen gegen das Landvolk so haarsträubende Greuel, dafs Alba selbst dagegen einschreiten mufste; der Befehlshaber des Tercios, das am ärgsten gehaust hatte, wurde zum gemeinen Soldaten degradiert, freilich nur, um später wieder in seinen Rang eingesetzt zu werden.

In Groningen trat Alba ziemlich milde auf, obwohl in Stadt und Provinz viele notorische Anhänger Ludwigs waren. Dagegen mufste sich die Stadt die Erbauung

einer Citadelle gefallen lassen, die jedoch niemals vollendet wurde. Dann marschierte der Herzog über Amsterdam nach Utrecht, wo ihn sein Sohn Fadrique mit einer ansehnlichen Truppenmacht erwartete; er musterte hier sein Heer, das aus 30000 Mann Infanterie und 7000 Reitern, lauter auserlesenen Truppen, bestand. Nach seinem triumphierenden Einzug in Brüssel liefs er einen mit Batenburg gefangenen friesischen Edelmann, ferner Bakkerzeel und La Loo, die Geheimschreiber Egmonts und Hoornes, sowie Antonie von Straalen, den Bürgermeister von Antwerpen [1]), enthaupten; alle vier waren so greulich gefoltert worden, dafs man sie auf das Schafott tragen und am Stuhle festbinden mufste; für van Straalen hatten sich sogar einige Mitglieder des Blutrates verwendet, denn er hatte dem Lande hervorragende Dienste bewiesen und seiner Zeit mit bewunderungswürdigem Geschick die finanziellen Mittel zu dem ruhmreichen Feldzug in der Picardie beschafft.

Oranien hatte indessen riesenhafte Anstrengungen gemacht. Er steht in seiner ganzen Gröfse vor uns da, wenn er jetzt, wo Ludwigs Unternehmen vollständig fehlgeschlagen, mit erneuerter Energie an der Befreiung der Provinzen arbeitet. Seit Albas entscheidendem Siege war mancher Freund erkaltet und seiner Sache abgefallen; die deutschen Fürsten, auf deren Hilfe er zumeist gerechnet, hielten ihre Geldsäcke fest zugeschnürt, und auch die Unterzeichner des Kompromisses, so weit sie noch zur Sache des Volkes hielten, waren durchaus nicht gesinnt, ein Opfer zu bringen. Aber dennoch brachte der Prinz wenigstens so viel zusammen, dafs er den ersten Monatssold ausbezahlen konnte.

1) Nach dem von Hafs und Gift strotzenden Brief, den Granvella am 8. Juli 1567 an Alba schrieb, war das Schicksal des Bürgermeisters von Antwerpen schon entschieden. „Corresp. du Card. de Granv." II, 520.

Im Mai 1568 hatte der Kaiser, durch Albas Vorstellungen dazu bewogen, den Prinzen öffentlich aufgefordert, die Waffen niederzulegen und von allen Werbungen und Zusammenschwörungen gegen den König von Spanien und den Reichsfrieden abzulassen; er bedrohte ihn im Weigerungsfalle mit Verlust aller Regalien und anderer Lehenprivilegien, Rechte und Gerechtigkeiten, und verwies ihn mit seinen Beschwerden auf den ordentlichen Rechtsweg [1]). Am 12. August antwortete der Prinz auf das kaiserliche Mahnschreiben, das übrigens den Fortgang seiner Rüstungen nur wenig gehindert hatte. Er verwies auf seine früher erschienene Rechtfertigung, hielt aber immer noch an der Annahme fest, daſs nicht der König sondern der Herzog von Alba die Schreckensherrschaft eingeführt habe; der Kaiser werde deshalb, weit entfernt, ihm irgendein Hindernis in den Weg zu legen, fortan vielmehr den armen und unterdrückten Christen Beistand verleihen. Folgerichtig erkläre deshalb der Prinz auch nur dem Herzog von Alba den Krieg [2]), den er getreu dem Dienste und den Pflichten gegen seine Majestät für diese führen wolle. Auch an die „getreuen Unterthanen seiner Majestät“ erschien ein Manifest, das ebenfalls von der Überzeugung ausgeht, daſs „Seine Majestät über die Angelegenheiten in den Niederlanden verkehrt berichtet ist“ und daſs allein dann, wenn Albas Blutdurst beseitigt ist, die Provinzen auf eine gerechte Regierung hoffen können. In einer besonderen, an alle Einwohner der Niederlande gerichteten „Warnung“, welche die Aufschrift: „pro lege, rege, grege“ trägt, kündigte er seine Absicht an, die Spanier für immer aus dem Lande zu jagen, rechnet aber dabei auf die thatkräftige Opferwilligkeit von reich und arm. In einem am 19. Juni an Lazarus Schwendi gerichteten Brief, der offenbar bestimmt war, um dem Kaiser selbst vorgelegt

1) „Corresp. de Guill. le Tac.“ III, 1—5. 6—19.
2) Bor IV.

zu werden, hebt Oranien namentlich den Gesichtspunkt hervor, dafs die Dinge in den Niederlanden niemals so weit gekommen wären, wenn der Kaiser sich energischer ins Mittel gelegt hätte, dafs das Auftreten Albas im Gegensatz zu den kaiserlichen Vermittlungsversuchen (Begnadigung Egmonts und Hoornes) dem Ansehen des Kaisers zu nicht geringem Nachteil gereiche und dafs er gegen Alba auch hauptsächlich darum die Waffen ergreife, um der deutschen Linie des Hauses Habsburg die Succession in den Niederlanden zu sichern; denn wenn die Spanier hier einmal Herr geworden seien, so seien diese nicht nur für Österreich für immer verloren, sondern dieses werde dann auch seine übrigen Länder bedroht sehen [1]). Diese Vorstellungen scheinen auf den Kaiser ihren Eindruck nicht verfehlt zu haben, denn am 23. August schrieb der kaiserliche Gesandte in Madrid dem König in sehr energischem Tone das Mifsfallen seines Herrn an den Gewaltmafsregeln Albas [2]), und Oranien hatte jedenfalls so viel erreicht, dafs der Kaiser seiner Drohung vom Mai keinen besonderen Nachdruck gab und die Rüstungen des Prinzen ohne Störung zu Ende geführt werden konnten.

Ende September begab sich Oranien zu seiner Armee, die sich im Trierschen bei dem Kloster Romersdorf gesammelt hatte, während Alba seine Streitkräfte in der Umgebung Maastrichts konzentrierte. Oraniens Macht betrug etwa 30 000 Mann, worunter 16 000 Mann Fufsknechte, 8000 deutsche Reiter, 2000 Mann italienische und französische Infanterie und ebenso viele Pferde aus diesen Nationen; dazu wurde noch eine Abteilung von 2000 Mann unter einem hugenottischen Parteigänger, Genlis, erwartet. Alba verfügte über 18 000 Mann Infanterie und nur 5500 Reiter.

Merkwürdig ist dieser Feldzug nicht nur wegen der

1) „Archives" III, 244 sqq.
2) „Corresp. de Phil." II, 37.

imposanten Macht, mit der Oranien, der geächtete Vasall, seinem Könige gegenüber tritt, sondern auch wegen des eigentümlichen Verlaufes; denn nicht die Tapferkeit der Soldaten oder der Ausgang einer Schlacht, sondern allein die Geldfrage führte die Entscheidung herbei. Noch am Ende des Jahrhunderts, wenn man in den Niederlanden über jemand von erprobtem Mut und reicher Lebenserfahrung sprechen wollte, drückte man diese Eigenschaften durch die Versicherung aus: „Er ist mit dem Prinzen über die Maas gezogen“ [1]). Und doch sollte Oranien keine Lorbeeren pflücken, im Gegenteil, wenn der Glanz eines Feldzuges hauptsächlich darin besteht, ohne eigene nennenswerte Verluste den Feind in kurzer Zeit zur Aufgabe seines Vorhabens zu bringen und ihn so zu schwächen, daſs er auf lange hinaus an die Wiederaufnahme des Angriffes nicht mehr denken kann, dann hat Alba mit diesem Feldzug ein eminent strategisches Meisterwerk geliefert.

Bei St. Veit, einem ihm gehörigen Dorfe, setzte der Prinz über den Rhein, zog dem Ufer entlang bis in die Nähe Kölns, und, nachdem er sich einige Zeit im Jülichschen und Limburgschen aufgehalten hatte, überschritt er in einer mondhellen Nacht am 5. Oktober bei Stockhem die Maas, rückte in Brabant ein und stand in einer Entfernung von kaum einer Meile dem Herzog gegenüber. Den Parlamentär, den der Prinz an Alba sandte, um diesem vorzuschlagen, die gemachten Gefangenen auszuwechseln, lieſs letzterer sofort aufknüpfen. Alba wuſste recht gut, daſs die Geldnot des Prinzen sein bester Bundesgenosse sei, und darauf eben war seine Taktik berechnet. Meutereien unter den oranischen Truppen waren denn auch bald an der Tagesordnung; bei Köln schossen deutsche

1) Vgl. Andries Bourlette, Een hoofdstuk nit de geheime geschiedenis van den vryheidsoorlog; door Bakhuizen van der Brink, Gids 1844 (II. Teil).

und wallonische Soldaten auf einander, und als der Prinz sich zwischen die Streitenden warf, um dem Blutbad Einhalt zu thun, wurde er selbst von einer Kugel getroffen, die ihn jedoch nicht weiter beschädigte; dagegen kam Hammes, sein Artilleriegeneral, im Handgemenge um. Beide Heere waren während des ganzen Feldzuges einander an den Fersen, wohin der Prinz sich wandte — neunundzwanzigmal hatte er seinen Lagerplatz gewechselt —, dahin folgte ihm der Herzog, ohne jemals eine Blöfse zum Angriff zu geben oder eine Schlacht anzunehmen, von der Oranien alles zu hoffen, der Herzog aber nichts zu gewinnen hatte. Ohnedies rifs in Oraniens Heer bald empfindlicher Mangel an Lebensmitteln ein, denn im Lüttichschen hatte der Fürstbischof alle Zufuhr verboten, und die brabantischen Bauern hatten auf Albas Befehl ihre Vorräte landeinwärts in sichere Plätze bringen müssen. Ludwig war in Friesland von der Bevölkerung teils offen, teils geheim, sehr nachdrücklich unterstützt worden, Oranien konnte kein Huhn erhalten. Kleine Scharmützel fanden zwar täglich statt, aber Alba zog sich alsbald zurück, sobald diese gröfseren Umfang anzunehmen begannen. Nur einigemal war dies der Fall, wie am 20. Oktober, wo der Nachtrab des Prinzen, der dem mit Verstärkungen heranrückenden Genlis entgegenzog, von Albas Sohn, Don Fadrique, überfallen wurde und über 3000 Mann verlor; die Gelegenheit, den Vernichtungsschlag gegen Oranien zu führen, war die günstigste, aber nichts war imstande, den Herzog aus seiner eisernen Ruhe zu bringen und von seiner Taktik abzuweichen. In diesem Gefecht an der Ghete litt Oranien noch einen andern, unter den damaligen Umständen geradezu unersetzlichen Verlust: der Graf von Hoogstraaten starb an den Folgen einer Schufswunde, die er durch das zufällige Losgehen seines Pistols erhalten hatte; ein ähnlicher Unfall hatte ihn früher davor gerettet, der Einladung Albas zu folgen und das Los von Hoorne und Egmont zu teilen.

Der in dem Gefechte gefangene Herr von Louverval wurde nach Brüssel geführt und dort enthauptet, das unglückliche Dorf Diest in Brabant, das zu Oraniens Domänen gehörte und eine Besatzung des Herzogs nicht aufnehmen wollte, verlor im folgenden Jahre beinahe hundert seiner Bürger auf dem Blutgerüste.

Oranien, der nunmehr selbst an der Möglichkeit eines Erfolges zweifelte, entschlofs sich, über die Maas zurückzugehen, um durch die Wegnahme Lüttichs Winterquartiere zu bekommen. Allein der Durchzug durch das Gebiet des Fürstbischofs wurde ihm verweigert, und ein Versuch, die Stadt durch Verrat in Oraniens Hände zu spielen, scheiterte vollständig. Brennende Dörfer bezeichneten die Rückzugslinie des Heeres, und wenn der Prinz auch bei Quesnay einen kleinen Vorteil über die Spanier erwarb, so wurde er dafür bei Cateau-Cambresis zurückgeschlagen, und er war genötigt, am 14. November den Boden Frankreichs zu betreten. Hier stellte sich ihm der Marschall de Cossé entgegen, und nach längerem Hin- und Herziehen führte er sein Heer durch Lothringen nach Strafsburg, wo er es abdankte. Seine Bemühungen, dasselbe zu Condé überzuführen und mit ihm für die Sache der Hugenotten zu kämpfen, scheiterte am Widerspruche der unbezahlten Söldner, und nur mit etwa 1200 Reitern kam er mit seinen Brüdern Ludwig und Heinrich in Condés Heerlager an.

Dies war das klägliche Ende einer mit so grofsen Mitteln und so begründeter Aussicht auf Erfolg begonnenen Unternehmung. Alba aber kehrte nach Brüssel zurück. Siegesfeste wurden an den Plätzen gefeiert, die kurz vorher noch vom Blute der Hingerichteten geraucht hatten. Aber damit nicht genug, liefs er aus dem bei Jemgum erbeuteten Geschütz sein eigenes Standbild giefsen und in der Citadelle von Antwerpen aufstellen. Es war 15 Fufs hoch und trug die Inschrift: „Ferdinand Alvarez von Toledo, dem Herzog von Alba, weil er die Empörung

niedergeschmettert, die Rebellen geschlagen, die Niederlande gefördert, die Gerechtigkeit gepflegt, den Provinzen den Frieden gesichert, dem getreuesten Diener des Königs errichtet." Das Bild des Herzogs stand auf einem Leibe mit zwei Köpfen und vier Armen, wodurch die vom Herzog besiegte Rebellion und Häresie dargestellt werden sollte; das Volk legte sie aber dahin aus, daſs unter den zwei Köpfen die beiden Nassauer, Wilhelm und Ludwig, oder auch Egmont und Hoorne, zu verstehen seien. Den König scheint die Selbstüberhebung seines Generalkapitäns nicht wenig geärgert zu haben, denn nach seinem Abgang lieſs Requesens das Standbild alsbald entfernen.

Zu diesem militärischen Erfolg der spanischen Waffen gesellte sich aber ein nicht minder bedeutender der spanischen Diplomatie.

Der Vorstellungen, welche der Kaiser am Hofe in Madrid durch seinen Gesandten machen lieſs, ist schon Erwähnung gethan, wie auch der weiteren Thatsache, daſs dem Prinzen von Oranien im Mai unter Androhung schwerer Strafen die Fortsetzung seiner Werbungen in Deutschland untersagt wurde. Als aber Egmonts und Hoornes Häupter gefallen waren und nicht nur am Kaiserhofe, sondern in ganz Deutschland die Stimmung gegen Philipp eine gereiztere und bitterere wurde, sprach man allenthalben nur von der gemeinsamen Pflicht zur Unterdrückung der Tyrannei Albas. Am 22. September legten sechs Kurfürsten dem Kaiser ein Schriftstück über den Zustand in den Niederlanden vor, worin die Verwunderung der Herren ausgesprochen wird, daſs der König sich aus den Vermittelungsvorschlägen des Kaisers nicht nur nichts gemacht habe, sondern daſs es von Tag zu Tag schlimmer werde; im weiteren weisen sie auf die Grausamkeiten Albas hin, halten dem Kaiser vor, daſs die Inquisition sowohl wie die Tridentiner Beschlüsse in den Niederlanden eingeführt seien, während man die Provinzen von dem Augsburger Religionsfrieden ausgeschlossen

habe, worauf sie doch als ein zum Reiche gehöriger Kreis vollen Anspruch hätten und ersuchen schliefslich den Kaiser, als oberstes Haupt der deutschen Nation, alle diese Dinge in Erwägung zu ziehen und alle möglichen Mittel aufzubieten, dafs seine katholische Majestät und ihre neuen Beamten in den Niederlanden erkennen, dafs dem Kaiser, den Kurfürsten und Fürsten des Reiches die Angelegenheiten der Provinzen sehr zu Herzen gehen; zu diesem Zwecke sind sie zu jedem Opfer bereit, um den Provinzen ihre frühere Wohlfahrt zurückzugeben, sie von fremden Soldaten zu befreien, damit sie nicht mehr im Widerspruch mit ihren Privilegien, Rechten und Immunitäten tyrannisch regiert würden [1]).

Der Kaiser nahm die Vorstellung an und gab am 1. Oktober die Antwort, dafs er seinen Bruder, den Erzherzog Karl, nach Spanien schicken werde. Zugleich schickte er Spezialkommissäre an Alba und Oranien, um einen Waffenstillstand herbeizuführen. Trotz des Widerspruches vonseiten Philipps und Albas kam die Sendung dennoch zustande; die Instruktion des Gesandten war in ziemlich kategorischem Tone abgefafst: nach einem Ausfall auf die Grausamkeiten Albas wird vom Könige verlangt, dafs er zur Versöhnung mit Oranien unter annehmbaren Bedingungen die Hand biete, dafs an die Stelle der Strenge jetzt die Milde treten und dafs man sich den Kaiser als Vermittler gefallen lasse, dafs er die fremden Truppen aus den Niederlanden entferne, dafs er die kaiserliche Gesandtschaft an Oranien und Alba billige — und alles dies verlangt der Kaiser im Hinblick darauf, dafs die meisten Provinzen Lehen des Reiches und des Kaisers seien [2]). Am 10. Dezember kam der Erzherzog in Madrid an. Philipp erteilte seine Antwort erst am 20. Januar 1569. Er verwirft hierin den staatsrechtlichen Standpunkt

1) „Corresp. de Phil." II, 38.
2) Ibid. p. 44.

des Kaisers über die Zugehörigkeit der Provinzen zum Reiche, spricht natürlich des Breiten von seiner Pflicht, nichts zum Nachteile der katholischen Kirche zu dulden, und was die Züchtigung der Rebellen angehe, so habe er in diesem Punkte durchaus nicht zu streng, vielmehr sehr milde und gelinde gehandelt; eine Versöhnung mit Oranien sei schlechterdings unmöglich, da der König mit einem Rebellen nicht unterhandeln könne. Diese Antwort war geschrieben, um den Kurfürsten vorgelegt zu werden; Philipp richtete aber an den Kaiser einen besonderen, nur für diesen selbst bestimmten Brief, worin er aufs neue sein Bedauern über die Vermittelungsversuche des Kaisers ausspricht; besonders kränkend für ihn sei es gewesen, dafs der Rebell Oranien vom Kaiser auf demselben Fufse wie Alba behandelt worden sei und dafs man ersterem sogar die Ehre anthue, in seinem Interesse einen Erzherzog nach Spanien zu schicken. Mündlich drückte der König dem Erzherzog noch sein Befremden darüber aus, dafs der Kaiser, um den Reichsfürsten zu gefallen, die vom Glauben verlangten Kundgebungen unterlasse.

Während der Erzherzog am 23. Januar Philipps Antwort in unzweideutiger Weise und im Sinne seiner Instruktion kritisierte, hatte der Kaiser aber schon am 17. Januar an den König einen Brief gerichtet, in welchem er ihm mitteilt, dafs er mit jeder Antwort des Königs, wie sie auch ausfallen möge, zufrieden sein werde[1]). Die Ursache dieser plötzlichen Frontveränderung war diese, dafs Philipp indessen Witwer geworden, dafs die Nachricht davon erst Anfangs Januar in Wien angelangt war und dafs Maximilian alsbald auf die Verheiratung einer seiner Töchter mit Philipp bedacht war. Zwar war Anna, die spätere vierte Gemahlin Philipps, für den König von Portugal bestimmt gewesen, aber ersterer ging bereitwillig auf das österreichische Anerbieten

1) „Corresp. de Phil." II, 54. 55—59.

ein, und damit fand die mit so grofsem Pomp in Scene gesetzte Mediation des Reiches ihren Abschlufs; sie war, wie Granvella triumphierend sich ausdrückte, „in Rauch aufgegangen“. Der Erzherzog Karl aber reiste mit einem Geschenk von 100 000 Dukaten in der Tasche nach Wien zurück.

Drittes Kapitel.

Albas Finanzmafsregeln. Amnestie. Tod Montignys in Spanien. Auswärtige Verhältnisse.

I.

Nächst der Züchtigung der Rebellen mufste der Herzog seiner Instruktion gemäfs sich mit der Regulierung des Finanzwesens befassen. Vor allem hatte er dafür zu sorgen, dafs man in den Niederlanden nicht allein keiner weiteren Zuschüsse aus Spanien bedurfte, sondern auch die gewährten zurückzubezahlen imstande sei. Aber zugleich sollte dadurch der königlichen Gewalt eine festere Grundlage gegeben und der König ein- für allemal von der unanständigen Notwendigkeit befreit werden, mit den Staaten alle sechs oder drei Jahre um den Betrag der von ihnen zu entrichtenden Steuern markten und etwas von seinen Prärogativen aufgeben zu müssen. Denn die Vermögenskonfiskationen waren, was ihren Ertrag für die königliche Kasse betrifft, weit hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben, und es mufste nun für eine andere Einnahmequelle gesorgt werden, deren Ergiebigkeit und Regelmäfsigkeit von zufälligen Umständen unabhängig war.

Die von Alba beabsichtigte Auflage war die in Castilien übliche und aus der Zeit der Araber stammende Alcabala, durch welche bei jedem Verkaufe von allen beweglichen Gütern und Handelsartikeln der zehnte Pfennig an den König bezahlt werden mufste, und da dem Statthalter diese Steuer in seiner kleinen Stadt Alba etwa 40000 Dukaten einbrachte, so stellte er dem König goldene Berge von dieser Finanzmafsregel vor. Ferner sollte bei jedem Verkauf und jedesmaliger Vererbung aller unbeweglichen Güter der zwanzigste Pfennig erhoben werden, und endlich fügte er noch einen Hundertsten hinzu, so dafs jeder Niederländer als einmalige Steuer ein Prozent von seinem Besitze überhaupt zu entrichten hatte.

Neu war das Projekt des Herzogs nicht; schon früher war die Steuer vorgeschlagen worden, aber im Jahr 1554 hatte Karl den Ständen von Brabant versprochen, dafs ferner weder durch ihn noch durch seine Nachfolger der zehnte und zwanzigste Pfennig gefordert werden sollte, und Philipp hatte 1557 diese Zusage ausdrücklich erneuert. Man begreift deshalb auch, dafs der Herzog sich die Schwierigkeiten nicht verhehlte, die er dabei zu überwinden hatte, aber er rechnete auch hier auf den Schrecken, der auf dem Lande lag. Er sollte sich diesesmal jedoch bitter täuschen, denn nicht nur das Volk selbst und dessen Vertreter, sondern fast alle Mitglieder des Staats- und Finanzrats, den zahmen, augendienerischen Viglius nicht ausgenommen, und den ganzen Klerus fand er in den Reihen der Opposition.

Wenn man das sonstige Auftreten Albas in den Niederlanden, das durchgehends den Charakter rücksichtsloser Brutalität an der Stirne trägt, mit seiner Haltung in der vorliegenden Frage vergleicht, so staunt man über das mafsvolle Gebaren, das er dem allgemeinen Widerstande entgegensetzt, ja man bemerkt eine gewisse Unsicherheit nicht nur hinsichtlich der Beschlufsfassung, sondern auch in der Ausführung; vielleicht mag dazu der Umstand

beigetragen haben, daſs er sich hier nicht so, wie bei seinen übrigen Maſsregeln, der rückhaltlosen Zustimmung des Königs sicher wuſste.

Schon im März 1568 beklagte er sich beim Könige, daſs ihm die Räte die gröſsten Schwierigkeiten machen, und er wird wohl die Drohungen nicht gespart haben, bis er im Herbste den Finanz- und Staatsrat dahin gebracht hatte, daſs das Projekt den Generalstaaten, natürlich nicht als Beratungsgegenstand, sondern als königliche, schlechtweg gutzuheiſsende Resolution vorgelegt werden konnte. Es ist merkwürdig, daſs die Einberufung der Generalstaaten, die der König unter Margareta nie und nimmer zugelassen hätte, gerade von dem Manne bewerkstelligt wurde, der dazu ausersehen war, die Rechte und Privilegien des Landes, deren sichtbare Wächter eben diese Generalstaaten waren, bis auf den letzten Rest zu konfiszieren; denn eine seiner ersten Maſsregeln nach dem Siege bei Jemgum war der Befehl an Städte und Provinzen gewesen, ihre Privilegien an den Blutrat einzusenden, der eine Revision derselben vornehmen sollte, welche der absoluten königlichen Macht den Weg bahnen muſste. Freilich sollten die Generalstaaten nur ad hoc und nur auf einen Tag zusammen sein. Übrigens wurden nur die alten Provinzen des burgundischen Hauses, nicht aber die, welche unter dem österreichischen Hause mit diesen vereinigt worden waren, berufen.

Am 21. März 1569 traten sie zusammen, der Herzog lieſs die Deputierten jeder Provinz im besondern bearbeiten, und am 10. Mai glaubte er dem König schon die Versicherung geben zu dürfen, daſs man die Generalstaaten jetzt jeden Tag versammeln könne, wenn man wolle, ohne etwas von ihnen befürchten zu müssen. Es war dies aber eine Selbsttäuschung, denn nach der Rückkehr der Deputierten, die sich natürlich jetzt mit ihren Auftraggebern auseinanderzusetzen hatten, erhob die Opposition mit Heftigkeit ihr Haupt. Zwar hatten die Statthalter,

vom Herzog beauftragt, ihr möglichstes gethan, um die Staaten ihrer Provinzen geschmeidig zu machen, und bei einigen scheint dies auch wirklich in der Art gelungen zu sein, daſs das Projekt des Herzogs wenigstens nicht rundweg verworfen wurde, sondern daſs man zur Modifikation desselben gern die Hand bieten wollte. Der hundertste Pfennig wurde noch am erträglichsten gefunden, obwohl man gegen ihn einwendete, daſs man in den Niederlanden weder gewöhnt noch geneigt sei, sein Vermögen anzugeben, dagegen sträubte man sich gegen den zehnten und zwanzigsten Pfennig; durch letzteren würde der Verkauf der Grundstücke äuſsert erschwert, und ersterer würde den Handel, die Hauptquelle des Wohlstandes, zugrunde richten. Artois, Hennegau, Namen nahmen die Vorlage an, auch andere Provinzen stimmten zu, wiewohl einzelne Städte derselben dagegen protestierten. Den hartnäckigsten Widerstand bot Utrecht. Um diesen zu brechen, quartierte der Herzog das lombardische Regiment in die Stadt ein, wo dieses, wie in Feindesland hauste und dem Bürger zur unerträglichen Last wurde; die Geistlichkeit berief sich auf die Bulle „In coena Domini“, welche die willkürliche Besteuerung der Kirchengüter mit dem Banne bedroht. Der Herzog aber, zum Äuſsersten entschlossen, lieſs die Staaten der Provinz am 15. Dezember 1569 vor den Blutrat laden, damit sie sich wegen ihres Verhaltens beim Bildersturm verantworten sollten; sie wurden selbstverständlich verurteilt, Provinz und Stadt Utrecht aller ihrer Privilegien verlustig und ihr Einkommen dem königlichen Schatze verfallen erklärt. Die Stadt schickte zwar einen Gesandten an den König, aber Alba hatte sie gezwungen, alle ihre Privilegien betreffenden Urkunden auszuliefern, die dann auf das Schloſs Vreeburg gebracht wurden, von wo sie erst von Requesens wieder zurückgegeben wurden. Die Sendung an den König blieb erfolglos.

Philipp, durch Albas schönfärberische Berichte getäuscht,

überhäufte seinen Statthalter mit Dankesbezeugungen, obwohl er sich der Befürchtung nicht entschlagen kann, dafs der Handel infolge der neuen Steuern grofsen Schaden erleiden möchte. Dies hatte Alba dem Könige gegenüber auch unumwunden eingeräumt, sich aber durch die Notwendigkeit der Auflage entschuldigt. Er liefs deshalb auch durch den Finanzrat untersuchen, welche Summen für die gewöhnlichen Bedürfnisse der Regierung, für die Landesverteidigung im Falle eines Krieges und für die Schuldentilgung nötig wären, und da der Rat meinte, dafs für den ersten Punkt zwei Millionen Gulden genügten, so sah der Herzog vorderhand von der Erhebung des zehnten und zwanzigsten Pfennigs ab, griff aber zu dem auch schon in Spanien angewandten Mittel, zum sogenannten Encabeziamento, d. h. man berechnete den Ertrag der Steuer auf die genannte Summe. In diesem Sinne wurde denn auch im Oktober den Staaten eine Vorlage gemacht, nach der in den folgenden zwei Jahren, vom 13. August 1569 bis 13. August 1571 jährlich zwei Millionen Gulden bezahlt werden sollten, wogegen der zehnte und zwanzigste Pfennig unter der Bedingung, dafs die Steuer als zu Recht bestehend anerkannt werde, vorderhand unerhoben bleiben würde. Darauf gingen auch die Staaten fast aller Provinzen ein, die jedoch jetzt schon den Wunsch ausdrückten, dafs sie es lieber sehen würden, wenn das Abkommen mit den zwei Millionen jährlich ein- für allemal bleiben, als wenn der Herzog die vorgeschlagenen Erleichterungen bei der Erhebung des zehnten und zwanzigsten Pfennigs, und damit diese Steuer selbst einführen würde. Allein auch an dieser Quotisierung nahm der monarchische Sinn des Herzogs schliefslich Anstofs, denn es schicke sich durchaus nicht, wie er meinte, dafs die Unterthanen wüfsten, wie viel der Landesherr von ihnen ziehe.

Der Herzog glaubte seine Sache gewonnen zu haben, triumphierend berichtete er dem König, man könne jetzt

mit dem Lande machen, was man wolle, sein Schatz sei so gefüllt, daſs er mit Leichtigkeit einen zweijährigen Krieg auszuhalten sich getraue, ohne von Spanien aus der Unterstützung zu bedürfen [1]). Allein der Zustand des Landes stand in schneidendem Kontrast mit seinen hochtrabenden Versicherungen, denn nicht nur wurde der niederländische Handel durch Verwickelungen mit England und die immer kühner auftretende Seeräuberei sehr empfindlich geschädigt, sondern das Land wurde im November 1570 von einer so entsetzlichen Überschwemmung heimgesucht, daſs über 100 000 Menschen umkamen, und in manchen Provinzen, wie in Friesland, Holland und Zeeland, der Volkswohlstand auf Jahre hinaus vernichtet war. Schon am 21. Februar 1571 muſste Alba dem Könige gestehen, daſs weder von dem hundertsten Pfennig, der beinahe 3½ Millionen aufgebracht hatte, noch von den vier auf zwei Jahre als Ersatz des zehnten und zwanzigsten Pfennigs veraccordierten Millionen etwas übriggeblieben sei, weshalb der König notwendig gröſsere Summen schicken müsse. Da indessen die zwei Jahre, für welche der Accord vereinbart worden war, ihrem Ende zugingen, und verschiedene Provinzen, namentlich Brabant und Flandern, die zusammen fast noch mehr bezahlten als alle anderen Provinzen zusammen, mit der Bewilligung ihrer Quoten Schwierigkeiten machten, so scheint dies den Herzog, der unter dem Druck der Finanznot den früheren Accord vielleicht gerne erneuert haben würde, bestimmt zu haben, mit der Eintreibung des zehnten und zwanzigsten Pfennigs zu beginnen.

Am 13. August 1571 sollte die Erhebung beginnen, allein der Widerspruch erhob sich jetzt von allen Seiten, obwohl bei der Bemessung der Steuer sehr erhebliche Erleichterungen zugestanden worden waren, so daſs z. B. der zehnte Pfennig von einem Produkte nur, wenn es zum letzten

1) „Corresp. de Phil." II, 132. Brief vom 5. Mai 1570.

Gebrauche hergerichtet wurde, und beim Verkauf erhoben werden sollte. Am 4. November schrieb er dem König: „Die Hauptsache ist, daſs Eure Majestät alles, was Sie nur wollen, aus diesem Lande ziehen können, wie Sie bisher für jeden Ihnen zugestandenen Gulden dasjenige von Ihren königlichen Prärogativen dafür weggeben muſsten, welches jene verlangten; diese Konzession muſste stets auf eine Weise gemacht werden, daſs ich, der ich nur einfacher Stallmeister bin, die Dinge hier, wie ich sie vorfand und in Anbetracht Ihrer Souveränität nicht ertragen hätte. Was diese Leute ärgert, ist, daſs sie nicht mehr, wie bisher, dem Souverän das Gesetz vorschreiben können.“ Er hatte damit allerdings den Nagel auf den Kopf getroffen, denn lebhafter als je stand dem Volke das Bewuſstsein vor der Seele, daſs mit der definitiven Einführung dieser Alcabala die nationale Selbständigkeit verloren war. Der Bischof von Ypern stellte dem Herzog unumwunden die Gefahren vor, wenn er auf seinem Beschlusse verharre; Noircarmes, sonst das gefügigste Werkzeug Albas, wurde wegen seiner Opposition aus dem Finanzrate entfernt; Berlaymont machte aus seiner Miſsbilligung ebenso wenig ein Hehl, und selbst Viglius muſste sich die Drohung ins Gesicht schleudern lassen, daſs den Räten, welche sich dem Willen des Königs widersetzen, der Kopf vor die Füſse gelegt werden müsse, worauf dieser ruhig antwortete: daſs es den Räten immer gestattet gewesen sei, ihre Meinung zu sagen, an seinem grauen Kopfe sei ihm übrigens nicht viel gelegen. Der Widerstand pflanzte sich aus diesen Kreisen zu den unteren Beamten fort, ja es kam vor, daſs einzelnen derselben die Absolution so lange verweigert wurde, als sie ihre Hand zur Erhebung der ungerechten Steuer bieten würden. Vergeblich waren die Bemühungen der Bischöfe von Gent und Brügge, die einige Wochen später dem Könige eine Denkschrift sandten, in der sie unumwunden erklärten: „wenn ein Volk ein Gesetz nicht annehmen will, auch

wenn dasselbe gerecht und das Volk im Unrecht ist, so hat ein guter Fürst die Gewissenspflicht, auf seiner Forderung nicht zu beharren, und um wie viel mehr, wenn das Gesetz einen zweifelhaften Wert und das Volk einen vernünftigen Grund zu seinem Widerstande hat." Aber der Herzog blieb unerschütterlich.

In seinen Berichten an den König kann er sich aber doch der Überzeugung nicht verschliefsen, dafs dieser nicht mehr ganz seiner Meinung sei. Er ersucht denselben zwar dringend, in keinem Falle nachzugeben und versichert, dafs drei Monate nach der Einführung der Steuer niemand mehr von derselben sprechen werde, er zählt die Städte und Provinzen auf, in denen mit der Eintreibung schon ein Anfang gemacht sei, und er rät deshalb auch dringend an, die Deputationen, welche einzelne Provinzen nach Madrid abordnen wollen, nicht zu empfangen — allein in den Niederlanden selbst gewann das Gerücht mehr und mehr Boden, dafs der König mit der Erhebung des zehnten Pfennigs überhaupt niemals einverstanden gewesen, und dafs die Einführung dieser Steuer nur eine Gewaltmafsregel Albas sei.

Und so war es auch in der That der Fall gewesen. Denn um die Mafsregel vor dem Staatsrat verteidigen zu können, mufste sie diesem als eine vom König selbst ausgehende Vorlage dargestellt werden. Er hatte deshalb dem Prior Don Antonio de Toledo nach Madrid geschrieben, er möchte darauf hinwirken, dafs der König ihm, dem Herzog, einen Brief schreibe, in welchem seine Majestät ihr Befremden darüber ausdrücke, „dafs der Herzog bei der Erhebung des zehnten Pfennigs bis jetzt so wenig Eifer an den Tag gelegt habe, und sie trage ihm deshalb auf, alsbald ans Werk zu gehen"; Hopper könne auf Befehl des Königs einen Brief in diesem Sinne redigieren, der König solle darin dem Herzog zu Gemüt führen, wie grofse Lasten auf Spanien infolge des Krieges in Granada liegen, und wie der König schon einen Zu-

schufs von vier Millionen in die Niederlande habe schicken müssen. Ein solches Mittel war so recht im Sinne des Königs, ohne langes Zaudern gab er seine Zustimmung; Hopper mufste in dem angedeuteten Sinne an Alba schreiben, und dieser hatte es so weit fertig gebracht, die verhafste Steuer als vom König selbst angeordnet erscheinen zu lassen [1]; Noircarmes und Viglius wurden jetzt kleinlauter, aber es gingen Gesandtschaften an den König; die Deputationen derselben wurden zuerst auch ganz im Sinne Albas behandelt, aber bald sahen sie, dafs der König ihren Vorstellungen zugänglicher wurde; der Herzog aber war entschlossen, Gewalt zu brauchen, obgleich die öffentliche Stimmung von Tag zu Tag erbitterter wurde und viele Kaufleute ihre Läden schlossen; er legte den Bürgern noch mehr Soldaten ins Quartier, ja er soll, was aber nicht näher nachgewiesen werden kann [2]), den Befehl gegeben haben, die widerspenstigen Kaufleute und Handwerker an den Thüren ihrer Häuser aufzuknüpfen, als wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Kunde von der Einnahme Briels durch die Wassergeusen einschlug! Im Juli 1572 wurde in Madrid beschlossen, die Erhebung des zehnten Pfennigs zu sistieren, in diesem Sinne wurde Alba instruiert und die noch in Madrid weilenden Deputierten von fünf Provinzen hatten die Genugthuung, in einer Abschiedsaudienz sich von der Nachgiebigkeit des Königs zu überzeugen.

„Die Nation“, schrieb später Hugo Grotius — „die, ohne sich zu rühren, ihre Bürger am Pfahl auf dem Scheiterhaufen, und ihre Edeln auf dem Schafott hat umkommen sehen, die ihre Gesetze, ihre Religion, ihre Unabhängigkeit mit Füfsen treten sah, stand jetzt, aber auch erst jetzt auf, um die früheren Unbilden zu rächen und die drohenden von sich abzuhalten, gewifs ein deutlicher

1) „Corresp. de Phil.“ II, 222.

2) Diese Erzählung stützt sich nur auf die „Apologie“ Oraniens.

Beweis, daſs es kein festeres Band in der Gesellschaft giebt als das, welches durch die materiellen Interessen geknüpft wird."

Fast in allen Pamphleten und Karikaturen, die in dieser Zeit von Hand zu Hand gingen, spielt der zehnte Pfennig eine hervorragende Rolle [1].

II.

Indessen hatten die Henker Albas rastlos ihr Amt verwaltet, und wie furchtbar ihre Thätigkeit sein muſste, geht schon daraus hervor, daſs selbst der furchtsame Viglius im Juni 1569 seinem Freunde Hopper schrieb, daſs durch das fortwährende Blutvergieſsen sich der König mehr und mehr mit dem allgemeinen Vorwurfe der Grausamkeit belade und daſs man beginne, am König irre zu werden, da auſser den Todesurteilen gegen mehr als 8000 Personen die Verbannung ausgesprochen sei. Auch Granvella war von Rom aus in demselben Sinne thätig, allein Alba riet dem Könige, als von einer verfrühten Maſsregel, dringend ab. Als aber Egmonts und Hoornes Häupter gefallen waren, konnte sich der Herzog unter dem Eindruck des blutigen Schauspiels doch nicht länger der Erwägung verschlieſsen, daſs etwas zur Aufrichtung der Gemüter gethan werden müſste [2], denn allgemein sei die Furcht, daſs man einer permanenten Blut- und Schreckensherrschaft entgegengehe und daſs darum auch die Liebe der Unterthanen zum Könige erkalten werde.

1) Über den zehnten Pfennig vgl. Bakhuyzen van den Brink in „Studien en Schetsen" I, 380—494, wo übrigens die Behauptung, daſs der Klerus mit der Steuer einverstanden gewesen, nicht richtig ist, und „Corresp. du Card. de Granv." IV, „Préface", p. XII—XIX und p. 80, wo die einschlägige Litteratur angegeben ist. Ferner Ranke (XXXV und XXXVI), p. 381.

2) „Corresp. de Phil." II, 29.

Hierauf kam der Feldzug gegen Ludwig und Oranien, und die Sache blieb liegen; auch die Vorstellungen der Bischöfe von Cambrai und Arras bei der Neujahrsgratulation am 1. Januar 1569 verfehlten ihren Eindruck auf den Herzog. Der König aber, durch die immer dringender werdenden Mahnungen Granvellas schliefslich beunruhigt, beauftragte am 18. Februar seinen Statthalter, ihm einen Amnestieentwurf vorzulegen, allein noch hielt dieser den Schritt für unzweckmäfsig, da zuerst der Prozefs Montignys abgeschlossen werden müfste. Endlich am 18. November wurden dem Herzog vier verschiedene Entwürfe zur Auswahl vorgelegt, aber er wählte den strengsten und verschärfte auch diesen noch. Der 16. Juli war zur feierlichen Publikation in Antwerpen bestimmt, und der Tag sollte nach dem Willen Albas mit aufserordentlichem Pompe gefeiert werden.

In feierlichem Aufzuge, von den Vliesrittern und einigen Bischöfen umgeben, begab sich Alba in die Kathedrale, wo der Erzbischof von Cambrai das Hochamt celebrierte. Der Bischof von Atrecht, der die Versammelten zum Danke für die väterliche Sorge des Herzogs aufforderte, wurde während seiner Rede vom Schlage gerührt und mufste ohnmächtig weggetragen werden, was von vielen als eine üble Vorbedeutung angesehen wurde. Gegen Abend erschien der Herzog mit glänzendem Gefolge auf dem Platze vor dem Stadthaus, wo ein prachtvolles Gerüste mit einem vergoldeten Thronsessel aufgeschlagen war, an dessen Fufs zwei der schönsten Frauen Antwerpens die Gerechtigkeit und den Frieden allegorisch vorstellten. Der Herzog selbst war mit geweihtem Hut und Degen erschienen, die ihm kürzlich der Papst mit einem lobenden Schreiben gesandt hatte. Ein Herold verlas das königliche Schreiben, aber mit so schwacher Stimme, dafs nur die Nächststehenden ihn verstanden und deshalb viele an einen ausdrücklichen Befehl Albas, absichtlich leise zu sprechen, dachten, damit der Kontrast zwischen dem ent-

falteten Pompe und der Unbedeutendheit der königlichen Gnade nicht zu sehr in die Augen fallen möchte. Als Bedingung zur Erlangung der königlichen Gnade wurde die Aussöhnung mit der Kirche innerhalb zweier Monate gefordert, wie auch, daſs alle verbrecherischen Handlungen vor dem 16. November 1569 begangen seien, dem Tag, von welchem der Generalpardon datiert ist. Ausgenommen von der Amnestie waren: alle Predikanten, Minister, Lehrer oder Dogmatisierer, deren Lehre mit dem katholischen Glauben im Widerspruch stand, — alle, welche diese wissens und willens in ihren Häusern beherbergt und aufgenommen, — alle, die sich an dem Bildersturm beteiligt, — alle, die nach geschehener Bekehrung rückfällig geworden, — alle, die den Kompromiſs und die Bittschrift der Adeligen unterzeichnet, — alle, welche bei den letzten Aufständen die Waffen gegen den König geführt, Geld eingesammelt und schlechte Bücher verbreitet haben, — alle Richter und Beamte, welche den Sektierern geholfen oder die versäumt hatten, die der Ketzerei Verdächtigen zu bestrafen. Wer beschuldigt, aber noch nicht verurteilt ist, kann innerhalb der Frist von sechs Monaten ein Gnadengesuch einreichen, das unter Umständen angenommen werden soll. Dagegen blieben die Städte, Gemeinden, Kollegien und Gilden, die ihre Pflicht nicht gethan, ihrer Rechte und Privilegien beraubt und dem guten Willen des Statthalters überlassen [1]).

Dies war der Generalpardon, der ebenso wie seiner Zeit die „Moderation“ geradezu fast alle Schuldigen von der Begnadigung ausschloſs, und im Grunde genommen nur denen verzieh, die überhaupt nichts gethan hatten; es ist unbegreiflich, wie die Bischöfe, die das Wort Gnade schon so lange im Munde geführt hatten, sich zur In-

1) Bor VI. Diese Amnestie glich der später von Philipp II. nach Niederwerfung des Aufstandes in Arragonien erlassenen auf ein Haar; letztere wirkte ebenfalls wie ein Verbannungsdekret. Mignet, Perez und Philipp II. 1. Kap.

scenesetzung dieser Komödie mifsbrauchen liefsen. Von den Ausgewanderten kehrte deshalb auch fast keiner zurück, und mit Recht sah die Masse des Volkes in diesem Pardon nur einen Fallstrick, um auch die, welche sich bis jetzt der Verantwortung entzogen hatten, auf bequeme Weise ins Verderben zu locken, denn zwei Tage vorher war ja die gegen den zehnten Pfennig sich auflehnende Provinz Utrecht vom Blutrat verurteilt worden. Der Herzog nahm zwar, wie immer in derartigen Fällen, in seinen Berichten an den König den Mund ziemlich voll und rühmte die Zufriedenheit des Volkes über die königliche Gnade, aber bald wurde er kleinlauter, und am 27. März 1571 sah er sich genötigt, ein zweites Dekret zu erlassen, nach welchem mit aller Strenge gegen diejenigen eingeschritten werden sollte, welche von dem Generalpardon keinen Gebrauch gemacht hätten. Der Volkswitz hatte sich des Vorfalls schon bemächtigt, und die Amnestie hiefs statt Pardona hinfort Pandora; Viglius nannte die Haltung der Regierung beispiellos, der Herzog aber spielte in seinen Briefen an den König die gekränkte Unschuld und sprach laut seinen Ärger darüber aus, dafs man sogar in Madrid seine Mafsregel scharf kritisiere, wodurch seine Autorität in den Niederlanden zum Schaden des Königs nur beeinträchtigt werden müfste.

Von dem Hasse, der sich gegen Alba in den Niederlanden Luft machte, geben uns sowohl Spottgedichte wie Karikaturen eine annähernde Idee. Für sein Standbild in Antwerpen wurden Inschriften gemacht wie:

Als Alba in die Hölle kam,
Er Lucifer beiseite nahm
Und meint', es möcht' sich wohl gebühren,
Die Inquisition hier einzuführen.

oder:

Sieh hier Brabantiens Plag, den ärgsten Schelm und Tropf,
Die Schelmenstücke schauen ihm frech aus seinem Kopf.

und:

Das ist der Mensch, der sich vom Papste läſst regieren,
Reiſst ihn herab und werft ihn vor den wilden Tieren!
Sieh hier den ärgsten Schelm, den je die Erde trug,
Der nie dem Sinn gewehrt, in Christenblut zu schwelgen;
Daſs er ein Bluthund ist, zeigt sein Gesicht genug,
Der Niederlande Städte wollt' er all' vertilgen.
Man reiſs' das Herz ihm aus dem Leib und schlag's ihm ins Gesicht,
Der Bluthund ist nicht wert das heilige Sonnenlicht. [1])

In Karikaturen wird der Herzog häufig in Gesellschaft des Teufels abgebildet; einmal sitzt Alba auf einem Stuhl und verschlingt Kinder, während die Köpfe Egmonts und Hoornes vor ihm liegen; auf einem andern Bild sitzt er auf einem Thron, vor ihm knieen die 17 Provinzen, alle mit ihren Wappen und mit einem Strick um den Hals, im Hintergrund die Hinrichtung der beiden Grafen mit Galgen, Scheiterhaufen und Folterwerkzeugen; hinter dem Herzog steht Granvella, dem der Teufel die päpstliche Krone aufsetzt [2]).

Diese Spottgedichte und Karikaturen gingen von Hand zu Hand, und die unbeschreibliche Wut, die aus ihnen spricht, schildern drastischer als breite Ausführungen die Stimmung des Volkes.

Da war es natürlich kein Wunder, wenn diejenigen seiner Maſsregeln, die ihm wirklich zur Ehre gereichen, nicht gewürdigt wurden. Er beschäftigte sich nämlich sehr angelegentlich mit einer Codifikation des niederländischen Zivilrechtes und mit einer Strafprozeſsordnung. Für das erstere trug er den Gerichtshöfen auf, ein Verzeichnis der in ihren Provinzen bestehenden rechtlichen Satzungen einzureichen, um daraus eine für alle Provinzen geltende Gesetzessammlung zu entwerfen. Da Alba selbst

1) Nach der Übersetzung bei Holzwarth IIa, 436.

2) Vgl. Fr. Müller, Beredeneerde Beschryving van Nederlandsche Historieplaten, 1. Teil, p. 75—78.

der Meinung war, daſs ein Zeitraum von zwölf Jahren für die Durchführung dieser Reform kaum genüge, so kam man auch bei dieser Arbeit über die Präliminarien nicht hinaus. Dagegen kam eine vollständige Prozeſsordnung zustande [1]), welche am 9. Juli 1570 publiziert wurde. Was den burgundischen Herzogen nicht gelungen war, die Einheit der Rechtsprechung in allen Provinzen durchzuführen, wurde von Alba zustande gebracht; die eine Ordonnanz ist die beste jener Zeit, und die andere ein Meisterstück von gesundem Urteil, aufrichtiger Gerechtigkeitsliebe und Milde. Aber das Volk konnte von der ihm hier gebotenen Wohlthat nichts bemerken, die wirkliche Rechtspflege stand ja in zu schreiendem Widerspruche mit ihr, die ordentliche Gerichtsbarkeit war suspendiert, und der Blutrat übte fast ausschlieſslich die Zivil- und Strafrechtsgewalt [2]).

III.

Trotz verschiedener, ihm namentlich in Paris zuteil gewordener Warnungen hatte Montigny seine Reise nach Spanien fortgesetzt, um dem Könige über den Stand der Dinge mündlichen Bericht zu erstatten. Am 17. Juni 1566 kam er in Madrid an, der andere Gesandte, der Marquis von Bergen, der durch eine Wunde am Fuſse aufgehalten worden war, traf erst am 16. August in Segovia ein. Beide waren mit allen Zeichen der Freund-

1) Bavius Voorda, De crimineele ordonnantien van Koning Philips van Spanie (Leyden 1792).

2) Alba selbst muſste 1573 in einem Brief an Philipp gestehen: „Il n'est aucune cause, civile ou criminelle, qui ne se vende comme l'on vend la viande à la boucherie, et beaucoup même sont vendues à l'encan, et la plupart des conseillers, sinon tous, se donnent journellement à qui veut les acheter.“ „Corresp. de Phil.“ II, 348.

lichkeit und des Wohlwollens aufgenommen worden und wurden im königlichen Schlosse selbst beherbergt. Es wäre kaum möglich gewesen, einen andern Edeln zu finden und mit der Sendung zu betrauen, der dem König in tiefster Seele so verhafst war, als eben Montigny. Nicht nur hatte sein Auftreten in Doornik des Königs höchstes Mifsfallen erregt, und war es nicht unbekannt geblieben, dafs er daselbst während der Fasten öffentlich Fleisch gegessen hatte, sondern dem König war auch manche Äufserung des Barons hinterbracht worden, die Philipp nicht so leicht verzeihen konnte. Auch der Marquis von Bergen hatte mit seiner unvorsichtigen Zunge den König nicht geschont, und in Valenciennes hatte er ebenfalls durch sein Auftreten gegen die Ketzer den Zorn Philipps erregt. Als aber die Nachricht vom Bildersturm nach Spanien kam, als Gerüchte über eine Verschwörung des Adels und über ein Teilungsprojekt der Niederlande den erbitterten König noch mehr aufregten, war die Lage der beiden Niederländer eine verzweifelte. Den Marquis van Bergen erlöste jedoch der Tod schon am 21. Mai 1567 von dem schrecklichen Schicksal, das ihm zugedacht gewesen war. Philipps feige Hinterlist zeigt sich dem Marquis gegenüber im verächtlichsten Lichte. Als er die Nachricht erhalten, dafs die Krankheit desselben beinahe keine Hoffnung auf Genesung gebe und der Arzt nur von der schleunigen Rückkehr des Leidenden nach Flandern noch etwas zu hoffen wagte, beauftragte der König den Ruy Gomez, den Marquis aufzusuchen und ihm die Aussicht zur Rückkehr in die Heimat zu eröffnen; letzteres durfte er aber nur in dem Falle thun, wenn er sich selbst überzeugt hätte, dafs eine Genesung unmöglich sei. Sofort nach seinem Tode wurde das Material zu einer nachträglichen Verurteilung des Toten zusammengesucht, und am 4. März 1570 sprach Alba das Urteil, das den Marquis des Hochverrats für schuldig erklärte und seine Güter, welche einen jährlichen Ertrag von 50000

Gulden abwarfen, zum Vorteil des Königs konfiszierte [1]).

Montigny war jetzt allein. Der Aufenthalt am Hofe begann ihm, trotz aller Beweise der königlichen Huld, unheimlich zu werden, und am 10. Juli 1567 reichte er eine Vorstellung ein, worin er eine Untersuchung seines Verhaltens forderte. Der König suchte ihn zu beruhigen und meinte, er werde ihn auf seiner demnächstigen Reise in die Niederlande begleiten. Als aber am 20. September der Kurier mit der Nachricht der Verhaftung Egmonts und Hoornes angekommen war, da öffnete sich auch für ihn die Thür des Kerkers, den er nicht mehr verlassen sollte. Am 19. September war er noch mit dem Könige ausgefahren, am 20. gab er ein Gastmahl, als ein Offizier der königlichen Leibwache ihn aus dem Saale rief und ihm ein Schreiben des Marquis von Chinchon einhändigte, worin dieser dem Baron mitteilte, dafs er einen Befehl des Königs erhalten habe, ihn im Alcazar von Segovia festzuhalten [2]). Hier wurde er in einem hohen Turme, nur von seinem Pagen bedient und von acht Bewaffneten bewacht, gefangen gehalten.

In ergreifender Weise schildert Hooft [3]) die Art und Weise, wie Montigny in seinem Gefängnis mit den Vorgängen in den Niederlanden und dem blutigen Ende seines Bruders bekannt wurde. „Man ist in diesem Lande (Spanien) gewöhnt, unter den fremden Pilgern auch oft Niederländer zu sehen, die zu St. Jakob in Galizien eine Wallfahrt machen und, um ihren Unterhalt zu erbetteln, einige Psalmen oder andere Lieder in ihrer dort nicht verstandenen Muttersprache auf der Strafse singen. Einige Leute steckte man nun in Pilgergewänder und lehrte sie ein besonders hierzu verfafstes Gedicht, worin die nieder-

1) „Corresp. de Phil." I, 235. 411. 359. 543. 545. 552. 557 und II, 116. 123. „Pap. d'Etat" VII, 74.

2) „Corresp. de Phil." I, 578.

3) V, 170.

ländischen Trauerscenen beschrieben waren. Dieses Lied sangen sie einigemale in der Nähe des Turmes, und man kann sich vorstellen, wie dem Herrn von Montigny zumute ward, als er plötzlich die Schmach und das Vergiefsen des Blutes so vieler trefflicher Herren, besonders seines ältesten Bruders, vermelden hörte, um daraus das nahende Verderben zu ahnen, das über ihm schwebte."

Er säumte denn auch nicht, auf schleunige Flucht zu denken, die mit Hilfe eines Polen und im Einverständnis mit einem der ihn bewachenden Soldaten bewerkstelligt werden sollte. Schon hatte er die Eisenstäbe vor seinem Fenster durchfeilt, durch welches er sich mittelst einer Strickleiter herablassen wollte, um mit einer in San Sebastian bereit liegenden Schaluppe nach St. Jean de Luz zu entfliehen. Allein der Plan wurde entdeckt, und die Haft des unglücklichen Edelmanns wurde eine strengere.

Indessen wurde sein Prozefs vor den Blutrat gebracht, und am 7. Februar 1569 wurden dem Gefangenen eine Reihe von Fragen vorgelegt, die er zu beantworten hatte. Keiner der Bevollmächtigten, die er für seine Sache in den Niederlanden ernannt hatte, wollte den Auftrag annehmen, da der Blutrat die Abgabe einer authentischen Abschrift der Vollmacht und der Anklageartikel beharrlich verweigerte, weshalb Alba selbst einen Verteidiger für ihn ernannte. Alles war natürlich nur eine lächerliche Form, denn sein Tod war eine beschlossene Sache. Umsonst waren deshalb auch die rührenden Bitten seiner jugendlichen Gattin, die nur vier Monate mit ihm zusammengelebt hatte, ebenso umsonst die Bitte der Mutter Montignys, welche sich an die eben nach Spanien als Gemahlin Philipps gehende Anna von Osterreich während ihres Aufenthalts in Brüssel gewandt hatte; am 4. März 1570 wurde das Todesurteil gefällt; es lautete dahin, dafs ihm auf einem öffentlichen Platze Spaniens der Kopf ab-

geschlagen und dieser auf einer Pike ausgestellt werden sollte.

Doch beeilte man sich mit der Vollstreckung desselben nicht. Montigny wurde am 7. August von Segovia in das Schlofs von Simancas gebracht, und in dieser einsamen Festung sollte er sterben. Alle Räte des Königs waren dafür, dafs öffentlich kein Blut vergossen werden sollte, dafs man vielmehr dem Gefangenen ein langsam wirkendes Gift reiche. Obwohl der König wollte, dafs die Welt glauben sollte, Montigny sei eines natürlichen Todes gestorben, so entschied er sich doch dafür, den Verurteilten erdrosseln zu lassen. Indessen wurde das Gerücht verbreitet, Montigny sei infolge seiner strengen Haft schwer erkrankt, am Abend des 14. Oktober kündigte man ihm das Todesurteil an, und in der Nacht vom 15. auf den 16., um 2 Uhr, wurde es in Gegenwart des Alkalden von Valladolid und eines Notars vollzogen; den beiden sowie dem Henker wurde unter Todesandrohung Stillschweigen auferlegt, der Leichnam aber, um den Reif um den Hals zu verbergen, in eine Franziskanerkutte gesteckt, und dann wurden die in Madrid fabrizierten Briefe, in denen der durch eine Krankheit erfolgte Tod Montignys gemeldet wurde, wieder dahingeschickt und veröffentlicht. Am 22. März 1571 wurde in Brüssel von Alba das Urteil veröffentlicht, nach dem der in der Festung von Simancas eines natürlichen Todes gestorbene Montigny des Hochverrats überführt und seine Hinterlassenschaft eingezogen wurde.

Aber schon die Mitwelt wollte nicht an den natürlichen Tod des flandrischen Edelmannes glauben, man war überzeugt, dafs er durch Gift aus dem Wege geräumt worden sei, und erst unserm Jahrhundert ist es beschieden gewesen, durch die Veröffentlichung der authentischen Aktenstücke, die in demselben Schlosse mit dem Staube der Jahrhunderte bedeckt, bewahrt wurden, in dem der unglückliche Edelmann erwürgt wurde, — einen

neuen tiefen Blick in den Charakter und die Politik des spanischen Königs zu werfen.

IV.

Die Lage Oraniens im Anfang des Jahres 1569 war in jeder Hinsicht eine verzweifelte. Nicht nur sah er sich von allen Mitteln entblöfst, um an neue Unternehmungen zu denken, sondern die Schulden und Verbindlichkeiten, die noch vom letzten Feldzug auf ihm lasteten, verbitterten sein Dasein. Die Hauptleute und Rittmeister des in Strafsburg abgedankten Heeres forderten Bezahlung, und er hatte ihnen versprechen müssen, sich ihnen im Falle der Nichtbezahlung in Frankfurt oder an einem andern Orte als Geisel zu stellen; sein Silberzeug und alle Wertsachen hatte er schon zu Geld gemacht und seinen Haushalt auf das Allernotwendigste beschränkt. Dazu kam noch häusliches Leid, denn die eigene Gemahlin hatte seine Ehre geschändet. Nicht nur war sie dem Trunke ergeben, sondern sie hatte eine ehebrecherische Verbindung mit dem Manne angeknüpft, den der grofse Rubens seinen Vater nannte. Der volle Schmerz der Verzweiflung spricht aus dem am 11. November 1569 an sie gerichteten Brief [1]), in dem er sie bittet, zu ihm zu kommen, und der uns einen schönen Einblick in sein tiefes Gemüt gewährt, wiewohl ihm damals die schändliche Aufführung seiner Frau noch verborgen gewesen zu sein scheint. Er gesteht hier unumwunden, dafs seine Verhältnisse in einem derartigen Zustande seien, dafs die Entscheidung der Frage, wohin er sich begeben solle, gar nicht mehr von ihm abhänge, sondern dafs er zusehen müfste, wo man ihn aufnehmen würde; denn Städte und Republiken

1) „Arch. de la Maison d'Orange-Nassau“ III, 326.

werden sich zweimal bedenken, ehe sie ihn aufnehmen, wie er auch denke, daſs die Königin von England, die Könige von Dänemark und Polen und viele deutsche Fürsten dasselbe thun werden; seine Freunde seien mit ihm der Meinung, daſs, sobald seine Ankunft irgendwo bekannt werde, auch seine Persönlichkeit gefährdet sei. So weltkundig schien sein vollständiger Ruin zu sein, daſs selbst Viglius mit groſser Genugthuung seine vollständige Beruhigung, als ob vom Prinzen nichts mehr zu befürchten wäre, aussprach und aus vollem Herzen in den Spott Granvellas, „vana sine viribus ira“ einstimmte.

Vom Kaiser und von den deutschen Fürsten, dies sah Oranien wohl, war vorderhand nichts zu hoffen; der Haſs zwischen Lutheranern und Calvinisten hatte sich noch viel ärger zugespitzt, denn die Prediger am Hofe des Herzogs Hans Wilhelm von Sachsen nannten die „von der Religion in Frankreich und den Niederlanden ganz offen Rebellen, Sakramentierer und Bilderstürmer, mit deren Ausrottung man Gott und der ganzen Christenheit einen groſsen Dienst erweisen würde“. Allein von Frankreich konnte in diesem Augenblick Hilfe kommen, und in der That schienen sich die Verhältnisse dort von Tag zu Tag günstiger für die Reformierten zu gestalten.

Trotz der empfindlichen Niederlagen der Hugenotten bei Jarnac und später bei Montcontour kam doch der für sie vorteilhafte Friede von St. Germain zustande. Oranien hatte mit seinen zwei Brüdern Ludwig und Johann an den Operationen teilgenommen, hatte sich aber vor Montcontour als Bauer verkleidet mit nur fünf Begleitern durch ganz Frankreich in seine Grafschaft Nassau begeben, während Ludwig und Johann beim Hugenottenheere zurückblieben und der erstere glänzende Proben von Tapferkeit und Feldherrntalent abgelegt hatte, und zwar so sehr, daſs während Colignys Krankheit sich aller Augen auf ihn, als den angewiesenen Nachfolger des Admirals, richteten. Da der französische Hof, welcher nichts so

sehr als das Übergewicht der Guisen fürchtete, die Hugenotten auffallend begünstigte und auszeichnete, so kam auch Ludwig alsbald in große Gunst. Nicht nur wurde ihm eine Pension ausgeworfen und seinem Bruder das Fürstentum Oranien zurückgegeben, sondern er wurde zu Geschäften herangezogen, zu denen man sonst nur vertraute und bewährte Staatsmänner zu verwenden pflegt.

Es hat gewiß nur geringe Mühe gekostet, um das Ehrgefühl des Königs durch den Hinweis auf die noch nicht ausgewetzte Scharte von St. Quentin und Grevelingen zu erregen und auf die schöne Gelegenheit aufmerksam zu machen, sich der südlichen, an Frankreich grenzenden Provinzen der Niederlande zu bemächtigen. Sowohl der König als die Medicäerin gingen mit Freuden auf den Plan Ludwigs ein, auch die Räte, denen Karl IX. seine Verhandlungen mit Ludwig vorlegte, hörten mit Entzücken von der Erwerbung der Niederlande durch die französische Krone sprechen, nur waren sie der Ansicht, daß zu diesem Zweck ein Bündnis mit England und den deutschen Fürsten geschlossen werden müßte. Ein französischer Unterhändler wurde auch alsbald nach England geschickt, und der Plan war, einen Angriff von Frankreich, England und Deutschland aus auf die Niederlande zu unternehmen. Walsingham, der englische Gesandte am französischen Hofe, an den sich Ludwig ebenfalls wandte, empfahl dessen Eröffnungen dem Grafen von Leicester aufs wärmste, da sich dadurch eine Gelegenheit zur Demütigung Spaniens darbiete, wie sie wohl so bald nicht wieder kommen dürfte. Zwar, meint er, sei es eine gefährliche Sache, durch die Erniedrigung Spaniens eine andere Macht (Frankreich) zu erheben, von der England nicht weniger zu befürchten habe; allein die deutschen Fürsten, die sich an der Unternehmung beteiligen wollen, setzen voraus, daß, wenn die Niederlande mit der Krone Frankreichs vereinigt wären, letztere Macht zu groß sein würde, weshalb sie sich mit ihr zu ver-

tragen wünschen und ihr die Verpflichtung aufzulegen trachten, mit Flandern und Artois zufrieden zu sein; Brabant und die übrigen früher zum Reiche gehörigen Länder sollen wieder zu diesem zurückkehren und ihre Regierung einem deutschen Fürsten übertragen werden, der natürlich kein anderer sein kann als der Prinz von Oranien; Holland und Zeeland aber sollen mit England vereinigt werden, um Frankreich dann im Zaume zu halten, wenn es Lust hätte, über seinen Anteil hinauszugreifen [1]). Da die diplomatischen Beziehungen zwischen England und Spanien damals gerade äuſserst gespannt waren, so fielen Walsinghams Vorstellungen auf einen sehr empfänglichen Boden, und Ende April 1572 kam es auch in der That zu einem Bündnisse zwischen Frankreich und England. Zu derselben Zeit versprach Karl IX. in einer Unterredung, die er mit Ludwig hatte, unter Coligny eine starke Armee in die Niederlande zu senden, und es wurde zwischen beiden abgesprochen, daſs im Falle eines glücklichen Krieges der König alles Land zwischen Antwerpen und der Picardie, der Prinz von Oranien aber Holland, Zeeland und Friesland bekommen solle [2]).

Der Prinz von Oranien hat natürlich um alle diese Abmachungen gewuſst. Eine andere Frage ist freilich die, ob er in der That mit dem vollen Bewuſstsein der Verantwortlichkeit im Ernst an die Möglichkeit einer solchen Zerstückelung des Landes dachte? Sicher wäre der Zustand der Provinzen unter jeder anderen Regierung als der spanischen ein unvergleichlich glücklicherer gewesen, und in solcher Not sucht und nimmt man Hilfe, wo man sie findet. Aber was St. Adelgonde sagte:

1) „Mémoires de Walsingham", p. 138 sqq.

2) Capefigue, Histoire de la reforme II, 186. 200. P. Lacroix, Histoire de la France III, 77. 78. Kervyn de Lettenhove, Les Gueux et les Huguenots II, 447. Ferner „Corresp. du Card. de Granv." IV, 177. 204. 210.

„Sollten wir bei fremden Potentaten, als dem König von Frankreich oder England, um Geldunterstützung nachsuchen, so werde das Land offenbar grofse Gefahr laufen, unter fremde Herren zu kommen, weil sie das Geld niemals geben würden, ohne sich für die Sicherheit desselben einiger Städte zu bemächtigen, wodurch sie festen Fufs im Lande bekämen, aus dem sie dann, wie aus verschiedenen Beispielen gezeigt werden kann, nicht mehr wegzubringen wären, ganz abgesehen davon, dafs Seine Fürstliche Gnaden hinlänglich geäufsert hat, dafs dies in diesem Augenblick unthunlich ist" — drückte die eigentliche Überzeugung des Prinzen doch deutlich genug aus [1]). Worauf er damals nur rechnen konnte, war die Sympathie Frankreichs und Englands für seine Sache, und im günstigsten Falle diplomatische und militärische Verwicklungen beider mit Spanien.

Und England stand seit 1568 mit Spanien auf sehr gespanntem Fufse. In diesem Jahre wurden einige spanische Schiffe, welche etwa eine Million für den Herzog von Alba bestimmte Thaler führten und sich vor den Kapern Condés in einen englischen Hafen geflüchtet hatten, auf Befehl Elisabets mit Beschlag belegt und das Geld unter dem Vorwande, dafs es genuesischen Kaufleuten gehöre, unter der Zusicherung späterer Wiedererstattung und billiger Zinsenvergütung von ihr selbst zur Hand genommen. Der Rat von Assonleville, den Alba nach England schickte, wurde nicht einmal zur Audienz vorgelassen, da man es als eine Anmafsung des Herzogs beschaute, der, als ob er ein regierender Fürst wäre, an ein gekröntes Haupt einen Gesandten zu schicken wagte, und als später Vitelli zu demselben Zweck dahin ging, wurden seine Vollmachten für nicht genügend befunden. Alba liefs alle in den Niederlanden sich aufhaltenden Engländer sofort verhaften und ihre Güter mit

1) „Arch. de la Mais. d'Orange-Nassau" III, 404. 405, und Bor VI.

Beschlag belegen, England antwortete mit denselben Maſsregeln, dem englischen Gesandten in Madrid wurde der Hof verboten, und Elisabeth legte dem spanischen Gesandten am 8. Januar 1569 Hausarrest auf und verwies ihn Ende des Jahres 1571 aus dem Lande. Wer darunter am meisten litt, das waren die beiderseitigen Unterthanen, und man berechnet den Verlust, der dem niederländischen Handel bis zum April 1573 daraus erwuchs, wo die Sache beigelegt und das Geld zurückgegeben wurde, auf etwa 2 Millionen Gulden.

Wäre es nach dem Sinne Philipps allein gegangen, so wäre schon damals der Krieg an England erklärt worden, und zwar nicht nur wegen des durch die Haltung Elisabeths angerichteten Schadens, sondern weil er die Befreiung Maria Stuarts und den Sieg der katholischen Sache in England für „ein heiliges Unternehmen“ ansah. Alba nahm aber die Sache nicht so leicht wie der König; nur in dem Falle, daſs von Frankreich und Deutschland nichts zu befürchten wäre, versprach er sich von der Sache Erfolg, im Falle des Miſslingens aber wäre die Religion in den Niederlanden in der gröſsten Gefahr. Deshalb warnte der Herzog seinen König, sich mit dem Florentiner Ridolfi, dem Agenten Norfolks, näher einzulassen, dessen Vorschläge er geradezu lächerliche nennt, da dieser sich einbilde, daſs man nur so ohne weiteres eine Armee ausrüsten könne, um die Königin von England zu stürzen. Aber es war nicht so leicht, den König von seiner Lieblingsidee abzubringen, und erst, als der Herzog von Norfolk verhaftet und Philipp sich selbst überzeugen konnte, daſs der ganze Plan verraten war, ordnete er seinen Wunsch der Einsicht des Herzogs unter, wobei auch noch der weitere Umstand ausschlaggebend gewirkt haben mag, daſs der vom König für diese Angelegenheit in Madrid zusammenberufene Rat über die Zweckmäſsigkeit der Unternehmung sehr geteilter Meinung war [1]).

1) „Corr. de Phil.“ II, 185. 188. 189. 191. 193. 195. 199. 211. 225.

Erst im Jahre 1572 besserten sich die Beziehungen zwischen den beiden Höfen, und am 1. Mai 1573 wurden die gegenseitigen Handelsbeziehungen wieder geregelt. Die mehr oder weniger offene Unterstützung jedoch, welche die Wassergeusen bei Elisabeth und ihren Ministern bis zum Anfang des Jahres 1572 gefunden, hatte aber nicht nur den niederländischen Handel fast vollständig lahmgelegt, sondern den Aufstand in eine Bahn gelenkt, welche weder von Spanien noch von Oranien vermutet werden konnte.

Mufste letzterer, wie schon oben gezeigt wurde, jede Hoffnung auf irgendwelche direkte Hilfe vonseiten Deutschlands fahren lassen, so fand auf der andern Seite auch Spanien weder bei dem Kaiser noch bei den Reichsfürsten die geringste Unterstützung. Alba hatte sehnlichst gewünscht, in den Landsberger Bund aufgenommen zu werden, allein der Kaiser erklärte sich entschieden dagegen, und die katholischen Reichsfürsten befürchteten in diesem Falle den Abschlufs neuer und engerer Verbindungen unter den Protestanten [1]. Auf dem am 13. Juli 1570 in Speier eröffneten Reichstag hatte zwar die Eingabe Oraniens und der verbannten Niederländer keinen besondern Erfolg [2]. Dagegen konnte es für den Prinzen in der Zukunft von unberechenbarem Nutzen sein, dafs die kaiserliche Proposition, wonach Werbungen im Reiche ohne Genehmigung des Kaisers verboten werden sollten, nicht angenommen wurde. Ebenso war es ein grofser Erfolg Oraniens, dafs auf demselben Reichstage trotz der dringendsten Vorstellungen des spanischen Gesandten gegen den Grafen von Ostfriesland, welcher die Wassergeusen in offenkundigster Weise unterstützte, in keiner Weise eingeschritten wurde. Der Kaiser begnügte sich

1) „Corresp. de Phil." II, 118. 119. 182. 207.

2) „Archives" III, 383.

mit der Ermahnung an den Grafen, keine Veranlassung zu weiteren Klagen zu geben [1]).

Spanien war in jener Zeit somit vollständig isoliert: im eigenen Lande drohte Gefahr von einem neuen Aufstand der Morisken, Cypern war verloren gegangen, die Christenheit von einem Angriff der Türken mehr als je bedroht, dazu ein durch sinnlose Maſsregeln und tolles Blutvergieſsen zur Verzweiflung gebrachtes Volk — wahrlich —, wenn im Anfang von 1572 England und Frankreich sich zu einer gemeinschaftlichen Aktion erhoben hätten, und wenn der Prinz damals schon mit seinen ferneren Rüstungen fertig gewesen wäre, so hätte Spanien die Niederlande nicht behaupten können.

Aber die Bartholomäusnacht genügte, um alle diese Kombinationen und die auf sie gesetzten Hoffnungen wie ein Kartenhaus umzuwerfen.

Viertes Kapitel.

Anfang des Befreiungskrieges. Briel. Abfall der Städte in Holland und Zeeland. Erste Nationalversammlung in Dortrecht. Eroberung Bergens. Oraniens zweiter Feldzug. Folgen der Bartholomäusnacht.

I.

Daſs der Prinz zugleich mit den auswärtigen Verhandlungen auch in den Niederlanden selbst mit unermüdetem Eifer durch seine Agenten thätig war, versteht

1) Koch II, 84—86.

sich von selbst. Aber jetzt war es nicht mehr der Süden des Landes, sondern die nördlichen Provinzen, besonders Holland und Zeeland, wo er am meisten auf die Sympathieen der Bevölkerung, unter der die Reformation verhältnismäſsig die meisten Anhänger zählte, rechnen konnte. Überdies hatte sich der Adel jetzt vollständig von der Sache des Volkes zurückgezogen, jetzt waren es die bürgerlichen Elemente, in denen die Gärung von Tag zu Tag höher stieg, denn sie hatten am meisten unter dem Schreckensregimente Albas, unter seinen Finanzmaſsregeln, unter der Last der spanischen Einquartierung und unter dem Darniederliegen des durch die Wassergeusen gefährdeten Handels zu leiden. Daher konnte der Prinz auch auf die Beisteuern aus diesen Kreisen mit Sicherheit rechnen, während die Opferwilligkeit der Reichen und Vornehmen äuſserst gering war. Dillenburg, wo sich der Prinz jetzt aufhielt, war denn auch der Zentralpunkt aller Aktionen. Mit der gröſsten Vorsicht wurde die Agitation betrieben. Oranien und die anderen Häupter nahmen in ihren Briefen fremde Namen an, er selbst hieſs Martin Willems oder Georg Certain; Ludwig, sein Bruder, Lambert Certain; Wesembecke, der Hauptagent, der geächtete Sekretär von Antwerpen, Hans Baert [1]. Die Städte erhielten Namen aus der griechischen Mythologie, so hieſs Amsterdam Saturnus, Delft Apollo, Leyden Merkur, Enkhuyzen Triton, und die Korrespondenz wurde in der Form von Handelsbriefen geführt, unter Kupfer war Holland, unter Stahl Gelderland und unter Zink Overyssel verstanden.

Der erste Versuch, um sich einer sichern Operationsbasis im Lande zu bemächtigen, miſslang aber kläglich, obwohl der kühne Heldenmut und die heroische Todesverachtung, womit der Anschlag ausgeführt wurde, den

1) Vgl. „Algemeene Konst-en Letterbode van het jaar 1859", no. 44.

Spaniern den Beweis liefern mußte, daß sie es mit einem zum äußersten entschlossenen Feind zu thun hatten.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Dezember 1570, in einer stürmischen Winternacht klopften vier Männer an das Thor des Schlosses Loevestein, das am Zusammenfluß der Maas und der Waal die Städte Gorkum und Workum sowie die Schiffahrt auf beiden Gewässern beherrscht, damals zwar dem Herzog von Cleve gehörte, aber von einem spanischen Hauptmann, Tisnacq, dem Bruder des Präsidenten, besetzt gehalten wurde. Die Männer waren in Mönchskutten gehüllt, und als sie vor den Schloßhauptmann gebracht worden waren, zog einer derselben, de Ruyter, ein Pistol hervor, setzte es dem Hauptmann auf die Brust und fragte, für wen er das Schloß bewahre, für Alba oder für den Prinzen? Auf die Antwort, daß er keinen andern Herrn kenne als den König von Spanien, schoß de Ruyter den Hauptmann nieder, und von der dadurch zuwege gebrachten Verwirrung begünstigt, überwältigten die andern die keines Angriffs gewärtige Besatzung und waren in einem Augenblick Herren des Schlosses, in das am andern Morgen noch etwa 25 Mann einzogen, während eine weitere Verstärkung, auf die sie gerechnet hatten, wegen hohen Wasserstandes und plötzlich eingefallenen Frostes das Schloß nicht erreichen konnte. Die Besatzung war zu einer nachhaltigen Verteidigung des äußerst starken Kastells viel zu schwach, und so konnte sich auch Rodrigo de Toledo, der Kommandant von Herzogenbusch, damit begnügen, einen Hauptmann mit nur 200 Soldaten gegen Loevestein zu schicken, das schon 48 Stunden nach dem Anschlage de Ruyters wieder in spanischen Händen war. Nachdem der übrige Teil der Besatzung getötet oder gefangen war, verschanzte sich de Ruyter mit drei seiner Genossen in einem Zimmer, dessen Zugang er mit Pulver bestreut hatte, das bei der Annäherung der Spanier angezündet wurde. Diese drangen aber doch ein, und nach einem erbitterten Kampfe,

der noch manchem Spanier das Leben kostete, fiel de Ruyter mit den Seinen. Er war ein kühner Soldat und feuriger Anhänger Oraniens, der schon im Jahr 1567 von den Einwohnern von Herzogenbusch zu dem Prinzen von Oranien, der damals in Antwerpen war, um Hilfe gesandt wurde; sein Bestallungsbrief und seine Instruktion, sich Loevesteins zu bemächtigen, war in Dillenburg am 25. November 1570 unterzeichnet worden. Die Sage hat sich später des kühnen Helden bemächtigt, indem aus dem Krieger von Beruf ein Viehhändler wurde, der sterbend das Schlofs mit Freund und Feind in die Luft gesprengt habe [1]).

Jetzt treten die Wassergeusen in den Vordergrund, jene eigentümliche Erscheinung im Anfange des Aufstandes gegen Spanien, die wie ein Meteor am Horizont erschienen, um dann nach verhältnismäfsig kurzer Zeit beinahe spurlos zu verschwinden. Ins Dasein wurden sie durch dieselben Ursachen gerufen wie die Buschgeusen: wer Ursache hatte, dem Herzog und dem Blutrate aus dem Wege zu gehen, wer durch Konfiskation sein Vermögen verloren, als Verbannter umherschwärmte oder sonst heruntergekommen war, — ein grofser Teil dieser verzweifelten Existenzen warf sich auf die See, um hier den Spaniern so viel als möglich Abbruch zu thun. Schon Ludwig von Nassau hatte im Juli 1568 im Namen des Prinzen von Oranien Kaperbriefe ausgegeben und Oraniens Recht dazu wurde von Burleigh dem Gesandten Albas gegenüber, Zweveghem, anerkannt und verteidigt [2]). Im folgenden Jahre kam einige Organisation in die Sache, indem einige Adelige sich verschworen, dem Herzog von Alba und dessen Anhängern allen möglichen Abbruch zu

1) Vgl. Acquoy, Herman de Ruyter, naar uitgegeven en onuitgegeven authentielke documenten, und Bosscha, Nederlands Heldendaaden te land I, 95, 125; III, 644.

2) „Corresp. de Phil." II, 227.

thun, das „wahre Wort Gottes“ überall predigen zu lassen, und sie verpflichteten sich, die eine Hälfte der Beute an den Prinzen abzuliefern, die andere unter sich zu verteilen. Oranien ernannte überdies einen Admiral, Adrian van Berg, Herrn von Dolhain, der im September 1569 aus einem englischen Hafen auslief, bei der Insel Vlieland eine von der Ostsee kommende Handelsflotte von 60 Segeln und ein paar Tage darauf eine andere von 50 Segeln erbeutete. Bald wurde kein Unterschied mehr zwischen Freund und Feind gemacht, die Wassergeusen kümmerten sich um die von Oranien oder Ludwig ausgestellten Geleitscheine häufig nicht, und obwohl es ihnen verboten war, auf englische, französische, dänische und schwedische Fahrzeuge Jagd zu machen, so griffen sie doch jede Flagge an, wenn nur der Kampf Aussicht auf reiche Beute eröffnete. Wie in einem früheren Jahrhundert den Hoekschen, waren ihnen mit ihren leichten Schiffen alle Gewässer zugänglich, in denen sie so vertraut waren wie im eigenen Hause, und da die Bevölkerung an vielen Orten im geheimen Einverständnisse mit ihnen war, so war es für die spanischen Befehlshaber äufserst schwer, etwas gegen sie auszurichten; denn Alba schlug die Macht dieser Geusen viel zu gering an, vernachlässigte die Befestigung der Küsten und konnte bei dem permanenten Geldmangel für die königliche Flotte auch nichts thun. Die Beute wurde in England, Rochelle oder in einem Hafen Ostfrieslands zugelde gemacht und der Graf von Ostfriesland stand ohnedies im geheimen Einverständnis mit diesen Seeräubern. Wo sie sich zeigten, ging der Schrecken und das Entsetzen vor ihnen her. Sie verachteten den Tod, und dies gab ihrem Angriffe die unwiderstehliche Gewalt, und da sie wufsten, dafs für sie kein Erbarmen war, so gaben sie auch keinen Pardon, es sei denn, dafs die Hoffnung auf ein reiches Lösegeld die Rachsucht für den Augenblick zum Schweigen brachte. Aber der Schrecken vor Alba trieb viele in

ihre Reihen, und da der Kern derselben aus feurigen Calvinisten bestand, so waren ihre Schiffe der sicherste Zufluchtsort für alle, deren Gewissensfreiheit im eigenen Vaterlande gefährdet war. Am furchtbarsten hausten sie gegen Kirchen, Klöster und Priester; erstere wurden zerstört, aus den Kelchen tranken sie Bier und mit den Meſsgewändern wurde Mummenscherz getrieben. Ein Geusenkapitän, der Friese Focke Abels, hatte an der Spitze des Mastes seines Schiffes einen kostbaren Tabernakel befestigt, davor führte er die Priester mit der höhnischen Bemerkung, daſs den Geusen das heiligste Sakrament noch viel höher stehe als ihnen, und sie muſsten dann unter dem Gelächter der Schiffsmannschaft die Zeremonieen verrichten. Die schrecklichste Erscheinung unter ihnen ist Lumey, Graf von der Marck, ein Nachkomme des berüchtigten Ardennenebers; Bart und Nägel, hatte er geschworen, so lange wachsen zu lassen, bis er den Tod Egmonts und Hoornes an Mönchen und Pfaffen gerächt, und auf seiner Flagge waren die 10 Pfennige abgebildet.

Da der Admiral Dolhain sich seiner Stellung nicht gewachsen zeigte und trotz mehrfacher Aufforderung sich weder zur Rechnungsablage, noch zur Ablieferung des Beuteanteils an Oranien sich herbeilieſs, sondern im Gegenteil selbst eine Forderung auf Herausbezahlung von fünftausend Gulden stellte, so entsetzte ihn Oranien seiner Stelle und ernannte an seiner Stelle Guislain von Fiennes, Herrn von Lumbres, aus einer alten artesischen Familie, zum Generalkapitän über alle Schiffe (10. August 1570). In der dem Admiral zur Hand gestellten Instruktion [1]) ist bestimmt, daſs auf jedem Schiffe die Kriegsartikel gelten und daſs nur ein geborener Niederländer und nur, wenn er vom Prinzen angestellt sei, ein Kommando führen könne; die Verteilung der Beute wurde jetzt so geregelt,

1) Bor V.

dafs nach Abzug des zehnten Teiles für den Admiral das Ganze in drei Teile geteilt werden sollte, wovon der erste dem Prinzen, der andere den Offizieren, und der dritte dem Schiffs- und Kriegsvolk gehören sollte; ferner sollten alle übelbeleumdeten Subjekte, besonders aber die vom Gerichte bestraften Verbrecher unter die Schiffsmannschaft fernerhin nicht aufgenommen werden; endlich verlangte Oranien, dafs auf jedem Schiffe ein calvinistischer Prediger sich befinden solle. Jetzt erst war es möglich, Ordnung in die Banden zu bringen, und die wüsten Gesellen, deren erste und einzige Beschäftigung bis dahin der Seeraub gewesen, zur Verfolgung einer grofsen und gemeinsamen Aufgabe heranzubilden und zu zwingen. Aber auch Lumbres richtete trotz seines Charakters und seiner gröfseren Intelligenz verhältnismäfsig nur wenig aus, so dafs ihm der Prinz bald einen andern Wirkungskreis anwies, ohne ihm einen Nachfolger zu geben. Die Wassergeusen blieben denn auch in der Folgezeit ohne Admiral, und sie gehorchten einem aus ihrer Mitte gewählten Oberhaupt, wozu ein Bastardbruder Brederodes mehreremale gewählt wurde.

Vor allem kam es nun für Oranien darauf an, in einer Stadt zur Weiterführung seiner Operationen festen Fufs zu fassen. Enkhuyzen oder Deventer hatte er zu einem niederländischen Rochelle ausersehen, aber der Plan war durch das Eintreten der Flut von Allerheiligen (1570) und durch Mangel an Mut der mit Oranien einverstandenen Bürger vereitelt worden. Mit dem Eintritte des Jahres 1572 wurden aber die Aussichten für die Wassergeusen sehr mifslich, denn nicht nur war eine spanische Kriegsflotte in der Ausrüstung begriffen, sondern infolge der Besserung der diplomatischen Beziehungen zwischen England und Spanien, wahrscheinlich auch infolge des bei der Königin tief eingewurzelten Legitimitätsgefühls und ihres Abscheus vor rebellischen Unterthanen, wurde den Schiffen der Geusen der Aufenthalt in englischen Häfen

untersagt; zugleich verbot Elisabeth allen ihren Unterthanen, sie mit Lebensmitteln zu versehen. So stachen 24 Schiffe unter dem Befehle Lumeys von Dover in See, um durch einen Einfall in Nordholland sich zunächst zu verproviantieren. Am 30. März bemächtigten sie sich zweier spanischer Kauffahrer, die sie bemannten und ihrer Flotte einverleibten; den einen erhielt Marinus Brandt, den andern Adam van Haren zum Kapitän. Sie steuerten nordwärts, Enkhuyzen zu, wo der Prinz viele Anhänger hatte, allein der Wind schlug um und zwang sie zur Umkehr. Sie fuhren in die Maas ein, ein scharfer Nordwest hielt sie fest, und sie legten sich vor Briel, das eiligst die Thore schlofs.

Von Maassluis kam ein Schiff mit Reisenden, geführt von Jan Peterson Koppelstok, der zu den Geusen hielt. Entsetzt vor den wilden Gesellen, liefsen sich jene wieder nach Maassluis zurückbringen, Koppelstok aber fuhr dann an die Flotte heran und fragte nach seinem Landsmanne Treslong, der ihm Lumey vorstellte. Ersterer war der Sohn des früheren Baljuw in Briel, hatte mit Ludwig bei Jemgum tapfer gestritten und hatte sich unter den Geusen bald einen Namen gemacht. Leicht gelang es ihm, Lumey zu bestimmen, einen Anschlag auf die Stadt zu wagen, in der Oranien viele Anhänger zählte und welche im Augenblick keine spanische Besatzung hatte. Treslong gab dem Schiffer seinen Siegelring, und mit diesem fuhr Koppelstock nach der Stadt, ging vor den Magistrat und meldete diesem, dafs die Geusen da seien, um die Stadt vom zehnten Pfennig zu befreien und gegen die Tyrannei Albas und der Spanier zu beschützen. Auf die Frage des Bürgermeisters, wie grofs die Streitmacht der Geusen war, antwortete der Fährmann, dafs ihrer wohl 5000 wären. Diese Übertreibung wirkte auf die Väter der Stadt, man schickte eine Deputation an Lumey, der verlangte, dafs innerhalb zweier Stunden die Thore geöffnet werden sollten. Zugleich marschierte ein Teil seiner Mannschaft mit

fliegenden Fahnen gegen das nördliche Thor, während Treslong sich gegen das Südthor in Bewegung setzte. Da der Magistrat mit seiner Beratung nicht zu Ende kommen konnte, liefs Lumey an das Nordthor Feuer legen, das dann mit einem Mastbaum eingestofsen wurde, während das Südthor nach kurzer Gegenwehr von den Bürgern selbst geöffnet wurde. Der schwache Widerstand, den einige Einwohner boten, war bald überwältigt, und gegen Abend kamen beide Geusenabteilungen, die zusammen kaum 250 Mann zählten, in der Mitte der Stadt zusammen. Aus dieser hatte sich indessen alles, was spanisch gesinnt war, geflüchtet. Nachdem sich Treslong der öffentlichen Gelder bemächtigt, nahm der Admiral im Namen des Prinzen von Oranien von der Stadt Besitz. Am andern Tage ging es über Klöster und Kirchen her, Altäre und Bilder wurden zerstört und die Kirchenschätze und Mefsgewänder geraubt; Adam van Haren zeigte sich auf dem Verdeck seines Schiffes in einem Mefsgewand, und Treslong gebrauchte von nun an in seiner Kajüte keine anderen Trinkgeschirre als goldene Mefskelche.

Nachdem man die reiche Beute auf die Schiffe geschleppt hatte, wollte Lumey die Stadt niederbrennen. Da traten mehrere seiner Kapitäne, besonders Jakob van Ryk, vor ihn und schlugen ihm vor, sich hier festzusetzen. „Ich für meinen Teil“, sagte der letztere, „habe Gott oft um ein Grab in der Erde des Vaterlandes gebeten.“ In der That ging Lumey darauf ein; man machte sich alsbald ans Werk, Erdwerke wurden aufgeworfen, die südliche Vorstadt niedergebrannt, die Gräben ausgebessert und mit Wasser gefüllt, und auf die Wälle Geschütz aus den Schiffen geschleppt [1]).

1) Vgl. Altmeyer, Les gueux de mer et la prise de la Brielle (Brüssel 1863). van Vloten, De Brielsche jubeldag; Februar 1872, herausgegeben von der „Maatschappy tot Nut van 't algemeen“; und von demselben: Nederland tydens den volksopstand

Unendlicher Jubel erfüllte die Niederlande, als sich die Kunde von der kühnen That verbreitete. Alba, der in Brüssel eben entschlossen war, gegen die Kaufleute, die ihre Läden geschlossen hatten, um den zehnten Pfennig nicht zu bezahlen, mit der äufsersten Strenge vorzugehen, hielt das Ereignis für bedeutend genug, um seine Mafsregeln für den Augenblick zu sistieren und nur auf die Wiedergewinnung der verlorenen Position zu denken. Der Volkswitz bemächtigte sich alsbald der Sache, und der Herzog wie die Spanier sollten bald fühlen und empfinden, was in dem Verse ausgedrückt war:

„Den eersten dag van April
Verloor duc d'Alva zyn bril.“

Aber der kühne Handstreich stimmte keineswegs mit den Absichten und Plänen Oraniens überein, der in einem Volksaufstand ohne Unterstützung durch eine militärische Macht kein Heil sehen konnte. Aber wie der Aufstand aus der eigensten Initiative des Volkes begonnen wurde, so wurde er von diesem, dem eigentlichen Helden des 80jährigen Krieges, auch zu Ende geführt.

Boussu, der Nachfolger Oraniens in der Statthalterschaft von Holland, erhielt alsbald den Befehl, Briel wieder zu nehmen. In Eilmärschen rückte er heran, und obwohl die Spanier von den Wällen mit schwerem Geschütz empfangen wurden, wären die Geusen, die kaum 600 Mann stark waren, der Übermacht sicher erlegen, wenn nicht die kühne That eines einzelnen Mannes die Rettung gebracht hätte. Der Stadtzimmermann Rochus Meeuwiszoon schwamm nach einer Schleuse, öffnete diese mit ein paar kräftigen Beilschlägen, so dafs das Seewasser einbrach und die Stadt von der Nordseite her unangreifbar machte. Indessen gelang es Treslong, die spanischen Schiffe, die

tegen Spanje I, 214sqq. van Groningen, Geschiedenis der Watergeuzen. van Haren, De Geuzen (1825, Lieder). Chantepie de la Saussaye, De Geuzen (1870).

in Geervliet ohne Bedeckung zurückgelassen worden waren, teils in Brand zu stecken, teils in den Grund zu bohren, und den Spaniern blieb, das Wasser und das feindliche Geschütz vor sich, nichts übrig, als Rettung in schleuniger Flucht zu suchen, auf der viele von ihnen ertranken. Boussu, dem es daran gelegen sein mufste, den Abfall anderer Städte zu verhindern, rückte vor Rotterdam, das vor ihm zuerst die Thore schlofs; es kam aber zu einem Vergleich, demzufolge die Spanier in Haufen von 25 Mann und ohne Aufenthalt durch die Stadt ziehen mufsten. Das unbezahlte spanische Kriegsvolk verübte gleich im Anfang Unfug, die Bürgerschaft war auf keinen Widerstand vorbereitet, Boussu durchbohrte einen tapfern Schmied, der mit seinem Hammer fast allein Widerstand bot, mit eigener Hand, eine Abteilung nach der andern drang rasch in die Stadt, hieb jeden nieder, der ihnen in den Weg kam, und in ungemein kurzer Zeit waren viele Bürger erschlagen [1]) und in den Häusern wurden Frauen auf das schmählichste mifshandelt. Das Haus „In duizend vreezen" (in tausend Ängsten) auf dem Erasmusmarkt in Rotterdam, in das sich eine Menge vor den spanischen Soldaten zitternder Frauen geflüchtet hatte, bewahrt noch heute durch seine Inschrift die Erinnerung an diesen Wortbruch, der seine Wirkung auch nicht verfehlte und in vielen Städten manchen Anhänger des Königs auf die Seite Oraniens brachte.

So wenig als die Eroberung stimmte auch die Besitzergreifung Briels mit Oraniens Plänen überein, der die Vorbereitungen zu seinem zweiten Feldzug noch lange nicht beendet hatte, und ohnedies zweifelte er an der Möglichkeit, die

1) Boussu selbst giebt die Zahl der Umgekommenen auf etwa 40 an; auf niederländischer Seite scheint die Sache aber sehr vergröfsert worden zu sein, ebenso wie bald darauf die Zahl der in Briel ermordeten Priester ins fabelhafte übertrieben wurde. Motley spricht von 400 Ermordeten. Vgl. Bakhuysen van den Brink, Studien en Schetsen I, 514, Note 2.

Stadt auf die Dauer zu halten. Aber die That war nun einmal geschehen, und in schneller Aufeinanderfolge reihten sich ihr noch andere an, die innerhalb weniger Monate die ganze Sachlage veränderten. Der der spanischen Sache in Briel versetzte Schlag sollte sich in Vlissingen wiederholen.

Im Bewufstsein der hochwichtigen Bedeutung Vlissingens und der Insel Walcheren hatte Alba den Befehl zum Bau einer Citadelle in genannter Stadt gegeben. Dieselbe war aber, als Briel verloren ging, noch nicht vollendet, die paar Compagnieen Wallonen, die in der Stadt lagen, hatten sich, weil ihnen der rückständige Sold nicht bezahlt wurde, in die umliegenden Dörfer zerstreut, und Alba hatte, um jeder Gefahr vorzubeugen, von Breda aus drei spanische Compagnieen nach Vlissingen beordert. Jan van Kuik, Herr von Erpt, ein warmer Anhänger Oraniens, hatte indessen das Volk, nachdem die Kunde von der Einnahme Briels in die Stadt gedrungen war, mit leichter Mühe bearbeitet, der kleine Rest der zurückgebliebenen Wallonen wurde aus der Stadt gejagt und die zu Wasser von Breda her anrückenden spanischen Compagnieen machten, da von einem Betrunkenen ein Geschütz auf sie abgefeuert wurde, in der Meinung, dafs die gesamte Bürgerschaft die Waffen ergriffen, rechtsumkehrt, der Statthalter von Walcheren, der eilends in die Stadt gekommen war, bemühte sich vergebens, das Volk zum Gehorsam gegen Spanien zurückzubringen, man glaubte seinen Versicherungen über Verzeihen und Vergessen nicht, er mufste Vlissingen verlassen, wo van Kuik die Massen lenkte und auf dessen Rat der Magistrat eine Botschaft nach Dillenburg zu Oranien schickte, während er selbst versprach, aus Briel von Lumey Hilfe zu holen. Das war auch höchst nötig, denn der waffenfähigen Männer waren es nur wenige. Treslong und Jacob van Ryk brachten Hilfe, und es mufs ein sonderbarer Anblick gewesen sein, als die Geusen Treslongs in Mönchskutten

und Meſsgewänder gesteckt, ihre wilden Lieder singend, an der Küste von Zeeland hinfuhren.

Wild loderte jetzt der Haſs gegen Spanien auf. Pachecco, der Erbauer der Citadelle von Antwerpen und von Alba mit der Aufführung einer solchen in Vlissingen beauftragt, kam, unbekannt mit den jüngsten Vorfällen, und beinahe zugleich mit Treslong und seinen Geusen, in Vlissingen an. Die wütende Volksmenge, die ihn sofort umringte, zeigte ihm alsbald die veränderte Sachlage, er ergab sich an Ryk als Gefangenen, der jedoch nicht imstande war, ihn vor der Wut des Volkes und der Rachsucht Treslongs zu schützen. Er mit noch zwei Edelleuten wurde zum Galgen verurteilt, und obgleich er ein hohes Lösegeld bot oder wenigstens um einen Soldatentod durch das Schwert bat, muſste er doch hangen. Alba hatte am 1. Juni 1568 Treslongs Bruder enthaupten lassen, und der Geusenhauptmann hatte das Wiedervergeltungsrecht geübt; die Stadt Vlissingen selbst aber war durch die Blutschuld mit unlösbaren Banden an die Sache des Aufstandes festgekettet [1]). Daſs der Übergang Vlissingens für die Sache des Aufstandes unendlich wichtiger war als die Einnahme Briels, zeigt ein Blick auf die Karte; ohne Vlissingen hätte Oranien sich kaum so lange halten können; hat sich ja auch Parma später mit dem Gedanken der Eroberung der Seestadt, als der sichersten Operationsbasis der Armada, getragen.

Mit Ausnahme Middelburgs war jetzt ganz Walcheren in den Händen der Aufständischen, doch hielt sich die Stadt, ein Angriff der Geusen wurde am 7. Mai abgeschlagen, aber auf der Insel wütete der greulichste Vernichtungskrieg; die Gefangenen auf beiden Seiten wurden alsbald niedergemacht, und man sah mehr als einmal, wie der eine kalten Blutes seinen eigenen Bruder aufknüpfte, den er aus den feindlichen Reihen zum Gefangenen gemacht

1) Bor VI. Hooft VI, 219 sqq.

hatte; waren letztere zahlreich, so band man sie paarweise zusammen und warf sie ins Meer [1]). Alba befand sich in der gröfsten Verlegenheit seines Lebens, bis zum 26. April wartete er mit der Meldung des Vorgefallenen an den König, weil er noch immer auf die Wiedergewinnung Vlissingens hoffte. Konnte er es doch nicht einmal wagen, seine eigene Infanterie marschieren zu lassen, weil diese seit 18 Monaten nicht mehr abgelöhnt worden war.

Ebenso wichtig wie der Fall Vlissingens war der Übergang Enkhuyzens auf Oraniens Seite; es folgten Medemblick und Hoorn, Alkmaar, Edam, Purmerend und Monnikendam, in Südholland Oudewater, Gouda, Haarlem, Dortrecht, Leiden und Gorkum mit Loevestein; dann gingen Schiedam, Rotterdam und Delft über, und Ende Juli war Oranien von ganz Holland mit Ausnahme von Schoonhoven und Amsterdam anerkannt. Um dieselbe Zeit fielen Zutphen, Harderwyk, Hattem, Elburg, Kampen, Zwolle, Oldenzaal, Hasselt und verschiedene kleinere Städte in Overyssel in die Hände der Geusen, Amersfoort mufste sich ergeben, in Friesland, wo Duco Martena an die Spitze der Aufständischen sich stellte, traten Sneek, Bolsward und Franecker auf Oraniens Seite [2]). Überall wurden oranische Besatzungen eingenommen, die meistens spanisch gesinnten Magistrate beseitigt und unter Zusicherung der Toleranz gegen die Katholiken und Schonung der Kirchen, Klöster und Geistlichen der calvinistische Gottesdienst eingeführt. Als sich die Burg von Gorkum am 27. Juni an Marinus Brandt ergeben hatte, wurden die dabei gefangenen 19 Geistlichen — 16 Ordens- und 3 Weltgeistliche — in der rohesten Weise mifshandelt, dann zu Schiffe nach Briel geführt, wo sie auf Lumeys Anord-

1) Hooft VI, 227 und Wagenaar VI, 355.

2) Vgl. v. Vloten, Nederlands Opstand tegen Spanje (1572 bis 1575), p. 86sqq. Ein Verzeichnis der im Juli 1572 auf Oraniens Seite stehenden Städte in Geldern, Brabant und Holland b Groen van Prinsterer, Archives III, 463.

nung, trotz des gemessenen Verbotes des Prinzen von Oranien, von den Geusen ermordet wurden. Diese 19 Märtyrer von Gorkum wurden im Jahr 1675 selig, und 1867 beim Centenarium Petri heilig gesprochen [1]).

Während so im Norden Oraniens Sache reifsende Fortschritte machte, war sein Bruder Ludwig mit französischer Hilfe in Hennegau eingefallen und hatte sich durch einen kühnen Handstreich der Hauptstadt Bergen bemächtigt (24. Mai). Der Prinz selbst war mit seinen Rüstungen so weit gekommen, dafs er nunmehr an die Eröffnung seines Feldzuges denken konnte; zuvor jedoch fand im Herzen Hollands ein Ereignis statt, dessen Folgen für die Zukunft ebenso schwerwiegend waren als die glänzendsten Waffenerfolge; die Staaten von Holland traten zusammen und legten den ersten Grundstein zur Republik.

II.

In allen bis jetzt vom Prinzen ausgegebenen Bestallungsbriefen war dieser als im Namen des Königs von Spanien handelnd aufgetreten, und als er Dirk Sonoy nach dem Übergang Enkhuyzens zu seinem Lieutenant im Nordquartier, und Hieronymus Tseraerts als solchen für Walcheren ernannte, hatte er in seiner Machtvollkommenheit als „Statthalter von Holland, Zeeland, Westfriesland und Utrecht" gehandelt, eine Würde, die ihm 1559 übertragen worden war, die er aber im Jahr 1566 freiwillig niedergelegt hatte. Einen Schein der Berechtigung konnte diese Fiktion der Amtskontinuität nur bei der Annahme haben,

1) Vgl. Fruin, De Gorkumsche Martelaaren im Gids 1865 (Mai). Es mag aber nicht unerwähnt bleiben, dafs das blutige Schicksal dieser Geistlichen zu einem guten Teil durch ein herausforderndes Auftreten von katholischer Seite in Gorkum selbst herbeigeführt wurde.

dafs die von Alba ausgeübte Gewalt sich in Widerspruch zu der die Rechte und Privilegien der Provinzen achtenden königlichen Autorität gesetzt hatte. Denn im Ernste dachte ja damals noch niemand daran, die Landeshoheit des Königs in Frage zu stellen. Indessen darf auch nicht aufser Acht gelassen werden, dafs Boussu nur vorläufig und nur für Holland, nicht auch für Zeeland und Utrecht, zum Nachfolger Oraniens ernannt worden war; überdies war er von Margareta angestellt worden, während der Prinz vom König ernannt worden war.

Diese Rechtsfiktion, nämlich die trotz der früheren Verzichtleistung des Prinzen dennoch nicht unterbrochene Kontinuität seiner statthalterlichen Funktionen in Holland, Zeeland und Utrecht, lag auch der ersten Staatenversammlung in Dordrecht zu Grunde. Peter Adrianszoon van der Werff, einer der Vertrauten Oraniens, hatte bewirkt, dafs Dordrecht als die älteste Stadt Hollands die Mitglieder der Staaten dieser Provinz, und zwar diesmal auch die kleineren Städte, die seit einer Reihe von Jahren nicht mehr erschienen waren, zusammenberief. Es kamen: Wilhelm von der Marck mit noch einigen Edeln, ferner die Abgeordneten der Städte Dordrecht, Haarlem, Leiden, Gouda, Gorkum, Alkmaar, Oudewater, Hoorn, Enkhuyzen, Medemblik, Edam und Monnikendam; da van den Eynde, der Advokat von Holland auf Befehl des Blutrats verhaftet worden war [1]), so leitete Pauli, der Sekretär Dordrechts, die Versammlung, welche am 19. Juli stattfand. Da Oranien zu dieser Zeit mit seinem zweiten Feldzug beschäftigt war, so vertrat ihn Marnix, nicht in seiner Eigenschaft als Statthalter, sondern als Edeln. In kräftiger Rede schilderte dieser den Zustand des Landes und drang auf die Bewilligung der nötigen Gelder, um den

1) Er starb im Gefängnis; der Prozefs wurde gegen seine Witwe und Kinder fortgesetzt, aber im Jahr 1571 wurden die sequestrierten Güter seiner Familie zurückgegeben.

Erfolg der vom Prinzen eben begonnenen Unternehmung zu sichern. Die Staaten, „sich verlassen sehend von der Obrigkeit, vom Hof (im Haag), von den Gerichten und der Gemeindeobrigkeit, wie auch von anderen Offizieren seiner Majestät und von den Kommittierten für Seiner Majestäts Domänen“, beschlossen, für eine Wiederherstellung der Regierung zu sorgen. Und dies thaten sie, indem sie den Prinz „als Generalgouverneur und Lieutenant des Königs erkannten (also nicht ernannten), was Seine Excellenz vorher gewesen war und wozu er auch von seiner Majestät gesetz- und ordnungsmäfsig kommittiert worden ist, ohne dafs später irgendeine gesetzmäfsige, den Kostümen und Rechten des Landes entsprechende Veränderung darauf gefolgt wäre.“ Aufserdem liefsen sich die Staaten bereit finden, dem Prinzen 100000 Kronen für die Bezahlung des ersten Monatssoldes zu bewilligen und aufserdem eine Schuldverschreibung von 500000 Karolusgulden zu geben, die durch Besteuerung der Reichen und der Bürger, der Kirchen, Klöster, Gilden und Bruderschaften, wie auch aus dem Betrag der schon vorher bestehenden Steuern gefunden werden sollten. Neben andern zur Instandhaltung des Gerichtswesens und zur Führung des Land- und Seekrieges getroffenen Mafsregeln verpflichteten sich Oranien und die Staaten gegenseitig, ohne beiderseitige Zustimmung mit Spanien keinen Vertrag zu schliefsen; was aber die Religion betraf, so sollen sowohl Reformierte wie Katholiken frei sein in Ausübung derselben. Da indessen die spanische Besatzung aus Rotterdam nach Utrecht abgezogen war, so erklärte sich erstere Stadt ebenfalls für Oranien, ebenso Delft; in beiden hielten die Staaten noch Sitzungen, die am 28. Juli geschlossen wurden.

Man hat sich daran gewöhnt, dem Schritt der Staaten von Holland einen revolutionären Charakter beizulegen, da sie sich offenbar nach Rechtsformen umgesehen hätten,

um ihrem Auftreten den Schein der Legalität zu geben. Abgesehen von der Frage, ob man den einer späteren Zeit angehörigen Begriff der Revolution auf die damaligen Verhältnisse überhaupt anwenden darf, wurde von den Staaten in keiner Weise eine organische Veränderung des staatsrechtlichen Zustandes beabsichtigt und ausgeführt; es waren lediglich administrative Maſsregeln, die unter dem Drange der Verhältnisse genommen wurden. Von einer Revolution könnte doch nur dann die Rede sein, wenn die Staaten selbst die Souveränität an sich genommen und den Prinzen zum Grafen ernannt hätten, wozu aber, wie auch später wirklich der Fall war, ein formeller Akt der Abschwörung erforderlich gewesen wäre. In diesem Falle hätten die Staaten als ersten Ausfluſs der Souveränität die gesetzgebende Macht sich aneignen müssen Aber gerade das Gegenteil ist der Fall, denn in einigen Plakaten jener Zeit werden die Staaten nicht als Gesetzgeber sondern als Petenten aufgeführt, und während anfänglich nach jener Staatenversammlung die Plakate im Namen des Prinzen, der sie unterschrieb und durch einen seiner Sekretäre kontrasignieren lieſs, ausgefertigt wurden, gebrauchte man bei denselben bald darauf wieder den Namen des Königs, die Unterzeichnung des Prinzen unterblieb, und wenn der Name desselben dabei vorkam, so hieſs es nur: „ter relatie van den Stadhouder en Capitein general“ [1]).

Es war aber ein eigentümliches Zusammentreffen, daſs ungefähr zu derselben Zeit (15. Juli) von Alba eine Versammlung der Staaten von Holland nach dem Haag beschrieben wurde. Welcher Art die näheren Verhandlungen gewesen, ist nicht bekannt; die Versammlung, die

1) Slingelandt, Staatk. Geschr. I, Kap. 4, besonders p. 86. 92. Bakhuyzen van den Brink, Eerste vergadering der Staten van Holland (Ned. Rykarchief).

von Amsterdam beschickt wurde, wurde durch die von Dordrecht vollständig in den Schatten gestellt.

III.

Mit der Eroberung Bergens, einer der kühnsten Waffenthaten Ludwigs von Nassau, war es folgendermaſsen zugegangen.

Ein gewisser Antonie Olivier, ein Landkartenzeichner, geboren in Bergen, hatte, obwohl er der oranischen Partei diente, sich in das Vertrauen Albas einzuschleichen gewuſst. Am 23. Mai erschien er vor einem der Thore der Stadt, und da er für einen Agenten der Regierung galt, so lieſs man ihn mit 12 Genossen ohne Bedenken ein, und ebenso eine Ladung Fässer, die angeblich Wein enthielten, in der That aber mit Büchsen und Waffen gefüllt waren. Durch eine Belohnung gewonnen, öffnete der Wächter das Thor von Bertamont früher als gewöhnlich, um, wie man vorgab, den noch drauſsen stehenden Wein ebenfalls in die Stadt zu bringen. Alsbald wurde die Stadt alarmiert, durch die Straſsen erschallte der Ruf: „Freiheit! Weg mit Alba! Weg mit dem zehnten Pfennig!“ Es waren aber nur 50 Reiter, welche unter Anführung Ludwigs den kühnen Handstreich gewagt hatten, und da die übrige Mannschaft, die in einem benachbarten Walde versteckt war, nicht anrückte, so wurde der Zustand Ludwigs bedenklich. Der Rat und die Bürgerschaft hatten sich von ihrem Schrecken bereits erholt, und wäre der Name Albas nicht auch hier so verhaſst und geflucht gewesen wie überall, so hätten die spanisch gesinnten Schöffen in Verbindung mit den Adeligen leichtes Spiel gehabt, die Eindringlinge zu überwältigen. So aber blieb das Volk ziemlich teilnahmslos; dennoch hatte man alle Thore der Stadt bis auf eines schlieſsen lassen, das nur

wegen des Zwistes des Thorwächters mit einem französischen Soldaten offen geblieben war; aber schon begann sich die Zugbrücke zu heben, als ein französischer Offizier mit seinem Pferde auf dieselbe sprang, daſs sie wieder niederfiel. Denn in diesem Augenblick waren Genlis und la Noue mit 500 Reitern, von denen jeder noch einen Soldaten hinter sich auf dem Pferde hatte, herangesprengt, und Bergen war damit in der Gewalt Ludwigs. An das durch Glockenschlag auf dem Markt versammelte Volk richtete Ludwig eine Ansprache, worin er darlegte, daſs der Zweck seines bewaffneten Eindringens nur die Bekämpfung Albas sei, weshalb er auch keinen neuen Eid fordere, da er ja im Dienste seiner Majestät gekommen wäre. Der Rat wagte es natürlich nicht, den von Ludwig geforderten Beschluſs zu fassen und den Herzog für einen Verräter zu erklären, und Ludwig begnügte sich auch mit einem ausweichenden Bescheid. Die Geistlichkeit und die Katholiken hatte der Graf unter seinen besonderen Schutz genommen, zugleich aber sorgte er für die Predigt des Calvinismus. Mit Energie wurde die Befestigung der Stadt betrieben und für eine zureichende Besatzung gesorgt; schon nach einigen Tagen rückten etwa 2000 Franzosen ein, und vier Wochen später führte der Graf Montgomery dem Nassauer noch 1300 Fuſsknechte und 1200 Reiter zu. Es war aber auch Zeit, denn schon zog Albas Sohn, Fadrique, mit ansehnlicher Truppenmacht heran.

Als der Herzog am 24. Mai eine Hiobspost um die andere empfing, als er vernahm, wie Enkhuyzen und das ganze Waterland in den Händen der Geusen sei, daſs die Franzosen Valenciennes und Bergen genommen, da warf er, vom Zorn übermannt, seinen Hut auf den Boden. Während Chiappi Vitelli die Meinung vertrat, vor allem die Revolution in den nördlichen Provinzen niederzuwerfen, weil Bergen immer noch zurückerobert werden könne, und an der gut katholischen und königstreuen Stadt auch

durch die zeitweise Besetzung Ludwigs von Nassau nicht viel Schaden verursacht werden könne, war Alba für den Marsch nach dem Süden, denn er sah mit richtigem Blicke, dafs König Karl IX. nur durch eine rasche Niederlage der fortwährend über die Grenzen zur Unterstützung Ludwigs heranrückenden Hugenotten von einer offenen Kriegserklärung an Spanien abgehalten werden konnte. Obwohl er sich nicht verhehlen konnte, dafs durch die Heranziehung der Garnisonen aus den noch im spanischen Besitz gebliebenen Städten Hollands auch diese sich auf Oraniens Seite schlagen würden, so entschlofs er sich dennoch zu diesem Opfer. Aufserdem warb er so viele Truppen in Deutschland, als er in der Eile zusammenbringen konnte, etwa 14000 Reiter; aber die Werbungen stiefsen hier auf mannigfache Schwierigkeiten: der Erzbischof von Köln, Salentin, liefs seine Reiter aus Furcht vor Oranien lange nicht ziehen, und auch die Ansammlung des Fufsvolkes ging sehr langsam vonstatten [1]. Doch konnte am 23. Juni Don Fadrique mit Noircarmes und Vitelli vor Bergen erscheinen, und sein Heer beherrschte bald alle Zugänge zur Stadt, so dafs die Zuzüge der Hugenotten aus Frankreich und der Buschgeusen bald aufhörten.

Gleich im Anfange der Belagerung war Genlis von Ludwig nach Frankreich geschickt worden, um die von Coligny indessen geworbenen Truppen herbeizuführen. Er wurde von Karl IX. sehr freundlich aufgenommen, und die Stärke des Corps, mit dem er sich nach der niederländischen Grenze in Bewegung setzte, wird auf 10—12 Tausend Mann angegeben. Ludwig hatte ihm die strenge Weisung gegeben, nicht direkt nach Bergen zu marschieren, sondern sich zuerst mit seinem Bruder Oranien zu vereinigen, der den Rhein schon überschritten hatte. Allein Genlis, sei es, dafs er auf besonderen Befehl Colignys

1) „Corresp. de Phil." II, 272.

handelte, oder weil er darauf rechnete, Don Fadriques Corps mit überlegener Truppenmacht leicht erdrücken zu können, oder auch, weil er, einmal auf niederländischem Boden angekommen, einem Zusammenstoſs mit letzterem doch nicht ausweichen konnte, lagerte sich Mitte Juli in einer Entfernung von zwei Meilen bei Bergen. Am 17. Juli — nach anderer Version war es der 19. — kam es zwischen ihm und Fadrique bei dem Dorfe Hautrage in der Nähe von St. Ghislain zur Schlacht, in der das Hugenottenheer hauptsächlich infolge der ausgezeichneten Dispositionen Vitellis nahezu vollständig vernichtet wurde Die Fliehenden wurden von den Bauern niedergemacht, und die Gefangenen an Bäume gehängt oder in Brunnen gestürzt [1]). Genlis selbst war unter den Gefangenen, man hatte bei ihm den französischen König arg kompromittierende Papiere gefunden, Alba lieſs ihn in die Citadelle von Antwerpen bringen, wo er 16 Monate später heimlich hingerichtet wurde. Von dem stattlichen Heere aber, auf das Ludwig so groſse Hoffnungen gesetzt, gelang es nur etwa 100 Mann vom Fuſsvolk, in die Stadt zu kommen. Von Frankreich her war nun nichts mehr für ihn zu erwarten, wenn sein Bruder Oranien ihm keinen Ersatz brachte, war er rettungslos verloren.

Dieser war mit einem starken Heere schon unterwegs. Unter ungeheueren Schwierigkeiten und nur wenig unterstützt von den deutschen Fürsten [2]) hatte Wilhelm Anfangs Juli seine Rüstungen so weit beendet, daſs er mit 3000 Reitern und 13 000 Fuſsknechten, wozu bald noch 3000 Wallonen kamen, bei Duisburg den Rhein überschreiten und in der Vogtei von Geldern das spanische Gebiet betreten konnte [3]). Im Kloster von Aldenkerk

1) „Archives“ III, 285 sqq.

2) Ibid., p. 449. 450. 451. 464. 467. Der ganze Feldzug ist p. 302 sqq. in einem langen Briefe Johanns dargestellt.

3) v. Vloten, Oranjes Krygsbeweging in 't Overkwartier van Gelderland. Nyhoff, „Bydragen“, Jahrg. 1861.

schlug er sein Hauptquartier auf. Geldern ergab sich ihm freiwillig, dagegen wies Venlo seine Aufforderung zur Übergabe zurück. Am 23. Juli öffnete ihm Roermond die Thore, aber während den Bürgern kein Leids geschah, begingen die Truppen arge Excesse gegen Priester und Mönche, von denen mehrere ermordet wurden. Vorher hatte den Prinzen hier ein Schreiben des deutschen Kaisers vom 19. Juli ereilt, worin Maximilian ihn und seine Rittmeister, wenn sie nicht augenblicklich die Waffen niederlegten, mit der Reichsacht bedrohte [1]), allein der Prinz, der wohl wuſste, daſs bei dem Kaiser von Worten zu Thaten ein groſser Schritt sei, begnügte sich damit, von seinem Heere am 17. August eine schriftliche Antwort zu erlassen, in der er die Resultatlosigkeit jeder Intervention darstellte [2]). Da er, wie er in einem Briefe an seinen Bruder Johann selbst gestand, über keinen Pfennig mehr verfügte, so muſste er etwa vier Wochen lang in Roermond bleiben, da sich seine Truppen weigerten, weiterzuziehen. Als er endlich von den holländischen Städten die nötigen Bürgschaften für die Ausbezahlung des Soldes in den folgenden drei Monaten empfangen hatte, konnte er in Brabant einrücken (27. August). Thienen, Diest und Sichem ergaben sich, und am 31. August wurde Mecheln besetzt, während Löwen seine Neutralität mit 16000 Dukaten erkaufte, Denderemonde nahm am 6. September oranische Besatzung ein, Audenarde wurde am 7. überrumpelt, und an demselben Tage stand der Prinz mit etwa 8000 Mann Fuſsvolk und 6000 Reitern — die übrigen Truppen hatte er in die zu ihm übergegangenen

1) „Archives" III, 475. Maximilian, der sich seit der Verheiratung seiner Tochter Anna mit Philipp II. mehr und mehr zu Spanien und seiner Politik hinneigte, scheint damals die Hoffnung gehabt zu haben, daſs einer der Erzherzoge zum Statthalter der Niederlande ernannt werde. „Corresp. de Guill. le Tac." III, préf. XVII.

2) Gachard, Corresp. de Guill. le Tac. III, 63ff.

oder eingenommenen Plätze gelegt — dem an Zahl ihm weit überlegenen Heere Albas bei Peronne, etwa vier Meilen von Bergen, gegenüber. Hier sollte Coligny mit einem starken Hugenottencorps zu ihm stofsen.

Aber statt des ersehnten Admirals kam der niederschmetternde Bericht der Bartholomäusnacht, die, nach den eigenen Worten des Prinzen, ihn wie ein Keulenschlag traf. Damit war auch das Schicksal dieses unter so günstigen Auspicien begonnenen Feldzuges besiegelt, und nur, wenn es gelang, das spanische Heer in einer offenen Schlacht zu besiegen, war noch einige Aussicht auf Erfolg vorhanden.

Allein der Herzog war trotz numerischer Übermacht nicht gewillt, dem Prinzen diese Chance zu eröffnen. Am 27. August war er mit Medina Celi beim Heer Fadriques angelangt und hatte sofort das Commando übernommen. Aus seinem stark verschanzten Lager konnte er ebenso die Angriffe der Oranischen mit leichter Mühe abschlagen, wie durch seine Stellung dem belagerten Bergen jede Zufuhr an Proviant und Mannschaft unmöglich machen. Obwohl ihm der Erfolg auch im Falle der Annahme einer Schlacht ziemlich sicher gewesen wäre, zog er es vor, bei seiner im Jahr 1568 so trefflich bewährten Taktik zu bleiben; ohnedies wufste er, dafs die Geldnot des Prinzen sein bester Bundesgenosse sein würde. Doch gelang den Spaniern ein kühner Handstreich. In der Nacht vom 11. auf den 12. September gelang es Julian Romero, mit 1000 Hakenschützen, die weifse Hemden über ihre Rüstungen geworfen hatten, um einander in der Dunkelheit zu erkennen, über die Verschanzungen des oranischen Heeres zu dringen. Der Überfall geschah so stürmisch, dafs das Lager erst durch das Geschrei der niedergestofsenen Wachposten alarmiert wurde und Oranien sich selbst nur durch schleunigste Flucht retten konnte. Ein Hündchen, das neben ihm auf dem Bett lag, gab Laut, und er warf sich auf das vor seinem Zelte stets gesattelte Pferd. 600 von

den Oranischen waren in kurzer Zeit über die Klinge gejagt, die Spanier selbst hatten kaum 60 Mann verloren, und erst als die Oranischen im Wiederschein der brennenden Zelte die geringe Zahl ihrer Angreifer bemerkten, ordneten sie sich zum Angriff, aber Romero hatte sich bei Zeit zurückgezogen [1]).

Der Feldzug war wieder verloren, Ludwig mufste sich selbst überlassen bleiben, eine Diversion gegen Brüssel und Antwerpen zeigte sich bei dem meuterischen Geist der Truppen als unausführbar, und so begab sich der Prinz über Peronne, Binche und Nivelles nach Mecheln, und von da nach dem Rheine, wo der helle Aufruhr unter seinen Truppen ausbrach und sein Leben sogar in Gefahr stand. Bei Orsoy dankte er sein Heer bis auf sechs Compagnieen Wallonen und 1200 Reiter ab und begab sich nach Holland, wo er „den weitern Lauf und Gottes Fügungen abwarten, sich bis zum äufsersten halten, und wenn es nicht anders sein könnte, sein Grab suchen wollte [2]). In keiner andern Periode seines Lebens strahlt Oraniens Unbeugsamkeit und Seelengröfse in so glänzendem Lichte, als damals, wo nach den unsäglichsten Anstrengungen und nach menschlicher Berechnung alles für ihn verloren sein mufste. „Es hat Gott gefallen“, schrieb er von Mecheln aus seinem Bruder Johann, „uns aller Hoffnungen zu berauben, die wir auf Menschen setzen konnten, denn an einem und demselben Tage hat man den Admiral und 5—600 andere Edle ermordet, und jetzt macht der König bekannt, dafs dies auf seinen Befehl geschehen ist und verbietet seinen Unterthanen bei Todesstrafe, mir zu helfen, während er den Herzog von Alba gegen mich unterstützt . . . . wenn dies nicht geschehen wäre, würden wir nach menschlicher Berechnung in diesem Augenblick des Herzogs von Alba Meister sein, und wir

1) Strada VII. Bor VII.
2) „Arch.“ IV, 4.

könnten dann einen Vergleich mit ihm eingehen, wie er uns gefällt [1])." Gewiſs, auch diesmal war der Feldzug von ihm mit einer Umsicht vorbereitet, waren alle Dispositionen mit solcher Genialität getroffen worden, daſs, wie auch sein triumphierender Siegeszug durch Brabant bewies, beinahe mit mathematischer Sicherheit auf einen glücklichen Erfolg gerechnet werden konnte. Der Unterschied zwischen der Unternehmung im Jahre 1568 und der jetzigen war hauptsächlich der, daſs Oranien damals überhaupt noch die schwere Aufgabe zu lösen hatte, festen Fuſs im Lande zu fassen, während jetzt ganz Holland den ihm entgegenziehenden Feind im Rücken bedrohte. Aber die genialsten Kombinationen vernichtete der 24. August 1572, und wer wird es dem Prinzen verargen wollen, daſs er jene einem furchtbaren, alles verheerenden Naturereignis vergleichbare Katastrophe nicht in den Kreis seiner Berechnungen gezogen hat?

Die Tage Ludwigs in Bergen waren gezählt; nicht nur hatte die Bartholomäusnacht jede Hoffnung auf französischen Beistand abgeschnitten, sondern Karl IX. gab den französischen Unterthanen Befehl, die Stadt sofort zu verlassen. Als Alba am 27. August beim Heere angekommen war, lieſs er die Aufforderung zur Übergabe an den Grafen stellen, aber obgleich fieberkrank zu Bette liegend, entsank diesem der Mut doch nicht. Als jedoch Oranien abgezogen war, konnte er dem Drängen der Bürger nicht mehr widerstehen, und la Noue leitete die Verhandlungen mit Albas Hauptquartier ein. Die Bedingungen, unter welchen Ludwig die Stadt übergab, waren sehr ehrenvoll: alle französischen Soldaten durften mit Waffen und Gepäck frei abziehen, ebenso Graf Ludwig und sein Gefolge; alle Einwohner, welche die Waffen gegen die königliche Armee getragen hatten, konnten ebenfalls abziehen, auſserdem muſste mit Ausnahme Lud-

1) „Arch." III, 504. 505.

wigs, der Deutschen und der Engländer jeder, der die Stadt verliefs, schwören, die Waffen nicht mehr gegen den König von Spanien zu tragen. Ludwig, noch fieberkrank, verliefs die Stadt auf einer Tragbahre, er wurde im spanischen Lager mit grofser Auszeichnung empfangen, und Don Fadrique sowie Medina Celi boten ihm in ritterlicher Weise ihre Dienste an, „als ob er Seiner Gnaden nächster Verwandter wäre“ (21. September 1572).

Was hat Alba zur Eingehung dieser Kapitulation bewogen, da er den Grafen, gegen den er einen besondern Hafs hegte, gewifs gern gefangen genommen und dem Blutrat zur Aburteilung überliefert hätte? Ursprünglich war es auch sein Plan gewesen, nur dem französischen Teil der Besatzung freien Abzug zu gewähren und sich Ludwigs zu bemächtigen, allein da Karl IX. dem Herzog sagen liefs, dafs seine Unterthanen ihr Schicksal von dem des Grafen nicht trennen würden, so entschlofs sich Alba, auch diesen in die Kapitulation mit aufzunehmen; überdies hätte eine Erstürmung Bergens viel Zeit und Mannschaften gekostet, in Albas Heere, besonders unter den Deutschen, wüteten Krankheiten, und dann hätte ja Oranien aus Holland zum Entsatz heranrücken können, — diese Erwägungen bestimmten den Herzog, im „Dienste Gottes und Sr. Majestät seinen Hafs gegen diesen Menschen aufzuopfern“. Aber dem Verlangen Karls IX., alle französischen Hugenotten sofort hinrichten zu lassen, entsprach Alba keineswegs; denn für das fernere Wohlverhalten des Königs gegen Spanien waren dieselben für ihn eine nicht zu verachtende Garantie, da er sie gegebenenfalls gegen den allerchristlichsten König loslassen konnte. Derselbe hatte den Grafen Ludwig gerettet, um ihn gegen Spanien ausspielen zu können, und denselben Zwek hatte auch Alba mit der Pardonnierung der gefangenen Franzosen. Nur Genlis wurde, wie schon erwähnt, hingerichtet [1]).

1) „Corresp. de Phil.“ II, 281. „Corresp. du Card. de Granv.“ V, préf. xxxv.

Um so entsetzlicher war aber das Schicksal der Stadt selbst. Fast alle Einwohner, welche gegen die Spanier gekämpft, machten von dem in der Kapitulation ihnen verliehenen Rechte Gebrauch und verliefsen die Stadt, den übrigen Bürgern war Sicherheit des Lebens und Eigentums zugesagt worden. Allein viele der ersteren, die sich nicht besonders beeilten und auf das Wort vertrauend, das ein spanischer Hauptmann, Molinas, gegeben, von der Kapitulation keinen Gebrauch machten, wurden ergriffen. Noircarmes, als Statthalter von Hennegau, setzte alsbald einen Blutrat ein, um alle zu strafen, „welche sich gegen Gott und den König vergangen hatten“. Am 16. Dezember 1572 nahmen die Hinrichtungen ihren Anfang und dauerten volle acht Monate; als Requesens, Albas Nachfolger, die Gefängnisse in Bergen öffnen liefs, fand man noch 75 Personen, die zum Tode verurteilt waren. Selbst den Mitgliedern des Blutrates war der Blutdurst Noircarmes zu krafs, aber er wies ihre Vorstellungen mit der höhnischen Bemerkung ab, „dafs sie sich die Hände hätten füllen lassen“. Wie in Valenciennes hatte Noircarmes es auch hier vornehmlich auf die Reichen abgesehen, deren Güter er sich sofort nach ihrer Hinrichtung aneignete; wenn er ein solches Todesurteil unterzeichnet hatte, so gab er zugleich Wechsel auf die konfiszierten Güter ab. François de Glarges, Herr von Eslesmes, ein guter Katholik, der während der Belagerung gar nicht in der Stadt, sondern auf französischem Gebiet gewohnt hatte, aber das Unglück hatte, reiche und schöne Güter zu besitzen, auf die Noircarmes ein lüsternes Auge geworfen, wurde überfallen, vor den Blutrat geschleppt, und weil er bekannte, aus Neugierde zweimal einer reformierten Predigt beigewohnt zu haben, enthauptet [1]. Bergen aber, das bis dahin eine reiche und blühende Fabrikstadt gewesen war, sank nach dieser Zeit zu vollständiger Bedeutungslosigkeit herab.

1) Motley II, 71—74.

Auf seinem Rückmarsch durch Brabant wollte der Herzog aber noch für die Bereitwilligkeit, mit der verschiedene Städte oranische Besatzungen aufgenommen hatten, ein Beispiel statuieren. Als er hörte, daſs Oranien sich Mechelns bemächtigt, sagte er: „Es ist ebenso gut, als ob Gott selbst uns Erlaubnis giebt, um Mecheln nach Verdienst für den Bildersturm und die übrigen Missethaten, welche während der Regierung der Herzogin von Parma begangen wurden, zu strafen [1].“ Da Albas Kriegsvolk ohnedies viel rückständigen Sold zu fordern hatte, so gab der Herzog die Stadt seinen Soldaten preis. Am 1. Oktober hatte sich Don Fadrique der Vorstädte bemächtigt, aber als am andern Morgen zum Sturme geschritten werden sollte, zeigte sich kein Feind, wohl aber schritt eine Prozession aus den Thoren, um die Gnade der Sieger anzuflehen. Umsonst. Die Plünderung begann, sie dauerte drei Tage, einen für die Spanier und zwei für die Wallonen und Deutschen. Nicht nur wurde, wie ein spanischer Augenzeuge sagt, in den Privathäusern kein Nagel übriggelassen, sondern die Kirchen und Klöster wurden unter Albas und seiner Befehlshaber Augen so von Grund aus ausgeplündert und verwüstet, daſs kein Bilderstürmer sich daran hätte zu schämen brauchen. Selbst Granvellas Haus entging der Plünderung nicht, die Leichen von 300 Bürgern lagen auf den Straſsen, die Bischöfe von Namur und Arras, die in der Stadt waren, muſsten sich für teures Lösegeld loskaufen. Johann Richard, Granvellas Neffe, berichtete dem Staatsrat, daſs die Plünderung so furchtbar gewesen sei, daſs die armen beklagenswerten Mütter kein Stück Brot mehr für ihre vor Hunger sterbenden Kinder hatten, und er würde noch mehr erzählen können, wenn ihm nicht schon bei dem Gedanken an die schreckliche Scene die Haare zu Berg ständen [2].

1) „Corresp. de Phil.“ II, 275. 276.
2) Motley II, 76.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung des Kampfes. Haarlem und Alkmaar. Oraniens Lage und Aussichten. Albas Abberufung.

I.

Es war ein Blutstreifen, den die spanische Armee auf ihrem Marsche von Bergen über Mecheln durch Gelderland nach Holland hinter sich liefs, und die hier aufgeführten Scenen von Mord, Verwüstung und Schändung finden höchstens ihr Seitenstück in den durch Philipp den Guten und Karl den Kühnen verübten Greuelthaten in Lüttich.

Während sich der Herzog in Nymegen festsetzte, sandte er seinen Sohn Fadrique nach Zutfen, mit dem Befehle, keinen Mann am Leben zu lassen und die Stadt niederzubrennen, damit der Schrecken durch das hier statuierte Beispiel die übrigen geldrischen Städte zu schneller Unterwerfung bringe. Nach einem schwachen Widerstandsversuch wurde die Stadt am 12. Oktober 1572 eingenommen und die ganze Besatzung sofort über die Klinge gejagt. Wer von den Bürgern nicht niedergehauen wurde, wurde nackt ausgezogen und in die Kälte hinausgestofsen, und als die Schlächterarbeit die Henker zu ermüden begann, band man 500 Bürger, je zwei mit dem Rücken gegen einander und ertränkte sie in der Yssel [1]). Albas Erwartungen wurden nicht getäuscht, die Städte, die kurz vorher mit begeistertem Jubel sich für Oranien erklärt, kehrten, ohne einen Schufs zu wagen, unter die

1) Bor VI. Hooft VII, 274. „Archives“ IV, 28. „Corresp. de Phil.“ II, 295.

spanische Herrschaft zurück. In feiger Weise verliefs der Graf von den Berg, Oraniens Schwager, dem die Städte von Gelderland und Overyssel als Stellvertreter des Prinzen gehuldigt hatten, seinen Posten; er hatte noch geprahlt, Kampen bis zum letzten Atemzug zu verteidigen, allein er floh bei dem Anmarsch der Spanier nach Deutschland, und so eilig hatte er es, dafs seine Frau, als Bäuerin verkleidet, in einem Dorfe ihre Niederkunft abwarten mufste. Die Unterwerfung von Zwolle, Kampen, Harderwyk, Hattem, Hedelburg und Amersfoort wurden in Gnaden angenommen.

Von hier zog Fadrique nach Naarden, einer kleinen Stadt an der Zuidersee. Die Aufforderung zur Übergabe wurde mit der Erklärung beantwortet, dafs man die Stadt für den König von Spanien und den Prinzen von Oranien bewahren wolle; zum Unglück wurde von einem Verrückten auf Boussus Reiter ein Geschütz abgebrannt, und nun war auch das Schicksal dieses Platzes besiegelt. Da die von Sonoy erwartete Hilfe nicht kam, wurde mit Romero über die Übergabe verhandelt, und dieser gab auch die Zusage, dafs die Bürger an Leib und Gut nicht geschädigt werden sollten. Aber kaum waren die Spanier eingerückt, so wurden die Bürger durch Glockenschlag in einer Kirche versammelt, wo ihnen alsbald ein Priester mitteilte, dafs sie nur eine Stunde Zeit hätten, sich auf den Tod vorzubereiten, worauf alle bis auf den letzten Mann niedergemacht wurden. Nachdem die ganze Stadt buchstäblich ausgemordet war, wurde sie angezündet [1]).

Sobald Albas Sohn hier sein Werk vollbracht hatte,

1) Bor VI; v. Meteren IV und Hooft IV, 78. Alba behauptet dagegen in seinem Berichte an den König („Corresp. de Phil.“ II, 301), dafs die Stadt mit stürmender Hand erobert worden sei, und er nennt es „eine besondere Gnade Gottes“, dafs diese Menschen es gewagt hätten, eine so schwache Stadt zu verteidigen.

zog er nach Amsterdam, um von hier aus Haarlem zu unterwerfen. War diese Stadt wieder unter spanischer Botmäſsigkeit, dann war die Gemeinschaft zwischen Nord- und Südholland abgeschnitten und damit auch die Unterwerfung der letzten noch widerspenstigen Provinz — denn Friesland war durch Billy schon zum Gehorsam zurückgebracht — auſser allem Zweifel. So urteilte man im spanischen Lager, wo man durch die bisherigen müheloseen Erfolge mit Zuversicht erfüllt, die Einnahme Haarlems für eine geringfügige Arbeit ansah.

Gegenüber der imposanten Macht, welche die Spanier entfalteten und die bis auf 30000 Mann anwuchs, war die Zahl der waffenfähigen Belagerten äuſserst gering; sie betrug nie mehr als 4000 Mann. Da die Stadt nicht genügend verproviantiert und auch sonst keineswegs im Verteidigungszustand war, da die Mauern und Türme teilweise verfallen waren, so muſste mit unverdrossenem Eifer an der Ausbesserung derselben gearbeitet werden. Die Jahreszeit und das Wetter waren dazu sehr günstig, ein dichter Eisnebel hing über dem Haarlemmer Meer, und dadurch begünstigt stürmten trotz der Wachsamkeit der Belagerer täglich hunderte von Männern und Frauen, mit Lebensmitteln und Munition beladen, auf Schlittschuhen in die Stadt, so daſs bald mehr als 1000 Menschen an der Herstellung der Mauern und Schanzen arbeiteten [1]. Die spanisch gesinnten Magistratspersonen, Christoffel van Schagen, der Altbürgermeister Dirk de Vries und der Ratspensionär Adrian van Assendelft waren am 3. Dezember nach Amsterdam zu Don Fadrique gegangen, um für die Stadt günstige Bedingungen zur Übergabe zu erhalten, wurden aber von diesem an seinen Vater verwiesen, denn schon im November war von Boussu die

[1] Darauf beschränkte sich auch hauptsächlich die Thätigkeit der Haarlemer Frauen; das Amazonentum der Kenau Hasselaar gehört groſsenteils ins Kapitel der Legenden. Vgl. C. Ekama, Beleg en verdediging van Haarlem.

Aufforderung zur Übergabe ergangen, und auch Amsterdam hatte den Rat gegeben, sich zu unterwerfen. Während der Abwesenheit der drei genannten Magistrate wuſste Wybold Ripperda, der Kommandant der Besatzung, der sich früher am Bildersturm in Groningen beteiligt und eine Zeit lang als Verbannter in Emden gelebt hatte, durch den Hinweis auf das Beispiel Zutphens und Naardens die noch unschlüssige Bürgerschaft zum bewaffneten Widerstand zu bewegen. Die teilweise aus Wassergeusen und Bilderstürmern, die ohnedies auf keinen Pardon rechnen konnten, teils aus wallonischen und französischen Soldaten bestehende Besatzung, welche den bei der Übergabe von Bergen geschworenen Eid, nicht mehr gegen Spanien zu dienen, gebrochen und also ebenfalls keine Schonung zu erwarten hatten, war ohnedies zum Widerstand bis auf den letzten Mann entschlossen. Sie scheint denn auch auf die Bürgerschaft, die der Mehrzahl nach zu einem Vergleich mit den Spaniern hinneigte, einen entscheidenden Terrorismus ausgeübt zu haben. Als die zwei Abgeordneten von Amsterdam zurückkamen — der dritte, Dirk de Vries, hatte sich wohlweislich nicht mehr in die Stadt gewagt — wurden sie auf Befehl Ripperdas sofort verhaftet und nach Delft zu Oranien gesandt, wo der eine, Christoffel van Schagen, im Gefängnisse starb, während Assendelft am 24. Dezember öffentlich enthauptet wurde. Man hat dem Prinzen wegen dieses „Justizmordes“ namentlich in späterer Zeit schwere Vorwürfe gemacht, allein man muſs sich dabei in die durch die Greuelscenen von Zutfen und Naarden hervorgerufene Aufregung versetzen, man muſs an die allgemeine Erbitterung und den unmöglich noch höher zu steigernden Haſs gegen alles, was spanisch hieſs oder mit Spanien sympathisierte, denken, und überdies sollte einmal ein furchtbares Beispiel statuiert werden, daſs niemand mehr in die Versuchung käme, die Autorität des durch die Staatenversammlung in Dordrecht als Statthalter des Königs

anerkannten Prinzen in eigenmächtiger, hochverräterischer Weise anzutasten. Sobald der Prinz von Oranien von den Vorgängen in Haarlem unterrichtet war, schickte er St. Adelgonde dahin, der den in seiner Mehrheit für die Unterwerfung gestimmten Rat absetzte und dafür eifrige Anhänger der nationalen Sache ernannte (11. Dezember). Einige Mitglieder des abgesetzten Rates wurden ins Gefängnis geworfen und später aufgeknüpft.

Und so begann die Belagerung Haarlems, die nicht nur in der Geschichte der Städtebelagerungen stets eine hervorragende Stelle einnimmt, sondern auch für alle Zeiten als eine der sprechendsten und schönsten Lobreden auf menschlichen Heldengeist und menschliche Duldungskraft dastehen wird.

Mit richtigem Blick sah Fadrique, daſs er sich zuerst des Sparendammer Deiches bemächtigen müſste, der den Zugang zu Haarlem beherrschte und auf dem die Geusen eine Schanze aufgeworfen hatten. Am 10. Dezember konnte letztere von Noircarmes genommen werden, nachdem ein Bauer den Spaniern einen Weg durch die überschwemmten und teilweise mit schwachem Eis bedeckten Wiesen gezeigt hatte. Doch begann der Kampf für die Geusen unter nicht ungünstigen Auspicien. Aus Enkhuyzen hatten sich einige Schiffe vor die Ausmündung des Y gelegt, aber durch den früh einfallenden Frost waren sie festgefroren und in groſser Gefahr, in die Hände der Spanier zu fallen; allein man hackte das Eis um die Schiffe auf, so daſs sie den heranrückenden Truppen Fadriques unerreichbar waren, die sich plötzlich von den auf Schlittschuhen anrückenden Geusen von allen Seiten angegriffen und in die Flucht geschlagen sahen. Es ist interessant, den Bericht Albas an den König über diese den Spaniern bis jetzt unbekannte Erscheinung und über diese merkwürdige Beschuhung zu lesen [1]). Er säumte

1) „Corresp. de Phil.“ II, 301: „Que me parece la mas nueva

deshalb auch nicht, 7000 Schlittschuhe zu bestellen, und die spanischen Soldaten hatten später dieselbe Fertigkeit, sich der Schlittschuhe beim Kampfe zu bedienen, erreicht wie ihre Gegner. Ein nach 24 Stunden einfallendes Tauwetter und die Flut gestatteten den Schiffen, nach Enkhuyzen zu entkommen.

Am 11. Dezember begann Fadrique die Stadt regelrecht einzuschliefsen, die Deutschen unter dem Grafen von Eberstein lagerten sich in einem grofsen Linden- und Buchenwald zwischen den südlichen Wällen der Stadt und dem Ufer des Haarlemmer Meeres, Noircarmes mit den Wallonen unter Overveen, er selbst nahm mit seinen Spaniern auf der gegenüberliegenden Seite Stellung und schlug sein Hauptquartier in dem „Hause zu Cleve“, der früheren Wohnung des Herrn von Brederode, wovon jetzt noch einige Trümmer übrig sind, auf. Da er keinen energischen Widerstand erwartete und die Stadt beim ersten Sturm zu nehmen gedachte, so hatte er es auch nicht für der Mühe wert gehalten, sein Geschütz gegen die andere und schwächste Seite der Stadt, wo die Mauern einen hervorspringenden spitzigen Winkel bildeten und also von zwei Seiten leicht beschossen werden konnten, zu dirigieren, da dazu noch einige Zeit und beschwerliche Arbeit erforderlich gewesen wäre. So lagerte er sich mit seinen Spaniern auf der Sparendamschen Seite, wo ein stark befestigtes und von einer tiefen Gracht umgebenes Blockhaus lag, das den Zugang zur Stadt beherrschte.

Der erste Versuch des Prinzen von Oranien, der bedrängten Stadt zuhilfe zu kommen, mifslang vollständig. In Leiden hatte er beinahe 4000 Mann und eine grofse Menge Munition und Lebensmittel, mehr als 100 Wagen, zusammengebracht, und diese sollten unter Lumeys An-

cosa que hasta oy ha cido, escaramuzar arcabuzeria sobre la mar elada.“

führung nach Haarlem gebracht werden. Aber Don Fadrique, durch einen Bauer davon benachrichtigt, griff, von einem dicken Nebel begünstigt, Lumey, der nur noch eine Stunde von der Stadt entfernt war, an und schlug ihn vollständig. Die Gefangenen auf beiden Seiten wurden gehängt.

Nun begann die Beschiefsung; am 18., 19. und 20. Dezember spieen die Geschütze ihre schweren Kugeln gegen die Mauern und Wälle, aber jeder Schaden wurde von den Belagerten sofort ausgebessert, indem sie die Breschen mit Wollsäcken, Erde, Holz, Steinen, ja mit Heiligenbildern und Kruzifixen verstopften. Am Mittag des 20. befahl Fadrique den Sturm auf das Blockhaus: mit Steinen, brennenden Pechkränzen und siedendem Öl wurden die Spanier empfangen, Romero verlor ein Auge, und mit grofsem Verluste mufste man abziehen. Mit rastloser Thätigkeit hatte indessen der Prinz eine zweite Expedition zum Entsatz der Stadt ausgerüstet, die sich am 11. Januar 1573 von Sassenheim aus in Bewegung setzte. Allein der Hauptmann Philipp Koning fiel mit 2000 Mann, die fast vollständig aufgerieben wurden, in einen Hinterhalt; Koning selbst wurde gefangen und sein abgeschlagener Kopf wurde den Haarlemern mit der schriftlichen Ermahnung, jetzt den Mut nur sinken zu lassen, über die Mauer geworfen. Dafür wurde in das spanische Lager eine Tonne geworfen, in der sich elf Köpfe befanden mit einem Schreiben, „dafs hier der so lange erwartete zehnte Pfennig wäre, der eilfte Kopf gelte für den Zins, damit man sich nicht über schlechte Bezahlung beklage“. Man hatte eilf Kriegsgefangene zu diesem Zweck gehängt, ihnen dann die Köpfe abgeschlagen und Haar und Bart nach Geusenmanier geschoren.

Don Fadrique hatte sich indessen von der Unmöglichkeit überzeugt, die Stadt durch einen Sturm zu nehmen, und er mufste sich deshalb zu einer regelrechten Belage-

rung bequemen und die nötigen Laufgräben ziehen lassen. Als dies geschehen, befahl er am 31. Januar wieder den Sturm, der aber ebenso siegreich wie der erste abgeschlagen wurde. Schon hatten die Spanier, die sich des Bollwerks am Kreuzthor bemächtigt hatten, Victoria gerufen, als eine Mine aufflatterte und die Stürmenden gräſslich zerriſs, und hinter dem zerstörten Bollwerk sahen sie eine neue, von den Belagerten indessen gebaute und mit Geschütz gut versehene Verschanzung sich erheben. Zu gleicher Zeit war es gelungen, einen Proviantzug glücklich durch die Mauern zu bringen. Es ist kaum möglich, sich von den ans Unglaubliche grenzenden Leistungen der Belagerten einen Begriff zu machen. Alle, ohne Unterschied, „Bürgermeister, Hauptleute, Schütter, Bürger, Soldaten, Frauen und Kinder, reich und arm, Mann und Weib, alt und jung, alle arbeiteten mit Fleiſs und gutem Willen, sowohl bei Tag als bei Nacht, ohne Aufhören“ [1]), und in kurzer Zeit hatten sie hinter dem verlassenen Blockhaus einen neuen starken Wall in der Form eines Halbmondes aufgeführt. In den langen, dunklen und nebeligen Winternächten wurden Lebensmittel, Pulver und Blei von kühnen Männern in die Stadt geschafft, und da die Schanzen gegen die Seeseite die Verbindung mit der Auſsenwelt ermöglichten, so strömte auch der notwendigste Mund- und Schieſsbedarf fortwährend in die Stadt; einmal brachten 170 Schlitten denselben über das Eis berbei.

Den Spaniern entsank der Mut, und schon wurden im Kriegsrat Stimmen laut, daſs der Waffenehre genug gethan sei, und daſs die Einnahme der Stadt die noch zu bringenden Opfer nicht lohne. Massenhaft starben die Soldaten in der strengen Winterkälte und infolge mangelnder Verpflegung dahin, und wie gewöhnlich überstieg die Zahl der an Krankheiten Gestorbenen die der Verwundeten und im Kampfe Gefallenen bei weitem. Don Fadrique

1) „Archives“ III, 73.

selbst ging damit um, die Belagerung aufzuheben, und sandte einen Boten mit einem solchen Vorschlag an seinen Vater nach Nymegen. Aber der Herzog liefs ihm sagen: „Wenn Don Fadrique nicht fest entschlossen ist, die Belagerung so lange fortzusetzen, bis die Stadt eingenommen ist, werde ich ihn nicht länger als meinen Sohn anerkennen. Fällt er bei der Belagerung, dann werde ich sie fortsetzen, und sollten wir beide fallen, dann wird die Herzogin aus Spanien dafür kommen." Dieser entschiedenen Sprache gegenüber gab Fadrique den Gedanken an einen Rückzug auf.

Indessen war Tauwetter eingefallen, und wenn es den Geusen gelang, sich im Besitze der Meeresseite zu halten, von woher immer noch Anfuhr und Zuzug möglich war, so brauchten die Belagerten trotz des schon fühlbar werdenden Mangels nicht zu verzweifeln. Der Prinz von Oranien that, was er konnte, er wandte sich an seine Freunde in England, Frankreich und Deutschland, er bat seinen Bruder Ludwig dringend, mit einigen Truppen heranzurücken, und er versprach der Stadt Entsatz. Es war ein kühner Gedanke, durch die Durchstechung des Diemerdeiches der Stadt Amsterdam und damit dem Belagerungsheer die Zufuhr abzuschneiden, allein die von Sonoy geleitete Unternehmung scheiterte gänzlich. Hier war es, wo Jan Haring aus Hoorn auf dem nur mannsbreiten Deiche allein den Spaniern so lange Widerstand leistete, bis die letzten seiner Kameraden sich gerettet hatten, worauf er selbst ins Wasser sprang und wohlbehalten bei den Seinigen ankam. Unter den Gefallenen war auch der Maler Olivier, der Bergen den Geusen in die Hände gespielt hatte; sein Haupt wurde über den Wall in die Stadt geworfen, worauf die zwei katholischen Altbürgermeister vor den Augen der Spanier mit noch sieben anderen Personen, darunter ein Priester und ein zwölfjähriger Knabe, an den Galgen gehängt wurden, während die Tochter des Bürgermeisters Quirijn, eine

Beguine, die ihrem Vater Mut einsprach, ertränkt wurde (28. Mai). Täglich fanden zwar Ausfälle statt, und wenn es hier und da auch gelang, dem Feinde empfindlichen Schaden zuzufügen, so lag die Entscheidung jetzt nicht mehr an der Tapferkeit und dem Löwenmut der Belagerten, sondern an der Behauptung der Meeresseite. Wohl hatte auch hier der Prinz die gröfsten Anstrengungen gemacht, und eine Geusenflotte von 150 Segeln kreuzte unter fortwährenden Gefechten im Haarlemmer Meer, aber am 28. Mai wurde sie von Boussu vollständig geschlagen, und damit war Haarlems Schicksal, da es nun auch von der Seeseite abgeschlossen war, endgültig besiegelt.

Der Hunger in der gräfslichsten Gestalt wütete in der Stadt. Schon längst waren die Rationen auf das kleinste Mafs herabgesetzt worden; als alle Pferde, Hunde und Katzen verzehrt waren, nahm man seine Zuflucht zu Ratten und Mäusen; während draufsen das Geschütz donnerte, lagen die hungernden Bürger todesmatt in den Häusern oder schleppten sich mühsam durch die Strafsen. Am 3. Juli wurden über 1000 Kugeln gegen die Stadt geworfen, Oranien erhielt Bericht von ihrer verzweifelten Lage, aber am 7. kam ein Brief von ihm, worin er bat, es nur noch zwei Tage auszuhalten, da ein Entsatzheer heranrücke. Allein die Brieftauben, welche die Nachricht davon mit den nötigen Weisungen an die Bürger zu einem Ausfall in die Stadt tragen sollten, fielen den Spaniern in die Hände, und so konnten diese mit Mufse alle Vorkehrungen treffen. Die unter Batenburg heranziehenden 4000 Mann, verstärkt durch freiwillige aus Dordrecht, Rotterdam, Delft und Leiden — der junge Oldenbarneveld war unter ihnen — wurden denn auch fast vollständig aufgerieben, und der Anführer selbst erlag seinen Wunden. Nunmehr blieb den Belagerten keine Wahl mehr übrig. Der Plan, dafs alle wehrbaren Bürger und die Soldaten in dichtgeschlossenen Reihen durch den Feind hindurch sich einen Weg bahnen sollten, scheiterte

am Jammer und Wehgeschrei der Frauen und Kinder, die man der Gnade des Siegers hätte überlassen müssen. Don Fadrique, der befürchtete, die Verzweifelten würden die Stadt in Brand stecken, liefs durch Eberstein die Bürgerschaft zur Übergabe auffordern, wobei er versprach, dafs nur die gestraft werden sollten, welche nach dem Urteil der Bürger dies verdient hätten. Die Wallonen widersetzten sich, aber am 12. Juli ergab sich die Stadt auf Gnade und Ungnade, nachdem sie sieben Monate lang sich verteidigt hatte.

Es mufs selbst für Don Fadrique, der Boussu an der Seite mit seinem Stabe in die Stadt einritt, ein erbarmungswürdiger Anblick gewesen sein, als ihm aus allen Strafsen der einst so schönen Stadt Elend und Jammer entgegenstierte. Die Plünderung war für 100000 Kronen abgekauft worden, aber die Befehlshaber der Besatzungstruppen, Ripperda, Brederode und ein natürlicher Sohn Granvellas, wurden sofort hingerichtet. Die Besatzung war während der Belagerung von 4000 Mann auf 1800 zusammengeschmolzen; auf Albas Befehl, der am 13. Juli selbst im spanischen Lager angekommen war, wurden 600 deutsche Kriegsknechte, nachdem sie Urfehde geschworen hatten, entlassen, für die Franzosen, Wallonen, Engländer und Schotten gab es aber keine Gnade. Fünf Scharfrichter mit ihren Knechten machten sich an die Blutarbeit, und als ihnen die Hände erlahmten, band man 300 Soldaten, je zwei mit dem Rücken gegeneinander und warf sie ins Harlemmer Meer. Von den Bürgern wurden sechs hingerichtet und 56 eingekerkert.

So entsetzlich der Schlag für die nationale Partei und den Prinzen von Oranien war, so grofs und wichtig für die Zukunft waren die moralischen Folgen der heldenmütigen Verteidigung. Mit Ausnahme des in seinen Folgen unbedeutenden Zwischenfalls von Heiligerlee waren die spanischen Waffen bis jetzt überall siegreich gewesen und hatten, wo sie erschienen, den Widerstand im Blute er-

stickt. Vor Haarlem hatte sich die Kraft der bisher für unüberwindlich gehaltenen spanischen Regimenter gebrochen, volle sieben Monate waren nötig gewesen, mehr als zwölf Tausend Mann der besten Truppen mussten umkommen, ehe die schwächste Stadt Hollands erobert werden konnte, und dann war es noch nicht einmal die Tapferkeit und die Taktik der Belagerer, sondern der Hunger, dem die Verteidiger erlagen. Wohl durften deshalb auch Alba und Fadrique in ihren Berichten die Tapferkeit der Bürger um die Wette rühmen, und der Umstand, dass der Herzog nach der Übergabe selbst zur Milde riet [1]), statt, wie in Zutphen und Naarden, die ganze Bevölkerung über die Klinge springen zu lassen, bewies, dass Alba über die zähe Widerstandskraft des Volkes jetzt anders dachte, als früher. Vielleicht das erste Mal in seinem Leben durchschauerte das eherne Soldatenherz des kühnen Feldherrn Furcht und Besorgnis, als sich seinen Lippen das Geständnis entrang, „dass er noch nie in seinem Leben in solcher Unruhe gewesen wäre“ [2]). Und nicht lange, so war die Situation im Handumdrehen verändert: Alkmaars und Leidens erfolgreicher Widerstand gab der nationalen Sache bald den siegreichen Aufschwung, der die Hoffnungen auch bei den Kleinmütigsten wieder entflammte. Was den Prinzen von Oranien betrifft, so beeilte er sich, die südholländischen und die ihm treu gebliebenen geldrischen Städte persönlich zu besuchen und sich selbst über ihre Widerstandsfähigkeit zu vergewissern. Alkmaar, dem Noircarmes einen Besuch zugedacht hatte, hatte eine Geusenbesatzung aufgenommen, nachdem der Bürgermeister, Floris van Teylingen, erklärt hatte, mit dem Prinzen und seinen Anhängern leben und sterben zu wollen.

In einem zu Utrecht gehaltenen Kriegsrat, dem ausser

1) „Corresp. de Phil.“ II. 392. 393, ferner 328.

2) Ibid., p. 373.

Alba und Fadrique auch Vitelli, Noircarmes und Berlaymont beiwohnten, wurde der Beschlufs gefafst, durch ein paar kühne Schläge die letzten Spuren des Aufstandes zu vertilgen: Fadrique sollte Enkhuyzen und Vitelli Vlissingen nehmen. Allein eine unter der Besatzung von Haarlem wegen rückständigen Soldes ausgebrochene Meuterei, sowie die den Geusen gelungene Überrumpelung Rammekens in Zeeland vereitelten den Plan, und so wurde beschlossen, dafs Fadrique sich zuerst Alkmaars bemächtigen solle, während Boussu von der Zuidersee aus gegen Hoorn und Enkhuyzen vorgehen mufste. Dadurch war aber viel Zeit verloren gegangen, und Alkmaar hatte sich indessen in Verteidigungszustand gesetzt.

Am 21. August erschien Fadrique mit 6000 Mann vor der Stadt und schlofs sie so enge ein, dafs nach Albas Ausdruck keine Maus mehr hinein und herauskonnte. Der Herzog, erbittert über den unerwarteten Widerstand, wollte von Milde und Gnade jetzt nichts mehr wissen, und war, wie er dem Könige berichtete [1]), fest entschlossen, nach Einnahme der Stadt keine Seele am Leben zu lassen. Wegen des vom Regen durchweichten Bodens hatte es Zeit und Mühe gekostet, die Belagerungsgeschütze in ihre Positionen zu bringen, und so konnte der Sturm erst am 18. September begonnen werden. Die Spanier wurden aber von der Besatzung und den tapfer mitkämpfenden Bürgern, Greisen, Frauen und Mädchen, die Steine, Pechkränze, brennende Besen mit langen Stielen, siedendes Öl und geschmolzenes Blei auf die Stürmenden warfen, so energisch empfangen, dafs sie nach vierstündigem Sturmlaufen den Rückzug antraten und sich an den folgenden Tagen weigerten, den Sturm zu erneuern. Aber ein noch viel gefährlicherer Feind drohte den Belagerern: einer der Geusenhauptleute hatte in der Nähe der Stadt die Deiche und Schleusen besetzt, und er erwartete nur das aus der Stadt zu gebende Signal, um jene zu durchstechen. Ge-

1) „Corresp de Phil.“ II, 402.

schah dies, so waren die Spanier verloren; Alba wurde aber durch seine Spione von dem Vorhaben unterrichtet, Don Fadrique sandte Mendoça nach Amsterdam, um die Gefährlichkeit des Unternehmens daselbst untersuchen zu lassen, und da diese auch in ihrer vollen Bedeutung klar gemacht wurde, so befahl der Herzog seinem Sohne, die Belagerung aufzuheben. Am 3. Oktober zogen die Spanier ab, und Alkmaar war somit die erste Stadt, vor der sich der siegesgewohnte Herzog beugen mufste. „Van Alkmaar begint de victorie“, hiefs es später im Volksmund.

Eine ebenso glänzende Waffenthat spielte sich auf der Zuidersee ab. Boussu war am 30. September von Amsterdam ausgelaufen, um seine Operationen gegen Enkhuyzen zu beginnen. Allein schon am 6. Oktober erfocht die Geusenflotte einen glänzenden Sieg, und sechs Tage darauf erlitt die königliche Flotte eine vollständige Niederlage. Boussu selbst wurde als Gefangener nach Hoorn gebracht. Letzterer Umstand rettete dem am 4. November bei Maaslandsluis gefangenen St. Adelgonde das Leben, da der Prinz dem Herzog erklären liefs, dafs dasselbe, was mit St. Adelgonde geschehe, auch mit Boussu geschehen würde.

Auch in Zeeland waren die königlichen Waffen nicht glücklich. Trotz der glänzenden Waffenthat Mondragons, der das von den Geusen hart bedrängte Goes entsetzte, schlugen alle Versuche zum Entsatze Middelburgs fehl; Rammekens und Gertruidenberg waren in den Händen der Oranischen, so dafs der Prinz seinem Bruder Ludwig — es war wenige Tage nach der Übergabe Haarlems — die ermutigenden Worte schrieb: „Ich hoffe, dafs dies den Trotz unserer Feinde, die nach der Einnahme Haarlems uns lebend zu verschlingen dachten, etwas dämpfen wird; ich bin sicher, dafs sie mehr Arbeit finden werden, als sie denken [1].“

1) „Archives“ IV, 181.

II.

Ein unserer Vorstellungsweise geradezu unbegreiflicher Zauber mufs die Persönlichkeit dieses Oranien umgeben haben, wenn trotz der furchtbarsten Schläge, trotz des namenlosesten Jammers, der durch seinen Widerstand über alle Schichten der Bevölkerung gebracht wurde, die Opferfreudigkeit und das unbegrenzte Vertrauen dasselbe blieb. Sonst mufs das Haupt eines Aufstandes seine Stellung durch die eine oder andere glückliche Waffenthat erobern und befestigen und nach einer schweren Niederlage verschwindet er gewöhnlich für immer vom Schauplatz: Oranien hat nie eine Schlacht gewonnen, die zwei von ihm geleiteten Feldzüge nahmen das denkbar jämmerlichste Ende, und doch blickte die Mehrheit des Volkes mit instinktivem Vertrauen zu ihm als seinem von der Vorsehung ihm gesandten Retter auf.

Obwohl der Prinz äufserlich erst im Oktober 1573 [1]) mit der katholischen Kirche gebrochen hatte, stand er seit einigen Jahren mit seiner religiösen Denk- und Anschauungsweise durchaus auf protestantischem Boden, denn der Eifer und die Hingebung, womit er die Sache der Gewissensfreiheit gegen die Inquisition verteidigte, hatten ihn schon längst, ohne dafs er selbst vielleicht genau sich davon Rechenschaft zu geben wufste, von selbst dazu geführt, die Sache der Reformation zu der seinigen, und zwar zu einer Überzeugungssache, zu machen. Als nach dem Falle Haarlems Sonoy dem Prinzen seine verzweifelte Lage vorstellte und der Meinung war, dafs man ohne den Abschlufs eines Bündnisses mit dem einen oder andern mächtigen Fürsten mit Sicherheit dem Untergange entgegengehe, schrieb Oranien, nachdem er ihm seinen Kleinmut verwiesen, die bezeichnenden Worte: „Ihr fragt, ob ich mit dem einen oder andern mächtigen König oder

1) „Archives“ IV, 226.

Potentaten ein Bündnis geschlossen habe? Darauf antworte ich, dafs ich, ehe ich die Sache der unterdrückten Christen in diesen Provinzen auf mich genommen habe, mit dem König der Könige einen engen Bund geschlossen habe, und ich bin fest überzeugt, dafs alle, die ihr Vertrauen auf ihn stellen, durch seine allmächtige Hand erlöst werden sollen. Der Herr der Heerscharen wird Heere für uns auf die Beine bringen [1]).“ Ähnliche Äufserungen, die den tief religiösen Zug bekunden, der von dieser Zeit an mehr und mehr bei ihm hervortritt, finden sich noch in Menge, und der Umstand, dafs sie uns in vertrauten, urspünglich gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Briefen entgegentreten, läfst an der Aufrichtigkeit der Gesinnung des Prinzen keinen Zweifel aufkommen; die Zeit, in der die Religion nur einen Faktor bei seinen politischen Kombinationen bildete, war vorüber [2]).

In jeder Hinsicht war die Situation des Prinzen nach dem Falle Haarlems eine kritische, wo nicht geradezu eine verzweifelte. Der Geldmangel war ständiger Gast bei ihm geworden und vereitelte vorderhand jede gröfsere Unternehmung; hielten sich doch die entlassenen unbezahlten Reiter an den nach Deutschland geflohenen Niederländern schadlos, die sie kurzweg aufgriffen, um zu ihrem rückständigen Sold zu kommen. Auf die Magistrate vieler Städte konnte sich Wilhelm ebenfalls nicht in allen Stücken verlassen, da erstere sich die Hinterthür einer Versöhnung mit Spanien offen zu halten suchten und durch ihre Halbheit und Unentschiedenheit der nationalen Sache oft mehr schadeten, als nützten. Die Opferwilligkeit der Staaten, welche der Prinz im Anfang nicht genug rühmen konnte, nahm Schritt für Schritt in gleichem Verhältnis mit dem Niedergang seiner Sache ab. Viel wurde aufserdem ver-

1) Bor VI. Über die religiöse Wandlung, die mit dem Prinzen vor sich gegangen war, vgl. „Archives“ IV, LXXVII und 288.

2) Ibid., p. 245. 246. 323. 122, besonders p. 391.

derben durch den ungezügelten und häufig sinnlosen Eifer seiner Anhänger: ein großer Teil der Bevölkerung war trotz des Abscheus vor Spanien und der Inquisition dem katholischen Glauben treu geblieben, und obwohl der Prinz ausdrücklich und überall die freie und unbeschränkte Ausübung der katholischen Religion zugesichert hatte, war er doch nicht imstande, sinnlose Ausbrüche des kalvinistischen Fanatismus zu verhindern; die 19 Priester von Gorkum waren gegen seinen ausdrücklichen Befehl hingerichtet worden; jetzt verübte Lumey wieder eine ähnliche feige Greuelthat an einem 72jährigen Greis, dem Prior des Agathenklosters in Delft, Musius, der bei dem Prinzen sehr beliebt war und unter dessen besonderem Schutz stand; und wenn auch Lumey endlich zur Rechenschaft gezogen und seines Postens entsetzt wurde, so waren der Sache der Freiheit doch viele Katholiken für immer entfremdet worden. Und anderseits verübelten ihm die Protestanten den Schutz, den er den Katholiken angedeihen liefs und bezüchtigten ihn laut des Verrats an der Religion, da er „die Messe wieder einführen wollte“ [1].

Der Prinz stand in jener Zeit fast allein. St. Adelgonde war kriegsgefangen, Tseraerts, sein treuer Befehlshaber in Walcheren, war gefallen, sein Bruder Johann war in Deutschland und suchte den Pfalzgrafen zum thätigen Eingreifen in die niederländischen Angelegenheiten zu bewegen, Ludwig lag seit der ehrenvollen Kapitulation Bergens fieberkrank darnieder, obwohl der unbeugsame Mann auch jetzt unablässig darauf bedacht war, seinem Bruder die Mittel zur Wiederaufnahme des Kampfes zu verschaffen. Oranien fühlte auch die ganze Schwere der auf seinen Schultern ruhenden und von ihm allein zu tragenden Last, und mehr als einmal spricht er die Sehnsucht nach der Hilfe und dem Beistand eines gleichgesinnten Freundes aus.

1) „Archives“ IV, 61.
2) Ibid., p. 177. 191. 212.

Aber gerade jetzt, wo nach menschlicher Berechnung die Sache des Prinzen so gut wie verloren war, klärt sich auf einmal der Horizont. Denn die niederländischen Angelegenheiten waren ein ausschlaggebender Faktor in der Kabinettspolitik der europäischen Hauptmächte geworden. „Die Christenheit wird von einer doppelten Frage bewegt, eine doppelte Aufgabe liegt vor, zugleich eine religiöse und eine politische: die Suprematie des Papismus oder nicht, die Suprematie des Hauses Habsburg oder nicht, und in den Niederlanden löste sich dieses Problem, sollte diese Frage entschieden werden. Hier lag die letzte Hoffnung der Sache des Evangeliums. In der That, was war anderwärts zu sehen? In Frankreich die Hugenotten niedergeschmettert, in Deutschland die Zuneigung erkaltet, die Uneinigkeit zwischen Calvinisten und Lutheranern und die erfolgreichen Intriguen Roms, in England die vielleicht allzu egoistische Politik Elisabeths. Der Prinz schrieb damals: „Ich sehe klar voraus, dafs, wenn dieses Land einmal aufgegeben und unter das Joch und die Tyrannei der Spanier zurückgebracht ist, die Religion in allen andern Ländern den Rückschlag davon spüren und, menschlich gesprochen, mit der Wurzel ausgerottet sein wird, ohne dafs ein Funken davon übrig bleibt.“ [1])

Dafs die durch die Bartholomäusnacht herbeigeführte Annäherung zwischen Spanien und Frankreich nur eine vorübergehende sein konnte, war leicht zu sehen, und das vergossene Bürgerblut war kaum verraucht, als sich auch beim französischen Kabinett wieder der rein politische Gesichtspunkt hervorkehrte, und dieser war eben die Wiederaufnahme der Politik Franz' I. Und wo konnte der Hebel dazu im Augenblick besser eingesetzt werden als in den Niederlanden, auf deren Unterwerfung Spanien bis jetzt seine besten Kräfte vergeblich konzentriert hatte? Dies begriff auch Oranien, und wir sehen ihn deshalb

1) „Archives“ IV, xiv. xv.

auch bald nach dem 24. August wieder in Unterhandlungen mit Karl IX. treten. Sein Unterhändler dabei war natürlich sein Bruder Ludwig, den die oranischen Agenten in Paris, Lumbres und Dr. Tayaert, eifrig zur Seite standen [1]). Die Möglichkeit einer gründlichen Demütigung des Hauses Habsburg ergab sich auf verschiedenen Seiten: der Gedanke, die Niederlande, wenigstens den südlichen Teil derselben, zu erobern, war auf französischer Seite noch nie aufgegeben worden, und im ungünstigsten Falle konnte Frankreich dafür sorgen, dafs der Aufstand, diese offene Wunde am Leibe der spanischen Monarchie, durch direkte oder indirekte Unterstützung Oraniens nicht so bald niedergeschlagen werden konnte; dann öffnete sich durch den am 7. Juli 1572 erfolgten Tod des letzten Jagellonen die Aussicht, den Herzog von Anjou auf den polnischen Thron zu bringen, während sowohl Oranien wie die französische Diplomatie auf eine Heirat zwischen Elisabeth von England und dem Herzog von Alençon hinarbeiteten, und endlich hatte Karl IX. selbst keine geringere Prätention, als — den deutschen Kaiserthron zu besteigen.

Es scheint sowohl den Prinzen wie seinen Bruder Ludwig einige Überwindung gekostet zu haben, die vom französischen Hofe dargebotene Hand anzunehmen; der letztere wenigstens drückte dem König in den bittersten Worten seinen Abscheu über die Greuelthat aus und wies ihn namentlich auf die dadurch allenthalben in Europa hervorgebrachte Erbitterung hin. Die deutschen Fürsten, besonders der Pfalzgraf, die vorher der Sache Frankreichs teilweise mit geradezu erniedrigender Hingebung gedient hatten, wiesen jetzt, namentlich der letztere, alle Anerbietungen Karls IX. entrüstet zurück. Aber auch hier schlug der Wind bald um, und der Pfalzgraf war es gerade, der den französischen Kaisertraum mit seinem be-

1) „Archives“ IV, 119, wo ihre Instruktion mitgeteilt ist.

kannten Eifer zu verwirklichen suchte. Überdies waren die Bemühungen der französischen Agenten, die Bluthochzeit nicht als eine mit Spanien verabredete und lange vorher geplante That, sondern als die Folge eines den ganzen Hof beherrschenden Paroxysmus darzustellen, auf fruchtbaren Boden gefallen. Denn dafs von den deutschen Fürsten nichts zu hoffen war, wufste Oranien wohl; weiter als zur Geneigtheit, eine Friedensvermittelung zwischen ihm und Philipp II. anzubahnen, hatten sie es noch nicht gebracht, obwohl der Prinz auf die Solidarität ihrer und seiner Interessen wiederholt hinwies. Es war und blieb ein frommer Wunsch, den St. Adelgonde aussprach, „er wollte gerne einmal hören, ob auch die Fürsten und Herren aus ihrem Schlaf erwachen [1]).“

III.

Schon während der Verhandlungen über den zehnten Pfennig hatte sich Alba kaum verhehlen können, dafs der König nicht mehr so entschieden wie früher auf seiner Seite stand, und schon lange war in ihm der Wunsch rege geworden, die Niederlande zu verlassen [2]). Seine hochtrabenden Versicherungen, in den spanischen Staatsschatz aus den Güterkonfiskationen und dem Ertrag des zehnten Pfennigs einen Goldstrom zu leiten, hatten sich als windige Prahlereien erwiesen, und er war es vielmehr, der eines Zuschusses um den andern aus Spanien bedurfte, um die Regierungsmaschine im notdürftigsten Gange zu erhalten. Dafs er selbst das meiste zur Versiegung seiner Hilfsquellen in den Niederlanden beigetragen hat, indem

1) „Archives“ IV, 4. 22.

2) Schon im Anfang des Jahres 1569 hatte sich in Brüssel das Gerücht verbreitet, dafs der Kardinal d'Espinosa zu seinem Nachfolger designiert sei. „Corresp. du Card. de Granv.“ III, 515.

sein terroristisches System den Handel lahmlegte und Tausende wohlhabender und fleißiger Bürger in die Fremde trieb, war, außer ihm, auch seinen ergebensten Anhängern klar. Dazu kam, daß sich der Herzog des Hasses und Abscheus sehr wohl bewußt war, den das Volk, Katholiken wie Protestanten, gegen ihn hegte; Spottgedichte zirkulierten über ihn, es war schon so weit gekommen, daß ihn niemand mehr grüßte, wenn er sich auf der Straße zeigte [1]) und, wie Mendoza berichtet, das Volk spuckte vor ihm aus. Seine Klage an den König, daß das Volk sich weigere, ihm nur das Allernotwendigste zu gewähren und sich auch durch Zwangsmaßregeln von seiner Halsstarrigkeit nicht abbringen lasse, während der Prinz von Oranien unter seinen Augen auf eine ihm unbegreifliche Opferwilligkeit rechnen könne, klingt in der That naiv. Außerdem mußte den sieggewohnten Feldherrn das demütigende Bewußtsein foltern, daß es ihm trotz aller äußern Waffenerfolge nicht gelingen konnte, den Aufstand zu bewältigen. Und was in den Augen Philipps noch am schwersten wiegen mußte, trotz der rastlosesten und blutigsten Arbeit des Blutrates war die Häresie nicht nur nicht ausgerottet, sondern sie hatte tiefere Wurzeln geschlagen als je. Dazu kam noch die Gicht, die sich bei dem Herzog seit verschiedenen Jahren als ständiger Gast eingestellt hatte. So gab der König endlich seinerBitte um Enthebung von seinem Posten Gehör und ernannte am 25. September 1571 den Herzog von Medina Celi zu seinem Nachfolger. Da aber die Ankunft des letzteren sich infolge der Intriguen der Albaschen Partei am Madrider Hofe verzögerte und mit dem Beginn des Feldzuges gegen Oranien zusammenfiel (10. Juni 1572), so legte Alba sein Amt noch nicht nieder, und dadurch kam natürlich Medina-Celi in eine schiefe Stellung, um so mehr, als sich Alba mit der Hoffnung getragen hatte, daß sein

1) „Archives“ III, 409. 410.

Sohn Fadrique zu seinem Nachfolger ernannt werden würde. Bald trat denn auch der Zwiespalt zwischen ihnen in sehr greller Weise hervor, da Celi sich den Klagen und Vorstellungen der Niederländer nicht verschloſs und mit der beharrlichen Vorenthaltung der Generalamnestie nicht einverstanden war, während Alba an dem bisherigen System festgehalten wissen wollte. Der Briefwechsel beider mit dem Könige besteht deshalb auch lediglich in einer Reihe gegenseitiger Beschuldigungen, Anklagen und Verdächtigungen, und wenn Celi auf ausdrücklichen Befehl Philipps überall auf dieselbe Ehrfurcht und Auszeichnung rechnen konnte wie der Herzog selbst, so sah er doch bald die Unmöglichkeit seines ferneren Verbleibens ein, und schon am 6. November 1573 kehrte er nach Spanien zurück [1]). Der König mochte sich indessen durch den Bericht Alavas von der Notwendigkeit eines Systemwechsels schon überzeugt haben, als aber noch andere Gutachten in demselben Sinne, das eine von dem Baron von Rassenghien [2]), das andere von Granvellas Bruder, Champagney, in Madrid einliefen, in denen die Verwaltung Albas einer geradezu vernichtenden Kritik unterworfen wurde, fühlte dieser aus dem veränderten Ton der Briefe des Königs, daſs im Escurial eine andere Luft zu wehen begann, und daſs Ebolis Partei wieder Oberwasser hatte. Er machte aus seinem Ärger und seiner Miſsstimmung auch durchaus kein Hehl [3]), und in einem Brief an den Sekretär Çaias sagt er geradezu: „Ich verliere den Verstand, wenn ich daran denke, daſs man mich anders behandeln sollte, nachdem ich sieben Jahre von meinem

1) „Corresp. du Card. de Granv.“ IV, préface p. xxII sqq. 255. 262. 272. 338. 431. 558. Übrigens hatte Granvella keine besonders hohe Meinung von den Fähigkeiten Medina-Celis. Ferner „Corresp. de Phil.“ 248.

2) „Recueil des bulletins de la Commission royale d'histoire“ III. Série, 4. Bd., p. 478—485, und „Mémoires de Champagney“, p. 221—250.

3) „Corresp. de Phil.“ II, 322. 422.

Hauswesen ferne bin, festgebannt in einen Sessel und meine Ehre, mein Leben, mein Glück, das meiner Hausfrau und meiner Kinder und all meinen Besitz dem Zufall preisgebend.“ Aber dennoch warf er jeden Gedanken an einen Systemwechsel weit von sich, noch im Mai 1573 giebt er seinem Unwillen über den Privat- und Staatsrat lauten Ausdruck und rät dem Könige, wenn er Herr im Lande bleiben wolle, so müsse er diese Ratskörper ausschliefslich mit Spaniern und Italienern besetzen, dies müsse aber auf einmal geschehen, nicht allmählich, denn sonst werden die neuen Mitglieder durch die alten verderbt, wie der gute Wein zu Essig werde, wenn er in ein Essigfafs geschüttet werde, der Essig verderbe dann auch den Wein [1]). Keinen Pardon mehr zu geben, hat der Herzog dem Könige schon vorher vorgeschlagen [2]), und denselben Geist atmete auch der von ihm dem Könige am 23. Oktober 1573 unterbreitete Plan, alle Plätze und Städte in den Niederlanden, welche von den königlichen Truppen nicht gehalten werden könnten, niederzubrennen, ein Plan, den der König seinem Nachfolger Requesens mit der Bemerkung übergab, sich über die Ausführung desselben zu beraten, ihn aber nur dann anzuwenden, wenn alle übrigen Mittel erschöpft seien.

Am 29. November übernahm Requesens die Statthalterschaft, und am 18. Dezember verliefs Alba die Niederlande, nachdem er, wie Hooft erzählt [3]), seine Privatgläubiger in Amsterdam um ihr Guthaben geprellt hatte. In Gesellschaft seines Sohnes und seines Spiefsgesellen Vargas nahm er den Weg über Namen, Burgund und Genua, da er sich nicht getraute, durch Frankreich zu reisen. Ob er von Philipp gnädig oder kühl empfangen worden, ist nicht sicher [4]), so viel steht aber fest, dafs er

1) „Corresp. de Phil.“ II, 361.
2) Ibid., p. 410.
3) Hooft VIII, 329.
4) Vgl. „Archives“ IV, 358. Brief des französischen Gesandten

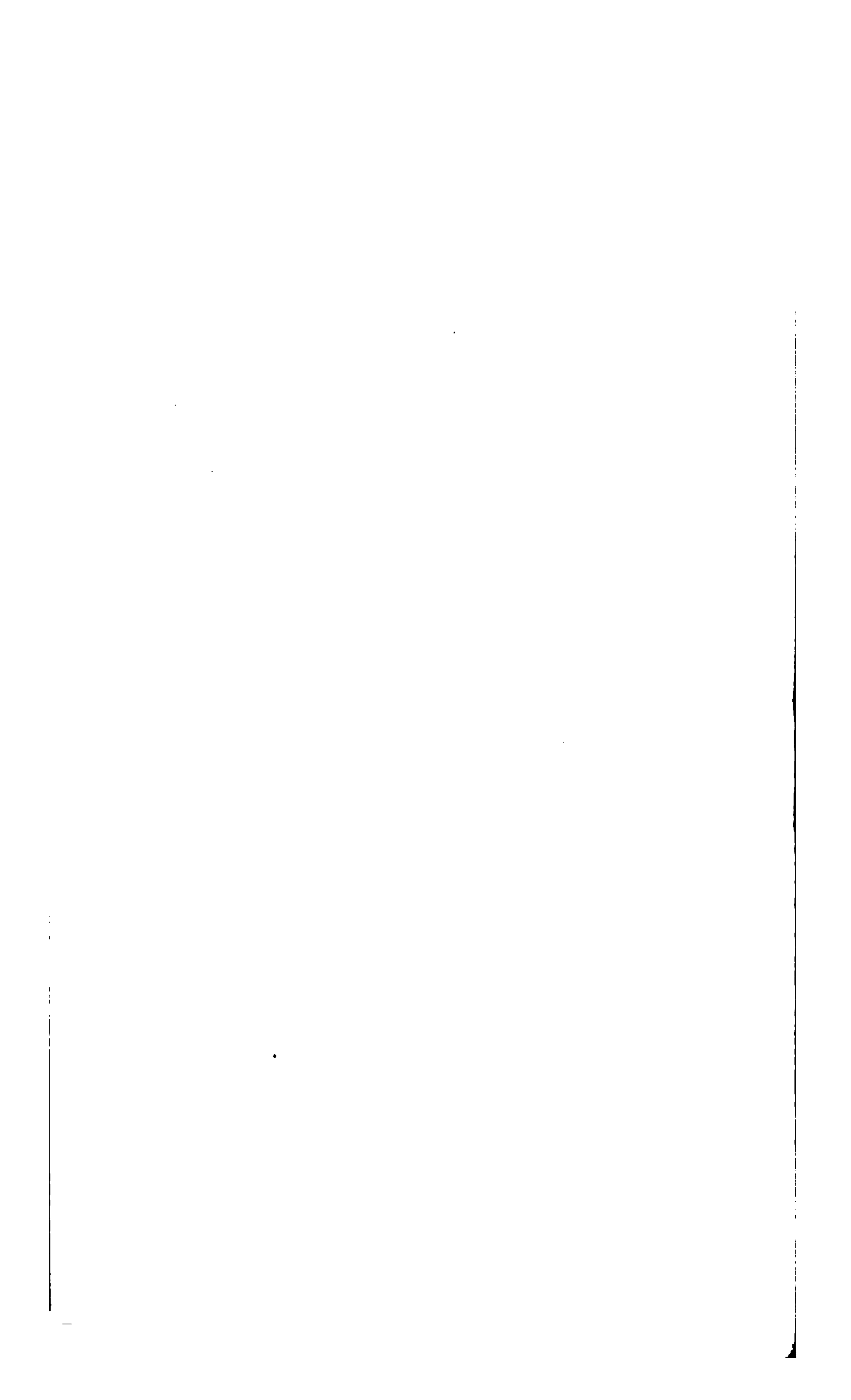
für wichtige Staatsangelegenheiten noch häufig zurate gezogen wurde. Später wurde er seines Sohnes wegen, der mit des Vaters Einverständnis eine Hofdame gegen den Willen des Königs geheiratet hatte, gefangen gesetzt. Als aber Philipp im Jahr 1580 sich zur Eroberung Portugals anschickte, übernahm Alba den Oberbefehl, und nachdem er den ihm gewordenen Auftrag zur Zufriedenheit des Königs ausgeführt, starb er 1582 in Lissabon.

Bei seinem Weggang soll er sich gerühmt haben, daſs 18600 Menschen in den Niederlanden während seiner Statthalterschaft auf seinen Befehl hingerichtet worden seien. Mag diese Angabe auch übertrieben worden sein, in jedem Falle folgte ihm der Fluch des Volkes nach. Freilich er selbst mochte seine Handlungen als nichts anderes denn als den Ausdruck der Gerechtigkeit angesehen haben, da er als Stellvertreter des Königs, also im Vollbesitze der königlichen Autorität, die Quelle von Recht und Gesetz nur in sich selbst fand. Damit stimmt auch der Bericht vollständig überein, daſs der Herzog auf dem Sterbebette seinem Beichtvater beteuert habe, seine Seele sei wegen der Niederlande in vollständigem Frieden, da er überall nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt habe. Bei seiner Beurteilung ist allerdings nicht zu übersehen, daſs er nur nach den ihm vom Könige erteilten Instruktionen handelte und daſs Egmonts und Hoornes Todesurteile schon in Spanien vom Könige unterzeichnet worden waren; freilich, wenn man dann wieder frägt, wessen Rat dabei ausschlaggebend gewesen ist, so wird der Name des Herzogs wieder in den Vordergrund treten. An der Lösung der ihm gestellten Aufgabe, die absolute königliche Gewalt herzustellen und die Häresie

in Madrid, St. Goard, der die zur Schau getragene Ungnade Philipps nur eine erheuchelte nennt, um damit die Niederländer zu gewinnen. Damit stimmt auch die Rolle eines in allen wichtigen Angelegenheiten befragten Ratgebers, die er unmittelbar darauf bei Philipp spielte, vollständig überein. Vgl. „Corr. de Phil." III, 34.

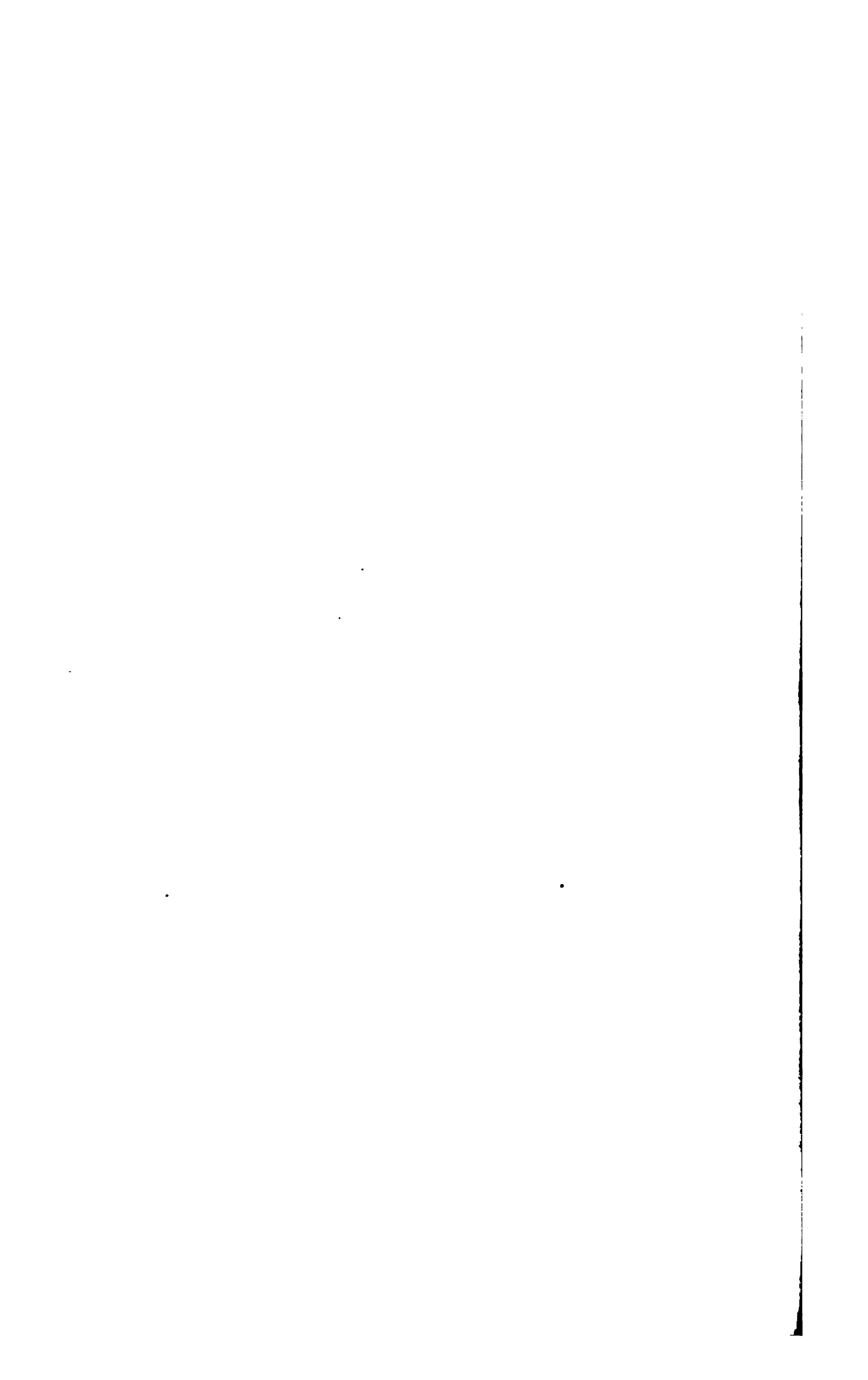
auszurotten, ist er schmählich gescheitert; was er zustande brachte, war nur dies, dafs er einen Aufstand ins Leben rief, dessen Ende nicht abzusehen war, und dafs an der Stelle des Reichtums der Provinzen, der unter Karl V. Europa noch in Staunen gesetzt hatte, Mangel und Armut herrschte. „Dies ist so grofs", heifst es in einer Schilderung vom Jahr 1572, „dafs man in den Städten gar nicht weifs, wohin man sich vor den ein Almosen verlangenden Bettlern wenden mufs; aus den umliegenden Dörfern kommen sie 3 bis 4 Stunden weit her, bei Tag und bei Nacht, klagen ihr Elend und sagen, dafs sie mit Gewalt nehmen werden, was man ihnen zur Fristung ihres Lebens nicht freiwillig gebe [1])." Aber trotz aller mit seinem Namen verbundenen Greuelthaten ist er im Grunde genommen doch der unfreiwillige Wohlthäter des Volkes geworden: ohne ihn und sein Wüten hätte der Aufstand wohl niemals die zähe und nachhaltige Kraft entwickelt, ohne ihn wäre die Republik nicht entstanden, hätte sich nicht zu Reichtum und Blüte entwickeln können, und wäre auch der Norden des Landes demselben bleiernen Schlummer anheimgefallen, der die übrigen Länder der spanisch-habsburgischen Monarchie noch jahrhundertelang verhindert hat, an dem Fortschritt und der Kulturarbeit der andern europäischen Völker teilzunehmen.

1) „Corresp. du Card. de Granv." IV, 546.



Drittes Buch.

Wilhelm von Oranien und der Unabhängigkeitskampf.



Erstes Kapitel.

Die Statthalterschaft von Don Louis Requesens, Groſscommandeur von Kastilien.

(29. Nov. 1573 bis 5. März 1576.)

I.

Alba hatte dem religiösen Moment in den Niederlanden das militärische und politische hinzugefügt, und sein Nachfolger, von dem man gröſsere Milde erwartete und der auch einen andern Weg einschlagen zu wollen schien, war nicht imstande, mit dem bisherigen System in einer Weise zu brechen, die zu einer wirklichen Befriedigung der Provinzen geführt hätte. Auch er muſste sich ausschlieſslich auf das spanische Element bei der Regierung stützen, auch er konnte den Krieg nur mit einer fremden Soldateska führen, die er nicht im Zaum halten konnte, und auch seine Bemühungen scheiterten an derselben Finanznot, welche die militärischen Erfolge seines Vorgängers schlieſslich vereitelten [1]).

Don Louis de Requesens y Çuniga, Groſscommandeur von Kastilien, war 50 Jahre alt, als er den Statthaltersposten in den Niederlanden übernahm. Widersprechend sind die Berichte über seine Regierung in Mailand, dagegen gebührt das Verdienst des glänzenden Tages von Lepanto zu einem groſsen Teile ihm; seine Ergebenheit

1) Ranke XXXV. und XXXVI. Band, p. 386. 387.

gegen die Kirche hinderte ihn nicht, im Kampfe um die königlichen Prärogative sich mit dem Mailänder Erzbischof Karl Borromäus zu überwerfen, der sogar den Bann über ihn aussprach [1]). Ob die Hoffnungen, die man in den Niederlanden auf den neuen Statthalter gesetzt, in der That freudiger und gehobener Natur gewesen sind, mag dahingestellt bleiben, eine Wendung zum Schlimmeren konnte nach dem Regimente Albas kaum mehr befürchtet werden, wiewohl dieser bei seiner Abreise seinem Nachfolger den dringenden Rat gegeben hatte, in keiner Weise von dem bisher befolgten System abzuweichen, sondern das von ihm begonnene Werk der Vertilgung unbeirrt und konsequent durchzuführen [2]). Sonst war übrigens Requesens ein Statthalter nach dem Herzen Philipps: denn während Alba trotz des glühendsten Diensteifers auch seinem Herrn und Meister gegenüber den barschen Soldaten nicht verleugnen konnte, in seinen Berichten nach Madrid sich eines von der Schreibseligkeit Philipps grell abstechenden Lakonismus befliefs, eingreifende Mafsregeln oft gar nicht oder erst dann meldete, wenn sie schon ihre vollen Wirkungen geäufsert hatten und sich sogar hin und wieder eigenmächtige Veränderungen an den königlichen Dekreten erlaubte, — hielt sich Requesens für verpflichtet, dem Könige die detailliertesten Berichte über die Zustände in den Niederlanden einzusenden, nicht nur seine Anordnungen sondern auch die Motive für dieselben in der breitesten Weise darzulegen und die Beschlüsse des Königs, auch wenn er mit denselben nicht einverstanden war, nach ihrem Wortlaute strikt auszuführen [3]).

1) Vgl. Holzwarth, Abfall II. 2, p. 165.

2) „Corresp. de Phil.“ III, 1. In der Préface zu diesem Bande ist der Unterschied zwischen Alba und Requesens angegeben; seine geheime Instruktion 2. Bd., p. 713. Ein niederländischer Geschichtschreiber aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts (Gysius) vergleicht den Grofscommandeur mit einem Fuchs oder Krokodil.

3) „Corresp. de Phil.“ III, Einleitung x und p. 436.

Der Grofscommandeur war sich der Schwierigkeit der Situation in ihrem vollen Umfange bewufst; aber wie ihm bald klar werden mufste, war es keine leichte Sache, sich in der Nachlassenschaft Albas so schnell zu orientieren, als es die Dringlichkeit der Umstände verlangte. Eine seiner ersten Mafsregeln war, dafs er die Statue, die sich Alba selbst in Antwerpen hatte errichten lassen, alsbald entfernen liefs, aber der Hafs gegen den spanischen Namen hatte sich schon zu tief eingefressen; fast niemand wollte sich mehr zu einem öffentlichen Amte hergeben, selbst in spanischem Eifer und in Königstreue so erprobte Männer, wie Aerschot und Berlaymont, begegneten dem Statthalter mit Unwillen. Von der richtigen Ansicht ausgehend, dafs die Vorbedingung einer erspriefslichen Wirksamkeit in seiner Stellung die Verkündigung eines möglichst vollständigen Generalpardons, die Abschaffung des verhafsten Blutrats und das Fallenlassen der Forderung des zehnten Pfennigs sei, legte er in drei Schreiben vom 30. Dezember 1573 [1]) dem König seine Vorschläge dar, die dieser auch am 10. März trotz Albas dringenden Einspruchs genehmigte, freilich nicht ohne auch diesmal wieder seiner zweifelnden Unsicherheit das notwendige Zugeständnis gemacht zu haben, da er für den Generalpardon nicht weniger als vier Entwürfe ausarbeiten liefs, von denen Requesens den einen oder andern nach eigenem Ermessen wählen konnte. Es ist übrigens bezeichnend für die Beschränktheit Philipps, und es macht einen komischen Eindruck, wenn er in dem langen Brief vom 10. März 1574 den Gedanken aufwirft, einen neuen Orden nach Analogie des goldenen Vlieses zu stiften, um durch reiche Kommenden den niederländischen Adel aufs neue der Sache des Königs zu verpflichten [2])! Freilich er konnte oft selbst nicht recht

1) „Corresp. de Phil.“ II, 439—455.

2) Ibid. III, 36.

wissen, woran er sich zu halten hatte: wenn der Grofscommandeur die Bewilligung eines umfassenden Generalpardons durch die Behauptung herbeizuführen sucht, daſs nicht die Religion sondern die neuen Auflagen und die Miſshandlungen der spanischen Soldaten den Aufstand herbeigeführt hätten, so verursacht die Ansicht Albas, daſs die Empörung keineswegs der Erhebung des zehnten Pfennigs, sondern dem Verlangen nach Religionsänderung zugeschrieben werden müsse, dem Könige „viel Nachdenken“.

Aber alle diese Zugeständnisse kamen zu spät. Die Geldnot der Regierung war zu grauenerregender Höhe gestiegen, der rückständige Sold an die Truppen betrug mehr als 5 Millionen Gulden, und wozu diese die Not treiben konnte, sollte sich bald in erschütternder Weise zeigen; auſserdem fehlte es an Artillerie, vor allem aber an einer starken, das Meer beherrschenden Flotte, um der immer gewaltiger sich entfaltenden oranischen Seemacht mit Erfolg entgegenzutreten, und als man endlich eine genügende Anzahl Fahrzeuge zusammengebracht, konnte diese nicht in Dienst gestellt werden, weil es an der nötigen Bemannung fehlte, da die Niederländer den gröſsten Widerwillen zeigten, auf einer königlichen Flotte zu dienen. Und doch muſste um jeden Preis das Notwendigste beschafft werden, denn die oranische Partei stand bis an die Zähne bewaffnet dem Statthalter gegenüber und hatte bereits auf der ganzen Linie die Offensive eröffnet.

Die dringendste Aufgabe für Requesens war der Entsatz des seit etwa sechs Monaten hart bedrängten Middelburgs, von dessen Erhaltung auch die Möglichkeit der Wiedergewinnung der wichtigen Insel Walcheren abhing. Oranien und der Groſskommandeur begaben sich beide in die Nähe des Kriegsschauplatzes, dieser nach Antwerpen, jener nach Vlissingen, wo ihn sein Admiral Boisot mit einer ansehnlichen Flotte erwartete. Spanien

hatte es zu einer imposanten Machtentfaltung gebracht: vor Bergen op Zoom lagen 75 Schiffe, die dem Namen nach von de Glimes, in der That aber von Julian Romero kommandiert wurden und eine andere, beinahe vierzig Segel starke Flotte unter Sancho d'Avila sollte von Antwerpen aus den Weg längs der Ostschelde nehmen, um sich auf der Höhe von Middelburg mit der Abteilung Julian Romeros zu vereinigen. Am 20. Januar schiffte sich der Prinz von Oranien in Zierikzee ein, um die Geusenflotte zu inspizieren, wo er mit hellem Jubel empfangen wurde [1]), und so grofs war hier die Begeisterung und die Kampfeslust, dafs ein Flaggenoffizier, Schot, der an der Pest tödlich krank daniederlag, so dafs er „kaum imstande war, eine Flaumfeder vom Munde wegzublasen", sich an Bord seines Schiffes bringen liefs, um das Commando wieder zu übernehmen; aber ein Schufs im Anfang des Gefechts streckte ihn nieder. Die geplante Vereinigung der spanischen Flottenabteilungen kam nicht zustande, bei Roemerswaal griff Boisot die Spanier unter Romero an, die eine vollständige Niederlage erlitten. Mehr als 1200 Gefangene wurden über Bord geworfen, die Zeeuwen gaben keine Gnade, 15 Schiffe wurden geentert, Romero sprang durch eine Geschützlucke ins Wasser, schwamm ans Land, kam vor den Füfsen von Requesens, der vom Ufer aus die Niederlage der Seinen mit angesehen, ans Ufer und sagte, dafs er ein Landsoldat und kein Seesoldat sei, und dafs er jede andere Flotte ebenso verlieren würde [2]) (29. Januar).

Damit war das Schicksal Middelburgs, in dem schon seit Anfang Januar der Hunger wütete, entschieden. Ein Bote, den Mondragon, der Befehlshaber in der Stadt, an Requesens um schleunige Hilfe gesandt hatte, fiel den Oranischen in die Hände, und diese verlangten nun die

1) „Archives" III, 307.
2) Hooft IX, 322. Bor VII.

Übergabe auf Gnade und Ungnade. Da aber der tapfere Spanier erklärte, lieber die Stadt in Brand zu stecken und sich mit den Seinen mit dem Schwert einen Ausweg zu bahnen, willigte der Prinz in eine ehrenvolle Kapitulation; die Besatzung durfte mit ihren Waffen, jedoch mit Zurücklassung von Artillerie, Munition, Schiffen und der im Hafen liegenden Kaufmannsgüter abziehen, Mondragon selbst aber mufste sich verpflichten, die Freilassung von Marnix und fünf anderer Gefangener zu erwirken, und wenn ihm diese nicht gelang, sich wieder zur Haft zu stellen. Aber Requesens gestand weder das eine noch das andere zu, und Mondragon mufste verschiedenemale von Oranien gemahnt werden, als Mann von Ehre sein Wort zu halten. Requesens gab die fünf Gefangenen nach längerem Zaudern zwar frei, aber Marnix blieb vorderhand noch in Gefangenschaft [1]).

Die militärischen Operationen in Holland hatten indessen nicht stille gestanden, und hier gestaltete sich die Sache der Spanier von Tag zu Tag günstiger. Durch den Besitz Haarlems war der Norden Hollands vom Süden nahezu vollständig getrennt und durch die enge Einschliefsung Leidens, dessen baldiger Fall im spanischen Lager mit Sicherheit erwartet wurde, drohte diese Scheidung für die oranische Sache eine noch unheilvollere zu werden. Aber der Prinz hatte die gröfsten Anstrengungen gemacht, um ein Heer auf die Beine zu bringen, und wieder war es sein Bruder Ludwig gewesen, dessen unermüdlicher Eifer für die Werbung einer ansehnlichen bewaffneten Macht und die Beschaffung des nötigsten Geldes sorgte. Die französischen Prinzen hatten ihn mit ansehnlichen Summen unterstützt, und Anjous Abreise nach Polen gab ihm Gelegenheit, 2000 deutsche und französische Reiter, die dem französischen Prinzen das Geleite geben sollten,

1) Hooft IX, 325 und v. Vloten, Middelburgs beleg en overgang (1572—1574). 1874.

in seinen Sold zu nehmen. Aufserdem hatte er, durch das von seinem Bruder Heinrich bei den deutschen Fürsten gesammelte Geld unterstützt, weitere 1000 Reiter und 6000 Fufsknechte, fast durchaus in Deutschland angeworben, unter seinen Fahnen versammelt, und mit dieser Macht erschien er, von Christoph von der Pfalz, des Kurfürsten Sohn, begleitet, Ende Februar vor Maastricht, um nach dessen Einnahme sich mit dem Prinzen, der seinerseits ebenfalls etwa 6000 Mann zusammengebracht hatte, im Bommelerwaard zu vereinigen. Allein schon die Eröffnung des Feldzugs fand unter höchst ungünstigen Auspicien statt. Als Ludwig an die Maas kam, verhinderte das Treibeis den Übergang; dadurch ging viel kostbare Zeit verloren, die man sich auf spanischer Seite trefflich zunutze machte, indem d'Avila in das schwach besetzte Maastricht mit einer ansehnlichen Truppenzahl einrückte. Zehn Tage später (18. März) überschritt Mendoza die Maas, griff das Heer Ludwigs an und brachte ihm einen Verlust von 700 Mann bei. Trotz aller Schwierigkeiten war es Requesens doch gelungen, dem heranziehenden Feind eine stattliche Macht entgegenzuwerfen, indem er alle irgendwie verfügbaren Truppen gegen die Maas dirigierte und selbst die Belagerung Leidens aufhob. Mit ungeheuerer Sicherheit trafen die Anführer ihre Dispositionen, und mit solcher Pünktlichkeit wurden dieselben ausgeführt, dafs Ludwig sich alsbald von der Unmöglichkeit überzeugte, Maastricht in seine Gewalt zu bekommen; er zog deshalb nordwärts zwischen Rhein und Maas und kam am 13. April auf der Mockerheide an [1]). Am folgenden Tage kam es zur Schlacht, und obgleich Sancho d'Avila, der Oberbefehlshaber nur über 4000 Fufsknechte und 1000 Reiter verfügte, griff er doch die Verschan-

1) „Archives" IV, 246 sqq. 278 sqq. „Corresp. de Phil." III, 45. 46; ferner Hooft IX, dessen Schilderung dieses Feldzugs aufserordentlich drastisch und hinreifsend ist. Bor VII und van Meteren V.

zungen Ludwigs an, die denn auch nach kurzem Kampfe genommen wurden. Damit war das Schicksal der Oranischen entschieden: die Niederlage derselben war eine vollständige, und der Sieg der Spanier endete mit der Hinmordung und der fast gänzlichen Vernichtung des nassauischen Heeres. Das Schicksal Ludwigs und seines Bruders Heinrich sowie seines Freundes Christoph ist in einen dichten Schleier gehüllt. Man sah ersteren zum letztenmale, wie er, nachdem die Niederlage seiner Truppen schon entschieden war, an der Spitze einer kleinen Reiterschar noch einen verzweifelten Angriff wagte; entweder ertrank er in der Maas, oder er war von den Pferdehufen bis zur Unkenntlichkeit zertreten worden; nach einer andern Version soll er sich, schwer verwundet, an den Fluſs geschleppt haben, um seine Wunden zu waschen, hier aber von Bauern überfallen und erschlagen worden sein. Drei ihrer Söhne hatte die betagte Juliane von Stolberg auf dem Schlachtfelde verloren; der jugendliche Adolf war im Treffen bei Heiligerlee gefallen, und jetzt bargen die Moorgründe der Mocker Heide die unbekannten Gräber Heinrichs und Ludwigs; Johann hatte sich, den dringenden Bitten Ludwigs nachgebend, zwei Tage vor der verhängnisvollen Schlacht nach Köln begeben, um hier das nötige Geld aufzutreiben, mit dem die meuternden Truppen seines Bruders zufriedengestellt werden sollten. Als der alte Kurfürst von der Pfalz den Tod seines Sohnes erfuhr, „tröstete er sich damit, daſs sein Prinz um der Ehre Gottes und der Religion willen auf dem Bett der Ehren gestorben. Und als seine Räte darüber konsterniert waren, sagte er zu ihnen: ‚Seid gutes Muts, ich weiſs, daſs mein Sohn ein Mensch gewesen, und da es Gottes Wille gewesen, so ist es mir lieber, daſs er um der gerechten Sache willen auſser Lands streitend umgekommen, als daſs er im Lande seine Zeit mit Müſsiggang, welches des Teufels Ohrkissen ist, zugebracht hätte‘ [1].“

1) „Archives“ IV, 367.

Durch den Tod Ludwigs hatte die Sache der nationalen Erhebung einen unersetzlichen Verlust erlitten. Stand er auch, was intuitiven staatsmännischen Blick betrifft, weit hinter seinem älteren Bruder zurück und ging ihm dessen eiserne Ruhe in kritischen Lagen ab, so ergänzte er diesen doch wieder durch seine rastlos vorwärts stürmende Energie. Die Zurückhaltung, welche sich Wilhelm zufolge seines Ranges im Anfange der nationalen Bewegung auflegen mufste, brauchte ihn nicht zu hindern, sich mitten in das Gewühl der Parteien zu begeben und in steter Fühlung mit jenem bleibend der Bewegung die erspriefslichste Richtung zu geben. Als Feldherr nicht glücklich, entfaltete er im Zusammenbringen eines Heeres und in der Beschaffung der nötigen Geldmittel eine unter seinen Zeitgenossen fast beispiellos dastehende Geschicklichkeit und Genialität, während seine unter den gegebenen Umständen geradezu überraschenden Erfolge am französischen Hof, der Heimat aller politischen Ränke, zu den glänzendsten Leistungen gerechnet werden dürfen, welche die Diplomatie jener Tage aufzuweisen hat. Dafs er von Vertretern der spanisch-katholischen Geschichtsauffassung in ein ungünstiges Licht gestellt wird, dafs man ihm die intellektuelle Urheberschaft am Bildersturm zuschiebt, kann nicht überraschen, aber alle von dieser Seite gegen ihn ausgestofsenen Verwünschungen sind der sprechendste Beweis für die hohe, auch vom Feinde nicht unterschätzte Bedeutung des Mannes, dessen kurzes Leben einen so reichen Inhalt hatte [1]). Wer den Verlust aber am meisten fühlte, das war der Prinz selbst, der sich seines ausführenden Armes beraubt sah; es müssen entsetzliche Tage der Spannung für diesen gewesen sein, als unbestimmte Gerüchte über eine Niederlage die Luft

1) In den „Archives" VIII, 479—510 sind alle von ihm und dem Hause Nassau-Dillenburg dem Prinzen und den Niederlanden geleisteten Dienste aufgezählt.

durchschwirrten und er von Stunde zu Stunde Nachrichten über das Schicksal seiner Brüder erwartete. Es macht einen ergreifenden Eindruck, wenn man die beiden Briefe desselben vom 15. und 21. April liest, wo er sie, die ihren Heldengeist schon ausgehaucht hatten, beschwört, ihm doch Nachricht über ihr Befinden zu geben [1]. Und als er sich die schreckliche Gewifsheit schliefslich nicht mehr verhehlen konnte, nahmen schon neue, schwere Sorgen seine Thätigkeit in Anspruch und neue grofsartige Entwürfe beschäftigten seinen Geist, während im spanischen Lager lauter Siegesjubel erscholl.

Diesem war aber eine sehr kurze Dauer beschieden, denn dieselben Soldaten, welche soeben das Geusenheer vernichtet hatten, sorgten dafür, dafs die Früchte, die man von dem Siege erwartet hatte, nicht geerntet werden konnten. Schon vor der Schlacht auf der Mockerheide hatte ein Teil der spanischen Soldaten die Ausbezahlung des rückständigen Soldes verlangt, hatte sich aber von Sancho d'Avila durch das Versprechen sofortiger Bezahlung nach der Schlacht noch beschwichtigen lassen. Dieser aber hatte statt Geldes nur Versprechungen, und als er unter die Wütenden trat, rief man ihm zu: „was denn aus seinen Versprechungen geworden sei? sie müfsten ihr Leben auf Befehl ihrer Offiziere den Mündungen der Geschütze aussetzen, ob es von einem Anführer gerecht sei, jeden Augenblick von seinen Soldaten ihr Leben zu verlangen, ihnen aber hart zu begegnen, wenn sie ihren monatlichen Sold zur Fristung ihres Lebens verlangten [2]." In der That waren diese Vorwürfe nicht unverdient. Der Soldat jener Zeit hatte für alles selbst zu sorgen, Nahrung, Kleider, Waffen und mitunter auch die Munition selbst anzuschaffen, und wenn dann der Sold nicht richtig

1) „Archives" IV, 369. 372. Über Ludwigs Charakteristik Ibid. 398.

2) Strada VIII.

ausbezahlt wurde, so blieb ihm nichts übrig als zu betteln oder zu rauben. Dazu kam noch, dafs die niederen Offiziere ihrerseits den Soldaten bestahlen und durch gefälschte Präsenzlisten den König betrogen [1]). Schon nach der Eroberung Haarlems war es zu Meutereien unter dem unbezahlten Kriegsvolk gekommen, und wie damals bestimmt versichert wurde, konnte Oranien nur aus Geldmangel von dem Anerbieten, ihm Haarlem zu überliefern, keinen Gebrauch machen. Jetzt zerrissen die Meuterer ihre Fahnen, machten sich eigene, verjagten ihre Offiziere und wählten sich einen Obersten, „Eletto", die Infanterie einen „Sergeant-Major", und die Reiterei einen „Gouverneur". Der Eletto war aber nur dem Namen nach Oberbefehlshaber, es stand ihm ein Kriegsrat zur Seite, der ihn auf jedem Schritte kontrollierte, er durfte ohne diesen keinen Brief schreiben oder empfangen, und auf jeder eigenmächtigen Handlung, die er gegen den Willen der Soldaten vornahm, stand die Todesstrafe. Die Kriegszucht nahmen sie unter sich mit furchtbarer Strenge selbst wahr: Ungehorsam, Diebstahl, Schändung u. s. w. wurden mit sofortigem Tode bestraft. Wie man sieht, die Meuterei hatte Methode und System. Sobald eine solche ausbrach, besetzte man die nächstgelegene Stadt, wo der Eletto sich im Stadthaus und die Soldaten bei den Bürgern, natürlich bei den reichsten, einquartierten. Und wie hier gelebt wurde, erzählt mit bitterer Wehmut ein Chronikschreiber aus Antwerpen. „Junge Hühner und Rebhühner, Kapaunen und Fasanen, Hasen und Kaninchen, zwei Sorten Wein und, um das Mahl zu würzen, Kapern, Oliven, Citronen, Apfelsinen, Spezereien und Süfsigkeiten, feines Weizenbrot für ihre Hunde, und selbst Wein, um die Hufe ihrer Pferde zu waschen [2])." Unter

1) „Corresp. de Phil." II, 457. Von drei aus Spanien zum Unterhalt der Truppen geschickten Thalern komme nur einer in die Hände der Soldaten, klagt Requesens.

2) van Meteren V und Hooft IX.

den Meuterern auf der Mockerheide ertönte alsbald der Ruf: „Nach Antwerpen!“ In der reichen Handelsstadt hofften sie Bezahlung des rückständigen Soldes zu finden.

Der Schrecken ging vor ihnen her, und in Antwerpen machte man sich auf das Schlimmste gefaſst. Champagny, Granvellas Bruder, der in der Stadt kommandierte, benachrichtigte den Statthalter von der drohenden Gefahr, und dieser begab sich, von Vitelli begleitet, sofort nach Antwerpen. Am 26. April rückten die Meuterer in vollständiger Ordnung in die Stadt ein, Requesens erschien zu Pferd vor ihnen, hielt eine Ansprache an sie, allein wie aus einem Munde antwortete man ihm kurzweg, man wolle Geld und keine Worte. Die Meuterer wuſsten recht gut, daſs ein in so groſsem Maſsstabe begonnener und mit Zähigkeit durchgeführter Aufruhr nicht gestraft werden konnte, und deshalb beharrten sie auch auf ihren Forderungen. Nach langen Unterhandlungen, nachdem sogar in der Citadelle ein Aufruhr ausgebrochen war und nachdem die Meuterer es sich während des Monats Mai in ihren üppigen Quartieren hatten wohl sein lassen, gelang es dem Groſscommandeur, der sein eigenes Silberzeug verpfändet hatte, vom Magistrat ein Anlehen von 400000 Kronen aufzunehmen, und da die Truppen damit einverstanden waren, den Rest ihrer Forderung in Waren, namentlich in feinen Tuchen, anzunehmen, so hatte der Aufruhr sein Ende erreicht, und am 5. Juni gelang es, sämtliche Regimenter, die sich an der Meuterei beteiligt hatten, aus der Stadt zu bringen. In dieser Zeit war aber der Groſscommandeur thatsächlich der Gefangene seiner eigenen Soldaten gewesen! Und was das Schlimmste war, das Beispiel wirkte ansteckend auf die anderen spanischen Besatzungen: in Utrecht kam es zu einem Blutbad zwischen Soldaten und Bürgern, und in Haarlem verweigerten drei Compagnieen Deutscher den Dienst, so lange sie nicht bezahlt seien. Unter solchen Auspicien ging die Verkündigung des Generalpardons, wozu sich der Groſs-

commandeur direkt nach Brüssel begab, vor sich, und man kann sich einen Begriff von der Zuversicht machen, mit der er die in Brüssel schon seit Anfang Mai versammelten Generalstaaten eröffnen konnte. Zum Unstern für den vielgeprüften Statthalter war Boisot in dem Augenblick, als die meuternde Soldateska in Antwerpen zufrieden gestellt war und sich den Freuden des Weins und dem Würfelspiel überliefs, unerwartet die Schelde hinaufgefahren und hatte zwischen den Forts Lillo und Callo die spanische Flotte unter dem Befehl des Vizeadmirals Hamstede beinahe vollständig vernichtet; der letztere selbst wurde gefangen [1]).

Der vom Könige genehmigte Generalpardon war zwar umfassender als der von Alba mit dem bekannten Pompe verkündete, kam diesem aber hinsichtlich der Wirkung vollkommen gleich. Ausgenommen war diesmal nur eine Anzahl mit Namen aufgeführter Personen, etwa 300, meistens Prädikanten und Schulmeister, den Reigen eröffnete natürlich Oranien. Ohne Restriktionen sollte es aber auch diesmal nicht abgehen; denn wenn auch hinsichtlich der Verzeihung und der Rückerstattung der konfiszierten Vermögen sehr weitgehende Konzessionen gemacht wurden, so behielt sich doch der König ausdrücklich vor, für die Städte, Korporationen, Bruderschaften und Stände später Ordnung zu treffen, eine Bestimmung, die der Willkür die Thür breit öffnete und deshalb auch der schärfsten Kritik unterzogen wurde. Gregor XIII. hatte eine besondere Bulle zur Absolution vom Abfall von der Kirche ausgefertigt und die weitgehendsten Vollmachten erteilt. Am Sonntag, den 6. Juni, nach einem feierlichen Gottesdienst in St. Gudula wurde der Generalpardon vom Grofscommandeur, der von den Vliesrittern, dem Staats-

1) Bor VII und Hooft IX. Ferner über die Meuterei Strada VIII und die Berichte von Requesens an den König, „Corresp. de Phil." III, 55 sqq. 62 sqq. 73 sqq. 88 sqq.

rat, den Gouverneuren der Provinzen und dem Kanzler von Brabant umgeben war, dem Volke feierlich verkündigt; man hatte dazu denselben Platz gewählt, auf dem vor acht Jahren die Häupter Egmonts und Hoornes gefallen waren. Die Zeremonie liefs das Volk kalt, und obgleich die Amnestie überall bekannt gemacht wurde, kehrte nicht eine einzige der aufgestandenen Städte zum Gehorsam zurück; in Utrecht sollten nur zwei Personen vom Pardon Gebrauch gemacht haben. Wie immer, war man auch jetzt wieder mit dem Gnadenakt zu spät gekommen [1]).

Kaum glücklicher war der Grofscommandeur in seinen Verhandlungen mit den Generalstaaten, die er mit Erlaubnis des Königs nach Brüssel berufen hatte (7. Juni 1574). Waren sie schon durch das lange Warten verdriefslich gestimmt, so zeigten sie bei der Eröffnung der Verhandlungen eine nichts weniger als entgegenkommende Haltung. Weder war der Blutrat durch eine offizielle Bekanntmachung aufgehoben, noch hatte Requesens auf den zehnten und zwanzigsten Pfennig ausdrücklich verzichtet, dagegen wurde an der Entrichtung der jährlichen zwei Millionen festgehalten. Am schwierigsten geberdeten sich wieder die Staaten von Brabant, die sich einfach auf die Joyeuse entrée beriefen und aus deren Mitte zwei Äbte kaltblütig erklärten, sie würden lieber unter einer ketzerischen als unter spanischer Regierung stehen! Statt Geld zu bewilligen, legten die Generalstaaten dem Statthalter ihre Forderungan in zehn Artikeln vor. Verwaltung des Landes durch Eingeborene, Entfernung der auf Kosten der Provinzen lebenden Truppen, regelmäfsige Bezahlung derselben, Herstellung der alten Rechte und Privilegien, Errichtung eines niederländischen Rates in Madrid für die Angelegenheiten der Provinzen, persön-

1) Vgl. Bor VII, wo der Wortlaut des Generalpardons mitgeteilt ist, und „Corresp. de Phil.“ III, 99 und Appendix.

liches Erscheinen des Königs, das Recht, dem König durch einen Abgeordneten der Generalstaaten die Wünsche der letzteren direkt vorzutragen, Beendigung des Krieges und endlich strenge Bestrafung der bei den Meutereien in Antwerpen und Utrecht verübten Verbrechen — dies war der Inhalt der Forderungen, die in Anbetracht der Lage weder unbillig noch unbescheiden waren. Beim Abschied drangen die Prälaten, der Adel und die Abgeordneten der Städte noch ausdrücklich auf eine Milderung der Religionsplakate [1]. Aber seinen Zweck, die zwei Millionen zu erhalten, hatte Requesens nicht erreicht; selbst im Jahr 1576 hatten noch nicht einmal alle Provinzen zugestimmt.

II. [2]

Zu den glänzendsten und was die unmittelbaren und späteren Folgen betrifft, zu den schwerwiegendsten Ereignissen des ganzen Krieges gehört die erfolgreiche Verteidigung Leidens, obwohl man streng genommen von einer Belagerung nicht sprechen kann, da die Stadt von den Spaniern nur eingeschlossen und ausgehungert wurde. Es wurden keine Laufgräben angelegt, es wurde keine Bresche geschossen und, einige unbedeutende Ausfälle abgerechnet, kam es nur zu kleinen Scharmützeln. Dieses System der Einschliefsung und Aushungerung hatte schon Alba wenige Tage, nachdem er die Belagerung Alkmaars

1) „Corresp. de Phil." III, 118 sq. 130 sqq. und 149—156.

2) Vgl. R. Fruin, Het beleg en ontzet der stad Leiden in 1574. 'sGravenhage 1874. Die älteren Quellen über die Belagerung Leidens sind: Hooft IX, Bor VII u. VIII, van Meteren IV; besonders aber Jan Fruytiers, Korte beschryvinghe van de strenge belegeringhe ende wonderbaerlyke verlossinghe der Stad Leiden met byvoeging alle der brieven, die van der Stad geschreven zyn, 1577. — „De oude verhalen van het beleg en ontzet van Leiden", herausgegeben von der „Maatschappy van Letterkunde" 1874.

abgebrochen hatte, hauptsächlich durch das Beispiel Haarlems belehrt, das ja nicht dem spanischen Geschütz und einer erfolgreichen Bestürmung erlegen war, — dem Könige empfohlen. Im November hatte er Francisco de Valdez nach Rheinland gesandt, der mit leichter Mühe in den Besitz des Haag kam, dann 's Gravesande und Maaslandsluis und endlich Vlaardingen — alles innerhalb weniger Tage, besetzte. Es war auf Leiden abgesehen, und im Besitze von Amsterdam und Haarlem konnte es den Spaniern nicht schwer fallen, die Stadt von allen Seiten einzuschliefsen. Diese war aber mit Lebensmitteln reichlich versehen, denn das für Haarlem bestimmte Getreide hatte man in Leiden gelassen, und gerade als man sich über die Möglichkeit des eintretenden Mangels besorgt zu machen begann, war die Belagerung aufgehoben worden, da Requesens alle verfügbaren Truppen dem Grafen Ludwig entgegenwarf. Aber das Corps von Valdez hatte nicht einmal an der Schlacht auf der Mockerheide teilzunehmen brauchen; während sie noch auf dem Marsche waren, hatte Avila das Geusenheer vernichtet. Sei es, dafs man in Leiden wie sonst überall im Lande an den Erfolg des Einfalls von Ludwig glaubte, oder auch dafs man es für unmöglich hielt, dafs die Einschliefsung, die vom 31. Oktober 1573 bis 21. März 1574, also beinahe fünf Monate gedauert hatte und doch erfolglos geblieben war, aufs neue beginnen würde, — man hatte trotz der dringendsten Ermahnungen Oraniens versäumt, die nötigen Mafsregeln hinsichtlich der Verproviantierung der Stadt und der Verstärkung der Besatzung zu nehmen, im Gegenteil, das erste, was man nach dem Abzug der Spanier that, war die Wegsendung der Besatzung, so dafs die Stadt in der Folge allein auf die Wehrkraft ihrer Bürger angewiesen war; nicht einmal die die Stadt beherrschenden Schanzen hielt man für der Mühe wert anzugreifen und zu schleifen. Aber das Unerwartete geschah dennoch: in der Nacht vom 25. auf den 26. Mai

waren die Spanier erschienen und hatten ihre früheren Quartiere wieder bezogen. Innerhalb weniger Tage hatte Valdez die wichtigsten Punkte in der Umgebung der Stadt inne, von Amsterdam und Haarlem Verstärkungen an sich gezogen, die von fünf englischen Compagnieen verteidigte Schanze von Valkenburg besetzt, und nach viermaliger Bestürmung die Schanze bei der Goudaschen Schleuse genommen. Zum Glücke für die Stadt hielt die Schanze an der Polderfahrt der Zwetbrücke gegenüber zwischen Delft und Overschie stand; wäre auch diese in die Hand des Feindes gefallen, so wäre die Verbindung zwischen Delft und Rotterdam, und damit auch die Gemeinschaft mit Oranien abgeschnitten worden. Gegen Ende Juni war die Einschlieſsung Leidens schon so vollständig, daſs fast kein Bote mehr aus der Stadt oder in dieselbe kommen konnte, und dennoch war Valdez im Anlegen neuer Schanzen und in der Befestigung verwahrloster Punkte unermüdlich. An der Südseite der Stadt, woher allein Entsatz kommen konnte, lag ein dreifacher Gürtel von Schanzen und stark befestigten Dörfern. Als endlich die Belagerer mit ihren Schanzarbeiten den Stadtthoren immer näher rückten, so daſs ihre Kugeln die Verteidiger auf den Mauern erreichen konnten, hielt man es in Leiden für angezeigt, einen kühnen Ausfall zu wagen, ebenso sehr, um diese Schanzen zu zerstören, als auch, um das Selbstvertrauen der Bürger zu erhöhen. Das Wagstück gelang auch vollständig: die Schanze an der Boschhuyzerbrücke wurde genommen und die Besatzung niedergehauen, aber vor den von allen Seiten anrückenden Spaniern muſsten sich die Ausfallenden wieder zurückziehen, und in der Stadt gab man sich auch keinen Illusionen darüber hin, daſs das gelungene Bravourstück an der sich immer bedenklicher gestaltenden Lage etwas verändert hätte.

In Leiden, das 1572 sich für die Sache des Prinzen erklärt hatte, war die Mehrzahl der Bevölkerung, beson-

ders die untersten Volksklassen, zum äußersten Widerstand gegen die Spanier entschlossen. Eine kleine Minderheit war der alten Kirche treu geblieben und war deshalb auch spanisch gesinnt. Die Mehrheit der städtischen Regierung, die aus 40 Mitgliedern bestehende Vroedschap, hielt sich zwar, so lange der Zustand noch nicht gefährlich war, an den dem Prinzen geschworenen Eid, als aber die Hungersnot immer gräfslicher wurde, war sie bereit, in Unterhandlungen mit Valdez zu treten und Noyelles, der frühere Gouverneur der Stadt, hatte dem Prinzen deshalb als seine Meinung zu kennen gegeben, dafs drei von den vier Bürgermeistern gehängt zu werden verdienten. Aber glücklicherweise waren vier Männer in der Stadt, die dem vollen Ernst der Lage gewachsen waren und denen schliefslich auch die Rettung Leidens allein zu danken ist.

Der eine davon war Pieter Adriaansz Vermeer, der nach seinem früheren Geschäft Zeemtouwer oder van der Werf genannt wurde. 1566 stand er auf den Proskriptionslisten Albas und hatte während seiner Verbannung dem Prinzen wichtige Dienste geleistet. Jetzt, als die zweite Belagerung angefangen hatte, war er erster Bürgermeister, und als solcher hatte er die Mittel und die Autorität, seine wankenden drei Kollegen unschädlich zu machen. Treu ihm zur Seite stand der junge Sekretär der Stadt, Jan van der Hout, und seiner Geschicklichkeit und Geschäftsgewandtheit ist es in erster Linie zuzuschreiben, wenn die versuchten Unterhandlungen mit den Spaniern vereitelt wurden. Am glänzendsten strahlt aber der Ruhm Douzas oder Jans van der Does, Herrn von Noortwyk, der ebenso als Gelehrter und eine der Zierden der nachmaligen Universität, wie als tapferer, unerschrockener Soldat und Anführer noch heute im Andenken der Nachwelt fortlebt [1]). Er bekleidete zwar kein

1) Er soll es auch gewesen sein, der die Aufforderung von

öffentliches Amt in der Stadt, aber der Befehl über die Abteilung der Stadtsoldaten, deren Anführer bei dem ersten Ausfall gefallen war, wurde ihm übertragen, und wie kein anderer verstand er es, den gesunkenen Mut zu beleben und die Zweifelnden mit sich fortzureifsen. Der vierte ist Dirk van Bronkhorst, ordentlicher Rat im Hofe von Holland und nach dem Weggange Noyelles der Zivil- und Militärbevollmächtigte des Prinzen. Energisch und entschlossen, wie es ein Mann in dieser Stellung und unter solchen Umständen sein mufste, liefs er, als sich die ersten Anzeichen der Meuterei in der Stadt bemerkbar machten, auf dem blauen Stein in der Mitte der Breestraat, einen Galgen errichten, ein Wink, der auch alsbald begriffen wurde. Sein Tod während der Belagerung war ein grofser, aber glücklicherweise kein unersetzlicher Verlust.

Wie schon berührt wurde, hatte man es versäumt, die Zeit zwischen der ersten und zweiten Belagerung auszunützen und für die Beschaffung genügenden Mundvorrates zu sorgen. Auch während der zwei ersten Monate bis Ende Juni lebte man sorglos in den Tag hinein, erst im Juli wurde das in der Stadt vorrätige Getreide samtlich aufgenommen, man fand 110 Last für eine Bevölkerung von 14000 Seelen. Statt zu einer sofortigen Expropriation zu schreiten und jedem von Obrigkeits wegen seine Mundportion zu verabreichen, legte man nur auf den Überflufs einzelner Beschlag, wovon man den Armen und Nichtsbesitzenden täglich ein halbes Pfund Brot austeilte. Dabei blieben die zahlreichen Bierbrauereien im Betrieb, und massenhaft wurde das Getreide vermalzt. Zum Glück hatte man noch einen zahlreichen Viehstand, der unter den Mauern graste und natürlich sorgfältig bewacht wurde. Mit jeder Woche wurde aber

Valdez, die Stadt zu übergeben, mit dem Verse beantwortete: „Fistula dulci canit, volucrem dum decipit auceps.“

der Zustand sorgenvoller, zum Übermaſs des Unheils war in der Stadt die Pest ausgebrochen, und was auf die Standhaftigkeit der Belagerten einen sehr bedenklichen Einfluſs ausüben muſste, war der Umstand, daſs die Berichte von auswärts immer seltener wurden und endlich ganz ausblieben. Man hatte zwar vernommen, daſs beschlossen worden war, das Land unter Wasser zu setzen und eine Entsatzflotte auszurüsten, allein man wartete Tage und Wochen vergebens, und auch die Anfangs August in die Stadt gekommene Nachricht, der Prinz hoffe, die Stadt innerhalb weniger Tage zu befreien, war eine bittere Enttäuschung. Das Volk murrte, dreister erhoben sich die spanisch Gesinnten, die man Glippers nannte, denn sie wuſsten, daſs sie jetzt einen andern Rückhalt hatten als früher, dazu kamen noch die Anerbietungen von Valdez, der vollständige Verzeihung zusicherte. Am 27. August brach die erste Meuterei aus, die noch durch gütiges Zureden beschwichtigt wurde, ein am 30. August von den Staaten in die Stadt geschickter Brief, in dem aufs neue versichert wurde, daſs das Menschenmögliche zur Rettung Leidens gethan werden sollte, hob zwar den Mut für einige Tage, aber zugleich war noch eine andere Botschaft in die Stadt gekommen, die auch den Unverzagtesten mutlos machen muſste: der Prinz von Oranien, bis jetzt die Seele des Widerstandes, lag in Rotterdam gefährlich krank. Die Not stieg indessen mit jedem Tage, Brot, Butter, Käse waren längst aufgezehrt, keine Person konnte bei dem wenigen noch vorhandenen Vieh täglich mehr als ein halbes Pfund Fleisch, die Knochen und Abfälle mitgerechnet erhalten, viele vermochten den entkräfteten Leib nicht mehr über die Straſse zu schleppen, van der Werf wurde ein Toter vor die Thür gelegt, und als ein Haufe ausgehungerter Bürger vor ihn hintrat und Brot verlangte, erwiderte er: „Meinen Eid darf ich nicht brechen, aber kann mein Leib euch dienen, schneidet ihn in Stücke und teilt ihn unter einander.“ Am 4. Sep-

tember war von Valdez aufs neue Gnade angeboten worden, von der selbst Bronkhorst, Douza und van der Werf nicht ausgeschlossen sein sollten, aber man hatte bis jetzt derartige Vorschläge nicht einmal in Beratung genommen. Am 6. starb Bronkhorst, und van der Werf war jetzt das Haupt der Stadt geworden. Etwas, das sah die Widerstandspartei recht gut ein, mufste zur Beruhigung der immer schwieriger werdenden Bevölkerung geschehen, und van der Werf berief deshalb am 6. eine Versammlung des Magistrats, der Vroedschap, der Edlen, der angesehensten Bürger und der Hauptleute und Wachtmeister der Schuttery. Wenn man dem Berichte Douzas Glauben schenken darf, so hätte van der Werf in seiner Eröffnungsrede die Möglichkeit einer Versöhnung der Stadt mit dem Könige durchblicken lassen, aber als Douzas Oheim, Jakob van der Does, die Anwesenden auf das Beispiel Naardens, Zutfens, Haarlems und Mechelns aufmerksam machte, um ihnen einen Begriff von spanischer Treue zu geben, als er sie auf den dem Prinzen geschworenen Eid hinwies, und als vollends der jüngere Douza mit edlem Zorn ihnen zu Gemüt führte, dafs man am Konzil von Konstanz sehen könne, wie man einem Ketzer sein Wort gar nicht zu halten brauche, als er höhnend meinte, er könne nicht begreifen, wie der Spanier, der so oft versichert habe, dafs er zum allerletztenmale Gnade anbiete, jetzt, wo noch niemand darum gebeten habe, noch einmal, und zwar wieder zum allerletztenmale, mit seiner Gnade käme, und dafs man blind sein müsse, um nicht zu sehen, dafs alle diese Zusagen nur dazu dienten, „um den Vogel ins Netz zu bekommen“, — da wurde trotz der in der Versammlung vorherrschenden Geneigtheit, mit Valdez zu unterhandeln, wenigstens so viel erreicht, dafs nur der Beschlufs gefafst wurde, einige Abgeordnete an den Prinz und die Staaten zu senden und um Entbindung vom Eide zu ersuchen, um dann zu thun, wozu man sich nur ungerne entschliefsen würde. Selbstverständlich blieb dieser

Beschlufs wirkungslos. Gefährlicher war die Sache, als sich der Statthalter von Holland, Zeeland und Utrecht, Lannoy, Graf de la Roche ins Mittel legte; er fand in der That geneigtere Ohren als Valdez, allein die Eifersucht zwischen beiden machte die Verhandlungen unmöglich, la Roche, der die Ehre, Leiden zum Gehorsam zurückgebracht zu haben, für sich allein beanspruchen wollte, störte die mit Valdez aufs neue eröffneten Unterhandlungen, und dieser seinerseits verhinderte jede Korrespondenz Leidens mit dem Statthalter. Am 11. September hörte man mit Tagesanbruch eine heftige Kanonade, man wufste nun, dafs es mit dem Entsatze Ernst wurde, und dies hob den Mut wieder einigermafsen, aber es waren noch bange und lange Tage, ehe Rettung kam; noch am 15. September drangen etwa 40 Papisten in das Rathaus und verlangten die Übergabe der Stadt, aber Jacob van der Does und Jan van Hout wiesen sie mit eherner Ruhe ab. In der Nacht vom 15. auf den 16. kamen Boten mit Briefen vom Prinz und von den Staaten, wodurch die Hoffnung aufs neue belebt wurde, denn die Boten hatten mit eigenen Augen den Admiral Boisot und sein Schiffsvolk an der Landscheide gesehen. „O ich Glücklicher“, sagt Douza in seiner Ode an van der Hout, „wenn das Bild jener Nacht in meinem Gedächtnis emporsteigt!“ Aber noch viel, vielleicht noch viel mehr als vorher mufste gelitten werden, ehe die Erlösung tagte; auch die Gefahr innerhalb der Stadt selbst war beseitigt, denn dieselben Boten brachten zugleich die Ernennung der beiden van der Does zu Bevollmächtigten des Prinzen an Stelle des gestorbenen Bronkhorst, und mit der höchsten Autorität bekleidet und von der gleichgesinnten Schuttery unterstützt konnten sie jeden Meutereiversuch sofort im Keime ersticken. Aber dazu kam es nicht mehr, die Hoffnung war wieder in die Gemüter eingezogen, das verzweifelte, zwecklose Leiden mit dem dumpfen Hinbrüten war vorüber, man hörte und sah, wie die Rettung

näher und näher kam. Aber von der zwischen 14- bis 15000 Menschen betragenden Bevölkerung waren zwei Fünftel umgekommen; hätte Paris im Jahr 1870 dasselbe zu leiden gehabt, dann würde die Zahl der Toten 800000 betragen haben!

Wie bei so mancher andern Gelegenheit strahlt auch hier die Standhaftigkeit und der unbeugsame Mut Oraniens im hellsten Lichte, und man darf ruhig behaupten, daſs ohne ihn Leiden verloren gewesen wäre. Zunächst muſste er für eine gefüllte Kriegskasse sorgen, und nachdem ihm dies nach langwierigen Verhandlungen mit den Staaten am 24. Juli endlich gelungen war, handelte es sich um die weitere Frage, auf welche Weise das Geld am zweckmäſsigsten zu verwenden wäre. Zur Aufstellung eines in der Eile angeworbenen Entsatzheeres reichte die Zeit nicht mehr hin, und überdies hatte man mit den deutschen Mietstruppen bis jetzt derartige Erfahrungen gemacht, daſs der Prinz das mühsam zusammengebrachte Geld nicht noch einmal wegwerfen wollte, es blieb also nichts übrig, als zu einem Entwurfe zu greifen, der schon längst in seinem Kopfe gereift war, und der, wenn er glücklich durchgeführt werden konnte, Holland in radikaler Weise von dem „spanischen Ungeziefer“ befreien würde. Ganz Südholland sollte unter Wasser gesetzt werden, aber wenn auch der Feind dadurch vertilgt wurde, was ging dabei nicht alles zugrunde! welch enorme Verluste standen infolge der lange dauernden Unbrauchbarkeit des Bodens in Aussicht! und gesetzt, man entschlösse sich auch zu dem Opfer, hatte man dann die vollständige Sicherheit, daſs das Wasser so weit vordringen würde, um die hart bedrängte und in den letzten Zügen liegende Stadt zu erreichen? Wie sich nachher in der That herausstellte, waren die Berechnungen in dieser Hinsicht sowohl auf spanischer wie auf oranischer Seite falsch gewesen, denn Valdez lieſs sich durch die Versicherungen einiger Glippers, daſs Rheinland zu hoch

liege, um von einer Inundation erreicht zu werden, beruhigen und auch die von Oranien zugezogenen Sachverständigen hatten sich in ihren Berechnungen getäuscht. Aber dennoch schreckte man vor dem Wagstück nicht zurück, am 30. Juli gaben die Staaten ihre Zustimmung, sofort ging man ans Werk, und schon nach wenigen Tagen strömte das Ysselwasser zwischen Gouda und dem Ysselnmonder Veer durch sechszehn Öffnungen, die man in den Deich gemacht hatte, herein. Zugleich wurden auch die Schleufsen von Schieland geöffnet. Der Prinz hatte sofort Boisot aus Zeeland entboten, der alsbald nach Rotterdam kam, um die nötigen Verabredungen zu treffen. Allein gerade jetzt, wo Oraniens persönlicher Einflufs am notwendigsten war, sank er, von schwerer Krankheit ergriffen, aufs Lager; furchtbar mufs das Seelenleiden des Prinzen gewesen sein, als am 28. August Cornelius Mierop unangemeldet in Rotterdam bei ihm eintrat und ihn ganz allein fand, da er alle seine Diener weggesandt hatte. Aber die Nachricht, dafs Leiden noch fest zur guten Sache stehe, richtete ihn wie ein Zaubertrank wieder auf. Indessen hatte man in den holländischen Städten unablässig gearbeitet, um ein paar hundert flache, nicht tief gehende Boote zu verfertigen, und am 28. August fuhr auf sieben grofsen Schiffen Boisot mit einem Stabe erprobter Seeoffiziere und mit 800 Geusen in den Hafen von Rotterdam ein. Es mufs ein wunderbarer Anblick gewesen sein, als diese furchtbaren Gesellen, die verwilderten Wassergeusen, mit ihren zerhauenen Gesichtern und Gliedern, die nie Pardon nahmen und gaben, deren Religion im Töten und Martern von Geistlichen und Mönchen bestand und die auf dem Hute den Halbmond mit der Inschrift: „Lieber türkisch als päpstlich“ trugen, aus den Schiffen stiegen. In einem der ersten Gefechte rifs einer derselben einem Spanier, den er erschlagen, das Herz aus dem Leibe, bifs in dasselbe und warf es mit der Bemerkung, dafs es bitter schmecke, weg! Zu ihnen stiefsen

noch auserlesene Truppen, Wallonen und Franzosen, erstere unter dem Befehl von Noyelles, letztere angeführt von dem Pariser la Garde, einem treuen Parteigänger Oraniens. Verschiedene niederländische Edle schlossen sich der Expedition an, unter ihnen auch Oldenbarnevelt, der spätere große Staatsmann, der schon beim Entsatzversuche Haarlems die Waffen für sein Vaterland getragen hatte.

Am Abend des 10. September setzte sich die Expedition unter Boisots Anführung von der Rotte aus in Bewegung, und als der Tag anbrach, war die Flotte an die Landscheide gekommen. Jetzt türmten sich aber die Schwierigkeiten berghoch auf, die Landscheide war zwar bald durchstochen, aber hinter dieser lagen noch drei höhere Linien, von denen die eine von den Spaniern in trefflichen Verteidigungszustand gesetzt war. Man mußte mit unsäglicher Mühe aus Delft schweres Geschütz herbeischaffen, um den Angriff zu beginnen, allein dieser mißlang vollständig. Die Lage begann eine verzweifelte zu werden, zwar stieg das Wasser langsam, aber lange nicht hoch genug, um die Flotte in die Nähe der Stadt zu bringen. Aut den Rat einiger Bürger von Zoetermeer und eines Schiffszimmermanns, der mit dem Terrain gut bekannt war, versuchte man nun nicht mehr aus Delfland, sondern aus Schieland ins Rheinland zu dringen. Indessen hatten die Spanier, durch das stets steigende Wasser beunruhigt, die äußerste Verteidigungslinie geräumt, und Valdez hatte sich von Zoetermeer nach Zoeterwoude zurückgezogen und damit seine stärkste Position preisgegeben, die denn auch alsbald von la Garde besetzt und in der Eile verstärkt wurde. Aber alles dies hätte schließlich doch nicht zum Ziele geführt, wenn nicht am 29. September aus Nordwesten sich ein starker Sturm erhoben hätte, der die Nordsee in die Maasmündung trieb, wodurch das Maaswasser zurückgetrieben wurde und sich durch die Schleußen und die durchstochenen Deiche über das Land ergoß; und da sich der Wind noch einmal von

Norden nach Süden drehte, wurden die Wassermassen in der Richtung nach Leiden hin getrieben. Jetzt hatte die Flotte freies Spiel, um Mitternacht vom 1. auf den 2. Oktober setzte sie sich in Bewegung, der von den Spaniern noch gebotene Widerstand war bald überwältigt, Zoeterwoude wurde von ihnen geräumt, und gegen Mittag war man nur noch eine halbe Stunde von Leiden entfernt; nur das Fort Lammen stand noch im Wege. Eine Brieftaube, die Boisot in die Stadt geschickt hatte, um diese aufzufordern, zugleich mit seinem Angriff einen Ausfall zu machen, hatte sich verirrt und war zu spät angekommen; im ersten Augenblick befürchtete man, die Stadt hätte sich schon ergeben, aber die mit niederländischen Flaggen versehenen Türme der Stadt überzeugten den Admiral bald vom Gegenteil. Als man sich dem Fort Lammen, einer ungemein starken Position, die, wenn sie gehörig verteidigt worden wäre, die ganze Unternehmung noch zweifelhaft gemacht hätte, näherte, zeigte es sich bald, dafs es von den Spaniern in der Nacht vom 3. auf den 4. Oktober geräumt worden war. Jetzt war der Weg nach Leiden vollständig frei, wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von der endlich gebrachten Erlösung durch die Stadt verbreitet, und alles strömte nach dem Kuhthor, um die stolz heransegelnde Flotte willkommen zu heifsen. Die Scenen, die sich jetzt abspielten, spotten natürlich jeder Beschreibung; die ausgehungerten bleichen Gestalten mit den mageren Gesichtern und schlotternden Knieen sprachen zu den ankommenden Rettern beredter als alle Schilderungen der überstandenen Entbehrungen. Alles eilte in die Kirche, um dem Himmel für die wunderbare Rettung zu danken, aber der Kirchengesang wurde von dem Schluchzen der dankerfüllten Menge unterbrochen. Welche Gefühle mögen die Brust Oraniens, der acht Tage vorher die Flotte Boisots, als sie sich in sehr kritischer Lage befand, besucht und durch sein Erscheinen den schon gesunkenen Mut vieler wieder belebt hatte, —

durchwogt haben, als er am Sonntag in der Kirche in Delft die Freudenbotschaft erhielt! Er liefs sie durch den Prädikant der Gemeinde alsbald mitteilen.

Am folgenden Tag kam der Prinz selbst in die Stadt, in der er zehn Tage verweilte, um zuerst aus dem Magistrat alle zweifelhaften Elemente zu entfernen und die Regierung mit seinen ergebenen Anhängern zu besetzen. Boisot, de la Garde, Douza und van der Werf erhielten die wohlverdienten Belohnungen.

Es ist unerklärlich, warum Valdez, dem doch der Zustand in Leiden schon wegen seiner fortwährenden Verbindung mit den Glippern genau bekannt sein mufste, nie den Versuch gewagt hat, die Stadt zu erstürmen oder zu überrumpeln; besonders, als die Inundationsarbeiten begannen, mufs sich ihm diese Notwendigkeit von selbst aufgedrängt haben, zumal dies das einfachste Mittel gewesen wäre, um die Einmischungsversuche seines Gegners la Roche mit einem Schlage zu vereiteln. Kaum glaublich ist, dafs er sich aus Liebe zu einer Dame, deren Familie in Leiden wohnte, davon habe abhalten lassen. Thatsache ist übrigens, dafs er sich vor der Regierung in Brüssel wegen seines Verhaltens vollkommen rechtfertigen konnte, und dafs auch seine erbittertsten Feinde, deren er sehr viele hatte, ihm wegen seines Verhaltens vor Leiden keine Vorwürfe machten.

Um sich von der enormen Wichtigkeit der Erhaltung Leidens einen deutlichen Begriff zu machen, mufs man sich einmal den Fall vorhalten, die Stadt hätte sich den Spaniern ergeben. Dann hätte der Feind das platte Land bis an die Maas beherrscht, nach Leiden wäre Delft an die Reihe gekommen, der Angriff auf die Maasstädte von der Landseite wäre möglich gewesen, und ist wohl anzunehmen, dafs das Beispiel Leidens, das umsonst so viel gelitten hatte und sich schliefslich doch unterwerfen mufste, nicht auf die andern Städte gewirkt haben würde, die sich dann beeilt hätten, ihren Frieden mit dem König zu

machen? Wäre Zeeland, nachdem Holland der nationalen Sache unwiderruflich verloren gegangen, wohl allein imstande gewesen, den Krieg gegen Spanien noch lange fortzusetzen? Und wie ganz anders wären wohl die Verhandlungen in Breda abgelaufen? Und was Leiden selbst betrifft, so hatte zwar Requesens den strengen Befehl gegeben, die Stadt nicht zu plündern, allein er selbst teilt dem Könige die Befürchtung mit, dafs man die Soldaten, die nur in der Hoffnung auf reichliche Beute so viele Strapazen ertragen haben, kaum werde im Zaume halten können [1]). Dafür war aber nun auch ganz Holland mit Ausnahme von Amsterdam und Haarlem vom Feinde befreit, Leiden und Rheinland haben während der ganzen Dauer des Unabhängigkeitskampfes keinen Feind mehr gesehen.

Den schönsten Lohn für seine Standhaftigkeit sollte aber Leiden durch die Stiftung der Hochschule empfangen, die am 8. Februar 1575 feierlich eingeweiht wurde [2]). Die Stiftungsurkunde ist ein Meisterstück politischer Ironie. Denn diese ist im Namen Philipps ausgestellt, konstatiert ausdrücklich „die Verschiedenheit der Religion" und stempelt dadurch die Hochschule zu einer Pflanzstätte des Calvinismus [3])! Der Ruhm der Universität strahlt durch drei Jahrhunderte in glänzendstem Lichte, und ihre Geschichte „wiegt für die Kultur der Menschheit schwerer als die ganze Geschichte von Polen und Ungarn", konnte v. Döllinger in seiner Festrede beim 400jährigen Jubiläum der Münchner Universität mit Recht sagen. Und wer denkt hier nicht an eine schöne Parallele aus der neueren Geschichte? Gerade wie die Leidener Hochschule, so verdankt auch die Berliner Universität den

1) „Corresp. de Phil." III, 167.

2) Irrig ist die vielverbreitete Vorstellung, als ob Leiden die Wahl zwischen einer Universität und zwischen Steuerfreiheit hatte.

3) Bor VIII.

Tagen der schwersten Prüfung des Vaterlandes ihr Entstehen [4]).

III.

Schon vor den hier geschilderten Ereignissen hatte Requesens den Versuch gemacht, mit Oranien zu unterhandeln und ihm die Hand zum Frieden zu bieten [2]). Nicht nur Aerschot und Viglius, sondern auch Noircarmes, Berlaymont und Julian Romero [3]) drangen auf die Herbeiführung einer Versöhnung zwischen dem König und dem Prinzen. Marnix, immer noch in Utrecht gefangen gehalten, wurde mit der Einleitung der Verhandlungen beauftragt, und im November 1573 hatte dieser vom Haag aus dem Prinzen vorgestellt, den ihm vom König angebotenen Frieden anzunehmen, und, da Gewissensfreiheit für das Volk einmal nicht zu erlangen sei, von dem Zugeständnis, mit dem Vermögen auswandern zu dürfen, Gebrauch zu machen, da es besser sei, wegen der reformierten Religion alle Bequemlichkeiten des Vaterlandes aufzugeben und in einem fremden Lande zu sein, als in fortwährendem Kriege zu leben. Zugleich sollte Marnix mit den Staaten unterhandeln, aber das Resultat liefs sich mit ziemlicher Sicherheit voraussehen, so lange man auf spanischer Seite auf der exklusiven Handhabung der katholischen Religion bestand. Der Prinz gab denn auch eine kurze, ablehnende Antwort, und die Staaten richteten an den König eine sehr freimütige Denkschrift, in der alle Beschwerdepunkte aufgezählt waren und namentlich auf Gestattung von Gewissens-

1) Vgl. meinen Aufsatz: „Das dritte Säkularfest der Universität Leiden“ in „Unsere Zeit, deutsche Revue der Gegenwart“. Jahrgang 1875, Monat August.

2) „Corresp. de Phil.“ III, 82.

3) „Corresp. de Guill. le Tac.“ III, 81.

freiheit gedrungen wurde [1]). Zweifelsohne hatte die lange Gefangenschaft die frühere Geisteskraft von Marnix gebrochen; er kehrte, seinem Worte getreu, wieder in sein Gefängnis zurück, aus dem er erst am 15. Oktober 1574 definitiv befreit wurde.

Der Anstoſs zur Wiederaufnahme der Verhandlungen ging vom päpstlichen Stuhle selbst aus, wo man den niederländischen Verhältnissen klarer und tiefer auf den Grund sah, als in Madrid. Requesens' Bruder, Don Juan de Çuñiga, Philipps Gesandter beim heiligen Stuhl, schrieb am 1. Mai 1574 seinem Bruder, daſs sowohl Gregor XIII, als auch der Kardinal Moron der Überzeugung seien, daſs die Amnestie ohne die vollständige Begnadigung Oraniens wirkungslos sein würde, und daſs deshalb unter allen Umständen ein Abkommen mit ihm getroffen werden müsse. „Das Blut erstarrte mir in den Adern", so schlieſst Çuñiga seinen Bericht, „als ich hörte, daſs man einem Manne verzeihen solle, der Gott und seinen König so schwer beleidigt hat [2]). Schon 14 Tage darauf legte Requesens dem König seine dahin gehenden Vorschläge dar, den Rebellen, sobald sie sich mit der Kirche ausgesöhnt hätten, ihre Güter zurückzugeben und die Rückkehr ins Land zu gestatten. Philipp konnte sich der Überzeugung von der Notwendigkeit dieses Schrittes ebenfalls nicht verschlieſsen, und so begannen denn die Unterhandlungen, deren Resultat nach dem Standpunkt, den beide Parteien einnahmen und hartnäckig festhielten, im voraus zu berechnen war. Die spanischerseits dazu angewiesenen Personen waren Dr. Elbertus Leoninus, damals Professor in Löwen, ein Mann, der in der Geschichte seines Vaterlandes noch eine bedeutende Rolle spielen sollte und der Expensionär von Middelburg, Bonté.

1) Bor VII, wo die Denkschrift vollständig abgedruckt ist; ferner „Corresp. de Guill. le Tac." III, 400 sqq.

2) „Corresp. de Phil." III, 67.

Im April begannen die Verhandlungen in Bommel, bei denen sich Oranien auf den einzig korrekten Standpunkt stellte, indem er sich weigerte, ohne Zustimmung der Staaten von Holland und Zeeland irgendwelches Zugeständnis zu machen; übrigens verwahrte er sich von vornherein gegen das Wort „Pardon", da ihm nichts zu verzeihen sei, denn er habe den König nie beleidigt und nur, dem Trieb der Selbsterhaltung folgend, von dem natürlichen Rechte der Notwehr Gebrauch gemacht. Die Religionsfrage und die verlangte Entfernung aller Spanier aus dem Lande war und blieb ein unübersteigliches Hindernis, und auch die Staaten, mit denen sich die spanischen Unterhändler ins Einvernehmen zu setzen suchten, zeigten sich nicht sehr entgegenkommend; eine nochmalige Anstrengung von Marnix, um dem Prinzen zur Nachgiebigkeit zu bewegen, hatte denselben Erfolg wie das erste Mal. „Das Land sei ein schönes Fräulein", rief der Prinz den Unterhändlern zu, „dem es nicht an Freiern fehle", und zugleich liefs er durchblicken, dafs, wenn der Krieg nicht beendigt würde, die Provinzen leicht dahin gebracht werden könnten, sich der einen oder andern fremden Macht in die Arme zu werfen [1]). Requesens glaubte jedoch die Hoffnung noch nicht aufgeben zu dürfen, aber als er die Hand noch einmal zum Frieden bot, hatten sich die Umstände sowohl auf spanischer wie auf Oraniens Seite einigermafsen geändert.

Als die erste Staatenversammlung in Dordrecht den Prinzen als Statthalter von Holland anerkannt hatte, waren ihm sehr weitgehende, beinahe souveräne Vollmachten übertragen worden. Aber in demselben Jahre beschränkte er dieselben aus freien Stücken, indem er erklärte: „nichts zu thun oder zu befehlen, als mit Gutfinden der Staaten, da diese mit dem Zustand des Landes sowie dem Wunsche

1) Bor VII und „Corresp. de Guill. le Tac." III, 378. 379. 383. 397. 400. 403 sqq.

der Einwohner am besten bekannt wären." Im Anfang des folgenden Jahres wurde dem Prinzen ein Rat zur Seite gegeben „mit vollkommener Macht, Auftrag und Autorität, um bei allen vorkommenden Geschäften zu disponieren, darin und überall zu gebrauchen den Namen des Prinzen von Oranien von wegen seiner königlichen Majestät, deren Rechte ungeschmälert, und alle Gouverneure, Kapitäne, Obersten und Soldaten zu korrigieren und zu bestrafen, über alle konfiszierten Güter zu verfügen u. s. w." Außerdem wurden noch zwei weitere Kollegien geschaffen, das eine für das Finanz-, das andere für das Admiralitätswesen, welche dem Prinzen in der Regierung assistieren sollten. Diese drei Kollegien beratschlagten gemeinschaftlich mit den Staaten über die Landesangelegenheiten, teilten sich also mit denselben in die faktische Regierung, und da ein großer Teil der Edlen und der Regenten entweder geflohen war oder zu Spanien hielt, so folgt daraus ebenso der große, wohl fast stets den Ausschlag gebende Einfluß des Prinzen wie auch die Möglichkeit häufiger Streitigkeiten und Kompetenzkonflikte. Diese müssen denn auch bald einen bedenklichen Charakter angenommen haben, da der Prinz schon am 20. Oktober 1574 erklärte, daß es das beste sein würde, wenn die Staaten die Regierung allein in die Hand nähmen und ihn derselben enthöben; überdies scheint unter dem Volk der Glaube verbreitet gewesen zu sein, daß der Prinz die Steuern in eigennütziger Weise verwende. Nach langem Hin- und Herreden kam am 20. Juli 1575 eine Akte zustande, in der der Prinz zwar ersucht wurde, auch fernerhin an der Spitze der Obrigkeit zu bleiben, aber statt der eben genannten drei Kollegien wurde ihm ein Landrat beigegeben, dessen Autorität vielfach beschränkt wurde, wodurch auch die Machtbefugnis des Prinzen verringert war. Die Staaten schienen aber selbst begriffen zu haben, daß sie dem Prinzen gegenüber zu weit gegangen waren, derselbe wird seine Unzufrieden-

heit wohl auch nicht verborgen haben; sie gaben deshalb die Erklärung ab, „dafs sie niemals anderer Meinung gewesen wären oder noch seien, als dafs Seiner Fürstlichen Gnaden übertragen wäre die ganze und vollkommene Regierung, erste Obrigkeit und Regierung der Länder von Holland und Zeeland, unter solchem Titel, als dazu am geschicktesten wäre und zum gröfsten Ansehen und Autorität dienen könnte, ja sogar als Graf von Holland, — ohne dafs sie gewillt gewesen wären, diese Obrigkeit durch irgendwelche Bedingungen, Restrictionen oder Gesetze, anders als S. F. Gn. solche Obrigkeit hätte annehmen wollen, zu beschränken." Der Landrat wurde demgemäfs abgeschafft, und am 13. Oktober 1575 ein Kollegium von Kommittierten, bestehend aus drei Edlen, zwei aus jeder gröfseren und einem Mitglied aus jeder kleineren Stadt, geschaffen, „das vollkommene Macht haben sollte, um absolut und ohne jeglichen Widerspruch in allen Sachen zu disponieren, sowohl in Angelegenheiten der Finanzen, der Admiralität und Polizei als anders." Gemeinschaftlich mit den Staaten sollte dieses Kollegium „komparieren und besognieren". Dadurch war die Autorität des Prinzen und die der Staaten gewissermafsen zusammengeschmolzen. Als am 26. April 1576 zwischen Holland und Zeeland eine engere Union geschlossen wurde, wurde dem Prinzen die Regierung beider Provinzen auf der Grundlage des Staatenbeschlusses vom 20. Juli 1575, natürlich mit der später erfolgten authentischen Interpretation desselben, wieder übertragen. Wie man sieht, eine genaue Umschreibung der Rechte des Prinzen und der Staaten mit Abgrenzung der gegenseitigen Kompetenz kam nicht zustande; man begreift aber, dafs die persönliche Autorität des Prinzen bei allen wichtigen Beschlufsfassungen den Ausschlag gab [1]).

1) v. Slingelandt, Staatk. Geschr. I, 95. 97. 98. 100. Kluit, Hist. der holl. Staatsreg. I, 78. 95. 96 sqq. 115.

Nunmehr konnte auch Oranien in die von Requesens wieder eröffneten Friedensverhandlungen mit dem vollen Gewicht seiner persönlichen Autorität eintreten. Die Lage des letzteren war nicht beneidenswert: der Geldmangel war zu einer grauenerregenden Höhe gestiegen, die Staaten hielten die Hand an der Börse, der Grofscommandeur hatte sein eigenes Silberzeug schon längst zu Geld gemacht und dem König die gewifs nicht übertriebene Versicherung gegeben, dafs er oft kaum zu essen habe, die Summen, die aus Spanien kamen, waren wie der Tropfen auf den heifsen Stein, das Gebahren des häufig nicht einmal mehr die gewöhnlichen Höflichkeitsformen im Umgang beachtenden einheimischen hohen Adels entlockte ihm oft die bittersten Klagen in seinen Berichten an Philipp, und was das ärgste war, die Meutereien der unbezahlten Truppen waren mehr als je an der Tagesordnung; hatten doch die Belagerungstruppen nach dem Abzug von Leiden ihren Befehlshaber Valdez selbst gefangen genommen und sich wieder einen Eletto gewählt, der kurz und bündig erklärte, wenn man ihm nicht gutwillig den Einzug ins Stift bewillige, werde er sich an die Geusen wenden! Unter solchen Umständen war es begreiflich, dafs Requesens an die furchtbare, dem König von Alba vorgeschlagene Mafsregel dachte, alle Dörfer und Plätze niederzubrennen, die nicht von königlichen Truppen besetzt werden konnten, und Philipp hatte ihm die nötigen Instruktionen im Detail dazu auch gegeben [1]. Wenn der Grofscommandeur sich nicht entschliefsen konnte, zu diesem äufsersten Mittel zu greifen, so war es wohl nicht sein Mitleiden mit der Bevölkerung gewesen, sondern die Aussicht auf eine immerhin noch mögliche Versöhnung sowie Rücksicht auf den in diesem Falle jedenfalls noch gröfser werdenden Hafs der Niederländer gegen die Spanier; zudem stand ja in seinem Programm Milde

1) „Corresp. de Phil." III, 174 sqq.

und Verzeihung obenan, und schliefslich glaubte er noch eine Karte ausspielen zu können, die ihn das Spiel sicher gewinnen machen mufste: denn kein geringerer als der Kaiser selbst sollte jetzt als Vermittler zwischen Philipp und Oranien auftreten.

Schon in der Mitte des vorigen Jahres waren von verschiedenen Seiten auswärts Vermittelungsversuche gemacht worden, besonders hatte sich der Herzog von Bayern dabei in den Vordergrund gedrängt, aber erst auf wiederholtes Drängen hatte sich der wiederholt abgewiesene Kaiser bereit finden lassen, einen seiner Räte nach Madrid zu schicken und zugleich Oranien durch dessen Schwager, den Grafen von Schwarzenberg, ausforschen zu lassen. Am 3. März 1575 begannen die Verhandlungen in Breda, allein da auch jetzt wieder die Bevollmächtigten Philipps an der Exklusivität der katholischen Religion festhielten, obwohl sie hinsichtlich der Entfernung der Fremden aus dem Lande, der Einberufung der Generalstaaten und der Wiederherstellung der Privilegien die weitgehendsten Zugeständnisse machten, so liefs sich auch diesem Vermittelungsversuch das Horoskop unschwer stellen. Man konnte dies schon an dem Mifstrauen sehen, mit dem Oranien in die Verhandlungen eintrat, wie früher so erklärte er auch jetzt rundweg, dafs er sich selbst bei einem ihm zugesagten freien Geleite nicht sicher halte; und wenn man an so manchen spanischen Wortbruch — Segovia, Naarden, Mondragon — dachte, so konnte man es dem Prinzen auch nicht verübeln, wenn er unter spanischer Treue ungefähr dasselbe verstand, was die alten Römer unter fides punica. Im Anfang Juli wurden die Verhandlungen eingestellt [1]). Bemerkenswert dabei ist die Thatsache, dafs sich die Unterhändler des Prinzen, die sich „Abgeordnete des Prinzen, der Staaten von Hol-

1) „Corresp. de Phil.“ III, 115. 122. 126. 127. 162, ferner: 583 wo die den Unterhändlern von Requesens mitgegebene Instruktion mitgeteilt ist.

land und Zeeland, von Bommel und Buren" nannten, bei ihrem schriftlichen Verkehr mit der Gegenpartei stets der niederländischen Sprache bedienten und in dieser auch die Antworten erhielten [1]).

Und in der That standen für Oranien die Dinge im ganzen genommen nicht ungünstig, und zu welcher Höhe seine Entwürfe schon gestiegen waren, zeigt der bereits vor dem Bredaer Kongreſs geplante, aber durch Requesens noch rechtzeitig vereitelte Anschlag auf Antwerpen [2]). Dagegen hatten sich Holland und Zeeland auf sein Zuthun im Juni 1575 enger mit einander verbunden, woraus im folgenden Jahre eine förmliche Union entstehen sollte [3]). Daſs der Prinz den Gedanken einer Versöhnung mit Philipp definitiv aufgegeben hatte, beweist der Anlauf, den man nach dem Abbruch der Bredaschen Verhandlungen in den Staaten von Holland und Zeeland genommen hatte, den König von Spanien abzuschwören. Kam es diesmal dazu noch nicht, so wurde doch ein anderer, unmittelbar damit im Zusammenhang stehender Antrag angenommen: man wandte sich an eine fremde Macht um Hilfe. Hier erhob sich aber alsbald eine sehr bedeutende Differenz zwischen dem Prinzen und den Staaten.

Oranien hatte sich am 12. Juni, nachdem er sich von Anna von Sachsen hatte scheiden lassen, in dritter Ehe mit Charlotte von Bourbon, der kalvinistischen Tochter des katholischen Herzogs von Montpensier, einer früheren Nonne, vermählt, und es ist begreiflich, daſs diese Ver-

1) Wynne, Geschiedenis des Vaderlands I, 189. Bommel und Buren, obwohl geldersche Plätze, hatten sich damals schon dem Prinzen angeschlossen, und die Stimmen der beiden ihm unbedingt ergebenen Städte verliehen seinem Einfluſs auf die Staaten ein besonderes Gewicht.

2) Hooft IX und „Corresp. de Phil." III, 216. 217. 218. 233. 268.

3) Vgl. über die Union zwischen Holland und Zeeland Wagenaar VII, 15—18sqq. „Archives" V, 268—272. Bor VIII. Kluit I, 116. 117.

bindung die Augen des Prinzen von selbst nach Frankreich richten mufste, dessen traditioneller Politik eine Beeinträchtigung Spaniens in jeder Weise entsprach. Allein die Staaten waren diesmal anderer Meinung. Sei es, dafs diesen eifrigen Calvinisten die Bartholomäusnacht noch in zu frischer Erinnerung lag, oder dafs die Handelsinteressen den Ausschlag gaben, sie entschieden sich für die Königin von England. Dafs man am Hofe von St. James, wo man trotz aller Zweideutigkeit gegen die Staaten doch fest entschlossen war, die Niederlande nie und nimmer in französische Hände kommen zu lassen, um die Bemühungen Oraniens beim französischen Hofe schon längere Zeit wufste, beweist die Sendung Cobhams nach Madrid (Juli 1575), durch den die Königin ihre Vermittelung anbieten liefs, was sie im Oktober durch die Sendung eines andern Agenten nach Brüssel wiederholte. Requesens, dem die geheime Unterstützung, welche Oranien fortwährend aus England erhielt, natürlich wohl bekannt war, nahm im Anfang eine sehr reservierte Haltung an, sah sich aber dennoch genötigt, Champigny nach England zu schicken, als Marnix, Paul Buis und Franz Maelsen eben dahin gegangen waren, um der Königin unter gewissen Bedingungen die Souveränität über Holland und Zeeland anzubieten. Die Mission blieb resultatlos, nicht infolge des diplomatischen Geschickes Champignys, wie dieser später sich selbst rühmte, sondern weil Elisabeth einen offenen Bruch mit Spanien ebenso wie die grofsen Kosten einer solchen Unternehmung scheute [1]).

Einige Resultate, wenn auch nur auf militärischem Gebiete, sollte der Grofscommandeur vor seinem baldigen Hingange aber doch noch aufzuweisen haben. Die militärischen Operationen hatten natürlich, soweit dies nicht

1) Über Oraniens zweite Heirat und die letzten Schicksale Annas vgl. Motley III, 222—227. „Archives“ V, 165. 189. 192. 201. 207. 208. 216. 223. 224. 226. 252. — Über die Verhandlungen mit England: „Corresp. de Phil.“ III, 415 Anm., 396. 397. 803. 860.

durch Meutereien verhindert wurde, ihren Fortgang genommen, und wenn sich auch Hierges aus Nordholland zurückziehen mufste, so eroberte er am 26. Juni doch Buren, und fünf Wochen später Oudewater, wo die Besatzung über die Klinge gejagt und die Einwohnerschaft gröfstenteils hingemordet wurde; am 24. August ergab sich Schoonhoven. Die wichtigste Waffenthat war aber die Besitzergreifung der Insel Schouwen in Zeeland. Von der westlichen Inselgruppe waren am bedeutendsten Tholen, Duiveland und Schouwen; Tholen lag dem Festland am nächsten, durch einen zwei Meilen breiten Meeresarm davon getrennt war Duiveland, und zwischen Duiveland und Schouwen war die Meeresenge äufserst schmal. Da alle Gewässer von Geusenschiffen wimmelten, so schien das Unternehmen des Grofscommandeurs, obwohl er eine ziemlich ansehnliche Schiffsmacht zu seiner Verfügung hatte, von Tholen aus, das in spanischen Händen war, Schouwen zu nehmen, ein nahezu hoffnungsloses. Allein zwei königstreue Zeeländer, früher Bürgermeister von Middelburg, die nach dem Übergang der Stadt zu Oranien abgesetzt worden waren, bewiesen, dafs bei der Ebbe das Meerwasser von Tholen bis Duiveland leicht durchwatet werden könne. Jetzt zauderte Requesens nicht länger, und in der Nacht vom 28. auf den 29. September wurde das Unternehmen unter Mondragons Anführung ausgeführt, das auch vollständig gelang und zu den glänzendsten Waffenthaten der Kriegsgeschichte überhaupt gehört. Auf Schouwen lag aber das wichtige Zierikzee, dessen Belagerung alsbald mit aller Energie in die Hand genommen wurde [1]). Dies war für die Sache Oraniens ein sehr harter Schlag, Holland und Zeeland waren von einander abgeschnitten, ein Entsatzversuch mifslang, und nicht minder grofs als bei Requesens war auch bei dem Prinzen die Geldverlegenheit [2]), und es scheint sich seiner

1) Vgl. Strada VIII, und „Corresp. de Phil." III, 363. 378. 393.
2) „Archives" V, 301—304.

damals, wo auch auf keine Hilfe von Frankreich und England gerechnet werden konnte, eine tiefe Mutlosigkeit und der Verzweiflung nahekommende Niedergeschlagenheit bemächtigt zu haben. So hoch wird diese aber wohl schwerlich gestiegen sein, wie das aus jener Zeit über einen Plan des Prinzen kolportierte Gerücht meldet, wonach er nichts Geringeres im Schilde geführt haben soll, als mit der ganzen Bevölkerung der beiden Provinzen samt ihrer beweglichen Habe auf der verfügbaren Flotte eine neue Heimat jenseits des Ozeans zu suchen, nachdem man zuvor die Deiche durchstochen, alle Schleufsen geöffnet und so das Land dem Meere, dem es entwuchert war, wieder zurückgegeben haben würde. Abgesehen davon, dafs dieser Plan nicht näher beglaubigt ist, stimmt er weder mit sonstigen Äufserungen [1]), noch mit dem Charakter des Prinzen überein, dem überdies gerade in dieser Zeit trotz der momentanen Erfolge des Feindes dessen verzweifelte Lage unmöglich verborgen sein konnte. Denn im Februar 1576 erklärte der Statthalter dem Könige offen, dafs nach dem nutzlosen Verbrauche so vieler Millionen und der Aussichtslosigkeit der weiteren, die noch nötig wären, um die Maschine im Gange zu erhalten, alles, selbst die Freiheit einer Republik, zugestanden werden müsse, wenn nur die katholische Religion und die Autorität des Königs gerettet werden können [2]). Dies war einer der letzten Briefe des Grofscommandeurs an seinen König, denn schon am 5. März 1576 starb er nach kurzer Krankheit; seine Laufbahn

1) „Archives“ V, 281: „quand nous verrions non seullement délaisez de tout le monde, mais aussi tout le monde contre nous, pour cela ne nous laisserons jusques au dernier de nous deffendre etc.“

2) „Corresp. de Phil.“ III, 439. Bor und Hooft zweifeln nicht an der Wahrheit dieses dem Prinzen zugeschriebenen Planes; Groen v. Prinsterer hat die Unwahrscheinlichkeit desselben nachzuweisen versucht.

war eine dornenvolle gewesen, man kann mit Recht sagen, dafs der Verlust der Niederlande unter ihm seine eigentliche Besiegelung erhalten hat; wie es so häufig geht, mufste er die Konsequenzen der Verkehrtheit des Systems, zu dessen Ausführung er berufen war, und die Folgen der Fehler seines Vorgängers auf seine Rechnung nehmen.

Zweites Kapitel.

Die Regierung des Staatsrates. Spanische Furie und Pacifikation von Gent.

März bis November 1576.

I.

Vor seinem Tode hatte Requesens noch als seinen Willen zu erkennen gegeben, dafs nach seinem Hintritt Berlaymont und Mansfeldt, jener für die Staats- und Finanzangelegenheiten, dieser für den Krieg, sich in die Regierung teilen sollten, aber er war nicht mehr dazu gekommen, eine Urkunde dafür zu unterzeichnen, und so blieb nichts übrig, als dafs der Staatsrat die Geschäfte in die Hand nahm. Der König übertrug denn auch die Statthalterschaft dem gesamten Staatsrat und stellte die baldige Sendung eines Statthalters aus königlichem Geblüte in Aussicht.

Der Staatsrat, dessen erste Handlung die formelle Aufhebung des Blutrats war, war innerlich selbst gespalten. Der körperlich vollständig gebrochene Viglius konnte kaum mehr in Betracht kommen; Aerschot, der insgeheim die Hoffnung hegte, zum Statthalter ernannt zu werden,

war eifersüchtig auf Berlaymont und Mansfeldt, und diese wollten sich dem aufbrausenden, unsteten und unwissenden Herzog nicht unterwerfen; indessen standen die niederländischen Mitglieder mit den spanischen auf sehr gespanntem Fuſs, und den ersteren war besonders der Spanier Hieronymus Roda ein verhaſster Amtsgenosse, wofür dieser sie wieder beim König verdächtigte und sich desto inniger an die spanischen Mitglieder des Staatsrates anschloſs, die wie immer so besonders jetzt mit gewohntem Übermute auf die Niederländer herabsahen [1]). Zwar kam der Staatsrat jeden Tag zweimal zusammen, aber es dauerte stets einige Tage, bis man zu einem Beschlusse kam, und war dieser endlich gefaſst, so fand sich niemand, der seine Durchführung in die Hand nahm. Wäre jetzt ein über seine mittelmäſsigen Kollegen hervorragender Mann mit scharfem Blick und energischem Willen an die Spitze getreten, so hätte er unbedingt die andern mit sich fortgerissen und das von Requesens begonnene Werk der Unterwerfung der aufständischen Provinzen vielleicht glücklich zu Ende gebracht. Denn die Sache Oraniens stand beim Tode von Requesens schlechter als je, und daſs er nach einigen Monaten doch vollständig Herr der Situation werden konnte, beweist ebenso seine wunderbare staatsmännische Geschicklichkeit, wie die vollständigste Unfähigkeit und den Zusammenbruch des spanischen Systems.

Holland und Zeeland befanden sich in erbarmungswürdigem Zustand, die Deiche, die infolge der Inundationen und langer Verwahrlosung arg beschädigt waren, forderten dringend Wiederherstellung, und die verarmte und erschöpfte Bevölkerung brachte auch dieses Opfer. Die Weiden waren teilweise derart von Vieh entblöſst, daſs das Schlachten durch ein Plakat eine Zeit lang verboten werden muſste [2]). Die im Juni 1575 zwischen Holland

1) „Corresp. de Phil." III, 455.

2) Resol. v. Holland 28. Febr. 1575.

und Zeeland zustande gekommene Union wurde durch einen neuen Staatsakt vom 25. April 1576 näher umschrieben, und in einer aus 18 Artikeln bestehenden Urkunde dem Prinzen die höchste Gewalt übertragen; er wurde infolge dessen zwar unbeschränkter Befehlshaber der Land- und Seemacht, aber bei den Ernennungen für die höheren Richterstellen war er an eine ihm von den Staaten präsentierte Liste gebunden. Im 15. Artikel ist ihm zur Pflicht gemacht, die Ausübung jeder andern Religion, die mit dem Evangelium und der reformierten Lehre im Streit war, zu verhindern, ohne jedoch zu gestatten, daſs man jemandes Glauben oder Überzeugung untersuchte, oder daſs jemand aus dieser Ursache irgendwie beleidigt oder belästigt werde [1]).

Auf auswärtige Hilfe konnte der Prinz in dieser Zeit weniger als je rechnen. Elisabeth war nicht zu vermögen, aus ihrer zweideutigen Haltung herauszutreten, das ihr gemachte Anerbieten, um Holland und Zeeland unter ihren Schutz zu nehmen und die Regierung über beide Provinzen anzutreten, schlug sie rundweg ab, erklärte sich aber bereit, die Vermittelung zwischen Philipp und den Provinzen zu übernehmen, sprach jedoch zugleich die Erwartung aus, daſs die Provinzen sich in keine Unterhandlungen mit anderen Mächten einlassen würden [2]). Günstiger schienen sich die Aussichten in Frankreich zu gestalten, wo seit dem Frieden von Paris (14. Mai 1576) die Hugenotten wieder Oberwasser bekommen hatten; aber zum Unstern war es Alençon, mit dem man in Unterhandlung trat, und dessen späteres Auftreten in den Niederlanden jede Hoffnung auf französische Hilfe für lange Zeit von Grund auf zerstörte. Nicht viel besser stand es in Deutschland. War der Eifer für die Refor-

1) Bor IX, wo beide Stücke dem Wortlaut nach abgedruckt sind, und Kluit I, 125. 129. 130.

2) „Archives" V, 332 und Bor IX.

mation hier schon lange verflaut, so boten die täglich sich mehrenden Zänkereien zwischen den Protestanten ein klägliches und ekelerregendes Schauspiel dar; die Anstrengungen Wilhelms von Hessen, um eine Versöhnung zwischen den sich beschimpfenden Sekten zustande zu bringen, wobei ihm Johann von Nassau treu zur Seite stand, waren vergeblich, während der Kurfürst von Sachsen, erbittert über die Heirat Oraniens mit Charlotte Bourbon, auf dem Regensburger Reichstag gethan hatte, was er konnte, um die Calvinisten vom Religionsfrieden auszuschliefsen [1]).

So war Oranien auf sich selbst angewiesen, und hätte er nur die geringste Unterstützung von irgendwelcher Seite empfangen, so wäre Zierikzee wohl nicht verloren gegangen. Trotz aller auf ihn drückenden Geschäftslast hatte er doch noch Zeit und Mittel gefunden, um die seit Monaten von den Spaniern hart bedrängte Stadt zu entsetzen. Allein der Versuch mifslang vollständig, der Admiral Boisot, der Held von Leiden, kam dabei ums Leben, und am 21. Juni übergab sich die Stadt unter annehmbaren Bedingungen an Mondragon: die Besatzung erhielt mit ihrer beweglichen Habe freien Abzug, die Stadt blieb im Besitze ihrer Handvesten und Privilegien und durfte gegen die Erlegung von 100 000 Gulden die Plünderung abkaufen. Durch den Fall Zierikzees war die ganze Insel Schouwen in den Händen der Spanier, und damit hatten sie auch den Schlüssel zu halb Zeeland. Aber dieselben Waffen, welche der spanischen Sache damit einen unschätzbaren Dienst erwiesen, sorgten dafür, dafs man sich auf dieser Seite des Erfolges nicht freuen sollte; ihrem Verhängnis getreu waren es die Spanier selbst, welche dem Könige das Errungene wieder verdarben und verloren.

Sofort nach der Übergabe Zierikzees war die lange befürchtete Meuterei unter dem spanischen Kriegsvolk

1) „Archives“ V, 349—358 und 229. 230.

ausgebrochen. Die meisten Offiziere hatten sich nach Brüssel begeben, um das notwendige Geld zur Befriedigung ihrer Truppen aufzutreiben, die sich nicht länger mit eitlen Versprechungen abspeisen lassen wollten, sondern Bezahlung des vollen rückständigen Soldes verlangten. Mondragon, der sie so oft zum Sieg geführt, machte Beschwichtigungsversuche, aber seine Stimme wurde im Getümmel erstickt. Wie immer hatten sich die Meuterer auch jetzt einen Eletto gewählt, und nachdem sie die Insel Schouwen ausgeplündert hatten, zogen sie aus Zeeland nach Brabant, alles auf ihrem Wege verwüstend und plündernd. Ihre Zahl wuchs täglich, und wie eine gewitterschwangere Wetterwolke wälzte sich der Zug gegen die Hauptstadt heran. Romero und Mansfeldt, die ihnen vom Staatsrat entgegengeschickt wurden, wurden mit Hohngelächter empfangen, als sie ihnen ihr strafwürdiges Beginnen vorhalten wollten. Mecheln schien ihr erstes Ziel zu sein, aber sie zogen daran vorüber, auch Brüssel sah nur aus der Ferne die Fähnlein, die die Richtung nach Flandern einschlugen, wo sie in Aalst Standquartier nahmen. Die Stadt wurde im Sturm genommen und etwa 100 zum Gebiete von Aalst gehörige Dörfer alsbald unter Brandschatzung gestellt. In der reichen, festen Stadt konnten die Meuterer nun mit dem Staatsrat als ihresgleichen auf gleichem Fufs unterhandeln.

Während letzterer den rasch sich drängenden Ereignissen ratlos gegenüberstand, waren es die Staaten von Brabant, welche die Verteidigung gegen die spanischen Räuberhorden energisch in die Hand nahmen. Von jeher war diese Provinz auf die eifersüchtigste Wahrung ihrer Privilegien bedacht gewesen, im Widerstande gegen die Einführung des 10. Pfennigs, wie überhaupt gegen spanische Geldforderungen, war sie stets im vordersten Gliede gestanden, und da sie, als Sitz des Generalstatthalters, keinen eigenen Gouverneur hatte, hielt sie sich nach dem Tode von Requesens berechtigt, durch ihre Stände die jenem

zukommenden Funktionen selbst auszuüben. Hier war es denn auch, wo Oranien mit sicherem Blick und rascher That den Hebel einsetzte. Bis in den März läfst sich bei den Staaten von Brabant die Absicht verfolgen, den spanischen Kriegsvölkern bewaffneten Widerstand entgegenzusetzen. Der Versuch, die Meuterei der leichten spanischen Reiterei im März als Vorwand zur Anwerbung von Truppen zu benutzen, scheiterte am Widerstande des Staatsrates. Dafs namentlich in Brüssel die Spannung und die Aufregung einen hohen Grad erreicht hatte, läfst sich denken, und bald traten hier 8000 Bürger unter die Waffen; Mansfeldt und Aerschot mufsten, wenn sie nicht auf die Seite geschoben werden wollten, sich in Verhandlungen mit ihnen zur Verteidigung der Stadt einlassen. Die Erbitterung gegen alles, was spanisch hiefs, hatte sich schon zum greulichsten Hasse gesteigert, Rodas Haus wurde von oben bis unten nach bewaffneten Spaniern, die darin versteckt sein sollten, durchsucht und Romero wurde auf der Strafse insultiert. Die Staaten von Brabant, die ihre Mitglieder unter Androhung einer Strafe von 1000 Gulden im Falle des Nichterscheinens zusammenberufen hatten, falsten am 25. Juli den Entschlufs, Truppen zu werben; aber der Staatsrat leistete noch Widerstand. Als aber am 26. die Kunde von der Einnahme Aalsts durch die Meuterer eintraf, tobte das Geschrei durch die Stadt: „Tod den Spaniern!“ Ein Diener Rodas wurde auf der Strafse niedergehauen, Berlaymonts Haus gestürmt, Roda, Romero und Vargas suchten auf dem Stadthause Sicherheit; der Staatsrat vermochte jetzt dem Andrängen der Staaten nicht länger zu widerstehen, ja er liefs sich unter dem tobenden Geschrei des den Sitzungssal umgebenden Volkes einen Beschlufs entreifsen, der die spanischen Kriegsvölker als Rebellen und Verräter für vogelfrei erklärte und dem Volke das Recht gab, jeden spanischen Soldaten, der mit den Waffen in der Hand angetroffen wurde, zu töten

und jedem den Lebensunterhalt zu verweigern. Die Wogen der Bewegung schlugen rasch über Brüssel hinaus, und in allen Städten Brabants organisierten sich Bürgerwehren.

Als der Staatsrat sein Dekret der Vogelfreierklärung erlassen hatte, hatte er natürlich nur die Meuterer, nicht auch die übrigen Spanier im Auge gehabt; aber bald legte man die Achterklärung sowohl auf spanischer wie auf niederländischer Seite dahin aus, daſs alle Spanier ohne Ausnahme dadurch getroffen seien. Die Folge war der noch schärfer hervortretende Gegensatz zwischen der spanischen und der nationalen Partei, und die festere Aneinanderschlieſsung aller Spanier, an deren Spitze Sancho d'Avila, der Kommandant der Citadelle von Antwerpen, trat. Er setzte sich mit den Offizieren der Spanier, Italiener und Burgunder in Holland und Zeeland, sowie mit dem Adel des Landes in Verbindung, die deutschen Obersten in Antwerpen, Fugger, Pollweiler und Frundsberg, waren ihm treu ergeben, auſser Antwerpen waren Valenciennes, Gent, Culemburg, Vianen und Utrecht in den Händen der Spanier, und wenn die Besatzungen dieser Plätze gleiche Sache mit den Meuterern machten, so konnte man sich auf das Schlimmste gefaſst machen. Avila verlangte vor allem die Übersiedelung des Staatsrates von Brüssel nach Antwerpen, da erstere Stadt ihm die zur Regierung nötige Freiheit nicht gewährte. Eine Unterredung darüber fand in Willebroek statt, sie blieb, wie vorauszusehen war, resultatlos, aber Roda, Vargas und Romero, die der Staatsrat zu der Zusammenkunft abgeordnet hatte, kehrten nicht mehr nach Brüssel zurück, sondern begaben sich nach Antwerpen. Ersterer erklärte dann den Staatsrat für unfrei, proklamierte sich selbst als den allein befugten Repräsentanten desselben und lieſs sich ein königliches Siegel machen. Avila aber stand in inniger Verbindung mit den Meuterern in Aalst, die denn auch, wie sich alsbald zeigen wird, den Weisungen aus der Citadelle von Antwerpen pünktlich gehorchten. In

Brüssel waren indessen auf Andringen der Stände Truppen geworben worden, die dem Namen nach unter dem Herzog von Aerschot standen, in der That aber den Befehlen des Herrn von Hèze, eines jungen Mannes und Patenkindes von Oranien folgten; Hèze war für die folgende Zeit Meister in Brüssel, aber er stand unter dem Einfluſs Oraniens.

Indessen hatte die oranische Partei in den Staaten von Brabant — zu den Hauptvertretern der ersteren gehörten die Äbte von St. Gertrud in Löwen und von Villers — die Oberhand bekommen und mit den Staatenmitgliedern der übrigen Provinzen wurden lebhafte Unterhandlungen teils durch Briefe, teils durch besondere Agenten unterhalten [1]). „Nichts bleibt zu thun übrig", heiſst es in einem oranischen Sendschreiben an die Staaten, „als daſs ihr gemeinschaftlich mit uns und wir mit euch, mit Verwerfung aller Eifersucht und alles Miſstrauens, fest entschlossen und einmütig diese Länder von den Fremden befreit und die Vorkehrungen zu einem guten und allgemeinen Frieden trefft. Was mich betrifft, so biete ich euch meine Person an und alles, was in meiner Macht ist, indem ich euch die Versicherung gebe, daſs ich alle meine Mühe für wohl angewendet halten werde, wenn mir Gott die Gnade giebt, daſs ich zu irgendwelcher Zeit das erwünschte Ziel sehen mag; ich zweifle auch nicht daran, daſs wir dieses erreichen, wenn ihr die Mittel, die Gott euch in die Hand giebt, beherzigt und mit Entschlossenheit und Weisheit vollendet, was ihr angefangen habt." Was dem Prinzen in erster Linie vor Augen schwebte, war ein Bündnis der 15 andern Provinzen mit Holland und Zeeland, und er war auch nicht müde geworden, feierlich zu versichern, daſs die anderen Provinzen hinsichtlich der Ausübung der katholischen Religion

1) Bor IX u. X. Gachard, Corresp. de Guill. le Tac. III, 140—154.

nichts zu befürchten hätten. Ein solches Bündnis konnte aber nur durch den Zusammentritt der Generalstaaten zustande kommen, allein so lange der Staatsrat kein Ausschreiben dazu erliefs, war dieser trotz aller Fortschritte der Aktionspartei in Brüssel nicht zu erlangen. Deshalb wurde die Beseitigung des Staatsrates beschlossen, dann konnten sich die Stände von Brabant an die Spitze der Regierung stellen oder jener mufste unter dem Terrorismus des Augenblicks den Forderungen der Staaten mehr als bisher zu Willen sein.

Am 4. September war der Staatsrat versammelt. An der Spitze von zwei Compagnieen erschien von Hèzes Lieutenant, liefs die Thüre des Sitzungssaals einschlagen und erklärte die vier anwesenden Mitglieder des Staatsrats für gefangen, der dann mit Ausnahme des Marquis von Havrech, unter starker Bedeckung ins Brothaus, wo einst Egmont und Hoorne ihre letzten Stunden zugebracht, gebracht wurde, während Aerschot und Viglius als Gefangene in ihren eigenen Häusern von Soldaten bewacht wurden; Berlaymont und Mansfeldt waren unter den Gefangenen. Die Aufregung, welche dieser Staatsstreich in Brüssel hervorrief, war ungeheuer, selbst die feurigsten Anhänger der Aktionspartei erschraken beinahe vor dem kühnen Wagnis, keiner wollte die Verantwortlichkeit dafür übernehmen und diejenigen, in deren Namen die That geschehen war, leugneten rundweg, irgendwelchen Auftrag dazu gegeben zu haben. Wenn aber irgendwo, so war hier die Hand sichtbar, in der schon längst alle Fäden des Widerstandes gegen Spanien zusammengelaufen waren. Übrigens geschah den Verhafteten kein Leid, nur del Rio, Mitglied des Geheimen Rats, wurde nach Holland geschickt, wo der Prinz mit ihm wegen seiner Teilnahme am Blutrat ein scharfes Verhör vornahm [1]). Der letzte Rest der Autorität, der den Staatsrat bis dahin noch um-

1) „Archives" V, 404—407.

geben hatte, war aber jetzt dahin und die Stände von Brabant, und durch sie Oranien, waren nunmehr die unbedingten Herren der Situation. Mansfeldt und Berlaymont, wie auch die anderen Gefangenen, blieben in sicherem Gewahrsam und erhielten erst später ihre Freiheit wieder.

Gemeinschaftliche Sache mit den Ständen von Brabant hatten schon früher die von Hennegau gemacht, indem auch diese, und zwar schon im April, die Einberufung der Generalstaaten verlangt hatten. War es nun möglich, die Staaten von Flandern ins Interesse zu ziehen, so konnten die übrigen Provinzen unschwer mit fortgerissen werden. In der That gelang es auch, angesichts der drohenden Haltung der Meuterer in Aalst und mit Unterstützung des Gouverneurs, des Grafen von Roeulx, am 14. September die Stände von Flandern zu einem solchen Beschlusse zu bringen, ja Oranien wurde ersucht, mit Kriegsmacht in Flandern einzurücken und seine Soldaten marschierten denn auch nach Gent. Die Cidatelle der Stadt war in spanischen Händen und von Mondragons mutiger Frau sorgfältig bewacht; Roeulx belagerte sie, Anfangs Oktober brachten Philipp von Lalaing und Havrech den Belagerern Verstärkung, aber die tapfere Verteidigung des Kastells seitens der Spanier zog die Sache in die Länge. Imgrunde genommen war dies nur ein Vorteil für Oranien, der dadurch Gelegenheit erhielt, sich immer fester in Flandern einzunisten. Er liefs noch mehr Mannschaft in die Provinz einrücken, und wenn diese Zuzüge von den Spaniern auch häufig geschlagen wurden, so diente jede Niederlage dazu, um die Bevölkerung von Gent, deren Furcht vor den Spaniern in ihrer Zwingburg und in Aalst dadurch nur vermehrt wurde, und die Oranischen enger zusammenzuführen.

Am 20. September endlich erliefs der eingeschüchterte Staatsrat ein Rundschreiben an die Staaten von Artois, Lille, Douay und Orchies, Valenciennes, Mecheln, Namen,

Tournai, Tournesis, Limburg und Maasland, dafs sie auf Antrag derer von Brabant, Hennegau und Flandern ihre Deputierten nach Brüssel schicken und zur Verteidigung Brabants gegen die Spanier Kriegsvolk werben sollten. Luxemburg und Namen zogen sich zurück, weil sie die Freilassung ihrer Gouverneure, Mansfeldt und Berlaymont nicht erlangen konnten, Overyssel, Friesland und Groningen waren nicht vertreten, weil Billy, der Statthalter, seine Erlaubnis verweigerte; vonwegen Oraniens, Hollands und Zeelands waren acht Abgeordnete erschienen, unter diesen Marnix und der nunmehr zum Advokaten von Holland ernannte Paulus Buys.

Die Versammlung wurde in Gent unter dem Donner der die Citadelle beschiefsenden Geschütze eröffnet (Mitte Oktober 1576). Während man über die Vertreibung einstimmig dachte, machte die religiöse Frage Schwierigkeiten, da Holland und Zeeland die Ausschliefsung der katholischen Religion in ihren Provinzen verlangten, ein Verlangen, dem die Generalstaaten insofern stattgaben, als sie die definitive Entscheidung über diese Frage einer späteren Zeit vorbehielten. Wahrscheinlich hätten sich endlose Debatten darüber erhoben, auf welche Weise die Einigung der Provinzen und die Vertreibung der Spanier am sichersten und zweckmäfsigsten erreicht werden könnte, wenn nicht die Ereignisse selbst zu einem gebieterischen Abschlusse gezwungen hätten. Man wufste, dafs Don Juan, der vom König geschickte Statthalter, bald eintreffen werde, und man hatte deshalb alle Ursache, um das Einigungswerk zu beschleunigen, das er natürlich mit Aufbietung aller Kräfte zu vereiteln gesucht haben würde; vor allem aber waren es die Ereignisse auf militärischem Gebiet, welche die Generalstaaten zum raschen Handeln antrieben [1]).

1) Vgl. M. Gachard, Actes des États généraux des Pays-bas 1576—1585, p. 1—38.

II.

Verschiedene kleine Scharmützel hatten schon zwischen den Meuterern und bewaffneten Bürgerhaufen stattgefunden und wie nicht anders zu erwarten stand, war es für die schlachtengewohnten, gut disziplinierten und tapfern spanischen Veteranen ein Leichtes, ihre unstreithaften Gegner niederzuwerfen. Am 16. September wagten einige tausend Bauern, Bürger und Studenten, von Landedelleuten angeführt, einen Angriff, aber 1200 Spanier genügten, die undisziplinierten Massen beim ersten Anprall in alle Richtungen zu zerstreuen, mehr als 2000 derselben lagen tot auf dem Schlachtfeld, während die Spanier nur zwei Mann verloren haben sollen.

Bis jetzt hatten die Meuterer, wenigstens öffentlich, mit den andern spanischen Garnisonen noch keine gemeinschaftliche Sache gemacht, ja sie hatten das Ansuchen, zum Entsatze der Citadelle von Gent heranzuziehen, abgewiesen, und waren ruhig in Aalst geblieben. Die ersten Greuel des Kampfes sollte indessen Maastricht erfahren. Montesdoca lag mit einigen spanischen und deutschen Fähnlein in der Stadt; letztere standen zu den Bürgern, die Spanier wurden ausgetrieben und Mondesdoca festgenommen. Sein Lieutenant d'Ayala war aufserstande, mit seinen fünfzig Musketieren etwas auszurichten, er mufste sich nach Wyk zurückziehen, erhielt aber von einigen benachbarten spanischen Garnisonen Verstärkung. Da die Stadt aber nur über eine Brücke zugänglich und diese durch eine äufserst starke Batterie geschützt war, so erhielt jeder Soldat Befehl, eine Frau vor sich zu nehmen und so gedeckt auf die Brücke zu marschieren. Auf den Schultern und unter den Armen der Frauen legten die ritterlichen Spanier ihre Musketen an und die Bürger wagten es nicht, auf diese lebende Brustwehr, die ja aus ihren Müttern, Frauen und Töchtern bestand, zu schiefsen. Die Batterie wurde so

erobert und damit war das Schicksal von Maastricht besiegelt, das der Mordgier und der Habsucht der erbitterten rohen Soldateska preisgegeben war. Die deutschen Fufsknechte aber hatten Gewehr bei Fufs dem Schauspiel zugesehen und nach der Erstürmung der Stadt an der Plünderung teilgenommen.

Dafs die Meuterer in Aalst es nur auf Antwerpen abgesehen haben konnten, war so gut als sicher. Aalst mit seinen hundert Dörfern war kahl geplündert, wie von einem Heuschreckenschwarm, aber das glänzende Antwerpen, die reichste und prächtigste Stadt der Christenheit, wo die Schätze der Indien aufgespeichert waren, wo die Kaufleute in königlichem Luxus lebten —, dies war der Punkt, auf den sich die gierigen Blicke der ausgehungerten Soldaten beinahe instinktiv richteten. Und diese Stadt war überdies vollständig beherrscht durch eine mächtige Zwingburg, in der Sancho d'Avila, das anerkannte Oberhaupt der Meuterer und der vogelfrei erklärten Spanier den Oberbefehl hatte. Zwischen Aalst und der Besatzung der Citadelle herrschte das beste Einvernehmen, an der andern Seite der Schelde war auf Avilas Befehl eine Schanze aufgeworfen worden, die Romero besetzt hielt und die Garnisonen von Lier und Breda waren jeden Augenblick bereit, als Verstärkung zur Besatzung der Citadelle zu stofsen. Sancho hatte sich überdies Mühe gegeben, die deutschen Obersten, die in Antwerpen lagen, auf seine Seite zu ziehen; auf Fugger, Pollweiler und Frundsberg konnte er unbedingt rechnen, dagegen schwankte Eberstein noch; allein bei einem Trinkgelag setzten ihm die drei Kameraden so lange zu, bis er in der Trunkenheit ein Schriftstück unterzeichnete, worin er versprach, den Spaniern in der Entwaffnung der Bürger und zur Abwehr der staatischen Truppen, sowie zur Bewahrung der Stadt für den König zu helfen. Aber am andern Morgen bereute er den übereilten Schritt und teilte die Sache dem Kommandanten der Stadt, Cham-

pagny, mit, auf dessen Vorstellungen hin er von nun an auch treu zu den Staatischen hielt.

In Antwerpen kannte man die entsetzliche Lage im vollsten Umfange. Die Generalstaaten thaten ihr Möglichstes, um die Garnison zu verstärken, sie lieſsen den jungen Grafen von Egmont und Berlaymonts Sohn, den Herrn von Floyon, marschieren, aber ersterer wurde am 26. Oktober bei Lier, letzterer am 27. bei Duffel von den Meuterern geworfen. Ein weiteres, gröſstenteils aus Wallonen bestehendes Hilfscorps unter Havrech wollte Champagny zuerst nicht einlassen, weil er befürchtete, die deutschen Truppen möchten dies als ein Zeichen des Miſstrauens gegen sich ansehen und mit den Spaniern in der Citadelle gemeinsame Sache machen; als ihm aber Eberstein seine Eröffnungen gemacht hatte, und als Havrech einige zwischen Avila und den Meuterern von Aalst gewechselte, von ihm aber aufgefangene Briefe zeigte, aus denen klar hervorging, wessen man gewärtig sein muſste, gab er den Einmarsch zu. Champagny, der Bruder Granvellas, königstreu und katholisch, aber von glühendem Haſs gegen die Spanier beseelt, war unermüdlich und überall; unter seiner Aufsicht wurden Verschanzungen aufgeworfen, aber die Verwirrung hatte schon eine bedenkliche Höhe erreicht; aus der Citadelle sausten die Kugeln auf die Schanzarbeiter, die Befehle Champagnys wurden schlecht, teilweise gar nicht ausgeführt; zudem mangelte es an Geschütz, denn die Hilfstruppen aus Brüssel waren ohne solches gekommen.

Am Morgen des 4. November rückten endlich die Meuterer von Aalst, der Aufforderung Avilas folgend, die Helme mit grünen Reisern verziert, in die Citadelle ein. Dieser lieſs ihnen Erfrischungen reichen, aber sie nahmen nur einen Trunk Wein, denn für das Abendessen, meinten sie, werde schon Antwerpen sorgen. Furchtbar war ihr Ansturm, als sie aus der Burg rückten, es waren 5000 Fuſsknechte mit etwa 600 Reitern; die Wallonen warteten

den Angriff kaum ab, sondern flohen, ein Schufs streckte den Eletto nieder, aber über seine Leiche überstiegen sie die auf Champagnys Befehl aufgeworfenen Verschanzungen. Dieser eilte zu den Deutschen unter Eberstein, nachdem er umsonst in die gesprengten Glieder der Wallonen Ordnung zu bringen versucht hatte, erstere hielten tapfer Stand und fielen beinahe auch bis auf den letzten Mann. Am wütendsten entbrannte der Kampf auf dem Platze Meïr und vor der Börse, überall blieb der Sieg den Spaniern, Champagny und Havrech suchten Rettung auf der Schelde und wurden von oranischen Schiffen aufgenommen, Eberstein machte einen Fehltritt, fiel ins Wasser und ertrank in seiner schweren Rüstung, verschiedene staatische Heerführer, darunter Egmont, wurden gefangen, und bald war jeder bewaffnete Widerstand niedergeworfen. Und nun begann die „Furie von Antwerpen“.

Der blutgetränkte Boden der Niederlande hatte schon grauenvolle Dinge gesehen, aber die jetzt folgenden Greuel und Mordscenen stellten alles Bisherige in Schatten, und was die Geschichte von der Zerstörung Karthagos, der Verwüstung Jerusalems oder der Ausmordung Lüttichs zu berichten hat, das wiederholte sich bei der Furie von Antwerpen. Ein Feuermeer flutete über der Stadt, 500 Häuser standen in Brand, unter ihnen das herrliche Rathaus, eine Zierde der mittelalterlichen Baukunst; in den Strafsen, in den Häusern und Kellern lagen die Erschlagenen; als ob alle Höllengeister entfesselt wären, unterwarf man die Gefangenen den raffiniertesten Folterungen, um ihrer Schätze habhaft zu werden. Wer den Rasenden in die Hände fiel, wurde niedergehauen, ins Feuer geworfen oder aus dem Fenster gestürzt. Ehe die Meuterer den Sturm auf die Verschanzungen begonnen hatten, waren sie zum Gebet auf die Kniee niedergesunken, jetzt brachen sie in Kirchen und Klöster ein; was früher die Bilderstürmer gethan, war unschuldiges Kinderspiel gegen die hier verübten Greuel; Geistliche wurden mifs-

handelt, Nonnen geschändet, was nicht geraubt oder weggetragen werden konnte, in Stücke geschlagen. Ein Oberst wählte sich ein Gefängnis als seinen Beuteanteil; er gewann enorme Summen, da er jeden Gefangenen, er mochte gethan haben was er wollte, freiliefs, wenn er nur die geforderte Summe bezahlte. Keine Nationalität fand Schonung, denn die spanischen, deutschen und italienischen Kaufleute wurden ebenso ausgeraubt wie die Bürger von Antwerpen. Etwa 8000 Menschen lagen ermordet auf den Strafsen, es waren hier mehr Menschen erschlagen worden als in der Bartholomäusnacht in Paris. Die Spanier dagegen zählten einen Verlust von kaum 200 Mann, und dieses Mifsverhältnis ist auch sehr leicht erklärlich, wenn man an die schlechte Bewaffnung der Bürger, ihren panischen Schrecken und vor allem an die Thatsache denkt, dafs viele ihrer wallonischen und deutschen Verteidiger, als alles verloren, sich gegen sie kehrten und mit den Spaniern um die Wette plünderten und mordeten. Der Schaden, den die Stadt litt, wird auf 24 Millionen berechnet, Champagny allein schätzte seinen Verlust auf 60000 Dukaten. Antwerpen war ruiniert und die einst so reiche und mächtige Handelsstadt hat sich von dem furchtbaren Schlage nicht mehr erholt. Roda aber gratulierte in einem besondern Briefe, der abgefangen wurde, dem König zu der Bestrafung und Demütigung Antwerpens, und er konnte das Benehmen Avilas, Romeros, von Vargas und der deutschen Kriegsobersten nicht genug rühmen [1]).

Ein Aufschrei des Entsetzens und erbitterten Schmerzes ging durch das Land, als sich die Kunde der Greuelthat verbreitete. Die Staaten von Brabant drangen bei den Generalstaaten darauf, sofort die nötigen Schritte zu er-

1) Vgl. die lebhafte Schilderung der Furie bei Motley IV, 5. Kap., Hooft XI und Bor IX, wo der Brief Rodas abgedruckt ist. „Corresp. de Phil." IV, 20 u. V, 64.

greifen und in einfacher, aber ergreifender Sprache schilderten sie das unter den Bürgern Antwerpens angerichtete Blutbad. Zu gleicher Zeit richtete der Prinz von Oranien — die Nachricht von der inzwischen erfolgten Katastrophe war noch nicht zu ihm gedrungen — an die in Gent versammelten Generalstaaten die Mahnung, sich mit dem Abschlufs des Friedenswerkes zu beeilen [1]). Angesichts der allgemeinen Stimmung bedurfte es desen aber nicht mehr, am 5. November erfolgte der Beschlufs der Generalstaaten, dafs sie die ihnen vorgelegten Artikel angemessen und zur Abwendung gröfserer Übelstände geeignet fänden, worauf der Staatsrat dieselben am 13. November im Namen des Königs bestätigte [2]).

Dieser Vertrag, bekannt unter dem Namen „Pacifikation von Gent", wurde zwischen den Ständen von Brabant, Flandern, Hennegau, Artois, Valenciennes, Lille Douai, Orchies, Namur, Tournai, Utrecht und Mecheln einer- und zwischen Oranien und den Staaten von Holland und Zeeland und ihren Bundesgenossen (Bommel, Büren und den aus dem Lande geflohenen Anhängern des Prinzen) anderseits geschlossen und enthält in 26 Artikeln die folgenden Bestimmungen: 1) Auf beiden Seiten soll alles frühere vergeben und vergessen sein; 2) es solle Freundschaft und ein gegenseitiges Bündnis zur Vertreibung aller Fremden, welche zur Unterdrückung des Volks die Hand geboten haben, besonders der Spanier, bestehen; 3) alsbald nach dieser Vertreibung sollen die Generalstaaten zusammenberufen werden, in der Weise, wie sie unter Kaiser Karl bei der Übertragung der Regierung an König Philipp berufen worden seien, um Ordnung in die Landesangelegenheiten zu bringen, und die religiösen Angelegenheiten in Holland, Zeeland, Bommel und ihren Bundesgenossen zu regeln; 4) es solle gegenseitig volle

1) „Corresp. de Guill. le Tac." III, 140—154.
2) „Actes des États généraux" I, 37. 56.

Handels- und Verkehrsfreiheit zwischen den Bürgern bestehen, dagegen ist es denen von Holland und Zeeland nicht erlaubt, in den anderen Provinzen etwas gegen die katholische Religion zu unternehmen oder deren Bekenner zu belästigen; 5) die Religionsplakate und die kriminellen Ordonanzen Albas sind suspendiert; 6) Oranien wird als Admiral und Statthalter des Königs in Holland, Zeeland, Bommel u. s. w. bestätigt; 7) und 8) die in diesen Provinzen liegenden Städte und Plätze, die sich bisher noch nicht für ihn erklärt hätten, sollten, wenn sie später dem Vertrage beiträten, von ihm mit Billigkeit behandelt und namentlich in Sachen der Religion zufriedengestellt werden; überdies sollen keine Verordnungen gelten ohne die Zustimmung des Prinzen; 9) alle Gefangenen mufsten ohne Lösegeld freigegeben werden. Die Artikel 10—19 bestimmen Wiederherstellung aller durch Alba und den Blutrat ausgesprochenen Vermögenskonfiskationen u. s. w. Einige weitere Artikel setzen das Einkommen von Geistlichen in Holland und Zeeland fest und bestimmen den ihnen zukommenden Lebensunterhalt. Ebenso wurde der von Holland und Zeeland eingebrachte Antrag angenommen, nach welchem dem Prinzen die Schulden, die er infolge der letzten zwei Feldzüge gemacht hatte, bezahlt werden sollten. Der Schlufsartikel besagt, dafs keine Provinz und keine Stadt an den Wohlthaten dieses Vertrages teilhaben könne, so lange sie ihn nicht unterzeichnet habe [1]). Die Pacifikation wurde denn auch von verschiedenen Provinzen nach einander angenommen, und zwar von Gelderland im November 1576, von Groningen im Dezember desselben Jahres, von Overyssel und Friesland 1576 und 1577, von Drenthe Ende 1577; in demselben Jahre trat auch Utrecht mit Ausnahme von Amersfoort bei. Der Statthalter von Groningen, Overyssel, Friesland und Drenthe Caspar de Robles, Herr von Billy, der den

1) Das Aktenstück bei Bor IX.

Staaten seiner Provinzen verboten hatte, in Gent zu erscheinen, wurde von der Groninger Garnison verhaftet, worauf die Generalstaaten an seiner Stelle Georg van Lalaing, den späteren Grafen von Renneberg, zum Statthalter ernannten.

So hatte Oranien das heifsersehnte Ziel endlich erreicht: das Band eines Schutz- und Trutzbündnisses umschlang die 17 Provinzen. Die Herrschaft der reformierten Kirche in Holland und Zeeland war gesichert und die Anhänger derselben durften in den anderen Provinzen nicht mehr verfolgt und behelligt werden. Und als ob das Glück ihn zu seinem Liebling erkoren hätte, fast zu gleicher Zeit mit dem Abschlufs der Pacifikation fiel Zierikzee mit beinahe ganz Schouwen wieder in seine Hand; Mondragon, von seinen meuternden Soldaten verlassen, hatte die sauer errungene Beute nicht zu behaupten vermocht. Im folgenden Jahre warf Goes die spanische Herrschaft ab und später auch Tholen. Mit Ausnahme Amsterdams stand Ende 1577 ganz Holland und Zeeland auf antispanischer Seite. In Ausführung der Artikel 7 und 8 der Pacifikation verlieh Oranien den Städten und Orten der beiden Provinzen, die auf seine Seite traten, „Satisfaktion", d. h. er sicherte ihnen, wo es verlangt wurde, die Handhabung der katholischen Religion sowie der Privilegien zu, denn in vielen Städten blieb Obrigkeit und Volk dem alten Glauben treu; übrigens mufste in diesem Falle überall den Protestanten eine Kirche eingeräumt werden.

Am Tage vor der Antwerpener Furie ritt ein fremder Ritter, von einem Diener und sechs Bewaffneten begleitet, durch das Thor von Luxemburg; der Ritter war Don Ottavio Gonzaga, der Bruder des Fürsten von Melfi, der Diener aber Don Juan von Österreich, Philipps Halbbruder, der neu ernannte Statthalter der Niederlande. Er hatte den Weg durch Spanien und Frankreich genommen und stand nunmehr an der Schwelle der Niederlande, aber

trotz aller Hast, mit der er seine Reise gemacht, kam er zu spät; denn ihm stand die Pacifikation schon als vollendete Thatsache gegenüber.

Drittes Kapitel.

Don Juan von Österreich als Statthalter. Erzherzog Matthias in den Niederlanden.

I.

Schon während der Krankheit des Requesens hatte man sich im Staatsrat in Madrid mit der Frage der Neubesetzung des Statthalterpostens sehr ernstlich beschäftigt [1]). Am 5. März war Requesens gestorben, und schon am 8. April hatte Philipp an Don Juan [2]) den Befehl zur unverweilten Abreise in die Niederlande als deren Statthalter gegeben. Es dauerte übrigens noch ziemlich lange, ehe Don Juan seinen Entschlufs fafste, und auch, als er ihn gefafst hatte, zögerte er noch, denn statt sich aus Italien direkt in die Niederlande zu begeben, ging er zuerst nach Spanien. In der That hatte Philipp von dem jugendlichen Helden auch viel verlangt: sollte er, der seinem Bruder die vom Maurenaufstand bedrohten spanischen Provinzen zu Füfsen gelegt, dessen Stirn der un-

1) „Corresp. de Phil." III, 429.

2) Über die Abstammung Don Juans und seiner Mutter Barbara Blomberg, dem einzigen menschlichen Wesen, vor dem selbst der Herzog Alba bange gewesen sein soll, vgl. Motley, V. Abtl., 1. Kap., ferner Strada X; „Corresp. de Phil." II, 96 und „Extrait de Bulletins de l'Académie royale de Belgique", T. XXVI (von Gachard).

verwelkliche Lorbeer des durch die Jahrhunderte hinstrahlenden Sieges von Lepanto umgab, seine Kräfte nutzlos an der Wiederbelebung eines Leibes vergeuden, der alle Lebensfähigkeit verloren hatte und mit vollständigem Untergang bedroht war, der aufser zahllosen Opfern an Gut und Blut noch die Arbeits- und Lebenskraft zweier Männer verschlungen hatte? Ihm winkte ein ganz anderes Ziel: die im Kerker schmachtende schottische Maria wollte er befreien, England der alten Kirche wieder zuführen und sich als Gatte der Befreiten die Krone von Grofsbritannien aufs Haupt setzen, nachdem sein früherer Plan, sich in Afrika ein Reich zu gründen, an der Mifsgunst seines eigenen Bruders Schiffbruch gelitten hatte. Erst nach längerem Bedenken fügte er sich dem königlichen Willen [1]. Aber verzichtet hatte er damit auf seine hochfliegenden Pläne keineswegs, denn die vollständige Unterwerfung der Niederlande sollte ihm nur als die Brücke dienen, über die ihn seine Siegeslaufbahn nach England tragen sollte.

Kaum hatte der Held von Lepanto den niederländischen Boden betreten, als ihm der Jubel entgegentönte, mit dem die Nachricht von der Pacifikation von Gent allenthalben in den Provinzen aufgenommen wurde. Verhängnisvoller als je war diesmal das Zaudern Philipps sowie seines Halbbruders gewesen; wäre die Ankunft des letzteren vielleicht nur eine Woche früher erfolgt, so wäre es nicht schwer für ihn gewesen, durch die Autorität seines Namens und das Prestige seiner Abstammung das Friedenswerk zu vereiteln, verschiedene zögernde, aber vom Volk und von der Majorität der Generalstaaten in die Aktion mit fortgerissene Provinzen auf seine Seite zu bringen und die Autorität des in der öffentlichen Achtung tief gesunkenen Staatsrats wiederherzustellen. Jetzt mufste er den Vertrag von Gent als eine vollendete Thatsache hinnehmen und mit ihr rechnen.

1) „Corresp. de Phil." IV, 164.

Man hat keinen triftigen Grund, an der Aufrichtigkeit seiner Versöhnungsversuche zu zweifeln und in diesem Sinne war auch die ihm von Philipp mitgegebene Instruktion verfafst. Sofern nur die katholische Religion und die Autorität des Königs bewahrt bliebe, war Don Juan zu den weitgehendsten Zugeständnissen ermächtigt, der Abzug der Spanier solle bewilligt, die Sache Oraniens vor die Gerichte gebracht und die Regierung auf dem Fufse wieder eingerichtet werden, auf dem sie zur Zeit des Kaisers gewesen war; selbst für den Fall, dafs die Provinzen auf allen ihren Forderungen bestehen sollten, so dürfe man, jedoch immer unter Wahrung der Religion und der königlichen Autorität, das Volk nicht zur äufsersten Verzweiflung bringen, sondern man müsse, um einen vollständigen Bruch zu vermeiden und um die Sache zu Ende zu bringen, zugestehen, was nötig ist und retten, was gerettet werden könne [1]). Dafs solche Zugeständnisse nicht aus der den Provinzen bei jeder Gelegenheit vorgehaltenen Fülle der königlichen Gnade entsprangen, sondern einfach durch die Not abgeprefst waren, wufste man natürlich in den Provinzen ebenso gut wie im Kabinett zu Madrid; Albas Politik hatte zwei Provinzen so gut als unabhängig gemacht, und wenn die unter Requesens errungenen Erfolge das Ziel der vollständigen Unterwerfung auch in nahe Aussicht stellten, so hatte die Finanznot das im besten Zuge begriffene Werk wieder vernichtet, und diese war es auch allein, welche mit gebieterischer Notwendigkeit den Weg der Unterhandlungen und die äusserste Nachgiebigkeit verlangte.

Die Befürchtung, dafs Don Juan mit einem starken spanischen Gefolge in die Niederlande kommen werde, war, wie wir gesehen, nicht eingetroffen. Aber dennoch

1) Gachard, Collection de documents de l'histoire de la Belgique I, 358sqq. und Motley, V. Abtl., 1. Kap. „Corresp. de Phil.“ V, 5.

trat ihm alsbald das unverblümteste Mifstrauen, nicht nur seitens der Generalstaaten, sondern auch der einflufsreichsten und im Augenblicke an der Spitze der Bewegung stehenden Personen entgegen. Oranien tritt jetzt mehr als bisher in den Vordergrund, und in seiner Hand laufen von nun an alle Fäden des bald offenen, bald geheimen Widerstandes gegen den neuen Statthalter zusammen, und das Ränkespiel, das sich jetzt entfaltet, gehört zu den interessantesten Perioden des Unabhängigkeitskampfes, denn nirgends so, wie hier, tritt die alles überragende Staatskunst des Prinzen zutage.

Darüber hat sich wohl Wilhelm keinen Augenblick einer Täuschung hingegeben, dafs Don Juan zu einer vollständigen und ehrlichen Durchführung des Friedens von Gent, auch wenn er persönlich selbst dies gewollt hätte, nie die Hand reichen würde. Denn in Madrid hielt man mit starrer Exklusivität an der Handhabung der katholischen Religion fest, und was dann aus dem dritten Artikel des Friedens werden mufste, stand ihm klar vor der Seele; von der für Holland und Zeeland in religiöser Hinsicht gewährleisteten Sonderstellung sowie von der Duldung der Reformierten in den 15 anderen Provinzen konnte dann keine Rede mehr sein. Aber auch darüber hatte sein scharfer, alles durchdringender Verstand sich schon Rechenschaft abgelegt, dafs ein Teil, vielleicht die Mehrzahl der katholischen Grofsen von den milden Strahlen der wieder auf sie fallenden Sonne der königlichen Gunst und Gnade geblendet willig die Hand zur Vernichtung ihres eigenen Werkes bieten würde [1]. Wie richtig der Prinz gesehen, sollte die nächste Zukunft lehren, er scheute deshalb auch keine Mühe und liefs sich keine Gelegenheit entgehen, durch seinen Warnungsruf den Sinnenzauber, mit dem Don Juan bei seinem Auftreten einen Teil nicht nur des Volkes, sondern selbst der General-

1) „Archives“ V, 631.

staaten berückt hatte, zu zerstören. „Wenn man sich mit Don Juan vergleicht“, schrieb er seinem Bruder Johann, „wird es uns, die von der Religion sind, zum Verderben gereichen, denn ihre wahre Absicht ist, nicht zu gestatten, dafs jemand von diesem Glauben in den Niederlanden seinen festen Wohnsitz haben darf [1].“ Er wies deshalb auch die Generalstaaten auf den einzig richtigen Weg, den sie einzuschlagen hätten. Vorerst, meinte er, dürfe man sich mit dem neuen Statthalter in keine Unterhandlungen einlassen, ehe das fremde Kriegsvolk das Land verlassen habe, dann müsse man auf die Herstellung, Beschwörung und Handhabung der Privilegien dringen, ferner das Recht beanspruchen, den Staats- und Finanzrat selbst zu ernennen und überdies müsse es den Generalstaaten vollständig freistehen, zu jederzeit und nach eigenem Gutdünken zusammenzukommen; ferner müfsten alle Zwingburgen geschleift und dem Statthalter verboten werden, ohne Zustimmung der Generalstaaten neues Kriegsvolk anzuwerben. „Bedenkt, dafs es kein Spiel ist, sondern dafs ihr einen grofsen Feind gereizt habt, und dafs es keinen andern Ausweg giebt als entweder unterzugehen oder männlich mit den von Gott gegebenen Mitteln zu kämpfen.“ . . . „Verlafst euch darauf, dafs ihr den ersten Platz auf dem Bankett haben werdet, das euch der König bereitet; wir mögen die Vergangenheit vergessen, aber Fürsten vergessen niemals, wenn sie die Mittel, um sich zu rächen, in Händen haben; die Natur lehrt sie, ihren Zweck durch List und Betrug zu erreichen; wenn Gewalt nichts hilft, an Versprechungen und Vorspiegelungen wird es ihnen nicht fehlen.“ Ja, Oranien giebt kurzweg den Rat, sich der Person Don Juans zu versichern, wodurch man vielleicht das Blutvergiefsen verhüten könne [2].

1) „Archives“ V, 544.

2) Ibid., p. 495. 496, und Bor IX, am Ende, wo der Brief Oraniens an die Generalstaaten ganz abgedruckt ist. Ferner

27*

Wiewohl Don Juan sofort nach seiner Ankunft in Luxemburg diese den Generalstaaten offiziell angezeigt hatte, so wurden die Unterhandlungen doch nicht vor Ende November (22.) eröffnet. Dafs die von Oranien ausgestreute Saat des Mifstrauens schon hoch in die Halme geschossen war, zeigte sich alsbald, Don Juan konnte sich sofort von dem unversöhnlichen Hafs gegen alles, was spanisch hiefs, überzeugen. Einer der Deputierten soll ihm kurzweg erklärt haben, dafs es am besten sein würde, wenn er die Regierung für eigene Rechnung in die Hand nehme und Philipp den Gehorsam künde [1]). Im übrigen versicherte er, den Generalstaaten alles einzuräumen, was sich mit der katholischen Religion und der Autorität des Königs vertrage [2]). Aber am 24. November kam Marnix nach Brüssel und forderte in Oraniens Namen Truppenwerbungen, Geldaufnahme in Deutschland, die Übergabe von Sluys an den Prinzen als Sicherheit und äufserste Vorsicht in den Unterhandlungen mit Don Juan, namentlich die Handhabung der in seinem Brief an die Generalstaaten entwickelten Forderungen. Zwei Tage vorher waren 10 Fähnlein oranischer Truppen vor Brüssel erschienen, die zuerst auf Andringen Aerschots auch abgewiesen wurden; allein Hèze liefs sie ein, sie mufsten aber doch sofort wieder aufserhalb der Stadt einquartiert werden; selbst Geistliche in Brüssel erklärten, es sei besser dergleichen zu ertragen, als die Spanier nicht aus dem Lande zu jagen. Und was dem Prinzen dabei noch aufserordentlich zustatten kam, war der von ihm zwischen Don Juan und Roda in Antwerpen aufgefangene Briefwechsel, aus dem deutlich hervorging, dafs Don Juan,

„Archives" V, 532. 538. 542. 555. 557. 566, und „Corresp. de Guill. le Tac." III, 165.

1) Strada X und Motley V. Abtl. 1. Kap. Denselben Vorschlag katte ihm vorher Havrech gemacht. „Corresp. de Phil." V, 153.

2) Gachard, Actes des États généraux I, 51. 52.

der den Spaniern öffentlich den Zutritt verboten hatte, in geheimem Einverständnis mit ihnen war [1]).

Dennoch gab es eine starke Partei, die zu einem Ausgleiche mit Don Juan drängte und unter den sieben Abgeordneten, die zur Führung der Verhandlungen wieder nach Luxemburg gesandt wurden, befand sich nur ein einziger erklärter Anhänger Oraniens, van Meetkerke, die andern — Rassenghien, Champagny, Moulart, Bischof von Arras, Havrech, Willerwall und Liedekerke — waren zwar von glühendem Hafs gegen die Spanier beseelt, aber königstreu und antioranisch. Am 3. Dezember legten die Deputierten die Forderungen des Landes vor: alle Gefangenen sollten die Freiheit erhalten; die fremden Truppen sollten sofort das Land verlassen; alle Konfiskationen sollen für null und nichtig erklärt und die eingezogenen Güter ihren Eigentümern wieder zurückerstattet werden; der Genter Friede solle bestätigt, alles Vorgefallene vergessen und die Generalstaaten in der Weise, wie es bei der Abdankung des Kaisers geschehen, versammelt und ihre Beschlüsse für die Erhaltung des katholischen Glaubens und des Gehorsams gegen den König und für die Wohlfahrt des Landes beobachtet, und endlich sollten die Privilegien, Rechte und Gewohnheiten des Landes bestätigt und in der Regierung nur Landeseingeborene verwendet werden. Dagegen verpflichten sich die Generalstaaten nach vorheriger Annahme der eben formulierten Forderungen, Don Juan als Statthalter anzuerkennen, an der Treue gegen die katholische Kirche und den König festzuhalten, von allen Bündnissen mit fremden Staaten abzusehen, ihre eigenen fremden Truppen abzudanken und für die Errichtung einer aus Landeskindern bestehenden Leibwache für Don Juan zu sorgen. Aufserdem wurde ein Waffenstillstand von 14 Tagen vorgeschlagen,

1) „Archives“ V, 558.

während welcher Zeit die Verhandlungen zu Ende gebracht werden sollten.

Die zwei Hauptpunkte bei den Verhandlungen waren die Entfernung der Spanier und die ausdrückliche Handhabung des Friedens von Gent. Um in letzterer Beziehung bei Don Juan alle Bedenken zu heben, hatten sich die Generalstaaten Ende Dezember eine von elf Professoren der Theologie und beider Rechte in Löwen abgegebene Erklärung verschafft, dafs der Friede von Gent in nichts der Autorität der katholischen Kirche zuwiderlaufe, und auch der Staatsrat hatte dem Wunsche der Generalstaaten entsprechend ein Gutachten abgegeben, nach welchem der Friede nichts enthalte, was den Prärogativen der Krone zu nahe träte.

Zu einer bestimmten Erklärung hatte sich jedoch Don Juan nicht herbeigelassen; er bemerkte, dafs er auf dem Punkte stehe, sich nach Marche en Famenne zu begeben und dafs die Generalstaaten sich in Namen versammeln möchten; er wolle zwar gerne seine Leibwache aus Landeskindern zusammensetzen, allein zu einer festen Zusage über die Art und Weise der Entfernung der spanischen Truppen wollte er sich vorderhand noch nicht verstehen.

Indes hatten sich die Generalstaaten an die Fürsten, Prälaten und Herren des Westfälischen Kreises gewandt und eine Schilderung alles dessen gegeben, was sie seit Alba hatten erdulden müssen; schon nach zehn Tagen, am 17. Dezember, zeigten letztere den Generalstaaten an, dafs sie die Intervention des Kaisers für die Beendigung der Leiden der Provinzen nachgesucht, und am 18. Dezember ging vom Erzbischof von Lüttich der Bericht ein, dafs er mit dem Herzog von Jülich, dem Baron von Wynnenberg und dem Doktor Andreas Gaill vom Kaiser beauftragt sei, für die Befriedigung der Niederlande thätig zu sein. Man hatte indessen in den Generalstaaten dem Wunsche Don Juans entsprochen und der Staatsrat mit

einem Teile der ersteren hatte sich nach Namen zur Weiterführung der Verhandlungen begeben, die kaiserlichen Gesandten hatten es aber nach längeren Verhandlungen durchzusetzen gewufst, dafs die Beratungen in Huy, auf dem Lütticher Gebiete, stattfinden sollten [1]). Die dahin abgeordneten Deputierten der Generalstaaten blieben mit den letzteren, ihren Auftraggebern, von denen sie auch ihre Instruktionen empfangen, in regem brieflichen Verkehr, aber aufseiten Don Juans scheint die Bereitwilligkeit, auf die ihm vorgelegten Bedingungen einzugehen, nicht allzugrofs gewesen zu sein, es bedurfte noch eines energischen Druckes, um ihn zur offenen und unumwundenen Anerkennung des Friedens von Gent zu zwingen. Das Mittel dazu gab die Union von Brüssel an die Hand [2]).

Diese Union, entworfen und zuerst unterzeichnet von acht hervorragenden Männern, darunter van der Linden, Abt von St. Gertrud in Löwen, Bossu, Lalaing, Champagny und Hèze, bezweckte zunächst die Ausführung des Friedens von Gent, in erster Linie also die Vertreibung der Spanier und die Handhabung der Privilegien. Die Union hatte einen durchaus privaten Charakter; die ersten Entwerfer und Unterzeichner derselben hatten in keiner Weise ein sie zu diesem Schritt legitimierendes Mandat aufzuweisen, wie dies bei der Pacifikation von Gent der Fall gewesen war. Die inneren und äufseren Ursachen dieses Schrittes sind nicht schwer nachzuweisen. Die Umstände hatten sich seit zwei Monaten einigermafsen verändert. Die Genter Pacifikation war unter dem Eindruck der Gräuelthaten in Maastricht und Antwerpen mit unter gewöhnlichen Verhältnissen unerklärlicher Raschheit zustande gekommen, auf Oranien und seinen Anhang

1) Gachard, Actes des États généraux I, 62. 71. 82.

2) Vgl. de Jonge, de Unie van Brussel, und „Archives“ V, 589—592.

blickte damals die nationale Partei als ihren einzigen Hort und Schutz, und deshalb hatte man ihm im Drange des Augenblicks in Gent auch alles eingeräumt, was er fordern mochte, und sich die Sonderstellung Hollands und Zeelands in religiöser Beziehung (Art. 3), wie auch die Duldung der Protestanten in den anderen Provinzen gefallen lassen (Art. 5). Jetzt lagen aber die Sachen einigermaſsen anders. Nicht nur war inbetreff des Statthalters und dessen, was man von ihm zu befürchten hatte, die Bevölkerung und die Mehrheit der Generalstaaten ruhiger geworden, sondern das maſslose Auftreten der kalvinistischen Anhänger Oraniens in Flandern und Brabant, die hier trotz seines Verbotes begangenen Kirchenschändungen und Miſshandlungen hatten ihm einen Teil der katholischen Bevölkerung entfremdet, jedenfalls den Glauben an seine Unentbehrlichkeit erschüttert. Sollte nun die Mehrzahl des Volkes auf der im Frieden von Gent geschaffenen Grundlage zur Verwirklichung des nationalen Programms zusammengehalten werden, so schien es notwendig, die unverbrüchliche Treue gegen die römisch-katholische Kirche stärker als dies in Gent geschehen war, zu betonen; nicht minder muſste aber auch der noch immer königstreuen Masse des Volkes durch die schärfere Hervorhebung der Ergebenheit und Treue gegen den König ein beruhigendes Mittel gegen den revolutionären Charakter der Pacifikation geboten werden. So stellte denn die Union von Brüssel die ausschlieſsliche Handhabung der katholischen Religion sowie die unverbrüchliche Treue gegen den König in den Vordergrund; ihr Zweck war zwar die Verwirklichung des Friedens von Gent, aber die in diesem gewährleistete Garantie der Sonderinteressen von Holland und Zeeland ist jetzt nicht mehr ausdrücklich erwähnt; aber gerade durch die Möglichkeit einer doppelten Interpretation wollte man den beiden Provinzen den Beitritt ermöglichen; sie unterzeichneten denn auch die Union, jedoch unter dem Vor-

behalt, daſs diese von dem Frieden von Gent nicht abweiche und daſs sie hinsichtlich der Religions- und Souveränitätsfrage sich an die frühere Vereinbarung halten, wonach diese beiden Punkte später nach Wiederherstellung der Ruhe von den Generalstaaten definitiv geregelt werden sollten. Don Juan gegenüber sollte die Union von Brüssel den einmütigen Willen der Provinzen darlegen, so daſs demselben schlieſslich kein anderer Ausweg mehr blieb, als die Forderungen der Generalstaaten zu bewilligen. So ging denn das Schriftstück von Provinz zu Provinz, von Stadt zu Stadt und wurde von allen angesehenen und einfluſsreichen Männern unterzeichnet; 257 Unterschriften bedeckten dasselbe (9. Januar 1577).

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daſs vom Standpunkt des Prinzen aus die Union von Brüssel einen entschiedenen Rückschritt bedeutete [1]). Nicht nur hat er dieselbe niemals unterzeichnet, sondern er entwickelte unter seinen Anhängern in Brüssel eine sehr rührige Thätigkeit, drang auf den Abbruch aller Verhandlungen mit Don Juan und würde sogar vor gewaltthätigen Mitteln, wie der Verhaftung des Staatsrats und der Versicherung fester Plätze in den verschiedenen Provinzen, nicht zurückgeschreckt sein, wenn er auf irgendwelche Unterstützung hätte rechnen können [2]).

Indessen waren Ende Januar 1577 in Huy die Verhandlungen mit Don Juan eröffnet worden. Der Staatsrat, worunter Champagny und van Sweveghem, eine Deputation der Generalstaaten, sowie die oben genannten kaiserlichen Abgesandten, denen sich auch der Fürstbischof von Lüttich angeschlossen hatte, waren erschienen [3]). Furchtbar platzten hier die Gegensätze auf einander,

1) „Archives“ V, 590. Groen v. Prinsterer ist der entgegengesetzten Meinung.

2) „Corresp. de Guill. le Tac.“ III, 189. 192. 194. 201.

3) Don Juans Bericht darüber an den König s. „Corresp. de Phil.“ V, 166 sqq.

mehr als einmal brauste Don Juan in jähem Zorn gegen die Wortführer der Generalstaaten auf, die mit eisiger Ruhe nichts mehr und nichts weniger als die Anerkennung des Friedens von Gent verlangten; einmal war er nahe daran, die silberne Glocke, die auf dem Tische stand, einem derselben an den Kopf zu werfen, und schliefslich ging er zu unverhohlenen Drohungen über. Ohne weitere Widerrede entfernten sich die Deputierten, welche die Verhandlungen damit für abgebrochen hielten, aber mitten in der Nacht wurden sie von einem Jesuiten, Trigoso, aus dem Schlafe geweckt, Aerschot, der Bischof von Lüttich und einige Mitglieder des Staatsrates überraschten sie mit der Nachricht, dafs Don Juan sich zur Anerkennung der Pacification entschlossen habe, und als sie am andern Morgen ihren Abschiedsbesuch bei ihm machten, erklärte er ihnen, dafs er in die zwischen den Generalstaaten und dem Prinzen von Oranien geschlossene Pacifikation einwillige, nachdem er aus den Zeugnissen der Bischöfe, Universitäten und anderer ersehen habe, dafs dieselbe nichts enthalte, was mit der römisch-katholischen Religion im Streit, und nachdem die Herren des Staatsrats sowie der Bischof von Lüttich und die kaiserlichen Abgesandten versichert hätten, dafs die Autorität seiner königlichen Majestät darin gewahrt sei. Nachdem so alle Hindernisse aus dem Wege geräumt waren, unterzeichnete Don Juan am 12. Februar in Marche en Femenne in Luxemburg das sogenannte ewige Edikt. Don Juan hatte auf allen Seiten nachgegeben und die Pacifikation rückhaltlos anerkannt; die Hauptforderung, die Entfernung des fremden Kriegsvolkes, und zwar nicht auf dem Seewege, wie Don Juan gewünscht hatte, sondern zu Land, war zugegeben; die Spanier, Italiener und Burgunder sollten innerhalb vierzig Tagen das Land verlassen, die Deutschen erst nach ihrer Ablöhnung, denn von der Erfüllung dieser Bedingungen war die Anerkennung Don Juans als Statthalter abhängig gemacht; dagegen mufsten

sich die Generalstaaten verpflichten, das Geld zur Befriedigung der Truppen zu schaffen, und in Artikel 10 mufsten sie auf Gewissen, Treue, Ehre und Glauben die Treue gegen die römisch-katholische Kirche und den König versprechen; ferner mufsten sie ihre eigenen Truppen entlassen und von allen mit dem Ausland eingegangenen Verbindungen absehen [1]). Die Generalstaaten ordneten an Oranien eine Gesandtschaft ab, um seine Meinung über das Edikt zu hören, aber ohne seine Antwort abzuwarten, hatten sie dasselbe schon unterzeichnet.

Dies war unerwartet für ihn gekommen; Don Juan hatte für den Augenblick das Spiel gewonnen, und man darf sicher annehmen, dafs Oranien seine Forderungen höher gespannt haben würde, wenn er diese unerwartete Nachgiebigkeit des Statthalters in den Kreis seiner Berechnungen gezogen hätte [2]). Zwar war der Friede von Gent in seinem vollen Umfange anerkannt worden, allein das ewige Edikt erwähnte die in jenem garantierte Sonderstellung Hollands und Zeelands in religiöser Hinsicht mit keinem Worte, vielmehr ging aus der präziesen Fassung des 10. Artikels sehr deutlich genug hervor, dafs Don Juan keineswegs gesonnen war, diese Sonderstellung anzuerkennen. Am 19. Februar erklärte deshalb Oranien mit den Staaten von Holland und Zeeland, dafs er bereit sei, das ewige Edikt zu unterschreiben, wenn ihm die Sicherheit gegeben werde, dafs, wenn die fremden Truppen an einem bestimmten Tage nicht aufser Landes seien, alle Verbindung mit Don Juan abgebrochen, die Austreibung der Spanier mit Waffengewalt bewerkstelligt, und weder Don Juan noch ein anderer Statthalter angenommen werde. Die Generalstaaten erklärten sich auch bereit (1. März), diese Sicherheit zu geben, allein sein Mifstrauen war

1) Vgl. Bor X. Hooft XI. „Archives“ V, 629 sqq. „Corresp. de Phil.“ V, 166.

2) „Corresp. de Phil.“ V, 239.

darum dasselbe; „welchen Schein vom Gegenteil Don Juan auch annehmen möge“, schrieb er an seinen Bruder Johann, „es ist durchaus nicht seine Absicht, die Pacifikation von Gent zu halten. [1])“ Was ihn und einen Teil des Volkes noch mehr in Harnisch bringen mufste, war die Bestimmung im Edikt, wonach das Land noch für die Bezahlung des fremden Kriegsvolkes aufkommen mufste, das man vor kurzem für vogelfrei erklärt hatte und das für seine schändliche Aufführung obendrein aus der Tasche der Bürger noch eine Belohnung bekommen sollte.

Während Don Juan im März und April in Löwen mit der Ausführung des ewigen Edikts beschäftigt war, so dafs Ende April der Abmarsch der spanischen Soldaten erfolgen konnte, hatte er, von der richtigen Überzeugung ausgehend, dafs ohne die freiwillige Unterwerfung Oraniens jeder Friede illusorisch sein würde, Unterhandlungen mit diesem eröffnet. „Er ist der Steuermann“, hatte Don Juan an Philipp geschrieben, „der das Schiff nach seinem Wohlgefallen lenkt; er allein kann es in den Grund bohren oder retten.“ Wieder war es Elbertus Leoninus, der den Prinzen auffordern mufste, „die günstige Gelegenheit zu ergreifen, um sein Haus vor den ungünstigen Schicksalswandlungen sicherzustellen“; allein sowohl diese Unterhandlung wie eine spätere in Geertruidenberg, wo sich aufserdem noch einige Abgeordnete der Generalstaaten eingefunden hatten, verliefen resultatlos: der Prinz war auch durch die glänzendsten Versprechungen nicht zu bewegen, seine Sache von der Hollands und Zeelands oder, was hier dasselbe sagte, von der der Reformierten zu trennen [2]).

1) „Archives“ V, 611.

2) „Corresp. de Phil.“ V, 279. 367. „Der Teufel unter den Gesichtszügen des Prinzen von Oranien“ sagt Don Juan. „Corresp. de Guill. le Tac.“ III, 289, sowie die Einleitung zu diesem Bande.

Am 1. Mai hielt Don Juan seinen feierlichen Einzug in Brüssel, und am 4. beschlossen die Generalstaaten auf Aerschots Antrag, wiewohl nur mit einer Stimme Mehrheit, ihn als Statthalter aufzunehmen und anzuerkennen, ohne bis zum vollständigen Vollzuge des ewigen Ediktes zu warten. Aber er konnte sich bald genug von der feindseligen Stimmung der Bürger überzeugen; wo sich einer von seiner Dienerschaft auf der Strafse blicken liefs, wurde er beschimpft und beleidigt, ja man drang auf die Ausweisung aller Fremden, die in Don Juans Dienst waren, und als einer von Don Juans Leibwache einen Bürger vor dem Stadthause, wo ersterer beim Mahle safs, unsanft zur Seite schob, erfolgte ein Auflauf, es erschienen 300 bewaffnete Bürger und Don Juans Leibwache wurde entwaffnet und vom Platze weggejagt. Dazu kam noch, dafs die Verhandlungen mit den deutschen Obersten über die Ablöhnung ihrer Truppen nicht vonstatten gingen und dafs man recht gut wufste, dafs Don Juan, der sich äufserlich den Schein gab, als wollte er diese Bestimmung des ewigen Edikts treu und gewissenhaft ausführen, im geheimen Einverständnis mit diesen Obersten stand und sie zu bestimmen wufste, auf keinen zur Ablöhnung ihrer Truppen gemachten Vorschlag einzugehen, sondern einfach im Lande zu bleiben [1]). Was er damit im Schilde führte, sollte sich bald zeigen. Aus seinen Briefen an den König geht hervor, dafs er schon im November 1576 entschlossen war, an die Gewalt zu appellieren; im Januar 1577 macht er diesem Vorschläge über den in Flandern zu führenden Krieg, im Mai giebt er den Rat, eine Flotte, unter dem Vorwand, sie gegen die Türken zu führen, auszurüsten und mit dieser England und Zeeland anzugreifen [2]). Und um das Mafs zu seinen Ungunsten vollzumachen, liefs er in Mecheln einen armen Kleidermacher,

1) Bor X und Hooft XII.
2) „Corresp. de Phil." V, 87. 372.

Peter Panis, dessen ganzes Verbrechen darin bestand, dafs er einem protestantischen Gottesdienst beigewohnt hatte, trotz Oraniens Fürbitte öffentlich enthaupten.

Mitte Juni hatte sich Don Juan nach Mecheln begeben, um sich den Kränkungen und Beleidigungen, denen er mit seiner Umgebung in Brüssel ausgesetzt war, zu entziehen. Aber auch hier fühlte er sich nicht sicher, Gerüchte über einen Anschlag auf seine Person traten immer bestimmter auf, Aerschot bestärkte ihn in seinem Argwohn, man werde ihn so lange gefangen halten, bis er unterzeichnet habe, was man von ihm verlange. „Wenn ich aber nicht unterzeichnen will?“ „Dann wird mit Ihnen geschehen“, antwortete der Herzog, „was mit einem Vorgänger Eurer Hoheit, einem Fürsten des Landes geschehen ist; man wird Sie zum Unterzeichnen zwingen, und dann wird man Sie und Ihr Gefolge aus dem Fenster werfen und auf den Picken auffangen [1].“

Um diese Zeit kam Margareta von Valois nach Spaa, wie es hiefs, der Bäder wegen, in Wahrheit aber um einige niederländische Herren für ihren Bruder Alençon zu bearbeiten, was ihr auch bei dem Befehlshaber von Cambrai und dem Statthalter von Hennegau, Lalaing, trefflich gelang. Um sie zu begrüfsen, begab sich Don Juan Mitte Juni nach Namen, und am Morgen des 24. bemächtigte er sich des Schlosses; der Kommandant der Festung hatte ihn mit seinem Gefolge arglos eingelassen, da er vorgab, vom Schlosse die Aussicht geniefsen zu wollen. Die aus einigen alten Soldaten bestehende Besatzung war bald überwältigt und mit ihrem Kommandanten aus dem Schlosse gejagt.

1) Vera et simplex narratio eorum, quae ab adventu D. Joannis Austriaci gesta sunt, 1578 (p. 13. 17. 19, und „Arch.“ VI, 141 sqq.)

II.

Vom Standpunkte Don Juans aus betrachtet kann man es diesem sicher nicht verargen, wenn er endlich, der fortwährenden Kränkungen und der unwürdigen Rolle, zu der er verurteilt war, müde durch eine gewaltsame That das zu erreichen suchte, was ihm auf dem Wege der Güte verweigert worden war. Es muſs für ihn, den Mann der That, dessen Element der Krieg und dessen Ideal der Waffenruhm war, unerträglich gewesen sein, volle neun Monate mit nichtssagenden, von keiner Seite ernstlich gemeinten und unendlich langweiligen Schreibereien und Verhandlungen zu vergeuden, monatelang an der Schwelle des Landes in Luxemburg um Einlaſs begehrend diesen mit dem demütigenden Bewuſstsein zu erhalten, dem Gegner Schritt für Schritt alle Zugeständnisse gemacht zu haben, welche der siegesgewisse Übermut dieses Volkes nur verlangen konnte [1]). Ob er aber staatsmännisch klug handelte, in dem Augenblicke, wo die spanischen und italienischen Truppen abmarschiert waren, die Rolle des passiven Zuschauers mit der des offenen Feindes und eines Angreifers zu vertauschen, sollte ihm bald klar werden. Ein Schrei der Entrüstung über diese flagrante Verletzung des eben geschlossenen Vertrags ging durch das Land, und daſs die Generalstaaten diesen Faustschlag ins Gesicht nicht ruhig hinnehmen würden, lag auf der Hand. Oranien konnte über die Verblendung seines Gegners jubeln, denn dieser selbst war es, der ihm allen durch das ewige Edikt verlorenen

1) In seinen Briefen an den König nennt er die Generalstaaten „Verräter an Gott und am König", er will sich „lieber mit den Türken herumschlagen als mit Doktoren argumentieren". Wiederholt bat er um seine Abberufung und schlug dem König für die Statthalterschaft die Kaiserin-Witwe oder die Herzogin von Lothringen vor. „Corresp. de Phil." V, 182. 184. 199. 202.

Vorteil als reife Frucht in den Schofs warf, und ihn auf den Triumphwagen setzte.

Die Verhandlungen zwischen den Generalstaaten und Don Juan begannen wieder, schienen sich aber ins Endlose zu zu dehnen. Der von letzterem zuerst angeschlagene hochtrabende Ton machte bald einer nachgiebigeren Stimmung Platz, da eine Überrumpelung der Citadelle von Antwerpen, der er das nämliche Schicksal zugedacht hatte, wie der von Namen, nicht nur total mifslang, sondern nur dazu diente, das Kastell in den ausschliefslichen Besitz der Staaten zu bringen, die dann mit der Schleifung desselben nicht zögerten und sämtliche fremde Truppen aus der Stadt jagten [1]. In Brüssel, wo die Aufregung und Erbitterung durch Marnix und Taffin noch geschürt wurde, hatte sich indessen ein aus 18 Männern bestehender Wohlfahrtsausschufs gebildet, der für die Verteidigung der von Don Juan bedroht geglaubten Stadt sorgen sollte, und die noch unschlüssigen Mitglieder der Generalstaaten mit sich fortrifs. Diese waren indessen durch Oranien in den Besitz der Briefe gekommen, mit denen Don Juan seinen Vertrauten Escobedo nach Madrid gesandt hatte und aus denen deutlich hervorging, was er im Schilde führte. Der Ton, den sie in ihren Antworten anschlugen, war ein bis jetzt unerhörter: sie sprachen rundweg die Hoffnung aus, dafs Don Juans Nachfolger, wenn er wieder aus königlichem Geblüt sein müsse, kein Bastard sein möge. Endlich, am 4. September, liefsen sie eine Art Ultimatum an Don Juan ergehen, dem dieser sich nach der allgemeinen Überzeugung unmöglich fügen konnte, aber das Unerwartete und Unglaubliche geschah dennoch, Don Juan nahm dasselbe an, und vielleicht wäre es doch noch zu einer friedlichen Beilegung der Krisis gekommen, wenn nicht ein, wenigstens für Don Juan unerwartetes Ereignis mit einem Schlag die Sachlage verändert hätte.

1) Die Einzelheiten s. Bor XI, Hooft XII und Motley, 3. Kap.

Am 23. September sollte der Ausgleichsentwurf ratifiziert werden, aber an diesem Tage zog Oranien, von den Achtzehnmännern und der von ihnen beherrschten Kommune dringend eingeladen, in Brüssel ein. Der Adel, die Bürgerschaft, alles eilte ihm entgegen und geleitete ihn, wie einen triumphierenden Imperator, durch die Strafsen, unter dem Jubel des Volkes und dem Läuten der Glocken; zu seiner Rechten ritt der englische Gesandte Dawison, zu seiner Linken Aerschot. Welche Gefühle müssen die Brust des Schweigers durchwogt haben, als er nach neun Jahren zum erstenmal wieder die Stadt betrat, in der Egmonts und Hoornes Häupter gefallen, und als er sich in seinen von Alba ausgeraubten Palast zurückzog! Jetzt wurden natürlich die Bedingungen, unter denen Don Juan als Statthalter angenommen werden sollte, in einer Weise verschärft, dafs ihre Verwerfung mit Sicherheit erwartet werden konnte. Denn nicht nur verlangten die Generalstaaten aufser der Rückgabe Namens und einer Reihe anderer Plätze, dafs alle Herren aus Don Juans Gefolge ihrer Ämter entsetzt würden, sondern man war auf eine Bedingung, die man früher hatte fallen lassen, wieder zurückgekommen, indem der Graf von Büren, Oraniens Sohn, aus seiner Gefangenschaft in die Niederlande zurückgeschickt werden solle; ferner sollte ein durch die Generalstaaten ernannter Staatsrat die Landesangelegenheiten besorgen und endlich — wohl die schimpflichste Forderung — mufste Elisabeth, die geheime Gönnerin Oraniens, in den Vertrag aufgenommen werden. Dies war zu viel für den Sohn Karls V., und da er zu gleicher Zeit die Nachricht erhielt, dafs die infolge des Vertrags von Marche en Fammenne weggeschickten Truppen von Philipp den Befehl erhalten, von Mailand aus den Rückmarsch in die Niederlande anzutreten, war er es jetzt, der gegen die Unterhändler der Staaten eine hohe Sprache führte, vor allem die Niederlegung der

Waffen und unbedingten Gehorsam seiner Befehle verlangte. Für Don Juan, der damit den ihm hingeworfenen Handschuh aufgehoben, waren jetzt die Tage schmachvoller Demütigung vorüber und, gestützt auf die alten spanischen Regimenter mit ihren schlachtenergrauten Führern, hoffte er, den Frieden nun nicht mehr erbetteln zu müssen, sondern ihn diktieren zu können. Aber es sollte ganz anders kommen.

Der stets wachsende Einfluſs Oraniens auf die Landesangelegenheiten, seine beinahe zu abgöttischer Verehrung gesteigerte Popularität, vor allem aber die stets zunehmende Macht und Bedeutung des Volkes, hatten die Eifersucht eines groſsen Teils des Adels, in erster Linie des Herzogs von Aerschot, in unangenehmer Weise berührt. Es schien für letztern die höchste Zeit, aber auch der günstigste Augenblick zu sein, den lange geplanten Schachzug endlich ins Werk zu setzen und den Prinzen mit einer vollendeten Thatsache zu überraschen. Ob dieser von den mit dem Herzog Matthias eröffneten Unterhandlungen unterrichtet gewesen, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden; es wird wohl kaum anzunehmen sein, daſs ihm, der überall seine Augen und seine Spione hatte, der Plan lange verborgen bleiben konnte, sicher ist jedenfalls, daſs derselbe ohne ihn und hinter seinem Rücken entworfen und ausgeführt wurde. Gegen Ende September wurde ein Bote nach Wien geschickt, um den Erzherzog zur Übernahme der Statthalterschaft einzuladen. Da dieser schon im Jahre 1576 sich bereit gezeigt hatte, für die Beruhigung der Niederlande einzutreten, so säumte er jetzt auch keinen Augenblick, der Einladung zu folgen. In der Nacht des 3. Oktober entfernte er sich heimlich aus Wien und kam am 29. in Diest an, wo die Generalstaaten ihn begrüſsen lieſsen. Letzteren hatte Aerschot am 9. Oktober Mitteilung gemacht und bei der Mehrheit derselben entschiedenen Beifall gefunden. Daſs des Erzherzogs Bruder, Kaiser Rudolf, von der ganzen Sache

nichts gewufst haben sollte und deshalb auch keine Mafsregeln zur Verhinderung der Abreise treffen konnte, wurde zwar vom kaiserlichen Gesandten in Madrid mit hochernster Miene offiziell versichert, doch ohne vieles Bedenken darf man ruhig das Gegenteil annehmen.

Bis aber der Erzherzog ins Land kam, hatten sich schon schwerwiegende Ereignisse vollzogen, und Oranien safs fester im Sattel als jemals. Der Wohlfahrtsausschufs in Brüssel hatte die Bürgerschaft derart bearbeitet, dafs am 17. Oktober die Meister der „Nation von St. Peter“ Oranien als Ruwaard von Brabant verlangten, und fünf andere „Nationen“ schlossen sich dem Antrag an, während drei eine zurückhaltende Stellung einnahmen. Wie schon hervorgehoben wurde, hatte Brabant gar keinen eigenen Gouverneur, sondern unterstand direkt dem Generalstatthalter, der in Brüssel residierte, aber da Don Juan nicht mehr als solcher betrachtet wurde, so verlor der Antrag bei den Ständen von Brabant viel von seinem verfassungswidrigen Charakter. Aber dennoch zauderten diese noch, den inhaltsschweren Schritt zu thun; da riefen jedoch die Achtzehnmänner ihre Parteigenossen aus Antwerpen, Löwen und Herzogenbusch herbei, eine wilde tosende Menge brach in den Sitzungssaal der Staaten ein und forderte drohend die unverweilte Annahme des Antrags. So wurde denn Oranien zum Ruwaard [1]) von Brabant ausgerufen und auch die Generalstaaten stimmten am 22. Oktober dem Beschlusse bei, machten jedoch die Bedingung, dafs Oranien

1) Da ein solcher nur in dem Falle ernannt wurde, wenn der Landesherr selbst verhindert war, die Regierung zu führen, so war diese Ernennung natürlich eine sehr tief eingreifende Mafsregel mit ausgesprochen präjudiziellem Charakter, und gerade deshalb wird auch der dritte Stand von Brabant auf die Annahme derselben gedrungen haben. Vgl. „Archives“ VI, 208 sqq. Und dazu Wynne, Geschiedenis, Anmerkungen, p. 52, oben.

sich genau an den Frieden von Gent, besonders an den dritten Artikel desselben zu halten habe [1]).

In letzterer Stadt hatten sich indessen stürmische Scenen abgespielt. Gegen den Willen eines grofsen Teiles des Volkes hatte der Staatsrat den Herzog von Aerschot zum Statthalter von Flandern ernannt, Oranien aber hatte trotz des heftigsten Widerspruchs in den Generalstaaten die Zurückgabe der den Gentern wegen ihrer Empörung von Karl V. genommenen Privilegien durchzusetzen gewufst. Kaum hatte Aerschot seinen Einzug in Gent gehalten (20. Oktober), als in einer stürmischen Versammlung der vier Glieder von Flandern laut die Furcht geäufsert wurde, dafs es dem Statthalter mit der Durchführung der zurückgegebenen Privilegien niemals ernst sein würde. Zu den einflufsreichsten Männern in Gent zählten zwei Edelleute, Johann von Hembyze, gewöhnlich nur Junker Jan genannt, und Franz van de Kethulle, Herr von Ryhove, zwei fanatische Calvinisten und ergebene Anhänger Oraniens; Ryhove hatte während der Verhandlungen, die der Pacifikation von Gent vorhergingen, die Truppen Oraniens in die Stadt gelassen. Dieser beiden Männer bediente sich jetzt Oranien zu seinem Schlage gegen Aerschot und die zwei ersten Glieder von Flandern (Adel und Geistlichkeit). Als am Abend des 28. Oktober Ryhove den Herzog auf der Strafse an die Ausführung der Privilegien mahnte, kam es zwischen beiden zu einem heftigen Auftritt, und Aerschot liefs sich zu den Worten hinreifsen, dafs man schon Mittel finden werde, um auch trotz Oranien diese Schreier nach den Privilegien zum Schweigen zu bringen. Ryhove hatte leichte Mühe, seine Gesinnungsgenossen, in deren Versammlung er sich alsbald begab, mit sich fortzureifsen, die schon bereitstehenden bewaffneten Banden zerteilten

1) Vgl. „Corresp. de Guill. le Tac.“ IV, Einleitung LVIII sqq., sowie den Anhang CXLIX sqq.

sich durch die Stadt, und schon um 11 Uhr war der Herzog aus seinem Bett gerissen und ein Gefangener. Weitere Verhaftungen folgten, darunter auch die des früheren Mitglieds des Blutrates, Hessels, von dem ein Brief an den Grafen von Roeulx verbreitet wurde, worin der Plan zum Verrate Flanderns an Don Juan enthalten war. Obwohl derselbe nachgewiesenermaſsen gefälscht war, so diente er doch dazu, die Aufregung in der Stadt zu steigern und letztere vollends in Oraniens Arme zu werfen. Aerschot wurde zwar auf des letzteren Verwendung am 10. Novemher wieder freigelassen, aber Hessels wurde in strenger Haft gehalten. Mit unvergleichlicher Schlauheit hatte sich Oranien bei diesen Vorgängen im Hintergrund zu halten gewuſst, und alle Verhandlungen mit Hembyze und Ryhove waren nur mündlich, und zwar durch Vermittelung von Marnix, geführt worden [1].

Am 7. Dezember 1577 sprachen die Generalstaaten die Absetzung Don Juans aus, erklärten ihn für einen Feind des Vaterlandes und legten auf die Güter seiner Anhänger Sequester. Drei Tage später, am 10. Dezember, wurde die „zweite oder nähere Brüsselsche Union“ geschlossen, die dritte, aber auch die letzte Bundesgenossenschaft, welche die 17 Provinzen umfaſste. Sie unterscheidet sich insofern nicht unwesentlich von der ersten Union von Brüssel, als sie die reformierte Religion als vollständig gleichberechtigt mit der katholischen anerkannte, während letztere und der Genter Friede die ausschlieſsliche Herrschaft der letzteren in 15 Provinzen ausdrücklich stipuliert und den Calvinisten nur Duldung zugesagt hatte [2].

Jetzt erst, nachdem alle inneren Angelegenheiten der Provinzen geordnet zu sein schienen, durfte Matthias den

1) „Archives“ VI, 219. 220. 224. Hooft XII. Bor XI. „Corresp. de Guill. le Tac.“ IV, Einleitung VII.

2) Wynne, Geschiedenis, p. 210.

so feurig begehrten Posten eines Statthalters antreten. Lange genug hatte man ihn allerdings warten lassen, und als endlich die Bedingungen seiner Aufnahme festgestellt waren, erklärte er ohne weiteres sich zur rückhaltslosen Annahme derselben bereit, und auch die weitere Bestimmung, daſs er den Prinzen von Oranien zu seinem Stellvertreter (Generallieutenant) annehmen sollte, lieſs er sich ruhig gefallen. Dadurch war er förmlich unter Oraniens Vormundschaft gestellt, der Volkswitz nannte ihn denn auch sehr bald den „Greffier des Prinzen“, da sich seine Hauptthätigkeit auf die bloſse Unterzeichnung der ihm vorgelegten Stücke beschränkte. Daſs die Generalstaaten beim Entwurf der neuen Konstitution die Pflicht des Entsagens und Selbstvergessens keineswegs geübt, läſst sich denken, sie konnten von nun an zusammenkommen, wann, wo und so oft es ihnen gut dünkte, der Staatsrat wurde von ihnen ernannt, und ohne ihre Zustimmung durfte der Statthalter keinen irgendwie in die Regierung des Landes eingreifenden Beschluſs nehmen. Am 18. Januar 1578 erfolgte der feierliche Einzug des Erzherzogs in Brüssel, wobei es natürlich an den üblichen Festlichkeiten nicht fehlte [1]).

In die einfluſsreiche Stellung, welche Oranien zum Herrn der Lage und zum Gebieter der ferneren Bewegung machte, war er hauptsächlich durch englischen Einfluſs gebracht worden. Nach dem offenen Bruch mit Don Juan hatten sich die Generalstaaten enger an Elisabeth anzuschlieſsen gesucht, und im November war der Gesandte der erstern, Havrech, schon so weit gekommen, daſs der Hof von Windsor sich zu einem Vertrag herbeilieſs, nach welchem England den Generalstaaten 100000 Pf. St. auf 8 Monate, und ein Hilfscorps von 5000 Mann

1) Bor XI, wo alle Artikel der Übereinkunft zwischen Matthias und den Generalstaaten angeführt sind. Über den Einzug in Brüssel vgl. Motley l. c., 4. Kap.

Infanterie und 1000 Reitern liefern sollte, wofür die Generalstaaten die englischen Rebellen aus den Niederlanden weisen und ohne Englands Rat keinen Frieden schlieſsen sollten. Daſs sich die nichts weniger als freigebige Königin zu einer solchen Unterstützung entschloſs, mochte ebenso seinen Grund in den ihr nicht unbekannt gebliebenen Absichten Don Juans auf Maria und den englischen Thron haben, es kam aber noch ein anderer Umstand hinzu, der für die englische Politik geradezu ein Lebensinteresse war. Oranien war persönlich vielmehr zu einem Bündnisse mit Frankreich geneigt, und die Unterhandlungen mit Alençon waren in vollem Gange. England aber konnte Frankreich die Besitzergreifung eines Teiles der Niederlande nicht gestatten; um also den Herzog von Alençon unschädlich zu machen, muſste die Ernennung des Erzherzogs durchgetrieben werden, der dann ganz auf die Unterstützung Englands angewiesen war. Oranien, dem dies nicht entgehen konnte, muſste also in erster Linie dem englischen Kabinet seine Unentbehrlichkeit begreiflich zu machen suchen. Und in der That gelang es ihm auch, durch sein persönliches Auftreten gegen den englischen Gesandten Dawison, das Miſstrauen gegen ihn zu überwinden, so daſs Walsingham dem niederländischen Gesandten erklärte, daſs Matthias den Prinzen zu seinem Stellvertreter ernennen müsse, wenn die Niederlande auf englischen Beistand rechnen wollten. Denn in England wuſste man so gut als in den Niederlanden, daſs sein maſsgebender Einfluſs auf den jungen, keineswegs mit besonderer Willenskraft und Charakterstärke ausgestatteten Erzherzog unvermeidlich sein würde [1].

1) Vgl. Holzwarths Abfall II.2, p. 412—414.

III.

Als Philipp die Nachricht vom Handstreich auf das Kastell von Namen erfuhr, war er in hohem Grade mifsvergnügt, mehr als je erwartete er in diesem Augenblicke den gewünschten Erfolg von friedlichen Verhandlungen, die ihm überdies durch die trostlose Lage seiner Finanzen und die Aussicht auf einen Angriff der Türken von selbst geboten waren. Dazu kam noch das persönliche Mifstrauen gegen seinen Bruder, dessen Absichten auf England ihn für die Sicherheit seines eigenen Thrones fürchten liefsen. Er gab ihn auf und sah sich nach einem andern Statthalter um, wartete aber, seiner tiefinnersten Natur getreu, bis zum September, ehe er einen entscheidenden Schritt that; so lange aber blieb Don Juan ohne Geld, und was jetzt vielleicht noch unheilvoller war, ohne Berichte und ohne Instruktionen. Granvella, dem er zuerst die Statthalterschaft anbieten liefs, lehnte wohlweislich ab, aber Margareta, die Gregor XIII. selbst dazu auffordern liefs, nahm an; als sie sich jedoch am 31. Dezember zur Abreise in die Niederlande anschickte, wurde sie von der Gicht niedergeworfen, und als sie am 13. Januar 1578 hergestellt war, erhielt sie — Gegenbefehl, und trotz wiederholter Anfragen und Klagen bis zum 30. August keine Nachricht mehr; aber die Genugthuung sollte ihr doch noch werden, dafs sich der König genötigt sah, einige Zeit darauf seinen Antrag bei ihr zu erneuern [1]).

Während Don Juan in seinem nach der Überrumpelung Namens an den Kaiser geschriebenen Brief sehr deutlich zu verstehen gab, was sein Bruder und er vom kaiserlichen Hofe erwarten und namentlich das unberufene Auftreten des Erzherzogs einer sehr bitteren und ironischen Kritik unterzog [2]), erwähnte Philipp in seinem

1) Gachard, Corresp. de Marguérite d'Autriche, Duchesse de Parma avec Philippe II, Tom. I, Einleitung.

2) Dieser von Tassis aufgesetzte und von Don Juan unter-

Schreiben an die Generalstaaten, das überdies in äufserst freundlichem, entgegenkommendem Tone abgefafst war, die Anstellung des Erzherzogs auch nicht mit einem Worte, sondern betonte allein die Notwendigkeit, seine königliche Autorität und die katholische Religion zu handhaben, und zwar, wie er ausdrücklich beifügte, auf dem unter seinem Vater Kaiser Karl geltenden Fufse [1]). Erst die ans Unglaubliche grenzenden Erfolge Oraniens und die immer dringender werdenden Vorstellungen Don Juans, dafs nur Feuer und Schwert imstande seien, die königliche Macht in den Niederlanden zu retten, „die sich mit Leib und Seele dem gröfsten Ketzer und Tyrann übergeben hätten", sowie seine Versicherung, dafs die Provinzen wirklich Oranien und nicht dem Könige gehörten — rüttelten Philipp aus seiner Lethargie auf, er gab jetzt den Befehl zur Rückkehr der Truppen aus Mailand und, was wohl seit langer Zeit nicht mehr erhört worden war, er schickte seinem Bruder 1900000 Thaler und versprach für jeden folgenden Monat weitere 200000, wofür nach seiner Meinung recht gut ein Heer von 45000 Mann ausgerüstet und unterhalten werden könne; auch meinte er, könne ein Teil des Geldes dazu verwendet werden, die Statthalter und Befehlshaber der den Generalstaaten gehörenden befestigten Plätze für die Sache des Königs zu gewinnen [2]).

Niemand war gewifs froher als Don Juan, dafs endlich die Waffen das entscheidende Wort sprechen sollten. Die spanischen Kerntruppen hatten ihren Rückmarsch bewerkstelligt und sammelten sich in Luxemburg; Alexander, Margaretens Sohn, hatte sie herangeführt, und mit ihm hatten die übrigen spanischen Heerführer den Boden betreten, der schon so häufig Zeuge ihrer Tapfer-

zeichnete Brief vom 11. Januar 1578 im Brüsselschen Archiv wurde zuerst von Motley (4. Kap.) veröffentlicht.

1) Bor XII und Hooft XIII.

2) Motley, ibid.

keit und ihres Feldherrntalents gewesen war; Peter Ernst von Mansfeldt hatte überdies frische Truppen aus Frankreich mitgebracht, das ganze Heer stand unter trefflicher Kriegszucht, und Don Juan selbst hatte auf sein ein Kruzifix tragendes Banner die Worte geschrieben: „In hoc signo vici Turcas, in hoc haereticos vincam!“

Das Heer der Generalstaaten, numerisch gleich stark wie das königliche (etwa 20 000 Mann), stand hinter letzterem sowohl hinsichtlich der Zusammensetzung und des inneren Gehaltes, sowie auch der Führung und Leitung weit zurück. Die in der Eile zusammengerafften Banden, denen sich nicht so ohne weiteres das erst durch jahrelange Disziplin mögliche feste Gefüge geben liefs, waren von Anführern befehligt, von denen die meisten kein anderes Verdienst aufzuweisen hatten, als dafs sie zum hohen Adel der Niederlande gehörten und die überdies noch höchst eifersüchtig auf einander waren. Das Fufsvolk befehligte Lalaing, die Reiterei Robert van Melun und Pardieu de la Motte die Artillerie, aber die drei Herren hatten es vorgezogen, ihren Posten zu verlassen und in Brüssel die Hochzeitsgäste des Herrn von Beersele zu sein, der sich mit der Nichte und Erbin des unglücklichen Markgrafen von Bergen verheiratete. Der Oberbefehlshaber des Heeres war eine ungekannte Gröfse, de Goignies, ein alter Soldat aus Karls V. Schule, der bei St. Quentin mitgefochten hatte, aber selbst noch hinter einem mittelmäfsigen spanischen Heerführer zurückstand. So konnte das Schicksal des 31. Januar, an dem sich beide Heere bei Gemblours — nicht weit von Namen — trafen, nicht zweifelhaft sein: mit dem ihm angeborenen Scharfblick entdeckte Farnese alsbald den wunden Fleck an der feindlichen Aufstellung, mit einer kleinen Reiterabteilung warf er sich auf die Staatischen, diese gerieten alsbald in Verwirrung, und in anderthalb Stunden war ihr Heer vollständig auseinander gesprengt: 30 Fahnen, die sämtliche Artillerie und alle Bagage, Goignies selbst

mit anderen Befehlshabern waren in den Händen der Spanier, 8000 Tote bedeckten das Schlachtfeld, 800 Gefangene wurden in der Maas ertränkt oder an Bäumen aufgehängt — und nicht einmal das ganze Heer Don Juans hatte am Kampfe teilgenommen. Was man bei Jemgun erlebt hatte, wo Albas Heer 7000 Mann tötete und nur 7 Tote zählte, wiederholte sich hier, kaum ein Dutzend Spanier hatten den Sieg mit ihrem Leben bezahlt. Die Früchte desselben waren auch sonst in jeder Hinsicht glänzend: eine Reihe von Städten und festen Plätzen öffneten die Thore oder wurden nach kurzer Gegenwehr bezwungen, so Löwen, Tienen, Nivelles, Beaumont, Chimay und Sichem; der Befehlshaber letzterer Stadt wurde im Fenster seiner Wohnung aufgehängt, die Besatzung über die Klinge gejagt und eine Menge Bürger ermordet. Denn Alexander, der den Platz eroberte, hatte, wie der Lobredner seines Hauses, der Jesuit Strada, mit Genugthuung bemerkt, die unzeitgemäfse Milde beiseite gesetzt [1]).

Wenn das unmittelbare Resultat des Sieges von Don Juan ein mächtiger Aufschwung des Calvinismus in Brabant, Flandern und Gelderland, sowie die weitere Unterdrückung des Katholicismus in den nördlichen Provinzen war, so ist diese Verknüpfung von Grund und Folge nicht so paradox, wie es auf den ersten Anblick scheinen könnte. Die Niederlage bei Gemblours hatte die Menge in den Städten erbittert, und Oranien durfte nur zugreifen, um das Heft noch mehr als bisher in die Hand zu bekommen. Sobalb es gelang, beim Volke die Überzeugung hervorzurufen, dafs die katholische Geistlichkeit mit ihren Sympathieen im spanischen Lager stehe, war es ein Leichtes, Strafsenaufläufe gegen dieselbe hervorzurufen; überdies hatten sich viele Geistliche geweigert, einen ihnen abver-

1) Bor XII; van Meteren VIII; Hooft VIII und Strada IX.

langten Eid zu schwören, nach welchem sie den Frieden von Gent, die Statthalterschaft des Erzherzogs mit Oranien anerkennen und Don Juan als Feind behandeln sollten. In Antwerpen, wo letzterer schon Ende 1577 die Obrigkeit mit seinen Anhängern besetzt hatte, wandte sich die Volkswut in erster Linie gegen die Jesuiten und dann gegen die übrigen Klostergeistlichen, die Scenen aus den Tagen des Bildersturmes wiederholten sich, und schon im März 1578 wurden calvinistische Predigten gehalten. — In Maastricht führte der Versuch eines Teiles der Besatzung, die Stadt in die Hände Don Juans zu spielen, zur Vertreibung der Kloster- und Weltgeistlichkeit; in Utrecht waren die Jesuiten schon im Januar ausgewiesen worden, und in Friesland wurde der Bischof gefangen genommen und mishandelt. Von unschätzbarem Werte für den Prinzen war aber die vollständige Herüberziehung Amsterdams auf seine Seite, ein Gewinn der die Niederlage bei Gemblours doppelt und dreifach aufwog. Bis dahin hatte es nicht gelingen wollen, diese Stadt mit ihrer fanatisch katholischen Obrigkeit und einem Heere von Ordensgeistlichen auf Grundlage der Pacifikation von Gent dem Prinzen zu unterwerfen, obwohl kein Mittel sowohl gütlicher Überredung wie auch der Gewalt gespart worden war. Ein Ende November unternommener Anschlag wurde vereitelt, aber dem Einflufs der Abgeordneten von Utrecht gelang es schliefslich, auch Amsterdam für die Sache der Staaten zu gewinnen. Der Vertrag, „satisfactie“ wurde am 8. Februar 1578 abgeschlossen, aber die Instandhaltung der katholischen Religion wurde dabei bedungen, während den Reformierten wenigstens Duldung zugesagt wurde. Damit waren aber letztere nicht zufrieden, am 28. Mai überraschte ein gewisser Bardes, ein feuriger Anhänger Oraniens, durch einen kühnen und glücklichen Handstreich den eben auf dem Stadthaus tagenden Magistrat, nahm ihn gefangen und liefs ihn mit sämtlichen Mönchen, aufserhalb der Stadt bringen

und hier laufen. Die Obrigkeit wurde verändert, natürlich in calvinistischem Sinne, und so hatten im Handumdrehen die Rollen gewechselt: der Protestantismus herrschte und hatte sich in den Besitz der Kirchen gesetzt, der Katholizismus mufste mit der Duldung zufrieden sein. Doch hatte diese Revolution kein Blut gekostet. In Haarlem dagegen kam es zu blutigen Auftritten: am 29. Mai, am Fronleichnamstage, brachen Bewaffnete in die „grofse Kirche" ein, schlugen Bürger und Geistliche nieder und zerstörten oder plünderten, was ihnen in die Hände fiel.

Alles Bisherige aber stellten die Vorgänge in Gent in Schatten. Auch hier hatte sich nach dem Vorbilde Brüssels ein Wohlfahrtsausschufs, mit Hembyze und Ryhove an der Spitze, gebildet, der die zu einem grofsen Teile aus Calvinisten bestehende Bevölkerung lenkte und beherrschte. So lange Oranien in Gent war (von den letzten Tagen des Dezember bis Mitte Januar 1578), hielt die Autorität seiner Persönlichkeit die gährenden Elemente noch einigermafsen im Zaum, als aber die Katastrophe von Gemblours bekannt wurde, da flammte der Hafs der von Karl V. so grausam gedemütigten Stadt gegen die Spanier in furchtbarer Weise auf. Nachdem schon im März 1578 calvinistische Predigten offen auf den Strafsen gehalten worden waren, wandte sich die Volkswut gegen die Kloster- und Weltgeistlichkeit. Die Kirchen und Klöster wurden ausgeraubt, der katholische Gottesdienst gestört, und am 28. Juni wurden vier Minderbrüder und zwei Augustiner lebendig verbrannt, nachdem sie unter der Folter die Verbrechen bekannt hatten, deren sie überwiesen werden mufsten. Zwar hatte Matthias im Mai ein Dekret ausgefertigt, das alle Gewaltthätigkeiten gegen die katholische Kirche verbot, allein die Plakate wurden abgerissen, vier Männer vom hohen Rat in Flandern ins Gefängnis geworfen und das Bistum von Gent für aufgehoben erklärt. Denn Hembyze ging allen Ernstes

mit dem Gedanken um, aus Gent ein zweites Genf und eine unabhängige protestantische Republik zu machen. Die Scenen in Gent wiederholten sich auf dem platten Lande, Hulst, Kortryk, Ekloo, Aalst, Yperen, Brügge, selbst Artois wurden von Ryhove überwältigt, der in diesen Plätzen Obrigkeiten nach seinem Sinne einsetzte, die Kirchen plündern und die Geistlichen verjagen liefs. Wer die Volkswut am meisten schürte, war Dathenus, ein früherer Mönch, der bekannte Übersetzer der Psalmen. In welchem Ansehen dieser bei den Reformierten stand, beweist die Thatsache, dafs er zum Vorsitzenden der Ende Juni in Dordrecht zusammengetretenen Synode ernannt wurde, welche einen Religionsfrieden zustande bringen sollte [1]).

Dafs ein solcher angesichts der immer gröfser werdengen Erbitterung der in ihren Rechten verletzten und mifshandelten Katholiken höchst notwendig war, wenn das die siebzehn Provinzen einigende Band nicht mutwillig zerrissen werden sollte, war schon längst zur allgemeinen Überzeugung geworden. Besonders Oranien war in diesem Sinne thätig, denn ihm war das Treiben von Dathenus, von dem er übrigens für einen Atheisten ausgemacht wurde, und die sinnlosen Brutalitäten Hembyzes und Ryhoves ebenso zuwider wie der bigotte Katholicismus mit dem Apparate fanatischer Mönche und der Inquisition. Gerne hätte er die vollständige Gleichberechtigung der beiden Konfessionen durchgetrieben, da ihm der staatsmännische Gesichtspunkt der politischen Einheit der siebzehn Provinzen höher stehen mufste, als das im Augenblicke zwar oben treibende, aber auf die Länge doch nicht haltbare Ideal der religiösen Eiferer auf beiden Seiten, und so kam, nachdem die Synode vier Wochen beratschlagt hatte, am 22. Juli ein aus dreifsig Artikeln be-

1) Vgl. Holzwarth, Abfall II.2, p. 420sq. und Jansen, Petrus Dathenus, een blik op zyn laatste levensjaren. 1872.

stehender Religionsfriede zustande, auf dessen Grundlage sich bei einigermaſsen gutem Willen leicht eine beiderseitige Verständigung hätte erzielen lassen. Die Hauptbestimmungen desselben sind: Jeder kann frei die eine oder andere Religion annehmen; die römisch-katholische Religion soll in den Städten von Holland und Zeeland sowie an anderen Orten für diejenigen, welche dies begehren, zugelassen sein, wenn ihrer nicht unter hundert Haushaltungen sind und diese sich wenigstens ein Jahr in dem Platze aufgehalten haben; dasselbe soll hinsichtlich der reformierten Religion in den anderen Orten stattfinden und die Obrigkeiten müssen die geeigneten Kultusstätten anweisen; endlich darf die Verleihung der Staats- und Gemeindeämter nicht vom religiösen Bekenntnis abhängig gemacht werden. Übrigens war ausdrücklich bestimmt worden, daſs der Religionsfriede nur in den Provinzen eingeführt werden sollte, die seiner ausdrücklich begehrten. Holland und Zeeland weigerten sich alsbald, denselben einzuführen, aber Oraniens Bruder, Johann, erst kürzlich zum Statthalter von Gelderland erwählt, wollte ihn wohl für diese noch der Mehrheit nach katholische Provinz, und man konnte es den Katholiken deshalb nicht verübeln, wenn sie klagten, daſs der Religionsfriede nur gefordert worden sei, um die Calvinisten zu begünstigen und die Katholiken zu benachteiligen. Daher wurde denn auch in Gelderland der Calvinismus unter militärischem Schutz gepredigt, und die Reformierten setzten sich in den Besitz der Kirchen in Wachtendonk und Geldern und plünderten die Kirche in Venlo [1]). In Gent wiederholten sich alsbald nach dem Schluſs der Dordrechter Synode die ärgerlichsten Scenen, und ein Verbot Oraniens gegen die Bilderstürmerei wurde mit der Plün-

1) „Archives“ VI, 416. 494 sqq. 501, wo Leoninus den Grafen Johann dringend zur Mäſsigung den Katholiken gegenüber ermahnt.

derung der St. Michaelskirche beantwortet. Als die Generalstaaten im September die Herausgabe der den Katholiken abgenommenen Kirchen forderten, antworteten die Achtzehnmänner kurzweg, daſs keine einzige Kirche abgegeben werde, da nur eine einzige Religion geduldet werden dürfe und die Verschiedenheit derselben nur Zwietracht bringe. So mächtig war die anti-katholische Bewegnng, daſs selbst Oraniens Einfluſs nicht hinreichte, die schreiendsten Unbilligkeiten zu verhindern. Erst im Dezember gelang es ihm, in Gent die Katholiken wieder in den Besitz der ihnen abgenommenen Kirchen und Klöster zu setzen.

Nicht so leicht machte sich die Sache in Brüssel. Hier leistete die katholische Bevölkerung energischen Widerstand, an ihrer Spitze stand Champagny; man verlangte die Einstellung der calvinistischen Predigten, aber als Champagny den 11. August seine Beschwerdeschrift überreichte, in der der Satz vorkam, daſs für Brüssel eine Ausnahme mit dem Religionsedikte gemacht werden müsse, weil es auch in Frankreich mit Paris stets so gehalten worden sei, rief die durch den Wohlfahrtsausschuſs aufgeregte Menge: „Was? Paris? Will man hier auch eine Bartholomäusnacht?“ Dies Wort warf den Funken in den aufgehäuften Zündstoff, als Champagny aus dem Stadthause trat, wurde er umzingelt, der Pöbel stürmte und plünderte sein Haus, und noch denselben Abend wurde er mit Glymes festgenommen. Am gleichen Tage kam vom Wohlfahrtsausschuſs in Gent die Forderung, daſs Champagny ihm ausgeliefert werden müsse, um sich wegen der Berufung von Matthias zu verantworten. Dieſs geschah, und es dauerte einige Jahre, ehe er seine Freiheit wieder erhielt [1]).

Überblickt man die verschiedenen Phasen des bisherigen Kampfes, so sieht man, wie zuerst Katholiken und

1) Bor XIII. Hooft XIV. van Meteren VIII. „Arch.“ VI, 451 sqq. 465. 507 sqq.

Reformierte durch den gleichen Haſs gegen Spanien verbunden in den Kampf treten, wie sie sich aber beide, nachdem der Zweck erreicht ist, gegen einander kehren. Der Gegensatz zwischen beiden und damit auch zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen wird verschärft, bis, da eine Versöhnung unmöglich ist, jeder Teil seinen Weg geht und dahin gravitiert, wohin ihn die Religion, das Interesse und Parmas Kriegsglück drängt.

IV.

Weit mehr als von ihren Feinden, den Spaniern, hatten die Provinzen im Laufe des Jahres 1578, hauptsächlich in der zweiten Hälfte desselben, von ihren sogenannten Befreiern und Beschützern zu leiden. Wie bereits bemerkt wurde, hatte sich Elisabeth endlich doch bereit finden lassen, die Generalstaaten mit Geld und Truppen zu unterstützen. Unglücklicherweise beging sie aber bei der Wahl eines Anführers einen argen Miſsgriff, denn Johann Casimir von der Pfalz stand sowohl was Charakter als Geistesfähigkeiten betrifft, selbt in der Wertschätzung seiner Freunde auf ziemlich niedriger Stufe. Ende Juni kam er mit etwa 12000 Mann unweit Koblenz über den Rhein, muſste aber eine Zeit lang bei Zutfen unthätig liegen bleiben, weil man seinen Truppen das bedungene Handgeld noch nicht hatte ausbezahlen können, und erst Ende August konnte er sich mit den staatischen Truppen unter Bossu bei Mecheln vereinigen, ging aber dann bald seine eigenen Wege, um den Hauptschauplatz seiner Thätigkeit in Flandern zu finden, wo er im Verein mit Hembyze und Ryhove die eben geschilderte Ausbreitung des Calvinismus betrieb; an den Vorgängen in Gent hatte er thätigen Anteil genommen [1]).

1) „Archives“ VI, 375—377. Hooft XIII.

Dafs Elisabeth diesesmal ihr bedächtiges Vorgehen und ihre knickerige Sparsamkeit verleugnend den Generalstaaten mit reelleren Mitteln als mit dem sonst gebräuchlichen diplomatischen Ränkespiel unterstützte, hatte, wie gesagt, seinen Grund in der jetzt offen hervortretenden Einmischung Frankreichs. Wie Alençons intrigante Schwester den Grafen von Lalaing und mit ihm einen grofsen Teil des wallonischen Adels für ihren Bruder zu gewinnen wufste, ist schon berührt worden. Mit tiefem Ingrimm hatte der auf Oranien eifersüchtige Adel es mit ansehen müssen, wie der von ihm durch die Berufung des Erzherzogs gegen den Prinzen geführte Schlag nur dazu gedient hatte, die Macht des letzteren zu steigern und in der richtigen Voraussicht, dafs Casimir von der Pfalze ebenfalls nur als Stütze des Calvinismus kommen könne, war man schliefslich darauf gekommen, sich an Alençon zu wenden und in ihm dem Prinzen einen Gegner zu schaffen und mit seiner Hilfe seine Übermacht zu brechen. Hinsichtlich der Unfähigkeit und der Charakterschwäche steht Alençon unter den Persönlichkeiten, die bis jetzt in den Niederlanden aufgetreten sind, wohl in der vordersten Reihe; in Frankreich von Katholiken und Hugenotten, denen beiden er gedient und die er beide verraten hatte, verachtet, sah er keine Schwierigkeit darin, die Hand, die noch mit dem Blute der Protestanten in Issoire befleckt war, der Königin von England anzubieten. Aber für Oranien kam er gerade zu gelegener Stunde, um ihn gegen die mit ihrer Unterstützung zaudernde Königin als hohen Trumpf auszuspielen, und in der That gab sie ihrer Entrüstung über die Gefahr und die Schande, die für die Niederländer aus dieser Verbindung mit Frankreich entstehen würden, unverholen Ausdruck. Anfangs August war Alençon in Bergen, und am 13. dieses Monats kam zwischen ihm und den Generalstaaten ein wahrscheinlich von Oranien entworfener Vertrag zustande, nach welchem ihm als „Beschirmer der Freiheit der Niederlande“ er-

laubt wurde, diese von der spanischen Unterdrückung zu befreien. Die einzelnen Bestimmungen der Übereinkunft waren aber für ihn äufserst demütigend: er mufste sich in jeder Hinsicht den Anordnungen der Generalstaaten unterwerfen, durfte sich in keiner Weise in die inneren Landesangelegenheiten einmischen, und mufste alle von ihm eroberten Städte und Plätze in den Niederlanden den Staaten überliefern; dagegen wurde ihm die Aussicht eröffnet, dafs, wenn die Generalstaaten je einen andern Oberherrn wählen würden, an den Herzog in erster Linie gedacht werden solle [1]). Aber auch seines Bleibens war nicht lange, der wallonische Adel kam bald zur Einsicht, dafs mit Alençon nichts auszurichten sei, die Städte kamen ihm mit unverkennbarem Mifstrauen entgegen, und so zog er schon am 19. Januar 1579 aus den Niederlanden ab, die er am 13. Juli 1578 betreten hatte. Ein grofser Teil seiner Truppen schlofs sich den „Malcontenten“ an, die jetzt eine Rolle zu spielen beginnen; aber noch einmal führte ihn sein Unstern ins Land, das er nur verlassen sollte, um bald darauf mit Schande und Schmach bedeckt sein ruhmloses Dasein zu enden. Unsäglich war während dieser Periode der sich aufdrängenden Befreier das Elend der Bevölkerung. Im Monat September, nachdem sich die Truppen Casimirs und Alençons mit den staatischen verbunden hatten, betrug deren Stärke 40000 Mann Fufsvolk und 16000 Reiter, deren Unterhalt monatlich beinahe eine Million Gulden kostete, und diese Last drückte hauptsächlich auf die südlichen Provinzen [2]). Holland und Zeeland hielten sich abgesondert und brauchten ihre Steuern zur Unterhaltung des eigenen Kriegsvolks und für die Herstellung der Deiche, ein Teil Brabants war von den Spaniern besetzt, in Gent und Wälschflandern hausten Casimirs und Ryhoves Banden,

1) Bor XII.
2) „Actes des États généraux“ II, 30.

und so mufsten die wallonischen Provinzen fast allein für das Tragen der öffentlichen Lasten aufkommen. Dieses materielle Elend hat sicher ebenso zu ihrer nicht mehr ferne liegenden Versöhnung mit Spanien beigetragen, wie das Auftreten der Calvinisten gegen die katholische Kirche.

Und Don Juan?

Nach dem Siege von Gemblours hatte ihn Philipp ohne Geld und Instruktionen gelassen; mit Ausnahme eines unbedeutenden Gefechtes bei Rymenant ruhten die spanischen Waffen fast den ganzen Sommer, dagegen wurde desto mehr Zeit und Eifer auf Verhandlungen und diplomatische Vermittelungen verwendet. Nachdem sich der Reichstag von Worms im Frühjahr 1578 mit den Niederlanden, deren Gesandter Marnix war, beschäftigt hatte, nahm der Kaiser das Friedenswerk in die Hand; da aber die Generalstaaten hartnäckig auf ihren Forderungen beharrten, so schienen sich auch diese Versuche zuerst zu zerschlagen, bis endlich Don Juan am 1. September bekannt machte, dafs der König das Friedenswerk in die Hand des Kaisers gelegt habe und dafs er nicht anstehen werde, allem nachzukommen, was der Kaiser oder seine Abgesandten beschliefsen werden [1]. Vierzehn Tage später warf ihn eine damals grassierende pestartige Krankheit aufs Siechbett, und am 1. Oktober 1578 hauchte er in einer elenden Hütte in seinem Feldlager bei Bouges, erst 33 Jahre alt, seine Seele aus. Man kann sich eines Gefühles des tiefsten Mitleids nicht erwehren, wenn man die letzten Briefe liefst, die der an Körper und Geist vollständig gebrochene Mann kurz vor seinem Tode an seinen Vertrauten und Waffenbruder, Andreas Doria, und an seinen Freund Mendoza, den spanischen Gesandten in Genua, richtete [2]. Was

1) „Actes des États généraux II, 18. 20. 21.

2) Bor XII und Hooft XIV.

ihm den Todesstofs versetzte, war die auf Philipps Befehl vollzogene Ermordung seines Vertrauten Escobedo, dessen treuherzige Arglosigkeit Philipp und Perez mifsbraucht hatten, um hinter Don Juans vermeintliche hochverräterische Entwürfe zu kommen [1]); rechnet man dazu noch das bittere Gefühl der unwürdigen Rolle, zu der ihn die Verhältnisse verurteilt hatten, sowie die Überzeugung, vom undankbaren König aufgegeben zu sein, und trotz der dringendsten Bitten doch nicht abberufen zu werden, so wird man die Worte begreifen, die er in seinem letzten Brief an seinen Bruder richtete: „Ich versichere Eure Majestät, dafs die Arbeit hier derart ist, dafs sie die stärkste Gesundheit und das kräftigste Leben zugrunde richtet.“ [2]) Das bald nach seinem Tode ausgesprengte Gerücht, man habe ihm Gift beigebracht, entbehrt jeder Begründung, wie auch die weitere Erzählung, dafs schon das Messer eines Mörders gegen den kranken Mann geschliffen war, wohl schwerlich bewiesen werden kann [3]). Um die Kosten des Transports der Leiche nach Spanien zu sparen, schnitt man den Leichnam in drei Stücke, die, jedes gehörig verpackt, an den Sattelknopf von drei Reitern gehängt und in Spanien wieder zusammengenäht wurden. Seinem Wunsche gemäfs wurde er im Escurial neben seinem Vater beigesetzt [4]).

1) Vgl. **Ranke** XXV. Bd., 4. Aufl., p. 146—148.

2) **Motley** l. c.

3) **Recueil** des bulletins de la Comm. royale d'histoire, 3. Série, 4. Bd., p. 496.

4) Vgl. **Motley** l. c. fin.

Viertes Kapitel.

Alexander Farnese. Die Union von Utrecht. Friedensunterhandlungen in Köln. Anjous Berufung. Die Abschwörung.

I.

Am 28. September, zwei Tage vor seinem Tode, hatte Don Juan ein Schriftstück unterzeichnet, wodurch Parma zu seiner Stellvertretung im Rate bevollmächtigt wurde, und am folgenden Tage ernannte er ihn für seinen Todesfall vorbehältlich königlicher Bestätigung zu seinem Nachfolger als Statthalter über die Niederlande; diese erfolgte auch am 20. Oktober.

Geboren 1544 in Rom als Sohn des Herzogs von Parma, Ottavio Farnese, und Margaretas von Österreich, und als Enkel des Papstes Paul III., dessen weltlicher Name Alexander auch der seinige wurde und am Hofe Philipps in Madrid zum vollendeten Spanier erzogen, zeichnete er sich unter Don Juans Augen bei Lepanto durch seine Tollkühnheit aus und, wie die Ehre des Tages von Gemblours eigentlich ihm gehört, ist schon im vorigen Kapitel berichtet worden. Die Truppen, welche nach der Überrumpelung des Schlosses von Namen aus dem Mailändischen wieder in die Niederlande zurückkehrten, hatte er auf dem Marsche befehligt [1]).

Wenn man sich die Situation vergegenwärtigt, unter der Parma die Zügel in die Hand nahm, so war diese für Philipp so ungünstig als möglich. Als Don Juan seinen Handstreich auf Namen ausgeführt hatte, waren

1) Über Alexander Farnese vgl. Ranke (XXX und XXXVI), p. 404sqq.

nur Luxemburg, Roermond, Deventer, Kampen, Namen, Charlemont und Marienburg im Gehorsam des Königs, der Sieg bei Gemblours hatte zwar eine weitere Anzahl von Städten hinzugefügt, allein verschiedene derselben waren wieder verloren gegangen, und der übrige Teil des Landes stand dem neuen Statthalter feindlich gegenüber. Aber in verhältnismäfsig kurzer Zeit lag der gröfsere Teil des Landes wieder unterworfen zu des Königs Füfsen, kaum sind fünf Jahre verlaufen, so stehen zehn von den siebzehn Provinzen als kompakte Einheit, fest in der Königstreue und noch fester im katholischen Glauben, dem separatistischen Norden feindlich gegenüber, und dafs Philipp vor seinem Hingang diesen Triumph noch erleben durfte, verdankte er ausschliefslich und allein dem noch jugendlichen Parma, der ebenso mit dem Scharfsinn und der gereiften Umsicht des Staatsmannes, wie mit dem kühnen, von einem genialen Feldherrn gezogenen Schwert freudigen Mutes das schwere Werk unternahm. Kein Vertreter der königlichen Autorität hat mit so geringen Mitteln so Grofsartiges geleistet, und zum erstenmal sah Oranien einen ebenbürtigen, man kann in militärischer Hinsicht dreist behaupten, einen überlegenen Gegner vor sich; denn hinsichtlich der Kunst, die ideale und religiöse Zeitströmung für praktische und politische Zwecke auszunutzen und die realen Machtfaktoren gegenseitig richtig abzuwägen, sowie in der mafsvollen Beschränkung auf den eigenen Kraftbereich waren sie einander gleich.

Der Punkt, wo Parma den Hebel einzusetzen hatte, hatte sich bereits gefunden: er brauchte nur mit richtigem Takt die Erbitterung der „Malcontenten“ — so hiefs die Partei in den südlichen Provinzen, die von Tag zu Tag entschiedener gegen Oranien und die Extravaganzen des Calvinismus Stellung nahm — auszunützen, um sich im Handumdrehen eine starke königsgesinnte Partei zu bilden. Der Anfang dazu war schon unter Don Juan gemacht worden, denn Valentin de Pardieu, Herr de la

Motte, einer der bei Gemblours geschlagenen Führer der Generalstaaten, hatte schon am 8. April 1578 seinen Frieden mit dem Könige gemacht, und wenn ihn die Generalstaaten am 16. März 1579 für einen Rebellen und Verräter erklärten, so hatte ihn Philipp dafür vorher in allen seinen Würden bestätigt und seinen Dank in klingender Münze, („Merced“) abgetragen. Wie das Beispiel de la Motte' auf andere hervorragende Vertreter des Adels wirkte, sollte sich in Bälde zeigen. Ein noch ausgiebigeres Feld bot die ebensowohl durch die Schändung des Friedens von Gent als durch die hohen Geldforderungen der Generalstaaten hervorgerufene Unzufriedenheit in Artois und Hennegau, denen sich Douai, Lille und Orchies angeschlossen hatten. Marnix war selbst nach Artois gegangen, aber in dem verschmitzten Prior Sarrasin besafs die katholische und königstreue Partei ein energisches Haupt, und die Losung, „man wolle sich lieber von seinem eigenen Fürsten mifshandeln als sich so grausam von einem Ketzer unterdrücken lassen“, war bald die überall ausgesprochene Überzeugung von Volk, Adel und Geistlichkeit. Als nun vollends Ryhove in Gent am 4. Oktober 1578 das frühere Mitglied des Blutrats, Hessels, mit dem früheren Bailli von Ingelmünster Visch aus dem Gefängnis holen und beide an einem Baum aufknüpfen liefs, als jeder Tag neue, teils wahre, teils übertriebene Berichte über Kirchenschändereien und Mifshandlungen von Geistlichen brachte, begreift es sich, dafs die Eröffnungen, die Parma mit der Todesanzeige Don Juans am 11. Oktober an die Staaten von Hennegau, Artois, Lille, Douai und Orchies gelangen liefs, sehr günstig aufgenommen wurden. Verschiedenemale hatten sich Hennegau und Artois klagend an die Generalstaaten gewandt und gefordert, dafs dem Unfug in Gent gesteuert werde; Oranien war selbst dahin geeilt, um dem Treiben der Calviner Einhalt zu thun, aber mit seiner Gegenwart war auch alsbald die Zurückhaltung, zu der die Häupter der

Bewegungspartei gezwungen worden waren, wieder verschwunden. Dagegen errang die katholische Partei in Atrecht den vollständigsten Sieg: durch einen kühnen Handstreich hatten sich am 15. Oktober die Anhänger Oraniens in den Besitz der Macht gesetzt und den Magistrat verhaftet, aber wenige Tage darauf warf ein Gegenaufstand der katholischen Bürgerschaft die neue Regierung nieder, die Häupter der Umsturzpartei büſsten auf dem Schafott oder am Galgen, und schon im November war der Calvinismus in Douai, St. Omer, Bethune und anderen Orten vollständig unterdrückt [1]). Zwei Monate später, am 6. Januar 1579 schlossen die Staaten von Artois und Hennegau, sowie Abgeordnete aus Douai in Atrecht ein Bündnis, dessen Zweck die Aufrechterhaltung des Friedens von Gent, die Handhabung der katholischen Religion und ihrer Privilegien, sowie das Festhalten am Gehorsam gegen den König war. Dazu luden sie auch in einem besonderen Schreiben die Generalstaaten ein, da aber von diesen nur Ermahnungen kamen, um bei der guten Sache auszuharren, so schlossen die Staaten der zwei genannten Provinzen und Abgeordnete von Douai, Lille und Orchies am 17. Mai 1579 mit Parma den Vertrag von Atrecht, durch welchen im Grunde genommen eigentlich nichts neues festgesetzt wurde, denn er bekräftigte in ihrem vollen Umfange die Pazifikation von Gent, die erste Union von Brüssel und das ewige Edikt. Der Vertrag, den der König bestätigte, enthält 28 Artikel [2]); der fünfte enthält die Bestimmung, daſs die fremden Kriegsvölker sechs Wochen nach Veröffentlichung des Ausgleichs die Niederlande verlassen und, einen auswärtigen Krieg ausgenommen, nicht mehr zurückgeführt werden sollten. Art. 15 stellt fest, daſs stets eine passende Person aus

1) Vgl. Gachard, Actes des États généraux II, Anhang: „Documents concernant la secession des provinces Wallones.“

2) Ibid. p. 522 sqq.

königlichem Geblüte zum Statthalter der Niederlande ernannt werde, wie auch dafs zum Landes- und Militärdienst nur Landeskinder verwendet werden dürfen, und in Art. 24 wird der König gebeten, eines seiner Kinder nach den Niederlanden zur Erziehung und zur Nachfolge in der Statthalterschaft zu schicken.

Dieser Vertrag von Atrecht bildet von nun an den Kern, um den sich die königstreuen und katholischen Elemente in den wallonischen Provinzen sammelten; das von la Motte gegebene Vorbild hatte unter dem Adel bald Nachahmung gefunden, am 6. April 1579 unterzeichnete Montigny, der Gouverneur von Hennegau — sein vollständiger Name ist Emmanuel Philibert von Lalaing, Marquis von Renty, Baron von Montigny — in Gegenwart des Bischofs von Atrecht in der Abtei Mont-Saint-Eloy seine vollständige Unterwerfung unter den König; bald folgten de Bours, der den Anschlag Don Juans auf Antwerpen vereitelt hatte und jetzt Mecheln verriet, Egmont, Lamorals Sohn, noch unbedeutender als sein Vater, aber ebenso wankelmütig wie dieser, der es mit seinem Ehrgefühl vereinigen konnte, dem Manne, der ihm den Vater gemordet, zu dienen, und Philipp von Lalaing, Baron d'Escornaix, Herr von Wavrin, der Halbbruder Montignys und ergebene Anhänger Alençons; bei Gemblours hätte er die Infanterie des staatischen Heeres befehligen sollen, safs aber mit noch anderen Heerführern beim Hochzeitsschmause in Bergen. Und als ob das Glück über den neuen Statthalter sein ganzes Füllhorn ausschütten wollte: im Dezember 1578 war Bossu, das bedeutendste militärische Talent auf der Seite der Generalstaaten, gestorben; seit seiner Gefangennehmung war er zu den Generalstaaten übergegangen und hatte denselben mit Treue und Glück gedient; in demselben Monat zog Johann Casimir ab, dessen Auftreten in Gent selbst seiner Beschützerin Elisabeth zu bunt war, denn in der That war er in der vordersten Reihe der unfreiwilligen Bundesgenossen

Parmas gestanden; und endlich im Januar 1579 verliefs auch Alençon das Land, das froh war, als sein Schirmherr, der sich ungefragt aufgedrängt hatte, den ruhmlosen Schauplatz verliefs.

Und was thaten die Generalstaaten angesichts dieser Rührigkeit des Statthalters und seines Anhangs?

Dafs Matthias zu jedem andern Zweck, nur nicht zu dem, um zu regieren, in die Niederlande gekommen war, ist schon gesagt; Granvella charakterisiert seine Regierung treffend mit den Worten: „l'archiduc ne peut rien" [1]. Als Alençon erklärt hatte, dafs er mit dem Erzherzog nichts, sondern nur mit den Generalstaaten zu schaffen haben wolle, brach der schwache Jüngling in Thränen aus! Ihres Herrn und Generalgouverneurs vollkommen würdig war die Haltung der Generalstaaten, nichts war imstande, sie inmitten der drohendsten Gefahr aus ihrer Schläfrigkeit wachzurufen, die günstigsten Gelegenheiten zum entscheidenden Eingreifen wurden versäumt, und wir werden sogleich sehen, wie trotz der äufsersten Anstrengungen Oraniens Maastricht verloren ging. Die Staaten der einzelnen Provinzen entfalteten einen gröfseren Eifer, freilich aber nur dann, wenn es sich um die Wahrung ihrer Sonderinteressen handelte; in Holland und Zeeland hatte sich während der Abwesenheit des Prinzen in Antwerpen und Gent ein republikanischer Geist eingebürgert, der manchmal den Charakter unverblümter Renitenz gegen die Weisungen Oraniens annahm; einzelne Städte weigerten sich direkt, seine Garnisonen aufzunehmen, und wie die Kommunen in Brüssel, Gent und Antwerpen das eigentliche Heft in den Händen hatten und dadurch naturgemäfs jedem Einheitsstreben von vornherein die Spitze abbrachen, ist ebenfalls schon gezeigt worden; in Antwerpen waren sogar Stimmen laut geworden, die Generalstaaten in corpore zum Fenster hinauszuwerfen; diesen centri-

1) „Archives" VI, 339.

fugalen Bestrebungen gegenüber stemmte sich Oranien vergebens mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit entgegen, aber er predigte tauben Ohren, wenn er auf die Notwendigkeit hinwies, die Generalität um jeden Preis und für immer zu wahren [1].

Die Ereignisse waren mächtiger als der Wille eines Einzigen, und der Vertrag von Atrecht zeigte von selbst den Weg, den der Prinz nunmehr einzuschlagen hatte, wenn noch gerettet werden sollte, was zu retten war. Die Pacifikation von Gent war an dem inneren Widerspruch, zwei heterogene Elemente durch ein politisches Band zu einigen, gescheitert, die Katholiken standen als geschlossene Partei da, die Malcontenten hatten zu den Waffen gegriffen, und wenn dem Vertrage von Atrecht nicht ein entsprechendes Gegengewicht gegenübergestellt wurde, so war der vollständige Triumph der spanischen Sache nur noch eine Frage der Zeit. Von selbst mufste deshalb der Gedanke nahe liegen, die nördlichen Provinzen durch ein innigeres Band aneinanderzuschliefsen und dem neuen Bündnis einen vorherrschend protestantischen Charakter zu geben. Schon im Jahr 1577 wurden nach Bor von einigen eifrigen Patrioten, worunter Paulus Buys, die nötigen Verbindungen in den Provinzen, die man zuerst gewinnen mufste, angeknüpft. Dafs Oranien als Generallieutenant von Matthias und als solcher im Dienste der alle 17 Provinzen umfassenden Generalität nicht selbst an die Spitze eines Bundes treten konnte, der offen die Losreifsung des Nordens vom Süden bezweckte, lag auf der Hand; überdies fesselte ihn seine Thätigkeit noch an Antwerpen und Gent, wo er allein imstande war, die calvinistischen Demagogen im Zaume zu halten und den Übergang von Brabant und Flandern zu Parma zu verhindern. Glücklicherweise fand sich ein Mann, der alle

1) „Archives“ VI, xxxiii—xxxvi; ferner p. 246. 337. 397. 415. 481. 530. 533. 564. 571.

Eigenschaften in sich vereinigte, die zur Stiftung und Leitung eines solchen Bundes unerläſslich waren: es war dies Oraniens eigener Bruder, Graf Johann von Nassau Katzenellebogen, seit 1. Juni 1578 Statthalter von Gelderland, das er mit dem glühenden Eifer eines Calvinisten an der Spitze von 16 holländischen Compagnieen reformierte.

Leicht war indessen die Arbeit nicht. Während eigentlich nur Holland mit voller Energie für den Abschluſs eines Bundes eintrat, stieſs man in den andern Provinzen auf offenen oder geheimen Widerstand. In Gelderland selbst wollte man von einem andern Vertrag als der Pacifikation von Gent lange nichts hören, ebenso in Overyssel, während auf Groningen, dem Burgflecken der katholischen und spanischen Partei im Norden, von vornherein nicht zu rechnen war. Als am 18. Juni in Arnheim der geldersche Landtag zusammengekommen war, um über die Verteidigung des Zutfenschen Quartiers zu beratschlagen, lieſs Graf Johann durch einen seiner Vertrauten den Plan zur Sprache bringen, und nach einer kurzen Debatte wurde beschlossen, die Angelegenheit auf dem folgenden Landtag zu behandeln. Mit Ausnahme von Holland und Zeeland, wo man Johanns Plan im Prinzip billigte, hatten sich in den Staatenversammlungen der übrigen Provinzen sehr erregte Scenen abgespielt, als es sich um die Frage handelte, Abgeordnete zu dem am 3. September in Arnheim abzuhaltenden Landtag zu schicken. Die von Overyssel beschickten diesen nur ad audiendum et referendum, in den Utrechtschen Staaten war die Opposition so heftig gewesen, daſs man erst nach wiederholten Sitzungen zu einem Beschlusse kam, in Gelderland waren die Bannerherrn, sowie das Zutfensche Quartier, wie auch Arnheim selbst, gegen den Plan, Friesland schickte keine Gesandte, und nur die Ommelanden, die alter Überlieferung zufolge stets unter den Gegnern Groningens ihre Bundesgenossen und Freunde suchten, waren erschienen. Trotz aller Bemühungen Jo-

hanns ging der Landtag auseinander, ohne einen Beschlufs gefafst zu haben. Ohne Zweifel hätte sich die Angelegenheit ohne das direkte Eingreifen Oraniens noch mehr in die Länge gezogen, auf seinen Rat wurde am 23. November eine Zusammenkunft in Gorcum gehalten, wo Abgesandte von Holland, Zeeland, Utrecht und Friesland erschienen. Hier wurde die Union festgestellt und am 6. Dezember vorläufig unterzeichnet; am 10. Januar des folgenden Jahres sollte der eigentliche Abschlufs in Utrecht stattfinden. Ehe es aber so weit kam, erhob der Widerstand noch einmal in drohender Weise das Haupt: die drentheschen Staaten verweigerten den Beitritt, Friesland, das in Gorcum erschienen war, hatte sich wieder zurückgezogen, Groningen beharrte auf seiner Ansicht, kein anderes Bündnis als den Frieden von Gent anzuerkennen, der Widerstand der Kapitelgeistlichkeit in Utrecht konnte nur durch Drohungen gebrochen werden, und in Gelderland blieben Bannerherrn und Zutfen störrisch wie zuvor, nur Arnheim hatte sich gefügt. Aber dennoch wurde, als man am 10. Januar 1579 in Utrecht wieder zusammenkam, das heifs ersehnte Ziel erreicht, am 23. Januar wurde die Union von Utrecht, auch die engere Union (nadere unie) genannt, definitiv unterzeichnet und am 29. feierlich vom Stadthause publiziert [1]). Der Inhalt derselben ist folgender:

1) Die Provinzen verbinden sich, für immer und allzeit so vereinigt zu bleiben, als ob sie nur einzige Pro-

1) Vgl. über das Zustandekommen der Utrechter Union: L. Ed. Lenting in Nyhoffs Bydragen, Neue Serie IV, 259 sqq.; ferner M. L. van Deventer, Gedenkstukken van Johan van Oldenbarnevelt en zyn tyd I, Einleitung XII—XVIII; v. d. Spiegel, Onuitgegeven stukken I, 33. 47 sqq. — Bor X und Archives VI, 326 sqq. 431 sqq. 486. 539—560. 568. 613. Kluit, Hist. der Holl. Staatsreg. I, 175 sqq.; P. L. Muller, De staat der Vereenigde Nederl. in de jaren zyner wording (1572—1594), p. 195 sqq.

vinz wären; doch soll jede Provinz und jede Stadt ihre Privilegien, Freiheiten und Kostümen behalten.

2) Die Provinzen sollen einander mit Leib, Gut und Blut beistehen gegen allen Zwang und alle Gewalt, die vom König oder seinetwegen gegen sie ausgeht.

3) Desgleichen sollen sie einander helfen gegen in- und ausländische Fürsten, Herren, Prinzen, Lande, Provinzen oder Städte, die ihnen Unrecht oder Krieg anthun wollen, soferne die Generalität der Union dazu beschlossen hat.

4) Die Städte, besonders die an der Grenze, müssen auf Kosten der Landschaft, worin sie liegen, verstärkt werden; die Generalität mufs übrigens die Hälfte der Kosten auf sich nehmen.

5) Um die dazu nötigen Gelder aufzubringen, sollen in den Provinzen auf gleichmäfsigem Fufse indirekte Steuern erhoben werden; es können dazu auch die königlichen Domänen dienen.

6) Genannte Steuern können je nach Umständen erhöht oder erniedrigt, dürfen aber zu keinem andern Zwecke, als zu dem in 5) genannten gebraucht werden.

7) Die Grenzstädte und im Falle der Not auch andere Städte, müssen nach dem Beschlufs der Generalität und dem vorher eingeholten Gutachten des Gouverneurs der Provinz, in der diese Städte liegen, Garnisonen einnehmen. Diese Garnisonen werden von der Generalität bezahlt, und Offiziere wie Soldaten schwören aufser der Generalität auch noch der Provinz oder Stadt der Garnison den Eid der Treue.

8) Um für alle Zeiten verteidigungsfähig zu sein, sollen alle Einwohner der unierten Provinzen, zwischen 18 und 60 Jahre alt, innerhalb eines Monats nach Bekanntmachung der Bundesakte aufgeschrieben werden.

9) Man soll keinen Bestand oder Frieden machen, keinen Krieg anfangen, keine neuen Steuern und Auflagen, welche die Generalität betreffen einführen, es sei denn,

dafs die Provinzen einstimmig dazu beschliefsen; in anderen Punkten soll Stimmenmehrheit entscheiden. Bei Meinungsverschiedenheiten über eine oder mehrere dieser Angelegenheiten soll man sich dem Ausspruche der im Augenblicke vorhandenen Statthalter unterwerfen.

10) Keine Provinz, keine Stadt darf ohne Zustimmung der Generalität ein Bündnis mit einem Nachbar schliefsen.

11) Die Aufnahme eines Nachbars in die Union kann nur durch Stimmeneinheit der Provinzen geschehen.

12) Die Provinzen sollen sich mit einander über einen einheitlichen Münzfufs und einen allgemeinen Kurs des Geldes verständigen; kein Mitglied der Union ist befugt, willkürliche Veränderungen darin anzubringen.

13) Was die Religionsangelegenheiten betrifft, so dürfen diese Holland und Zeeland nach eigenem Gutdünken regeln, die anderen Provinzen jedoch werden auf der Grundlage des Friedens von Gent solche Verfügungen treffen, als sie zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Wohlfahrt ihrer Einwohner für zweckmäfsig halten; übrigens soll jeder in seiner Religion frei bleiben, auch darf Niemand wegen dieser untersucht oder belästigt werden.

14) u. 15) bestimmen, dafs die Kloster- und Weltgeistlichen in den Besitz ihrer in dem Gebiet der Union liegenden Güter gesetzt werden; für den Unterhalt der Klostergeistlichen, welche während des Krieges ihre Konvente verlassen haben, soll gesorgt werden.

16) Entsteht zwischen zwei der Provinzen Streit oder Zwietracht, so soll diese durch die anderen Provinzen oder ihre Delegierte beigelegt werden. Geht aber der Streit alle Provinzen an, so entscheiden, wie unter 9) die Statthalter der Provinzen.

17) Um fremden Fürsten und Staaten keinen Vorwand zum Kriege zu geben, soll sowohl Eingeborenen als Fremden jederzeit gutes Recht gethan werden; erweist sich eine Provinz oder Stadt darin säumig, so kann sie durch die anderen Provinzen dazu gezwungen werden.

18) Keine Provinz und keine Stadt darf zum Nachteile anderer neue Auflagen und Steuern einführen oder die Bundesgenossen höher belasten, als ihre eigenen Einwohner.

19) Die Bundesgenossen sind gehalten, nach erhaltener Anschreibung, auf den bestimmten Tag in Utrecht zu erscheinen; wer nicht erscheint, mufs sich den ohne ihn gefafsten Beschlüssen unterwerfen, es sei denn, dafs es sich um sehr wichtige Angelegenheiten gehandelt und es mit der Beratung keine besondere Eile hat. Übrigens steht es den Abwesenden frei, ihre Meinung schriftlich abzugeben, was gehörig berücksichtigt werden soll.

20) Jeder der Bundesgenossen ist verpflichtet, alles, was ihm vorkommt und wovon nach seinem Urteil das Wohl und Wehe der Union abhängt, den gesetzlich bestellten Vertretern dieser mitzuteilen.

21) Giebt die dunkle und zweifelhafte Fassung eines Artikels der Union Veranlassung zu irgendwelchem Streit, so soll die authentische Interpretation durch alle Bundesgenossen einstimmig gegeben werden. Können letztere sich aber selbst nicht einigen, so soll wieder, wie in Art. 9 und 16, die Entscheidung den Statthaltern übertragen werden.

22) Sollte sich die Notwendigkeit ergeben, die Artikel dieser Union in einzelnen Punkten zu vermehren oder zu verändern, so darf dies nur mit Zustimmung der Bundesgenossen geschehen.

23) 24) 25) u. 26) Die Bundesgenossen verpflichten sich, allen diesen Artikeln nachzukommen, wofür sie sich mit ihren Personen und Gütern, sowie mit denen der Einwohner der Provinzen und Städte verbürgen; die Statthalter sind eidlich verpflichtet, den Bund zu halten, ebenso die Obrigkeiten und höheren Offiziere jeder Stadt, wie auch die Schutteryen und alle Bruderschaften und Kollegien; die Urkunden dieses Vertrags sollen von den

Statthaltern und den vornehmsten Mitgliedern und Städten der Provinzen besiegelt werden [1]).

Dem 13. und 15. Artikel wurde am 1. Februar noch eine nähere Erklärung, beziehungsweise Erweiterung beigefügt. Ehe die Schlufsredaktion angenommen wurde, mufsten in den verschiedenen der Versammlung vorgelegten Entwürfen noch zahlreiche Veränderungen angebracht werden, in dem mehrfach angeführten Werke von v. Deventer findet sich (p. 8) ein solcher Entwurf mit den von Oldenbarnevelt dazu gemachten Bemerkungen. Unterzeichnet wurde die Union natürlich in erster Linie vom Grafen Johann von Nassau, dann von vier Vertretern der Ritterschaft von Geldern und Zutfen, von drei Abgeordneten Hollands, worunter Paulus Buys, dem Vorgänger Oldenbarnevelts als Advokat von Holland, ferner von drei Zeeländern, für Utrecht von fünf Kapitelgeistlichen und endlich von zwei Mitgliedern der Staaten der Ommelanden. Dabei ist jedoch zu bemerken, dafs Middelburg, erbittert über die Beschränkung seiner Privilegien durch Oranien, die Unterzeichnung verweigerte, ebenso Amersfoort, das erst durch eine Belagerung dazu gezwungen werden mufste. Die übrigen Teile von Gelderland folgten noch in demselben und im folgenden Jahre, nur die Bannerherren blieben widerspenstig, Drenthe trat 1580 der Union bei, um sich aber bald wieder von ihr zu trennen, Overyssel unterzeichnete zwar nicht, erklärte sich aber im März 1580 als Bundesgenossen der Union, indem es auf Ansuchen des Prinzen der Generalität den Eid leistete und ebenso wie die anderen Provinzen zur Unionskasse beisteuerte [2]). Friesland und Groningen hatten nicht unterzeichnet, aber Renneberg, ihr Statthalter, hatte

1) Die Union ist ihrem Wortlaut nach abgedruckt bei Wynne, Geschied., Anmerk. p. 55 sqq.

2) P. L. Müller, geschiedenis der regeering in de nader geunieerde provincien (1579—1585), p. 116. 117.

dies gethan, und insofern konnte man auch diese als zur Union gehörend beschauen. Wie man sieht, waren die Geburtswehen dieser Union viel schwerer und länger als die des beinahe gleichzeitigen Vertrags von Atrecht, erstere wurde nicht provinzweise nach vorhergegangener Gutheifsung durch die Staaten angenommen, denn nirgends, Holland allein ausgenommen, war der Anschlufs ohne den Protest einer Stadt oder eines Standes erfolgt; man kann sagen, stückweise traten einzelne Landesteile, einzelne Edle und einzelne Städte bei, bis endlich im Lauf der Zeit die sieben unierten Provinzen eine geschlossene Einheit bildeten.

Es konnte natürlich nicht auffallen, dafs sich unter den Patrioten in Brabant und Flandern viele fanden, die im engeren Anschlufs an den Norden das einzige Rettungsmittel gegen den immer weiter um sich greifenden Abfall von der nationalen Sache im Süden fanden; Gent sandte deshalb auch Gesandte zur Versammlung nach Gorcum und erklärte sich mit dem Unionsentwurfe einverstanden; Gent und Brügge mit dem Freien, sowie Antwerpen und Breda traten denn auch bei. Man darf als gewifs annehmen, dafs sowohl der Erzherzog als auch die Generalstaaten in Brüssel diesen Schritt nicht ungerne sahen, indem sie ein wirksames Gegengewicht gegen die zu derselben Zeit in den wallonischen Provinzen vor sich gehende Bewegung fanden. Was Oranien betrifft, so unterzeichnete er die Union am 3. Mai 1579, also zu einer Zeit, wo sich die Hoffnung, die wallonischen Provinzen bei der nationalen Sache zu erhalten, infolge des Vertrags von Atrecht bedeutend verringert hatte. Wie bei Atrecht hatte man auch in Utrecht den Frieden von Gent in voller Unantastbarkeit und Verbindlichkeit anerkannt, beidemale gab man vor und glaubte man es teilweise auch, das in Gent zustande gekommene Werk zu befestigen und zu stärken.

Was nun den Regierungs- und Verwaltungsapparat der

Union betrifft, so war es sicher sehr wünschenswert, wenn alsbald eine energische Hand die Oberleitung nach aufsen und innen ergreifen konnte. In der That scheint es, als ob Graf Johann auch dafür in Aussicht genommen war, die Leitung des Kriegswesens wurde ihm übertragen, und auf sein Ansuchen wurden ihm zur Unterstützung zwei Räte an die Seite gegeben, Paulus Buys aus Holland und Wilhelm van Bockhorst, der Drost von Wageningen; überdies wurde er ermächtigt, um in Deutschland im Namen der Union Geld aufzunehmen. Ob er aber wirklich eine förmliche Anstellung und den Titel als „Direktor der Union“ hatte, ist sehr zweifelhaft; in keinem Falle hat er dieses Amt lange wahrgenommen, denn nach dem 12. März kommt sein Name als Haupt der Union nicht mehr vor [1]).

Was man so häufig seit der ersten Staatenversammlung in Dortrecht wahrnehmen konnte, wiederholte sich auch hier: das Selbständigkeits- und Unabhängigkeitsgefühl in den einzelnen Provinzen und Städten hatte schon so tiefe Wurzeln geschlagen, dafs man sich nicht gerne in die Privilegien und Souveränitätsrechte Eingriffe gefallen liefs. So kam es, dafs die Exekutive im Anfang einer Anzahl Deputierter übertragen wurde, welche verpflichtet waren, sich genau an die Instruktionen ihrer Auftraggeber, d. h. der einzelnen Staaten, die sie abgeordnet hatten, zu halten. Da der Geschäftsgang darunter natürlich leiden mufste, so wurde das Deputiertenkollegium durch eine Instruktion vom 19. August wesentlich verändert, indem aus ihm ein „Kollegium der näheren Union“ wurde, das von den einzelnen Provinzen unabhängig nur aus der Union ressortierte und permanent fungierte. Gelderland stellte zu diesem Kollegium der näheren Union 3, Holland 3, Zeeland 2, Utrecht 2, Fries-

1) Müller l. c., p. 44. 45 und van den Spiegel, Bundel van onuitgegeven stukken I, 192 sqq. 265. 266 und II, xxviii sqq.

land 3, die Ommelanden 2, Antwerpen 2, Gent 2 und Yperen 2 Deputierte. Aus der Instruktion verdient noch hervorgehoben zu werden, daſs das Kollegium in drei Kommissionen, für Krieg, Finanzen und Justiz, geteilt wurde. Dieser Zustand blieb bis zum Juli 1581, wo an die Stelle des Unionskollegiums der „Landrat" trat. Die Arbeitslast, die auf diesem Kollegium ruhte, muſs in der That eine enorme gewesen sein; nicht nur war es äuſserst schwierig, immer die nötigen Geldmittel zur Instandhaltung der Union aufzubringen, da die einzelnen Provinzen stets mit Ausflüchten bei der Hand waren und die Lasten von sich ab auf andere zu wälzen suchten, sondern die Ablöhnung und Befriedigung der Mietstruppen, die Verteidigung der durch den Krieg schwer heimgesuchten Provinzen Friesland, Overyssel und Gelderland erforderte die gröſsten Anstrengungen. Mit vollem Eifer hat sich denn auch der Landrat seiner Aufgabe hingegeben, und er verlegte häufig seinen Sitz, gewöhnlich in eine der overysselschen Städte, um dem Schauplatze der Gefahr desto näher zu sein [1]).

Überblickt man nun die staatsrechtliche Gestaltung der 17 Provinzen, so bietet sich ein wundersames Durch- und Nebeneinander von Verfassungen und Verträgen dar, die trotz ihrer heterogenen Natur doch allgemein als zu Recht bestehend anerkannt wurden. In Brüssel regierte Erzherzog Matthias mit seinem Generallieutenant Oranien und den Generalstaaten der 17 Provinzen auf Grundlage der Pacifikation von Gent. Wie schon hervorgehoben wurde, hatte man mit dem Abschluſs der Utrechter Union in keiner Weise die Autorität dieser Generalstaaten angetastet, sie vielmehr als die höchste Obrigkeit anerkannt. Nun trat aber der eigentümliche Fall ein, daſs die näher unierten Provinzen im Norden bald ebenfalls eine Art Generalität

1) **Müller** l. c., p. 112. 115, und „Archives" VI, 625, Vorbericht.

hatten, deren Exekutivgewalt dem „Kollegium der näheren Union“ übertragen war. Es bestanden also zwei Generalitäten, eine allgemeine mit Matthias an der Spitze und die engere von Utrecht, und folglich hatten die zur Utrechter Union gehörenden Provinzen zwei Regierungen! Nur ein Mann von der Thatkraft und der Autorität Oraniens konnte den sich mit innerer Notwendigkeit aus diesem Mifsverhältnis entwickelnden Conflikten die gefährliche Spitze abbrechen, und in der That war auch dank seinem Einflusse die separatistische Bewegung im Norden eine Zeit lang am Abnehmen, und der Wille, beide Regierungen in eine einzige zusammenzuschmelzen, scheint sowohl bei einzelnen Deputierten wie bei ihren Auftraggebern Eingang gefunden zu haben, — aber alles scheiterte schliefslich doch an dem Widerstand der streng provinzialistisch gesinnten Stadtregenten, die sich fortwährend auf ihre Privilegien beriefen; wären die einzelnen Provinzen dazu zu bewegen gewesen, den 5. Artikel der Union wirklich auszuführen und die Union finanziell unabhängig von den einzelnen Provinzen, also souverän im vollen Sinne des Worts zu machen, dann wäre Oraniens Lieblingsplan vielleicht doch noch verwirklicht worden. Nur Holland und Zeeland hatten dazu mit den Lincenz- und Konvooigeldern, die sie erhoben, einen Anlauf genommen [1]).

1) Seit der Einnahme Briels und dem Abfall anderer Städte begann Zeeland von dem nach den spanischgesinnten Städten getriebenen Handel ein Licenzgeld zu erheben, und es leuchtet ein, dafs der Feind, indem er die Waren teurer bezahlte, um den Betrag des Licenzgeldes besteuert wurde. Diesem Beispiele folgte auch Holland, und mit so aufserordentlich günstigem Erfolge, dafs die Einnahmen schon im ersten Jahre 850000 Gulden betrugen. Denn die südlichen Niederlande konnten die Zufuhr aus dem Norden je länger desto weniger entbehren. Bald nahmen die Licenzgelder den Charakter von Aus- und Einfuhrzöllen an, und als solche waren sie nicht nur Finanz-, sondern auch Schutzzölle, welch' letztere aber so bemessen wurden, dafs für alle für die Republik nötigen Bedürfnisse, die sie selbst nicht erzeugen konnte,

Dennoch aber ist die Utrechter Union der Eckstein der späteren Republik geworden; trotz aller Unvollkommenheit, trotz der mangelhaftesten Ausführungen gerade der Bestimmungen, welche recht eigentlich die Fundamente des neuen Gemeinwesens bilden mufsten, und trotz der offenkundigen, der Willkür und dem Provinzialgeist Thür und Thor öffnenden Unsicherheit und Ungenauigkeit ihrer Bestimmungen, hat sie doch, wenn auch im Laufe der Zeit verändert, länger als zwei Jahrhunderte

ein sehr niedriger, für die andern, welche eine ernstliche Konkurrenz befürchten liefsen, ein sehr hoher Tarif angenommen wurde. — Ähnlichen Ursprungs waren die Convooi- oder Geleitgelder. Während dieselben vor dem Ausbruch des Krieges von den Schiffen für das Recht, um gewisse Flüsse zu befahren, gefordert wurden, forderten die Seegeusen von allen Kauffahrteischiffen, die sie zum Schutz über das Meer begleiteten, und zwar von einheimischen sowohl als von fremden, eine Vergütung für diesen Dienst. Bald wurde es üblich, dieses Schutzgeld auch dann zu verlangen, wenn ein Schiff nicht eskortiert wurde, es galt dann bei den Geusenschiffen so viel als ein Freigeleite, und da die Geusen in jener Zeit bekanntlich auch die Schiffe Neutraler plünderten und nahmen, so wurde dadurch Plünderung und Wegnahme abgekauft. Und ein solcher Geleitschein war auch hochnötig, denn die Geusenflotte bedeckte in wenigen Jahren das Meer. Selbstverständlich wurden dadurch grofse Summen erhoben, und Oranien hatte im Anfang des Aufstandes vom französischen König heimlich die Erlaubnis bekommen, um in Calais den durch den Kanal in die Nordsee fahrenden Schiffen solche Geleitsbriefe zu geben, und er zog daraus ein Einkommen, das grofs genug gewesen wäre, um alle Kriegskosten zu decken. Allein die dadurch in ihrem Handwerk benachteiligten Kaper bekümmerten sich bald um diese Freibriefe nicht mehr und nahmen auch die mit solchen versehenen Schiffe weg. Diese Einnahmequelle, wenigstens aus der Nordsee, versiegte daher auch bald, dagegen bezahlten die Ostsee-Getreideschiffe nach wie vor das Convooigeld, und auch hier waren es wieder in erster Linie die südlichen Niederlande, welche die Getreidezufuhr nicht entbehren konnten, und deshalb mittelst einer solchen Besteuerung zu den Kriegslasten indirekt beitrugen. Die Kosten der Seemacht wurden davon eine Zeit lang auch vollkommen bestritten. — Vgl. Fruin, tien jaren, p. 63. 64.

gedauert und der Republik gestattet, jene expansive Kraft zu entwickeln, welche die Welt in Erstaunen setzte. Darf man sich deshalb wundern, wenn ein Staatsmann, wie van der Spiegel, unter dem die Republik zu Grabe getragen wurde, mit unerschütterlichem Glauben an der Möglichkeit der Verbesserung und zeitgemäfsen Reform der Utrechter Union bis zum letzten Augenblick noch festhielt? Denn diese war das Werk einer wirklich nationalen Partei, die durch die im Frieden von Gent errungenen Bürgschaften und Zugeständnisse nicht befriedigt sein konnte, und die nicht nur volle Freiheit, sondern auch die Exklusivität der Ausübung ihrer Religion verlangte. Während sie bereitwillig eine Autorität über sich anerkannte, hatte sie zugleich ein anderes Prinzip auf ihr Banner geschrieben, das — der Selbstregierung, ein Prinzip, das der Staatskunst der damaligen Zeit noch so gut als unbekannt war. Da die Reformation unter dem Bürgertum zur unbestrittenen Herrschaft gelangt war, so verschwand überall die Regierung der angesehenen katholischen Geschlechter, und an ihre Stelle trat die Herrschaft des dritten Standes, die durch frühere Ereignisse vorbereitet durch die Union von Utrecht ihre geschichtliche Sanktion erhalten hat. Es war wie eine Prophezeihung der kommenden Dinge, dafs der Turmwächter in Utrecht während der Unterzeichnung der Unionsakte die Glocke des Domes so gewaltig läutete, wie dies in hundert Jahren nicht geschehen war [1]).

II.

Während die mit den wallonischen Provinzen zustande gekommene Versöhnung ihre Früchte zu tragen begann und die Generalstaaten von Oranien unterstützt ihre ver-

1) van Deventer, Gedenkstukken I, Einl. XVII.

geblichen Warnungen und Ermahnungen an die Staaten von Artois und Hennegau richteten, welche diese mit der Abordnung einer Gesandtschaft an Parma beantworteten, ging letzterer mit der ihm eigenen Thatkraft an die Unterwerfung der widerspenstigen Provinzen. Während er das starke Maastricht, den Schlüssel zu den nördlichen Niederlanden, von Anfang März 1579 an mit einem eisernen Gürtel umklammert hielt, versuchte Philipp, des Grafen Egmont ältester Sohn, einen Handstreich auf Brüssel, um die Stadt für Parma zu gewinnen. Der Anschlag nahm aber ein ziemlich komisches Ende; denn als er mit seinem Regiment in die Stadt gedrungen war und auf dem großen Markt in der Mitte der Stadt Stellung genommen hatte, wurde er hier von den von allen Seiten zusammengeströmten bewaffneten Bürgern umzingelt und einen ganzen Tag und eine Nacht mußte er es sich gefallen lassen, die höhnenden Reden und Sticheleien der Bürger, wie am Pranger stehend, anzuhören [1]; er mußte froh sein, daß er dann ungehindert die Stadt verlassen konnte. Maastricht, das in den letzten Jahren so manchen Schicksalswechsel erfahren, war in gehörigen Verteidigungszustand gesetzt worden und die Belagerung und Einnahme der Stadt gehört zu den interessanteren Episoden der Kriegsgeschichte. Denn nicht nur verteidigten sich die Bürger mit einem Mut und einer Todesverachtung, die an die Tage von Leiden und Haarlem erinnert, nicht nur wurden Parmas Kerntruppen mehr als einmal mit blutigen Köpfen und ansehnlichen Verlusten abgeschlagen, sondern auf beiden Seiten wurde alles, was die damalige Kriegswissenschaft an die Hand gab, mit der zähesten Ausdauer praktisch zu verwerten gesucht: der Kampf wütete selbst unter dem Boden, der Bischof von Lüttich hatte den Spaniern 4000 Minenarbeiter geliefert und in der Stadt waren etwa

1) Gachard, Corresp. d'Alexandre Farnese avec Philippe II, I, 107. Bor XIII. Hooft XV.

2000 aus der Umgegend hinter die Festungswälle geflüchtete Bauern, welche zu demselben Zwecke gebraucht wurden und die von Parma angelegten Minen durch trefflich gegrabene Gegenminen unschädlich machten; und als es den Spaniern einmal gelungen war, ein Stück der Festungsmauer in die Luft zu sprengen, sahen sie hinter dem Schutt einen unangreifbaren Erdwall sich erheben. Ein vom Prinzen von Oranien geplanter Entsatzversuch konnte nicht zur Ausführung gebracht werden, da er dazu nur 6000 Mann zur Verfügung hatte und Parma's etwa 20 000 Mann starkes Heer sich um die Stadt selbst so fest verschanzt hatte, daſs Maastricht im eigentlichen Sinne von einer zweiten Festung eingeschlossen war. Endlich am 29. Juni gelang es, während sich die erschöpften und zusammengeschmolzenen Verteidiger sorglos der Ruhe überlassen hatten, in die Stadt zu dringen, und es begann ein Blutbad, das selbst einem Romero oder Don Fadrique Ehre gemacht haben würde: kein Alter, kein Geschlecht wurde verschont, am ersten Tage wurden 4000 Männer und Frauen ermordet, und noch zwei Tage dauerte die Schlächterei fort; nach Stradas Berechnung, der hier gewiſs ein unverdächtiger Zeuge ist, kamen während und nach der Belagerung 8000 Menschen, darunter 1700 Frauen, um. Parma, der fieberkrank zu Bett lag, erhob sich und, auf einem Thronhimmel sitzend, der von spanischen Soldaten getragen wurde, hielt er seinen feierlichen Einzug in die Stadt, auf deren Straſsen noch die verstümmelten Leichen der geschlachteten Einwohner lagen, und es braucht kaum gesagt zu werden, daſs sich der Zug in feierlicher Prozession nach der Kirche begab [1].

Niederschmetternd war der Eindruck, den die Nachricht von diesem Blutbad in den Niederlanden hervorrief.

1) Die Einzelheiten der Belagerung s. bei Motley, 2. Kap., und bei Strada 2. III. Bor, van Meteren und Hooft nennen, offenbar übertrieben, als Überbleibsel der vor der Belagerung etwa 34000 Seelen zählenden Bevölkerung kaum 3—400 Menschen.

Wie stets in solchen Fällen, suchte man auch jetzt nach einem Schuldigen, dem die Verantwortlichkeit für das Geschehene aufgebürdet werden konnte. Obwohl Oranien in der Zeit, wo ein Entsatzversuch noch recht gut möglich gewesen wäre, Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hatte, um die Generalstaaten zu ungesäumter Hilfeleistung zu bestimmen, so hatte er doch tauben Ohren gepredigt, und auch in Köln, wo über einen Ausgleich zwischen Philipp und den Niederlanden verhandelt wurde, hatten seine Anstrengungen, um während der Verhandlungen für Maastricht einen Waffenstillstand zu erhalten, nicht zum gewünschten Ziele geführt. Und doch wurde er mit Schmähungen überladen, die sich selbst vor den versammelten Generalstaaten äufsern durften [1]; ohne weiteres gab man seinem Ehrgeiz und seinem Unwillen die Schuld, dafs so viele Tausende seiner Landsleute hingeschlachtet worden seien; denn wie fast überall, so war auch in Brüssel eine spanische Partei, die eine solche Gelegenheit nicht unbenutzt vorbeigehen liefs. Oranien erklärte sich denn auch alsbald bereit, das Land zu verlassen, wenn er dadurch dem Vaterlande die langersehnte Ruhe geben könne. Aber dieses bedurfte seiner Dienste jetzt mehr als je, denn in Gent ging es seit einiger Zeit, auch nach dem Abzug Casimirs, toller als je zu.

Hier hatte Hembyze mit Dathenus vollständig das Heft in Händen. Der Religionsfriede, den Oranien bei seiner letzten Anwesenheit zustande gebracht hatte, war von kurzer Dauer gewesen, Plünderung katholischer Kirchen, Verhinderung des Gottesdienstes und Mifshandlungen von Geistlichen waren an der Tagesordnung, und der Magistrat ermunterte die Ruhestörer, statt sie nach Gebühr zu strafen. Die schriftlichen Ermahnungen des Prinzen wurden in den Wind geschlagen, und von Hembyze und Dathenus mit persönlichen Schmähungen

1) „Archives“ VI, 621; VII, 42. 43. 90

und Verdächtigungen beantwortet, ja Hembyze machte an der Spitze von 2000 Soldaten einen förmlichen Staatsstreich, nahm alle Mitglieder des Rates gefangen und setzte einen Ausschuſs von 18 Mitgliedern ein, alles, „um die Ausführung des Religionsfriedens zu verhindern, der nur ein Mittel wäre, um das entwurzelte Papsttum und die ausgerottete spanische Tyrannei wieder aufleben zu lassen“. Jetzt hielt es Oranien für geraten, selbst nach Gent zu gehen und ohne jede gewaltsame That, allein kraft seiner persönlichen Autorität und des Ansehens, in dem er stand., kassierte er alle von Hembyze genommenen Gewaltmaſsregeln. Dieser erhielt eine scharfe Zurechtweisung, und nachdem er und Dathenus in die Verbannung gegangen waren, herrschte wieder Ordnung und Ruhe in der Stadt [1]).

Ähnliche Scenen spielten sich in Antwerpen ab; der Prozession am Himmelfahrtstage (28. Mai), der Matthias selbst beiwohnte, wurde, als sie aus der Liebfrauenkirche gezogen war, durch Ketten, die man quer über die Straſse gezogen hatte, der Weg versperrt, vor den Miſshandlungen des Pöbels stob sie auseinander, ein Teil, darunter der Erzherzog, flüchtete sich in die Kirche, wo sie eine Zeit lang, vom Geschrei der Calvinisten umgeben, eingeschlossen blieb, bis Oranien herbeikam und dem Statthalter heraushalf. Aber kaum hatte er sich entfernt, um dem Magistrat die Sache mitzuteilen, als die Calviner die Thüren einschlugen, etwa 200 Geistliche herausschleppten, diese miſshandelten und in ihren Kirchengewändern auf ein bereitgehaltenes Schiff brachten, das sie nach Rupelmonde führte, wo sie bis zum 12. Juni eingeschlossen blieben. An diesem Tage proklamierte alsdann Oranien die Annahme der Utrechter Union, verbannte etwa 50 Geist-

1) „Archives“ VI, 586 sqq. 591. 617; VII, 31. 79, und die Note p. 82, wo Groen van Prinsterer gegen das gewöhnlich über Dathenus gefällte Urteil protestiert.

liche aus der Stadt, deren Bevölkerung nunmehr gröfstenteils aus Protestanten bestand, und räumte diesen verschiedene Kirchen ein [1]).

III.

Indessen hatten die vom Kaiser in Scene gesetzten Vermittelungsversuche den gewünschten Erfolg gehabt, denn Anfangs Mai 1579 begannen die Friedensunterhandlungen in Köln [2]). Es ist schon oben angedeutet worden (S. 452), wie Rudolf II. im Anfang des Jahres 1578, und zwar durch den Grafen von Schwarzburg, den Generalstaaten seine Vermittelung zur Aussöhnung mit Philipp hatte anbieten lassen; im Mai erschienen in Worms Gesandte von Matthias und den Generalstaaten, darunter Marnix, um deren Sache zu rechtfertigen, und als bald darauf ein kaiserlicher Gesandter zur weiteren Förderung der Angelegenheit in den Niederlanden erschien, fiel aus der Mitte der Stände schon das drohende Wort, dafs, wenn sie von Kaiser und Reich imstiche gelassen würden, ihnen nichts anderes übrig bliebe, als die Hilfe eines fremden Fürsten zu suchen. Dafs unter letzterem nur ein französischer Prinz oder Elisabeth gemeint sein konnten, wufste man am Wiener Hofe recht gut, und es wird dieser Umstand wohl mit zur Beschleunigung der kaiserlichen Schritte beigetragen haben. Des Königs Vertreter auf dem Kongrefs war Karl von Aragon, Herzog von Terranova, dem noch einige Räte beigegeben wurden; Matthias und die Generalstaaten hatten den Herzog von Aerschot, die Äbte von St. Gertrud und Marolles, Meetkerke,

1) Holzwarth, Abfall II. 2, p. 475. 476.

2) Vgl. Max Lossen, Aggäus Albada und der Kölner Pacifikationskongrefs im Jahre 1579, in Raumers Hist. Taschenbuch, 5. Folge, 6. Jahrg. (1876), p. 277 sqq.

Dr. Bucho Aytta, des Viglius Neffen, Caspar Schetz, Bernhard von Merode, Adrian van der Myle, Adolf van Goor, Herr zu Kaldenbroek und Aggäus Albada gesandt; die beiden Äbte und Meetkerke waren als Mitglieder des Staatsrates gekommen, die anderen hatten sowohl vom Erzherzog und den Generalstaaten als auch von den einzelnen Provinzen, deren Mandatare sie waren, Vollmachten mitgebracht. Erschienen waren: Brabant, Flandern, Gelderland und Zutfen, Holland und Zeeland, Utrecht, Friesland und Overyssel, Mecheln, Tournai und Tournaisis, und später auch Groningen mit den Ommelanden; Artois und Hennegau, die mit Parma unterhandelten, hatten keine Abgeordnete geschickt. Der Kaiser war vertreten durch den Grafen Otto Heinrich von Schwarzburg, die Kurfürsten von Trier und Köln und den Bischof von Würzburg; der kranke Herzog von Jülich hatte drei Räte delegiert. Der frühere Nuntius in Spanien, der den Spaniern sehr ergebene Castagna, der spätere Urban VII., war als Vertreter des römischen Stuhles erschienen.

Daſs die Verhandlungen resultatlos ablaufen würden, war schon nach dem Standpunkt, auf den man sich beiderseits gestellt hatte und der im Verlaufe des Kongresses sich zum unversöhnlichen Gegensatz entwickelte, leicht zu raten. Terranova war zwar auf Grundlage der Pacifikation von Gent zum Frieden bereit, aber er wollte anderseits das ewige Edikt Don Juans ebenfalls gehandhabt wissen, und hinsichtlich der religiösen Frage blieb Philipp unbeugsam. Während die Abgesandten der Staaten mit dem Bewuſstsein gekommen waren, als gleichberechtigter Teil und auf dem Fuſse einer unabhängigen Macht mit Spanien zu unterhandeln, muſste Terranovas hochtrabender Ton erbittern, in dem wieder die alten Phrasen von des Königs angeborener Milde, seiner Liebe zu seinen Unterthanen hervorgeholt wurden, so daſs es ein reiner Akt der königlichen Huld und Gnade sei, wenn Philipp sich herbeilieſs, das Geschehene zu vergessen und alle

Rechte und Privilegien zu bestätigen. In richtiger Würdigung der Lage hatte man auf spanischer Seite nicht versäumt, dem Prinzen von Oranien die weitgehendsten und umfangreichsten Anerbietungen zu machen; nicht nur sollten ihm seine Besitzungen zurückgegeben und er selbst in seinen Statthalterschaften bestätigt werden, sondern es wurden ihm neben der Bezahlung eines Teils seiner Schulden noch ein Geschenk von 100000 Dukaten angeboten. Parma selbst hatte nicht versäumt, dem Herzog von Terranova den Rat zu geben, die widerspenstigen Delegierten durch Geld zu gewinnen [1]). Allein Oranien war jetzt ebenso wenig bereit wie früher unter ähnlichen Umständen seine Sache von der der Provinzen zu trennen; im Juli wies er denn auch in einem Briefe an die kaiserlichen Kommissäre jedes Sonderabkommen zurück. Dafs er von Anfang an dem Frieden entgegenarbeitete und alles aufbot, um die Staaten zu bestimmen, auf ihren religiösen Forderungen und anderen Bedingungen zu bestehen, deren Verwerfung durch Philipp sicher war, ist unzweifelhaft [2]), da er von seinem Standpunkt aus darin nur eine neue Diversion der spanischen Politik, die auf dem Wege der Gewalt nichts erreicht hatte und jetzt den Weg der Güte betreten wollte, erkennen mufste. Überdies hatte der Fall und die grausame Behandlung Maastrichts durchaus nicht die auf spanischer Seite erwartete Mutlosigkeit und Einschüchterung der Provinzen zur Folge gehabt, im Gegenteil, die Gesandten der Stände spielten jetzt ihren Haupttrumpf aus, indem sie am 4. Juli die Erklärung abgaben, dafs, wenn es infolge der Hartnäckigkeit des Königs im Religionspunkt und der fortdauernden

1) „Non possum non monere tuam Excellentiam, quod medio pecuniario multae difficultates possunt explanari, si tua Exc. pecuniam largiatur nonnullis familiaribus ministris Commissariorum, eosque hac via expugnet, atque alios, quos convenire arbitrabitur.“ „Archives“ VII, 38 u. VI, 628 sqq.

2) Hugonis Grotii, Annalium, lib. III, 65. 66.

Gewaltthätigkeiten des Heeres nicht bald zum Frieden komme, die Stände zur Absetzung des Königs schreiten und den Herzog von Anjou als Landesherrn annehmen würden. Dies hielt aber Terranova nicht ab, am 10. Juli den Gesandten der Staaten einen Vertragsentwurf zu überreichen, in welchem alle königlichen Forderungen beibehalten waren, die Sonderstellung Hollands und Zeelands im Religionspunkt gar nicht erwähnt, vielmehr an das Ewige Edikt erinnert wurde, worin die Staaten die ausschliefsliche Aufrechterhaltung der katholischen Religion gelobt hätten; der 16. Artikel, in welchem den von der Kirche Abgefallenen eine Frist von vier Jahren gewährt wird, in der sie ihr Eigentum verkaufen können und in welcher auf Grund der Plakate keine Verfolgung gegen sie angestellt werden darf, — enthielt die verdächtige Klausel, dafs die Staaten diesen Termin abkürzen konnten. Obwohl man sich dann auf spanischer Seite zu einigen Zugeständnissen herbeizulassen schien, so forderten im September Erzherzog Matthias und die Generalstaaten die kaiserlichen Kommissäre auf, billigere Vorschläge zu machen, als die bisherigen. Die Aufnahme derselben in den Provinzen war verschieden, Herzogenbusch, Tournai und Tournaisis, wo man zum Frieden mit Parma entschlossen war, antworteten entgegenkommend, von den Provinzen und Städten, in denen Oranien und die Reformierten Einflufs hatten, erfolgten ausweichende und ablehnende Antworten. In Utrecht wurde die Verbreitung der Artikel vom Magistrat unter Strafandrohung verboten, in Zeeland wurden die Boten, die sie überbrachten, gefangen genommen, nnd man nahm ihnen dieselben weg, in Arnheim wurde das Schreiben nicht einmal geöffnet, und nach 200 Jahren lag das Paket noch uneröffnet im dortigen Archiv; den Boten, den der Landtag von Overyssel nach Köln schicken wollte, liefs Johann von Nassau niederwerfen, weil die Edlen, Kampen und Zwolle die Artikel annehmen wollten. Dennoch hielten die kaiserlichen Kom-

missäre bis Anfang November in Köln aus; aber erst, nachdem die Kurfürsten schon abgereist waren, kam der vom 23. November datierte Bescheid der Generalstaaten, in welchem alle früheren Forderungen beibehalten waren, namentlich wurde die Bewilligung der öffentlichen Ausübung der reformierten Religion und der Augsburger Konfession neben der katholischen verlangt. Terranova aber nahm die Artikel der Staaten, die in sehr kategorischem Ton abgefafst waren, gar nicht mehr an, da er sein Mandat für abgelaufen erklärte; am 2. Dezember verliefs er Köln, und damit hatte der mit so grofsem Pomp in Scene gesetzte kaiserliche Vermittelungsversuch seinen Abschlufs erreicht [1]). Oranien war auch hier der Sieger geblieben.

Aber auch Parma hatte nicht zu unterschätzende Resultate aufzuweisen: Luxemburg, das an der bisherigen Bewegung überhaupt nie teilgenommen hatte, Namen, Hennegau, Artois, Douai, Lille und Orchies, ein Teil von Brabant, besonders Mecheln, das, durch de Bours verraten, am 20. Juli sich unterwerfen mufste, und Herzogenbusch, ferner Limburg mit dem eben eroberten Maastricht gehorchten dem Könige, und im Januar 1580 legte Rennebergs Verrat ihm Groningen zu Füfsen. Schon im November 1579 stand er in Unterhandlungen mit Terranova, und Oranien war von verschiedenen Seiten gegen den Grafen gewarnt worden, ohne jedoch vorerst zum Einschreiten Veranlassung zu finden. Als aber die Wahrheit des Gerüchtes nicht mehr in Zweifel gezogen werden konnte, vielmehr aus unterschlagenen Briefen Rennebergs Vorhaben deutlich hervorging, lud ihn Oranien, der sich auf dem Wege nach Amsterdam befand, zu einer Unterredung ein. Dies beschleunigte den Entschlufs des Grafen;

1) Vgl. Bor XIII. van Meteren IX, wo die Verhandlungen mit den betreffenden Stücken sehr ausführlich gegeben sind. „Archives" VI, 657 sqq. 661 sqq. 669.

am 3. März 1580 erschien er mit Tagesanbruch mit 30 Reitern auf dem Marktplatz, seine zahlreichen geheimen Anhänger hatten sich pünktlich eingefunden, nachdem vorher die vornehmsten Anhänger der Staatenpartei aus dem Bett geholt und in sichern Gewahrsam gebracht worden waren; vor dem Stadthaus waren Geschütze aufgefahren, um die zu demselben führenden Strafsen zu bestreichen, und als der erste Bürgermeister, Hildebrand, in dessen Hause Renneberg noch am vorigen Abend einem Bankett beigewohnt hatte, herbeieilte, um an die Menge eine Anrede zu halten, stürzte er, von einer Kugel getroffen, zu des Grafen Füfsen nieder. Nunmehr war der Widerstand gebrochen, und Groningen wurde dann zwei Tage später wieder feierlich für den König in Besitz genommen. Damit hatte Parma auch im Norden des Landes festen Fufs gefafst, und von welcher Wichtigkeit diese strategische Position für den ferneren Verlauf des Krieges war, bewies die alsbald mit grofser Energie in die Hand genommene Belagerung des Platzes, der aber erst nach 16 Jahren wieder zur Union zurückgebracht werden sollte.

Seltsamerweise haben viele Zeitgenossen über Renneberg nicht das harte Urteil gesprochen, mit dem eine derartige Schändlichkeit sonst bestempelt zu werden pflegt. Der Grund dafür mag in der Persönlichkeit des Grafen selbst gelegen haben, da er äufserst angenehme und einnehmende Manieren hatte, bei einem schönen, gefälligen Äufsern ein gern gesehener Gesellschafter war und, was bei dem niederländischen Adel so äufserst selten vorkam, eine hohe wissenschaftliche Bildung befafs; vielleicht hat auch die Reue, die er über seine That kurz vor seinem Tod an den Tag gelegt haben soll, sowie der Umstand, dafs er durch seine Schwester Cornelia dazu verleitet wurde, dazu beigetragen. Das Urteil der Geschichte kann aber nicht hart genug über diesen verächtlichen Charakter lauten: denn er hat die Sache, der er diente, für Geld

und für andere ihm von Parma zugesicherte materielle Vorteile verraten [1]). Renneberg gehörte zur Familie der Lalaings, war ein jüngerer Bruder Anthonies von Hoogstraten, des treuen Freundes von Oranien und hatte seine Erziehung im Hause seines Vetters, des Statthalters von Hennegau, genossen; den Namen Renneberg hatte er von einem Oheim ererbt. Lange sollte er übrigens die Früchte seiner Niederträchtigkeit nicht genieſsen, er starb schon am 22. Juli 1581, ohne imstande gewesen zu sein, der Sache Philipps noch weitere Dienste zu leisten. Er hatte zwar Ende 1580 und Anfang 1581 versucht, Steenwyk, den Schlüssel zu Drenthe, in seine Gewalt zu bekommen, allein der wackere Hauptmann Cornput, ein treuer Anhänger des Prinzen, behauptete mit zäher Ausdauer den wichtigen Platz. An Rennebergs Stelle aber wurde Oranien von den Staaten Frieslands zum Statthalter ernannt [2]).

Die alsbald nach Rennebergs Verrat unternommene Belagerung Groningens, mit unzureichenden Mitteln begonnen und von unfähigen Führern geleitet, blieb resultatlos, und als Parma einen seiner Unterbefehlshaber mit einem Entsatzheere nach dem Norden schickte, wurde der Graf von Hohenlo, der ihm entgegen eilte, auf der Hardenberger Heide am 16. Juni 1580 vollständig geschlagen; dieser Mann, der in den folgenden Jahren noch mehr als einmal in den Vordergrund trat, entbehrte so ziemlich alle die Eigenschaften, ohne die sich selbst ein mittelmäſsiger Truppenführer kaum denken läſst; allein seiner hohen Geburt und der Verwandtschaft mit Oranien verdankte er seine Stellung, obwohl man, wie Albada meinte, „unmöglich unter einem solchen Anführer, der durch Sitten und Leben sich eher dazu eignet, um die

1) Borgnet, De Nederlanden onder Koning Filips II. (aus dem Französischen übersetzt), p. 161.

2) De Beaufort, Leven van Willem I. III, 431 sqq.

Schweine zu hüten, als fromme und rechtschaffene Männer zu verteidigen, auf Gottes Segen hoffen könne [1])." Überhaupt wurde der Krieg auf den verschiedenen Schauplätzen sehr matt geführt, Plünder- und Streifzüge wechselten ab mit unbedeutenden Gefechten, und es war natürlich die Bevölkerung des platten Landes, über die sich die Not und der Jammer in der gräſslichsten Form ergoſs. Zur Verzweiflung gebracht, von Hof und Haus vertrieben, von Freund und Feind gleichermaſsen mishandelt und ausgeplündert hatten sich die Bauern in Overyssel, Drenthe und einem Teile von Friesland zu bewaffneten Banden vereinigt und durchzogen plündernd und sengend das Land; Hohenlo hatte sie zwar zweimal auseinander gesprengt, aber nach seiner Niederlage tauchten sie aufs neue auf [2]).

Ein harter Schlag muſste es für Oranien sein, daſs seine treueste Stütze, sein Bruder Johann, im Sommer 1580 die Niederlande verlieſs. Er war der fortwährenden Zwistigkeiten in den Staaten von Gelderland müde, diese Provinz war auſserdem theilweise in den Händen Parmas, unbezahlte staatische Truppen und die aufständischen Bauern machten ihm ebenso viel zu schaffen wie die Anschläge der Malcontenten, überdies war es sein eigener Schwager, Graf Wilhelm van den Berg, einer der gelderschen Bannerherren, dessen Hand den Widerstand der Staaten gegen alles, was von Johann ausging, organisiert hatte. Er selbst hatte seinem Bruder für allgemeine Landeszwecke 570000 Gulden vorgeschossen [3]), sah sich jetzt aber selbst in bitterer Armut; „der Bäcker weigerte sich, ihm Brot auf Kredit zu geben, er muſste abends oft, ohne gegessen zu haben, zu Bett gehen, seine Woh-

1) „Archives" VII, 370, er wird hier von schwereren Beschuldigungen zu schweigen, ein leichtsinniger Trunkenbold genannt.
2) Ibid., p. 184.
3) Motley, 4. Kap., und „Archives" VIII, 480 sqq.

nung war ein hölzerner Schuppen, der ihn kaum gegen Kälte und Nässe beschützte" [1]). Überdies riefen ihn Familienverhältnisse und der Zustand seiner Grafschaft nach Deutschland; seine Frau war eben gestorben und er heiratete bald darauf die Tochter des Kurfürsten von der Pfalz. Übrigens liefs er seinen ältesten Sohn, Wilhelm Ludwig, den spätern herrlichen Statthalter von Friesland, in den Niederlanden zurück, für welche dieser schon die Waffen getragen hatte. Graf Johann verliefs das Land, ohne dafs ihm ein formeller Abschied bewilligt oder sogleich ein Nachfolger in seiner Statthalterschaft ernannt worden wäre [2]). Am 15. Oktober 1883 wurde sein Denkmal in Utrecht enthüllt, und die Nachwelt hat dadurch, wenn auch spät, ihm die verdiente Huldigung dargebracht.

Zum Schlusse mag hier noch eines komischen Zwischenfalles erwähnt werden, der wieder einmal recht schlagend die schwankende Politik am Hofe in Madrid beweist. Komisch kann man den Versuch Philipps nennen, seiner Schwester Margareta wieder die Statthalterschaft zu übertragen, weil er sich der Meinung hingab, als ob ihr Erscheinen in den Niederlanden und ihre Persönlichkeit das Ziel erreichen würde, um das sich Männer, wie Alba, Requesens, Don Juan und Alexander vergeblich bemüht hatten. Im Vertrage von Atrecht war bedungen worden, dafs innerhalb sechs Monaten die Statthalterschaft einem Prinzen oder einer Prinzessin aus dem königlichen Hause übertragen werden sollte. Margareta war alsbald bereit, den Posten, den sie früher so ungern verlassen, wieder anzunehmen, sie begab sich auf die Reise und kam im Sommer 1580 in Luxemburg an, von wo sie sich nach Namen begab und mit ihrem Sohne Alexander zusammentraf, der nach den Intentionen des Königs nunmehr nur

1) „Archives" VII, 109 sqq. 328 sqq. 487.

2) Ibid., p. 554. Er scheint übrigens später wieder eine Zeit lang die Absicht gehabt zu haben, in die Niederlande zurückzukehren. Vgl. „Archives" VIII, proleg. p. XI.

noch die Leitung der Kriegsangelegenheiten haben sollte. Aber Parma, der keineswegs mit einer solchen untergeordneten Rolle zufrieden war, bat kurzweg um seine Entlassung, und als Margareta sich überzeugt hatte, dafs ihr Sohn unter keinen Umständen nachgeben würde, war die Lust, wieder zu herrschen, bei ihr verschwunden, und auch sie bat um ihren Abschied. Philipp mochte sich nachgerade doch selbst überzeugt haben, wie gefährlich es sein mufste, in einem so kritischen Augenblick die Zügel der Regierung aus den Händen eines entschlossenen, tapferen und einsichtsvollen Mannes in die einer Frau zu legen; Granvellas Vorstellungen werden den König wohl auch zur Nachgiebigkeit bewogen haben, — nach langem Zögern, erst Ende 1581, enthob er seine Halbschwester von dem ihr übertragenen Amt, und Alexander Farnese erhielt zu gleicher Zeit seine Anstellung als Generalstatthalter. Ihr Wunsch, alsbald nach Italien gehen zu können, ging aber nicht in Erfüllung, sie mufste noch einen längeren unfreiwilligen Aufenthalt in den Niederlanden nehmen, sei es, dafs Philipp nicht wollte, dafs ihre plötzliche Abreise zu unliebsamen Gerüchten Veranlassung geben und Aufsehen erregen könnte, oder weil er, zur Friedenspolitik entschlossen, doch noch die geheime Hoffnung hegte, durch sie Einflufs auf die Regierung des Landes zu erlangen. Erst im September 1583 verliefs sie auf Nimmerwiedersehen die Niederlande [1].

IV.

Alle Mittel, die man bis jetzt angewendet, um Oranien zu einem Vergleich mit dem König zu bewegen, hatten sich als nutzlos erwiesen, die glänzendsten Versprechungen

1) Gachard, Corresp. de Marguérite d'Autriche I, préface xxxvii sqq.

hatten jenen nicht vermocht, seine Sache von der der Provinzen und des Protestantismus zu trennen. Davon hatte man sich in Madrid nachgerade genugsam überzeugt, daſs die Zeit, in der man mit dem Schwert in der Faust den widerspenstigen Provinzen den Frieden vorschreiben könne, noch in unabsehbarer Ferne liege, aber ebenso gut wuſste man dort wie in den Niederlanden, daſs Oranien und nur er die Seele des Widerstandes und daſs es nur die Allgewalt seiner Persönlichkeit sei, welche dem Kampf gegen Spanien, auch wo er scheinbar zu erlahmen begann, immer wieder neues Leben einhauchte. Wenn es gelingen würde, sich dieses Mannes auf die eine oder andere Weise zu entledigen, so hoffte die spanische Politik mit gutem Grunde der Verwirklichung ihres Zweckes um ein gutes Teil näher gerückt zu sein. Der Grundsatz, sich eines unbequemen und hinderlichen Gegners durch einfache Beseitigung desselben zu entledigen, bildet einen integrierenden Bestandteil der damaligen Staatskunst überhaupt; die Theorie des Tyrannenmords — und ein Tyrann war der den Groſsen im Wege stehende Fürst ebenso gut wie der widerspenstige, eine gefährliche Macht entfaltende Vasall — war in die Anschauungen der Zeit so vollständig übergegangen, daſs der privatrechtliche Begriff eines Mordes hier gar nicht in Betracht kam. Daher auch die sonst unerklärliche Erscheinung, daſs man den Tod einer einfluſsreichen und wichtigen Persönlichkeit stets auf gewaltsame Ursachen zurückführte: Don Juan von Österreich galt vielen Zeitgenossen als das durch Gift aus dem Weg geräumte Schlachtopfer Philipps, und selbst Bossus Tod kam auf Rechnung Oraniens, der seinen früheren Feind und späteren Anhänger durch eine Austernpastete habe vergiften lassen.

Bis in das Jahr 1572 hinauf läſst sich auf spanischer Seite der Plan verfolgen, den Prinzen durch Mord aus dem Weg zu räumen. Alba und Requesens hatten bereitwilligst dazu die Hand geboten, nur muſste

auch der leiseste Schein vermieden werden, als gingen diese Anschläge von Philipp selbst aus [1]). Aber bei Farnese fand Philipp ein geneigteres Ohr. Der Plan zur Vogelfreierklärung des Prinzen wurde dem König von Granvella eingegeben. Es war ein italienisches Mittel, wie sich der Kirchenfürst ausdrückte. Im November 1579 beauftragte daher der König seinen Neffen, ein Banndekret gegen Oranien aufzusetzen und dabei die seiner Zeit von Karl V. gegen Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen ausgesprochene Achterklärung zum Muster zu nehmen [2]). Als Farnese seinem Staatsrat die Angelegenheit vorlegte, machten sich verschiedene Meinungen geltend; abgesehen davon, daſs die Achterklärung die Sympathieen des Volkes gegen den Prinzen nur vermehren müsse, sei es auch ein groſser Unterschied, ob der Kaiser in Übereinstimmung mit den gesetzlichen Vertretern des Reichs und auf Grund alter Reichsgesetze den Bann ausspreche, oder nur ein gewöhnlicher König auf seine eigene Autorität hin, wozu noch der weitere miſsliche Umstand käme, daſs der König durch eine solche Maſsregel seine eigene Ohnmacht gegen den gefürchteten Gegner eingestehe. Allein Philipp beharrte auf seiner Forderung. Farnese lieſs einen Entwurf des Banndekrets ausarbeiten, aber erst Ende August 1580 wurde das Dekret in den Provinzen, welche die Autorität des Königs anerkannten, bekannt gemacht. Dasselbe

1) Ob Don Juans „ritterliche Seele“, wie die von einem Historiker dem andern nachgeschriebene Phrase lautet, den Prinzen vor Meuchelmordsversuchen bewahrte, mag dahingestellt bleiben; es läſst sich nur so viel sagen, daſs kein Beweis für einen vom König dazu gegebenen Auftrag erbracht werden kann; überdies war Don Juans Lage nicht derart, daſs er ohne Gefahr für seine eigene Stellung zu diesem Mittel hätte greifen können. Übrigens nahm er das Anerbieten von Havrech, der Champagny niederschieſsen wollte, sehr gerne an. „Corresp. de Phil.“ V, 369.

2) „Archives“ VII, 166 sqq.

wurde in französischer und niederdeutscher Sprache ausgefertigt, und bald darauf folgte eine verkürzte Ausgabe davon in spanischer, deutscher und italienischer Sprache.

Es ist ein langes Sündenregister, das dem Prinzen in der Einleitung zu dem Dekret vorgehalten wird; von dem Bildersturm an wird ihm alles, was seit dieser Zeit die Provinzen in Bewegung und Unruhe brachte, zur Last gelegt: seine Heirat mit einer Nonne, während Anna von Sachsen noch lebte, seine Erwählung zum Ruwaard, sein Widerstand gegen Don Juan, seine Vereitelung der Kölner Friedensverhandlungen, die Utrechter Union, die Einführung der Gewissensfreiheit und sein Vorgehen gegen die Kirche. „Und darum erklären Wir ihn für einen Verräter, für einen Bösewicht, für einen Feind von Uns und des Landes, Wir verbannen ihn für ewig aus Unsern Staaten und verbieten allen Unsern Unterthanen, öffentlich oder heimlich mit ihm zu verkehren, ihm Speise, Trank, Brennmaterial oder andere Lebensbedürfnisse zu geben. Wir vergönnen einem jeden, ihm an Leib und Gut zu zu schaden . . . und wenn sich jemand, sei es von Unsern Unterthanen, sei es ein Fremder, fromm und edel genug finden würde, um Uns von dieser Pest zu erlösen und ihn Uns tot oder lebendig zu überliefern oder ihm das Leben zu nehmen, so werden Wir ihm sofort nach der Ausführung der That 25000 Kronen ausbezahlen lassen, und wenn er irgendeine Missethat begangen haben sollte, sie mag so grofs sein, als sie will, so versprechen Wir ihm Verzeihung; und wenn er nicht schon von Adel ist, so werden Wir ihn seiner Frömmigkeit wegen in den Adelstand erheben.“ [1])

1) Der Wortlaut des Banndekrets findet sich als Anhang in der 1858 erschienenen Apologie von Lacroix. („Apologie de Guillaume de Nassau, prince d'Orange, avec les documents à l'appui, Bruxelles 1858.)

Die Hoffnung Granvellas, dafs „das Banndekret dem Prinzen die Furcht in die Glieder jagen werde“, erfüllte sich nicht, vielmehr blieb dieser die Antwort nicht schuldig, er veröffentlichte seine Apologie, die trotz des leidenschaftlichen Tones, in dem sie abgefafst ist, zu den bedeutendsten und kräftigsten Staatsstücken aller Zeiten gehört. Punkt für Punkt widerlegt er hier die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen, und naturgemäfs wird der Beschuldigte zum strengen und unerbittlichen Ankläger, der dem König eine lange Liste seiner Verbrechen gegen Land und Volk, wie gegen seine eigene Familie ins Gesicht schleudert: Blutschande, Ermordung seiner Gemahlin und seines Sohnes Don Carlos, und Vergiftung des Kaisers Maximilian! Erhaben und treffend sind die Worte, die er am Schlusse an die Staaten richtet: „Gebe Gott, dafs meine lebenslängliche Verbannung oder selbst mein Tod euch für immer von so vielen Leiden befreien kann. O, wie trostvoll würde solch eine Verbannung, solch ein Tod für mich sein! Wofür habe ich denn meine Güter feil gehabt? — war es, um mich zu bereichern? — Wofür habe ich meine Brüder verloren? — war es, um neue zu finden? — Wofür habe ich meinen Sohn so lange in Gefangenschaft gelassen? — könnt ihr mir einen andern geben? Wofür habe ich mein Leben so oft in Gefahr gebracht? Welchen andern Lohn habe ich von meinen langen Diensten und dem beinahe vollständigen Verlust meines Vermögens, als allein den Ruhm, euch vielleicht um den Preis meines Lebens die Freiheit errungen zu haben? So ihr also, meine Herren und Meister, urteilt, dafs meine Entfernung oder mein Tod euch nützlich sein kann, — ich bin bereit, zu gehorchen. Gebietet über mich — sendet mich an das äufserste Ende der Welt — ich werde euch gehorchen. Hier ist mein Kopf, über den kein Fürst, kein Monarch, aufser euch, verfügen kann; verfügt darüber zu eurem Heil und zur Erhaltung eures Staates; aber so ihr urteilt, dafs meine geringe Erfahrung

und mein Eifer, dafs etwas von meinem Vermögen und von meinem Leben euch noch nützlich sein kann, so biete ich es euch und dem Lande aufs neue an!" „Je maintiendrai" sind die Schlufsworte, die heute noch als Devise auf dem niederländischen Wappen prangen. Dafs die Apologie, wenn bei der Redaktion auch Oraniens Hofprediger und Vertrauter Villers hilfreiche Hand leistete, doch die eigenste persönliche That des Prinzen ist, unterliegt keinem Zweifel; derselbe Geist, derselbe feurige Eifer, der aus den kräftigen Reden und Briefen an die Generalstaaten spricht, leuchtet und sprüht auch hier. Die Apologie wurde in den Generalstaaten vorgelesen und von diesen nach Form und Inhalt gebilligt; die Behauptung, dafs diese sich geweigert hätten, das Schriftstück auf ihren Namen auszugeben, ist eine müfsige, da Oranien selbst ein solches Ansinnen an diese niemals gestellt hat, und schon der Zweck derselben, um als Antwort auf das Banndekret zu dienen, die Initiative Oraniens voraussetzte. Die Zeit der Veröffentlichung scheint in den Anfang des Jahres 1581 zu fallen, das Schriftstück wird aufserdem zu gleicher Zeit in französischer und vlämischer Sprache erschienen sein, ferner wurde an die meisten Höfe von Europa ein Exemplar der Apologie mit der Abschrift des Bannes geschickt; die Generalstaaten aber boten dem Prinzen eine berittene Leibwache von 150 Mann an [1]).

1) Vgl. über die Apologie Gachard, Corresp. de Guill. le Tac. VI, Vorrede, und eine Anzahl Urkunden im Texte über den Bann und die Ermordung des Prinzen, und Wynne, Geschiedenis, Anh. p. 67 sqq., wo die Einzelheiten, namentlich aber die durch Hooft und Wagenaar veranlafsten Berichte über das Zustandekommen und Ausfertigen der Apologie zu finden sind.

V.

Bei den Kölner Friedensverhandlungen war seitens der Abgeordneten der Staaten schon das Wort von der Absetzung des Königs gefallen und nunmehr, da man unverrichteter Dinge auseinander gegangen war, hatte sich die Erledigung der Souveränitätsfrage gebieterisch aufgedrängt. Auch hier war es Oranien, der für die Provinzen dachte und handelte, und die weit auseinander gehenden, ja einander direkt widersprechenden Ansichten in Einklang zu bringen wufste. An eine republikanische Staatsform dachte unter den damaligen Verhältnissen niemand, am allerwenigsten der Prinz, den die Vorgänge in Antwerpen und Gent ebenso wenig für die Demokratie, wie der sich mehr und mehr breit machende provinzielle Sondergeist in den nördlichen Provinzen für oligarchische Städteregierungen begeistern konnten. In den Reden, welche der Prinz im November und Dezember 1579 in den Generalstaaten hielt, wies er denn auch unumwunden auf den Krebsschaden der Union hin: „die Abgeordneten der einzelnen Provinzen kämen nur als Advokaten ihrer Provinzen und Städte, nicht als Räte, denen das gemeinsame Wohl des Vaterlandes am Herzen liege; sie hätten nur ein Auge für die Interessen ihrer Provinz, die sie auf Kosten und zum Nachteil der andern zu befriedigen suchten, und dadurch sei man oft verhindert, zu helfen, wo man nach dem Rettungsmittel nur die Hand auszustrecken habe.“ [1]). Noch immer hielt Oranien an der Zusammengehörigkeit der 17 Provinzen fest, und wenn er sehen mufste, wie die Utrechter Union im Norden mehr und mehr an die Stelle der Generalstaaten trat, ohne dafs die faktische Ohnmacht jener ein entscheidendes Gewicht gegen die Anstrengungen Spaniens in die Wagschale legen konnte, so blieb ihm nichts übrig, als in der Person

1) Bor XIV und „Archives“ VII, xxiv.

eines Souveräns ein neues, alle 17 Provinzen umschlingendes Band zu suchen. Und daſs der Norden allein, auch, nur mit einiger Aussicht auf Erfolg, den Kampf gegen Spanien weiterführen könnte, dachte im Ernste wohl niemand. Auf fremde Hilfe war nicht zu rechnen: hatten die deutschen Protestanten im eigenen Hause genug zu thun, um vor dem Kaiser und den katholischen Fürsten auf der Hut zu sein, so machte der Haſs eines Teils der deutschen Lutheraner gegen die niederländischen Calvinisten jede Aussicht auf Unterstützung von dieser Seite von vornherein illusorisch; auf England und Elisabeth war ebenso wenig zu rechnen, die englische Politik hatte zwar ein Interesse an der Fortsetzung des Kampfes gegen Spanien, und sie war auch keineswegs gesonnen, Frankreich festen Fuſs in den Niederlanden fassen zu lassen, allein die Unterstützungen Elisabeths flossen langsam und spärlich, sie begnügte sich vorderhand mit dem durch das Ausspielen Johann Casimirs erreichten Resultat, da ja Alençon die Niederlande verlassen hatte. Es blieb also nur Frankreich übrig.

Dagegen bäumte sich aber die öffentliche Meinung mit aller Energie auf; noch warf die Bartholomäusnacht ihren blutigen Schatten auf das französische Königshaus; der Vorwurf, der Prinz wolle den Papismus wiederherstellen und die Provinzen Frankreich ausliefern, blieb diesem nicht erspart, und die Einsetzung eines neuen Landesherrn schloſs von selbst den Bruch des dem legitimen spanischen Herrscher geschworenen Eides in sich, ein Moment, über das, wie sich später alsbald zeigen sollte, weder Städte und Korporationen, noch einzelne sich so ohne weiteres mit leichtem Herzen und ohne Gewissensbeschwerden hinwegsetzen konnten. Den zähesten Widerstand boten die strengen Calvinisten, die es geradezu für eine Sünde erklärten, einen katholischen Herrscher anzunehmen. Oraniens eigener Bruder Johann schrieb aus Deutschland, daſs er da noch keinen Reformierten gefunden habe, der

die Sache nach dem Worte Gottes für erlaubt halte [1]. Von Frankreich erwartete man ohnedies erfahrungsmäfsig nichts Gutes, da man schon so oft von ihm betrogen und mifshandelt war, und dafs sich das Nationalitätsbewufstsein dieser germanischen Provinzen von selbst gegen die Unterordnung unter einen wälschen Landesherrn sträuben mufste, lag ebenfalls auf der Hand. Die Union von Utrecht war ja hauptsächlich zu dem Zwecke gestiftet worden, um den mit Anjous erstmaligem Erscheinen immer deutlicher zutage tretenden französischen Einflufs zu paralysieren [2].

Und dennoch war Oraniens Plan das Resultat tiefer politischer Erwägungen. Durch seine Heirat mit Charlotte de Bourbon war er in steter Fühlung mit dem französischen Hof geblieben; die Möglichkeit, Frankreich in kriegerischen Konflikt mit seinem spanischen Rivalen zu bringen und dadurch den Niederlanden die gewünschte Ableitung zu besorgen, war eine sehr wahrscheinliche, und da Frankreich überdies eine katholische Macht war, so wäre einem etwaigen Kriege auch nicht von vornherein der Charakter eines Religionskrieges aufgedrückt worden. Aufserdem kam noch die Rücksicht auf die damals für wahrscheinlich gehaltene, jedenfalls im Bereiche der Möglichkeit liegende Heirat Anjous mit Elisabeth in Betracht, wodurch notwendigerweise England, wenn es auch nicht in die Aktion mit fortgerissen worden wäre, doch jedenfalls eine wohlwollende Neutralität bewahrt hätte. Kurzum, in einer engen Verbindung mit Frankreich sah der Prinz das einzige Mittel, um die 17 Provinzen endgültig Spanien zu entreifsen; denn seit dem Abgang Anjous hatten sich ja die Malcontenten im Süden dem Prinzen von Parma genähert [3].

Man begreift, welche unendliche Mühe es Oranien kostete, um seiner Überzeugung Eingang zu verschaffen.

1) „Archives" VII, 544. 569; VIII, 2sqq.
2) Ibid. VI, 487.
3) Ibid. VII, 1—8; VI, 520.

Er wurde nicht müde, darauf hinzuweisen, dafs in keinem Falle die Herrschaft Frankreichs schlimmer sein könne, als die Tyrannei Spaniens. In einem Brief an seinen Bruder Johann, dessen religiöse Bedenken gegen einen katholischen Landesherrn er zu widerlegen sucht, beruft er sich auf das Beispiel des unter die Räuber gefallenen Reisenden, „an dem die Priester und Leviten vorübergingen, der aber die Hilfe eines Samariters nicht abschlug und von dem Herrn Christus darum nicht geschmäht wurde“ [1]). An Lazarus von Schwendi, der ihn auf Friedensverhandlungen zu vertrösten suchte, schrieb er die denkwürdigen Worte: „Nach so langem Warten und so oft betrogener Hoffnung ist dies ein kalter und sehr magerer Trost, es ist, um es rund herauszusagen, geradeso, wie wenn man jemanden, dem man drei Tage lang nichts zu essen giebt, auf ein splendides und üppiges Gastmahl vertröstet und ihm dabei weismacht, er thue besser, das Brot, das ihm indessen angeboten, zurückzuweisen; sind die drei Tage um, so wird ihm gesagt, dafs das Gastmahl noch nicht fertig sei, dafs er aber dann ein viel besseres bekommen werde — glauben Sie nicht, dafs dieser arme Mensch, um dem Hungertode zu entgehen, das Brot von jedem annehmen mufs, der es ihm darreicht?“ [2]) In dieser Weise sprach er zu den Staaten und zu den einzelnen; Männer wie Eberhardt van Reydt, der der Meinung war, „dafs das Rebhuhn lieber in die Hände des Jägers fliege, um nur den Klauen des Habichts zu entkommen“, und Marnix unterstützten seine Bemühungen mit der der Überzeugungstreue eigenen Energie. Wenn ein so starrer Calvinist wie der letztere die Annahme Anjous nicht nur für eine erlaubte Sache, sondern geradezu für eine Pflicht hielt, wenn er laut als seinen Standpunkt verkündet, dafs man sich dem Gehor-

1) „Archives“ VII, 573.
2) Ibid., p. 235. 240.

sam gegen einen Fürsten nicht entziehen dürfe, allein weil dieser Katholik sei und wenn er sogar die Zurückweisung Anjous als eine Undankbarkeit gegen Gott erklärt, die mit dem Joche einer elenden babylonischen Knechtschaft bestraft zu werden verdiente, — so konnte sich der eifrigste und besorgteste Calvinist beruhigen [1]). Noch weit mehr aber als religiöse Bedenken hatte der Prinz das infolge der allgemeinen Ermattung und der an der Grenze der Möglichkeit angekommenen Anstrengung mehr und mehr überhand nehmende Verlangen nach dem Frieden zu fürchten, wozu Philipp und Parma trotz der bisherigen Mifserfolge stets aufs neue wieder die Hand boten. Mehr als einmal führte Oranien den Staaten zugemüte, dafs er bei der Fortsetzung des Krieges nur verlieren, bei der Unterwerfung unter Spanien nur gewinnen könne, dafs er jedoch nach wie vor fest entschlossen sei, seine Sachen von der der Provinzen nicht zu trennen, — dafs ein Friede mit Spanien bei dem bekannten, unerschütterlichen Standpunkt des Königs in religiöser Beziehung gleichbedeutend sei mit der Ausrottung der protestantischen Religion und der Wiedereinführung der Inquisition, — und dafs alle von spanischer Seite gemachten Anerbietungen und Vorschläge nur Fallstricke seien, in denen man das betrogene Volk zu fangen hoffe [2]). „Lieber alles riskieren, als den Schatz des Wortes Gottes verlieren“, schrieb er seiner 77jährigen Mutter zehn Tage vor deren Tod (18. Juni 1580). In dieser Hinsicht standen ihm Holland und Zeeland mit derselben unerschütterlichen Festigkeit zur Seite, mit der sie sich gegen die Zulassung Anjous sträubten; wäre es auf die andern, teilweise von spanischen Truppen besetzten Provinzen allein gekommen, dann hätte Spanien unter jeder von ihm gestellten Bedingung den Frieden erhalten. So aber stand

1) „Archives“ VII, 235. 240.
2) Ibid., p. 411. 105. 96. 30. 366.

dieser in weiterer Ferne als je, und in demselben Grade, in welchem die Fortsetzung des Krieges sich als unabweisbares Gebot der Notwendigkeit herausstellte, nahmen auch die Unterhandlungen mit Anjou einen ernsthafteren Charakter an.

Man hat es dem Prinzen zu einem schweren Vorwurf gemacht, dafs er das Schicksal der Provinzen in die Hände eines Mannes legen wollte, dessen Charakter sich bald im verächtlichsten Lichte zeigen sollte und den zu ergründen für einen so feinen Menschenkenner nicht viel Scharfsinn erfordert hätte; besonders beruft man sich dabei auf die wenig glänzende Rolle, die Anjou bei seinem ersten Auftreten in den Provinzen gespielt hatte. Aber wenn es einmal feststand, dafs nur von Frankreich thatkräftige Hilfe zu erwarten war, so konnte unter den Söhnen der Medicäern nur er ernstlich in Betracht kommen; überdies war ihm ja schon die Zusage gemacht worden, dafs im Falle der Absetzung Philipps in erster Linie er in Betracht kommen solle, und dann fiel das Bedenken schwer ins Gewicht, dafs er sich auf die Seite Spaniens schlagen konnte, ein Fall, dessen Tragweite unter den augenblicklichen Verhältnissen gar nicht zu übersehen gewesen wäre. Denn, offen gestanden, die Behandlung, die ihm bis jetzt seitens der Generalstaaten zuteil geworden war, hätte einen solchen Schritt, wenn auch nicht gerechtfertigt, doch jedenfalls erklärlich gemacht: man hatte es geduldet, dafs Johann Casimir sich unter seinen Augen in Flandern festsetzte und dafs dieser in demonstrativer Weise den Herzog ungestraft ignorieren konnte, man hatte dem letztern fast keine der gemachten Zusagen gehalten, und doch hatte er bei seiner ersten Expedition sehr bedeutende pekuniäre Opfer gebracht; der Prinz erkannte dies auch unumwunden an und erklärte rundweg, dafs man es ihm nicht verargen dürfe, wenn er sich für die ihm widerfahrenen Unbilden rächen wolle. Was schliefslich den Charakter Anjous betrifft, so ist nicht zu über-

sehen, dafs das von diesem entworfene und uns überlieferte Bild sich wesentlich auf seine späteren Handlungen gründet, und dafs bis jetzt noch nichts gegen ihn vorlag, das gegen seine Berufung mit irgendwelchem Scheine der Berechtigung vorgebracht werden konnte. Und wäre dem auch so gewesen, so blieb nach Oraniens Überzeugung doch kein anderer Ausweg aus der Not übrig. Übrigens stehen den verurteilenden Zeugnissen über ihn auch nicht zu verwerfende günstige gegenüber; lange Zeit bauten auf ihn die Protestanten ihre Hoffnungen, ein Mann wie la Noue urteilte im Jahr 1578 in höchst günstiger Weise über ihn, Oranien hielt ihn für „einen verständigen Prinzen und einen Liebhaber der Gerechtigkeit“, und Marnix schildert ihn 1580 in einem vertraulichen Briefe als einen Mann von „angenehmem Charakter, von scharfer Urteilskraft, von nicht alltäglicher Beredsamkeit und — wenn nicht alle Zeichen trügen — von aufrichtiger und getreuer Gemütsart“. Zwar bekenne er sich zur papistischen Religion und, wie es scheint, aus Überzeugung, aber er hasse darum das wahre Evangelium nicht; er liebe und verehre vielmehr die Bekenner desselben, aber auch jenes Übel (d. h. seinen Papismus) werde die allvermögende Zeit genesen [1]).

Oraniens Vorstellungen waren endlich durchgedrungen, und am 19. September 1580 kam der Vertrag von Plessis les Tours zustande, durch welchen Anjou als Landesherr anerkannt wurde. Doch hatte man wohlweislich dafür gesorgt, dafs man sich nicht mit gebundenen Händen dem neuen Gebieter überlieferte, und die Bedingungen, unter denen nunmehr Anjou angenommen wurde, stimmen nach Wortlaut und Inhalt mit denen, unter welchen seiner Zeit Matthias berufen wurde, fast vollständig überein. Der aus 27 Artikeln bestehende Vertrag erneuerte aus-

1) „Archives“ VII, 4 sqq.; VI, 446. 514. 233; IV, 111. Bor, II, 93 a, 94 a, 94 b. Motley, 1. Teil, IV, 5. Kap. initio.

drücklich alle alten Privilegien und Handvesten der Provinzen und Städte, Anjou sollte Herzog, Graf, Markgraf oder Herr der verschiedenen Provinzen sein, gerade so, wie es seine Vorgänger gewesen waren, die Staaten hatten das Recht, die Steuern zu bewilligen und bei der Besetzung der wichtigsten Ämter ihren Einfluſs geltend zu machen. Einmal wenigstens im Jahre muſsten die Generalstaaten zusammenberufen werden, der Herzog selbst muſste seinen Wohnsitz in den Niederlanden haben, und an Fremde durften keine Ämter verliehen werden. Den Staaten der einzelnen Provinzen, die das ausschlieſsliche Recht hatten, Steuern zu bewilligen und zu verweigern, stand es frei, so oft zusamenzukommen, als sie für gut fanden. In Sachen der Religion durfte er keine Neuerungen einführen, sondern es sollte alles in dem bisherigen Zustande bleiben, es sei denn, daſs die Staaten der einzelnen Provinzen darin andere Bestimmungen treffen wollten; in keinem Falle sollte es erlaubt sein, daſs jemand in Sachen der Religion in seinem Hause belästigt würde. Ferner muſste er sorgen, daſs der König von Frankreich den Provinzen beistand, daſs ein ewiger Bund zwischen beiden geschlossen werde, daſs aber niemals die Provinzen in Frankreich einverleibt werden sollten, und endlich durfte er ohne die Einwilligung der Generalstaaten mit Spanien keinen Vertrag oder Frieden schlieſsen [1]. Sollte der Herzog eine dieser Bestimmungen eigenmächtig verletzen, so hatten die Provinzen das Recht, einen andern Landesherrn zu wählen. Die in den Generalstaaten, mit denen der Herzog diesen Vertrag schloſs, vertretenen Provinzen waren: Brabant, Flandern, Mecheln, Holland, Zeeland, Friesland und die Ommelanden; Gelderland erkannte den Herzog erst im April 1582, Utrecht aber niemals an, während Gelderland, das ebenfalls lieber Oranien zum Landesherrn gehabt hätte, den Herzog erst einen Monat

1) Vgl. Bor XVII.

nach seiner Ankunft in Vlissingen anerkannte. Am 23. Januar 1581 fand in Bordeaux die feierliche Auswechselung der Vertragsinstrumente statt, es dauerte aber noch ein volles Jahr, ehe Anjou ins Land kommen und in den thatsächlichen Besitz seiner neuen Würde treten konnte. Die aus Deutschland gekommene Mahnung, „dem Alanzonio in politica administratione einen Maulkorb anzulegen“, hatte man getreulich befolgt [1]).

Wie oben schon bemerkt wurde, hatten sich Holland und Zeeland nur mit grofsem Widerwillen zu den Unterhandlungen mit Anjou verstanden, da beide Provinzen Oranien als Landesherrn wünschten. Schon im März 1580 hatten die Staaten beider Provinzen, aufser dem Beschlusse, nie mit Spanien einen Frieden zu schliefsen, dessen Grundlage die Anerkennung Philipps sei, noch den weiteren Schritt gethan, dafs des Königs Name, der bisher noch in allen öffentlichen Stücken gebraucht wurde, weggelassen, sein Siegel vernichtet und durch Namen und Siegel des Prinzen in allen Urkunden ersetzt werden sollte. Auch die Staaten von Utrecht hatten zu derselben Zeit beschlossen, dem Prinzen die „hohe Obrigkeit“ anzubieten. Oranien, damals gerade mitten in den Unterhandlungen mit Anjou, verweigerte zu letzterer Mafsregel seine Zustimmung, da er mit Recht befürchten mufste, dafs die Annahme dieses Anerbietens, als gleichbedeutend mit der Übertragung der Souveränität, das Zustandekommen eines Vertrags mit Anjou wenn auch nicht vereiteln, jedenfalls erschweren würde. Die Sache wurde zwar geheim gehalten, allein Holland und Zeeland gaben darum ihr Vorhaben keineswegs auf, und ebenso dem Widerwillen beider Provinzen, den französischen Herzog als ihren Herrn anzuerkennen, wie dem immer dringender werdenden Wunsch derselben, den Prinzen selbst an die Spitze zu stellen, verdankt der 13. Artikel

1) „Archives“ VII, 290.

im Vertrage von Plessis seine Entstehung. Diesem zufolge sollten Holland und Zeeland sowohl in Sachen der Religion als auch anderweitig, in dem Zustande bleiben, worin sie sich befanden, und nur hinsichtlich des Münz- und Kriegswesens, der Steuern und anderer das gemeinschaftliche Interesse der Provinzen betreffenden Punkte, dem Herzog unterworfen sein. Dieselbe Sonderstellung hatten beide Provinzen auch Matthias gegenüber behauptet; ohne sich von der Generalität oder der Union von Utrecht zu trennen, wollten sie doch ihre Selbständigkeit wahren. Deshalb mufste sich der Herzog dazu bequemen, ihnen den „Renversalbrief“ auszuhändigen, in welchem ihre Sonderstellung und namentlich ihr Verhältnis zu Oranien anerkannt und worin ihre Verpflichtungen gegen den Herzog genau umschrieben waren. Die Urkunde wurde von Anjou, ehe ihm beide Provinzen huldigten, ausgefertigt; in derselben wurde Utrecht, das übrigens Anjou niemals gehuldigt und sich überhaupt allen Unterhandlungen mit ihm ferngehalten hat, auf eine Linie mit Holland und Zeeland gestellt. Die beiden letzteren Provinzen säumten denn auch nicht mehr lange, die letzte Konsequenz aus dem festgehaltenen Standpunkt zu ziehen, obwohl Holland dabei einen andern Weg einschlug als Zeeland. Denn da man seit März 1580 den Namen des Königs in öffentlichen Urkunden nicht länger gebrauchte, so war auch die vom Prinzen im Namen des Königs ausgeübte Autorität hinfällig geworden, und es bedurfte eines neuen formellen staatsrechtlichen Aktes zur Wiederübertragung dieser Autorität an den Prinzen. Dieser Akt fand am 24. Juli 1581 statt, an welchem die Staaten von Holland dem Prinzen die „hohe Obrigkeit“ übertrugen. Dadurch hatte er den Oberbefehl über die gesamte Land- und Seemacht, das Recht, die Befehlshaber zu ernennen, die Befugnis, alle Finanz- und Justizbeamten anzustellen, und endlich sollte er nur die Ausübung der reformierten Religion zulassen, ohne jedoch zu gestatten,

dafs man jemandes Glauben untersuchen und ihm deshalb lästig fallen dürfe. Auf Oraniens ausdrückliches Verlangen war aber in den Beschlufs die Bestimmung aufgenommen worden, dafs ihm die hohe Obrigkeit nur so lange übertragen werde, als der Krieg dauere, welche Bestimmung aber die Staaten von Holland später ohne Vorwissen Oraniens aus der Urkunde wegliefsen. Wie man sieht, enthält die dem Prinzen nunmehr übertragene Autorität nahezu dieselben Bestimmungen wie im Jahre 1576, der Unterschied bestand nur darin, dafs er vorher die höchste Macht im Namen des Königs, jetzt aber in seinem eigenen ausübte. Schon bei dieser Gelegenheit und sogar noch früher hatten sich Stimmen erhoben, um den Prinzen kurzweg mit der gräflichen Würde zu bekleiden. Was Zeeland betrifft, so beteiligte sich dieses zwar nicht an der von Holland in Scene gesetzten Formalität, sondern hielt sich einfach an die im Jahre 1576 festgesetzten Bestimmungen, thatsächlich jedoch standen beide Provinzen in demselben staatsrechtlichen Verhältnis zum Prinzen, um so mehr, da die zwei Tage darauf erfolgte Absetzung des Königs, bei der auch Zeeland mitwirkte, von selbst die Anerkennung des Schrittes der Staaten von Holland in sich schlofs [1]).

Da ein neuer Landesherr gewählt war, so blieb noch übrig, sich des bisherigen auch in formeller Weise zu entledigen. Dies geschah am 26. Juli 1581, wo die im Haag versammelten Generalstaaten, bestehend aus den Staaten von Brabant, Flandern, Holland, Zeeland, Gelderland, Friesland, Utrecht, Overyssel und Mecheln, Philipp feierlich absetzten. Man kann nicht eben sagen, dafs die Abschwörungsakte mit derselben Eleganz und Feinheit redigiert ist, die sonst die Aktenstücke der Republik

1) „Archives“ VII, 1 u. 202; 304—309 u. 591. Bor XV. van de Spiegel, Historie van de satisfactie van Goes, p. 78sqq. 242sqq.

auszeichnen. Vom Eingange abgesehen, wo der dem damaligen Fürstenrecht in Europa jedenfalls unverständliche Satz aufgestellt wird, „dafs Gott die Unterthanen nicht um des Fürsten willen, sondern diesen um jener willen geschaffen habe“, — ist die Deduktion weitschweifig und von ermüdender Breite, man glaubt, die Entscheidungsgründe in einem richterlichen Urteil vor sich zu haben, wenn dem Könige sein langes Sündenregister von der Einführung der Bischöfe an bis zum Banndekret gegen Oranien ausführlich und genau spezifiziert vorgehalten wird. Mit Rücksicht auf die dem Aktenstücke zu gebende allgemeine Verbreitung wird man diese Weitläufigkeit in der Motivierung des eben gethanen Schrittes für zweckmäfsig erachtet haben. „Aber, wenn sich die Freiheit auch in ein bescheidenes Gewand hüllte, so war ihre erhabene Gestalt doch deutlich zu erkennen“, sagt Motley. Ebenso wie die Apologie die persönliche Antwort Oraniens auf den vom König gegen ihn ausgesprochenen Bann war, so stellte die Abschwörungsakte den offiziellen Bescheid des durch die Generalstaaten vertretenen Volkes auf denselben dar. Drei Tage später — am 29. Juli — wurde ein neues Eidformular festgestellt, welches alle im Dienste der Provinzen stehenden Beamten zu beschwören hatten [1]).

In der Abschwörungsakte war das Hauptmotiv der Absetzung des Königs — die von diesem niemals zu erreichende Gewährleistung der Duldung des reformierten Bekenntnisses — mit keinem Worte berührt worden. Man hatte dies gethan, um die Katholiken in den Niederlanden zu schonen, aber auf der andern Seite hatte man damit

1) Der Wortlaut der Abschwörungsakte und des neuen Eides bei Bor XVI. Über die Folgen des Schrittes vgl. Kluit, Hollandsche staatsr., 1. Teil, Kapitel 10, und „Archives“ VII, 586 sqq. Gachard, La Déchéance de Philippe II in „Compte rendu de la Comm. roy. d'hist.“, 3. Série, 5. Bd, p. 573 sqq.

den eigentlichen Beweggrund der kühnen That mit einem am Ende doch durchsichtigen Schleier umgeben und dadurch bedenklichen Gewissensbeschwerden die Thür geöffnet. Denn für viele hatte der dem König geschworene Eid, trotz der offenkundigsten Verletzung der Privilegien und der brutalsten Vernichtung beschworener Verträge, seine das Gewissen beherrschende Kraft behalten, und so kam es, daſs nicht nur viele hohe Beamte und die Vertreter oder Angehörigen alter adeliger Familien, besonders in Brabant und Flandern, die Leistung des neuen Eides verweigerten, sondern daſs auch Korporationen, wie Schutteryen und Gilden und sogar einzelne Städte entweder lange zauderten oder rundweg sich weigerten, die neue Ordnung der Dinge anzuerkennen. Übrigens läſst sich selbst vom Standpunkte der Legitimität weder gegen das dabei beobachtete Verfahren, noch gegen die Abschwörung selbst und die ihr zugrunde liegenden Motive viel Stichhaltiges einwenden, es sei denn, man müſste den einer späteren Epoche angehörenden Begriff der Revolution schon auf jene Zeit übertragen. Wenn irgendwo, so beruhte in den Provinzen die von Philipp ausgeübte Gewalt auf einem Vertrage, er hatte, als ihm gehuldigt wurde, als Herzog von Brabant, als Graf von Flandern, Holland, als Herr von Utrecht, Friesland u. s. w. die Privilegien und Handvesten beschworen, er hatte sie einseitig und mit Waffengewalt mit Füſsen getreten und konfisziert, und dadurch seinen Unterthanen von selbst den Rechtstitel in die Hand gedrückt, der sie der Verpflichtungen gegen den eidbrüchigen Landesherrn entband. Aber auch vom Rechtsstandpunkte ganz abgesehen, die Art und Weise, in der die Provinzen seit dem Regierungsantritt Philipps von Spanien behandelt oder vielmehr miſshandelt worden waren, verleiht diesem Staatsakte in jeder Hinsicht das Gepräge nicht nur der Berechtigung, sondern der Notwendigkeit. Jahrzehntelang waren sie entgegengesetzten spanischen Interessen dienstbar gemacht worden, die Politik

am Madrider Hofe hatte in ihnen nie etwas anderes gesehen als ein Glied der grofsen Kette, deren eiserne Bande die spanische Grofsmachtsstellung in Europa zusammenhalten sollten und die um der Glaubenseinheit willen errichteten Schafotte und verwüsteten Städte hatten den Rifs zwischen Herrscher und Unterthanen vollends zu einem unheilbaren gemacht. Wer vom Standpunkt des antirevolutionären Staatsrechtes die Absetzung Philipps beurteilt, unterschiebt jener Zeit einen durchaus modernen Begriff, der erst durch die französische Revolution seine dogmatische Fixierung erhalten hat. Übrigens stehen die Niederlande in dieser Hinsicht nicht vereinzelt da: als sich Portugal 1640 von Spanien losrifs — und damals war der Begriff der Legitimität im Bewufstsein der Unterthanen um ein gutes Teil fester gewurzelt, als am Ende des 16. Jahrhunderts —, behaupteten die Portugiesen ebenfalls, von ihrem dem König von Spanien geleisteten Eidschwur deshalb, befreit zu sein, weil dessen Regierung nur auf den eigenen, nicht auf den gemeinen Vorteil gezielt habe; ein solcher Fürst verdiene nach dem Ausspruche der Doktoren nicht zu regieren; denn wiewohl das Volk den Königen seine Autorität überliefert und an sie abgedankt habe, so sei dies nur unter dem Vorbehalte geschehen, gerecht und nicht tyrannisch regiert zu werden. Wenn die Theorie hier, wie im andern Falle, schliefslich auch als Konsequenz und Rechtfertigung der Thatsachen betrachtet werden kann, so war es doch immer von grofser Bedeutung, dafs sie überhaupt emporkam und die Existenz eines unabhängigen Staats ihr zur Begründung dienen konnte [1]).

Eine Folge des veränderten Zustandes war die Einsetzung eines Landrates, einer Art permanenten Kriegs-

1) Vgl. Ranke (xxxv–xxxvi), p. 481 und die schon citierte Abhandlung von Max Lossen über Albada, woraus ersichtlich ist, dafs die damalige Zeit auch in publizistischer Hinsicht vorbereitet und bearbeitet worden war.

rates, dessen Hauptaufgabe die Beschaffung der Mittel zur Landesverteidigung war. Wie oben gezeigt wurde, hatte schon die Utrechter Union im „College der nadere Unie“ ein derartiges Exekutivorgan gehabt, das jedoch ebenso durch die Eifersucht der einzelnen Provinzen wie durch den fortwährenden Mangel der notwendigsten Mittel sehr selten in die Lage kam, irgendwelchen spürbaren Einfluſs auf den Gang der Ereignisse auszuüben. Wie es scheint, stellten die Mitglieder des Kollegiums, im Gefühl der eigenen Ohnmacht, ihre Wirksamkeit freiwillig ein. Jetzt, wo die neue Ordnung eine Reaktion gegen die durch die Utrechter Union ins Leben gerufene separatische Bewegung des Nordens bedeutete, muſste natürlich ein gröſseres, mit ansehnlicher Macht bekleidetes Regierungskollegium errichtet werden, dessen Autorität sich über alle Provinzen erstreckte. Schon im Februar 1580 hatte Oranien die nötigen Schritte dazu gethan, aber das Jahr lief zu Ende, ehe die verschiedenen Provinzen darüber schlüssig werden konnten; ängstliche Besorgtheit für ihre Privilegien, vielleicht auch der schleppende Gang der Unterhandlungen mit Anjou, mögen daran schuld gewesen sein. Als aber der Vertrag von Plessis geschlossen war, schienen alle weitere Bedenken beseitigt zu sein, denn am 13. Januar 1581 wurde der den Generalstaaten in Delft vorgelegte Entwurf angenommen. Demnach bestand der Landrat aus 31 Mitgliedern (4 aus Brabant, 4 aus Gelderland, 5 aus Flandern, 4 aus Holland, 3 aus Zeeland, 2 aus Doornik, 3 aus Utrecht, 2 aus Mecheln und Overyssel, 2 aus Friesland und 2 aus den Ommelanden), seine Hauptaufgabe war die Besorgung aller laufenden Geschäfte, und die Einnahme, Ausgabe und Verrechnung aller für die Weiterführung des Krieges bestimmten Gelder. In Artikel 15 der Instruktion wurde auſserdem die Errichtung eines Landrats „an dieser Seite“, also östlich von der Maas (landraad beoosten Maze) vorgeschrieben, der also speziell für die nördlichen Provinzen

bestimmt war. Obwohl er dem allgemeinen Landrat in jeder Hinsicht untergeordnet sein sollte, so wurde er im Laufe der Zeit fast ganz unabhängig, und das frühere Kollegium der näheren Union war mit verändertem Namen und etwas erweiterter Machtbefugnis zurückgekehrt. Drei Jahre lang führte dieser Landrat ein wenig beneidenswertes Dasein, fast immer fehlte es ihm an den nötigen Geldmitteln, und stets lag er mit widerwilligen Provinzen und Städten in den Haaren, aber dennoch hat er große Verdienste aufzuweisen, denn ihm ist es in erster Linie zu danken, daß 1581 Friesland nicht in Verdugos Hände fiel, daß der Feind sich im Jahr 1583 nicht durch die Eroberung Lochems in den Besitz der Grafschaft Zutfen setzte und daß Spanien im Jahr 1584 in der Eroberung des Nordens nicht schon die Fortschritte aufzuweisen hatte, wie einige Jahre später [1]).

Infolge der eben geschilderten Ereignisse lief auch die klägliche Rolle, zu der Matthias bis dahin verurteilt gewesen war, zu Ende; am 7. Juni gaben ihm die Generalstaaten seine Entlassung, und Ende Oktober verließ er die Niederlande; ob das ihm zugesagte Jahrgeld von 50 000 fl. in der Folge regelmäßig ausbezahlt wurde, ist nicht sicher, ebenso wenig als die von einigen Geschichtschreibern gegen ihn erhobene Beschuldigung, daß er während der letzten Zeit in geheimen Unterhandlungen mit Spanien gestanden sei. Geschadet hat er der Sache der Provinzen in keinem Falle, das einzige, das sich vielleicht von ihm sagen läßt, ist, daß er unbewußt das Mittel bildete, die Machtstellung Oraniens zu befestigen und dadurch indirekt dem Interesse der Provinzen zu dienen.

1) P. L. Muller, Geschiedenis der regeering in de nader geunieerde provincien, p. 146 sqq.; 242.

Fünftes Kapitel.

Anjous Anschlag und Tod. Ermordung Oraniens. Der Fall Antwerpens und die Rückkehr aller südlichen Provinzen unter Spanien. Unterhandlungen mit Heinrich III. und Elisabeth.

I.

Der Herzog von Anjou war zwar gewählt, aber es dauerte auch nach der Auswechselung der Verträge in Bordeaux (23. Januar 1581) noch länger als ein volles Jahr, ehe er die Regierung antrat, welche indessen auf Andringen der Generalstaaten von Oranien übernommen worden war. Zwar erschien der Herzog in der Mitte des Sommers 1581 an der Spitze von 5000 Reitern, die fast nur aus Edelleuten von hohem Rang bestanden und als Freiwillige dienten, und 12000 Mann Fuſsvolk an der westlichen Grenze der Niederlande und zwang den Prinzen von Parma, die Belagerung von Kameryk aufzugeben, wofür dieser freilich bald darauf das von der Prinzessin von Espinoy, einer Schwester des hingerichteten Grafen Hoorne, heldenmütig verteidigte Doornik in seine Gewalt bekam. Da Anjou sah, daſs man in den Niederlanden mit den Vorbereitungen zu seinem Empfange noch nicht fertig war, und da die Reiter nur für einige Wochen in seinen Dienst getreten waren, so dankte er sein Fuſsvolk ab, das gröſstenteils in den Dienst des Prinzen von Espinoy überging und begab sich nach England, wo seiner der von Elisabeth schon geflochtene Korb wartete.

Auf Oranien ruhte wieder die schwere Aufgabe, die Staaten der einzelnen Provinzen zum Bewuſstsein ihrer Pflicht zu bringen; denn nicht nur für die Landesvertei-

digung, sondern auch zum würdigen Empfange Anjous waren bedeutende Summen erforderlich. Mit der eben nur ihm eigenen und auch die Widerwilligsten mit sich fortreißsenden feurigen Überredungskraft wußste er die zugeschnürten Geldsäcke dieser Leute zu öffnen, „welche, sobald man um Geld kommt, ohne das weder ich, noch sonst jemand Krieg führen kann, eine Antwort geben, als ob sie mit dem toten Kaiser sprächen“ [1]). Es wurde eine Gesandtschaft, bei der sich auch Marnix befand, nach England abgeordnet, um den Herzog einzuladen, seinen feierlichen Einzug als Landesherr zu halten. Am 10. Februar 1582 stieg er mit glänzendem Gefolge, unter dem sich Leicester, Willoughby und Sidney befanden, in Vlissingen ans Land, wo ihn Oranien begrüßste. Am 17. ging er nach Antwerpen unter Segel, eine Flotte von 54 Schiffen gab ihm das Geleite; im Dorfe Kiel, etwa einen Bogenschuſs von Antwerpen entfernt, muſste er ans Land steigen, denn nach altem Brauche war es keinem Herzog von Brabant erlaubt, die Handelsstadt zu betreten, ehe die Privilegien und Handvesten derselben feierlich beschworen und bestätigt worden waren. Nachdem dies geschehen, ging es in glänzendem Aufzuge in die reichverzierte Stadt, wo natürlich die bekannten allegorischen Vorstellungen, in denen ja die niederländischen Städte ganz besonders ihren Prunk zu entfalten wuſsten, nicht fehlen durften. Es muſs einen eigentümlichen Anblick gewährt haben, als der 28jährige Herzog, ein Mann von abstoſsender Häſslichkeit — er war klein und unansehnlich, seine Haut war infolge der Pocken mit Furchen durchzogen, und seine Nase hatte mehr als die doppelte Dimension — mit den Insignien der Herzogswürde von Brabant geschmückt und umgeben von den Vertretern des höchsten niederländischen und englischen Adels ein-

1) Bor XVI.

herritt. Aber auf den Jubel, der ihn umgab, folgten bald hafserfüllte Verwünschungen.

Oranien hatte mit der Berufung Anjous richtig kalkuliert. Ein Souverän bildete das äufserliche, die Provinzen zusammenhaltende Band und waren auch von Elisabeth und Heinrich III. vorderhand nichts als Ausflüchte und leere Versprechungen zu erwarten, so gab der Name Anjous den Niederlanden in diplomatischer Beziehung immerhin ein respektables Relief. Dafs dieser im Anfange seine Stellung nach dem vollen Ernste der Lage begriff, hatte seine glücklich durchgeführte Entsetzung Kameryks bewiesen, im Jahr 1583 sorgte er für die Anfuhr neuer Truppen, und dafs er für die Provinzen in Frankreich erfolgreich thätig gewesen sein mufs, bewies die Aussicht auf die Ankunft Condés [1]). In Madrid verhehlte man sich denn auch die weittragenden Folgen des Auftretens Anjous keineswegs; Philipps Politik und Heer war im Augenblick in Portugal beschäftigt, und wie immer blieb der König auch jetzt seinem Prinzip treu, indem er seinen Stellvertreter in den Niederlanden gerade in hochkritischer Lage ohne Instruktionen und Hilfsmittel liefs. Dem Cardinal Granvella scheint das Verhältnis zu Frankreich, mit dem man äufserlich im Frieden lebte, viel Kopfzerbrechen gemacht zu haben, und er kommt endlich zu dem Resultat, dafs ein offener Krieg mit Heinrich III. für Spanien viel vorteilhafter wäre [2]). Dazu kam noch, dafs Parmas militärische Lage und Aussichten im Anfange des Frühjahrs 1583 sich trotz der vorhergegangenen Erfolge nichts weniger als günstig gestaltet hatten. Oraniens Hoffnungen schienen sich also zu realisieren, um so mehr, als die in Frankreich gebildete Liga von den Protestanten in gehörigem Respekt gehalten wurde und auch in Deutschland die Evangelischen in der Stunde der Ge-

1) „Archives“ VIII, 51.

2) „Archives“ XIII, Proleg., p. xviii a xix, p. 20. 55. 111.

fahr eine achtunggebietende Macht entfalten konnten. Es bedurfte aber vor allem aufseiten Anjous grofser Klugheit, weiser Zurückhaltung und rückhaltloser Hingabe an die Interessen des Landes; getragen vom Vertrauen des Volkes hätte er die von ihm übernommene Aufgabe in rühmlicher Weise durchführen können. Aber unvorgesehene Ereignisse ebenso wie die Schuld Anjous warfen das ganze Gebäude Oraniens wie ein Kartenspiel über den Haufen.

Zuerst kam in Antwerpen der Anschlag von Juan Jaureguy auf Oraniens Leben, das erste Resultat des von Philipp ausgesprochenen Bannes (18. März 1582). Nur dem Umstande, dafs der Meuchelmörder das Pistol in unmittelbarer Nähe auf den Prinzen abschofs, wodurch sich die Wunde sofort schlofs und eine Verblutung verhindert wurde, verdankte er seine Rettung. Es ist ein sprechender Beweis für das im Volke tiefgewurzelte Mifstrauen gegen Anjou, dafs man alsbald an französische Urheberschaft dachte, wiewohl die Untersuchung keinen Zweifel darüber liefs, dafs die Fäden des Planes in der Hand Parmas zusammenliefen. Der Hauptschuldige, d'Anastro, ein bankrotter Kaufmann, der den von Philipp ausgesetzten Preis hatte verdienen wollen, entwischte, der Mörder selbst war auf der Stelle niedergemacht worden, und nur ein Diener d'Anastros Venero, sowie ein in dessen Hause wohnender Dominikaner, Timmerman, konnten ergriffen und hingerichtet werden [1]). Eine Zeit lang war in Antwerpen das Gerücht vom Tode des Prinzen verbreitet und auch im spanischen Lager, wohin Anastro geflohen war, gab man sich bis in den Monat Juli hinein einer voreiligen Freude hin. Anfangs Mai war Oranien wieder vollständig hergestellt, aber Charlotte von Bourbon, die

1) Über die Einzelnheiten des Mordanschlages vgl. Motley l. c. 5. Kap., und Gachard, Corresp. de Guill. le Tac. VI. Bd., wo alle Anschläge auf den Prinzen zusammengestellt sind.

ihm sieben Jahre treu und mutig zur Seite gestanden hatte, warf der Schrecken und die aufregende Sorge um das Leben des Gemahls aufs Krankenlager, und ein Blutsturz machte am 5. Mai ihrem Leben ein Ende.

Dann folgte der sinnlose Anschlag Anjous selbst, der nichts mehr und nichts weniger bezweckte, als sich zum absoluten Herrn der Provinzen aufzuwerfen. Sicher konnte der eitle und ehrgeizige Herzog an den Vertrag von Plessis nie ohne das Gefühl tiefster Beschämung und Demütigung denken, er war im Grunde genommen ja nur der höchste Exekutivbeamte der Generalstaaten, und wenn er auf der einen Seite an seinen königlichen Bruder dachte, der Frankreich mit beinahe unbeschränkter Gewalt regieren konnte, und wenn er dann anderseits alle Macht und allen Einfluſs in der Persönlichkeit Oraniens vereinigt sah, der die Volksgunst für sich allein in Beschlag genommen zu haben schien, und dem er den bekannten Renversalbrief hatte ausstellen müssen, so ist sein Verlangen, die unwürdigen Fesseln zu sprengen, wenn auch nicht zu entschuldigen, doch psychologisch vollkommen zu erklären. An den nötigen Aufforderungen und Sticheleien seiner Mutter wird es wohl auch nicht gefehlt haben, und als im Dezember 1582 bei Gelegenheit der Weihnachtsfeier viele Edle von hohem Rang am Hoflager des Herzogs erschienen, lieh er den Einflüsterungen und hämischen Bemerkungen derselben ein williges Ohr, und sein Plan war auch in überstürzender Hast zur Reife gediehen. An einem und demselben Tag sollte sich sein Kriegsvolk der vornehmsten Städte in Flandern bemächtigen, während er selbst Antwerpen auf seine Rechnung nehmen wollte. Mit Dünkirchen, Aalst und Denderemonde gelang dies auch vollkommen, aber Brügge schloſs, zeitig gewarnt, vor den heranrückenden französischen Truppen die Thore, und auch ein Anschlag auf Ostende mislang. In Antwerpen selbst begann man am 16. Januar unruhig zu werden und Verdacht zu wittern, der Bürgermeister

van Aalst begab sich am folgenden Tag selbst zum Herzog, um ihn zur Rede zu stellen, worauf dieser in hochtrabenden Worten seinen Eifer für die Sache der Provinzen zu erkennen gab und jeden ihm gegen die Stadt zugeschriebenen Plan kurzweg in Abrede stellte. Zu derselben Zeit hatte er aber schon seine Truppen in Burgerhout, in unmittelbarer Nähe Antwerpens, versammelt und ein paar Stunden später wufste man, was er im Schilde führte. Er begab sich selbst nach Burgerhout, stellte sich an die Spitze seiner Truppen und führte diese gegen die Stadt. Die Thorwachen wurden überrumpelt und niedergemacht, und unter dem Rufe: „Ville gagnée! vive la messe! tue, tue!“ drangen etwa 600 Reiter und 3000 Musketiere ein und verbreiteten sich in den Strafsen, deren Bewohner, wo sie sich an den Fenstern blicken liefsen, mit Flintenschüssen begrüfst wurden. Schon glaubte sich Anjou seinem Ziele nahe, als die indessen zur Besinnung gekommenen Bürger zu den Waffen griffen und Ketten über die Strafsen spannten, während Frauen und Kinder die Eindringlinge von den Dächern und aus den Fenstern mit Steinen und Haushaltungsgegenständen aller Art bewarfen; bald waren die Strafsen und Plätze von Franzosen gesäubert, die in wilder Flucht aus der Stadt stürmten. Zweihundertundfünfzig Edle von hoher Geburt lagen erschlagen in den Strafsen und in der Gracht, im ganzen hatte Anjou über 2000 Mann verloren, während von den Bürgern kaum 100 auf dem Platze blieben. Dies war der Ablauf der „französischen Furie“, wie der Volksmund das Attentat Anjous in der Erinnerung des ähnlichen von den Spaniern seiner Zeit in Scene gesetzten Ereignisses getauft hat [1]).

Man hätte denken sollen, dafs nach solchen Vorgängen die Beziehungen zwischen den Generalstaaten und dem

1) Vgl. die ausführliche Schilderung bei Motley l. c., 6. Kap.

Herzog ohne weiteres abgebrochen werden mufsten. Dem war aber nicht so, vielmehr wufste Oranien der Sache eine andere Wendung zu geben. Obwohl er dem Herzog gegenüber seine Mifsbilligung laut genug aussprach, legten ihm doch die Umstände die zwingende Notwendigkeit auf, einen vollständigen Bruch mit Frankreich zu verhüten, der zweifellos erfolgt wäre, wenn man ihn ohne weiteres hätte fallen lassen. Zwar that Anjou sein möglichstes, um sich in der Gunst und Achtung des Volkes noch mehr zu diskreditieren, denn er suchte zuerst den Beleidigten zu spielen, sprach von Mifshandlungen und Kränkungen, die er sich habe gefallen lassen müssen und suchte schliefslich die Vorgänge in Antwerpen als die Folge eines Mifsverständnisses zwischen seinen Truppen und der Thorwache darzustellen; überdies wurden ihm geheime Unterhandlungen mit Parma nachgewiesen, und in den Provinzen wufste man recht gut darum, dafs seine Mutter für ihn nach dem Mifserfolge bei Elisabeth um die Hand einer spanischen Infantin warb und ihm als die unabweisbare Bedingung dafür die Wiederherstellung der ausschliefslichen Herrschaft der katholischen Kirche vorstellte [1]. Aber Oranien, an den sich die Generalstaaten um Rat in ihrer mifslichen Lage wandten, zeigte den einzig möglichen Ausweg aus der Verlegenheit. In einem langen Gutachten, einem der schönsten Schriftstücke aus seiner Feder, legte er kurzweg das Drilemma vor: entweder Frieden zu machen mit Spanien, oder eine Versöhnung mit Anjou anzubahnen, oder endlich mit vereinten Kräften den Kampf allein fortzusetzen. Da an die erste Möglichkeit niemand denken könne, so blieben nur die zwei letzteren übrig; verwerfe man ein gütliches Abkommen mit Anjou, so lade man sich die offene Feindschaft Frankreichs und die geheime Erbitterung Elisabeths, die den

1) Hooft XX. Auch Parma scheint darum gewufst zu haben. Strada II, 5.

Herzog so dringend empfohlen habe, auf den Hals, und die Staaten müfsten dann bedenken, ob sie die Mittel hätten, einen Krieg gegen zwei solche Mächte zu führen. Was den dritten Punkt betreffe, so erklärte der Prinz, dafs er für sich immer der Meinung gewesen sei, dafs die Provinzen ihre Selbständigkeit durch eigene Kraft und ohne fremde Mittel handhaben müfsten, aber bei der fortwährenden Uneinigkeit der Provinzen, bei ihrer Eifersucht auf einander, ihrer hartnäckigen Knickerigkeit in der Bewilligung der notwendigen Gelder und ihrer sorglosen Trägheit angesichts des drohenden Untergangs sei nicht daran zu denken, diesen Weg einzuschlagen, und es bliebe also nur der Versuch übrig, sich mit Anjou zu versöhnen [1]. Diese Vorstellungen verfehlten ihren Eindruck nicht, und da zugleich auch von Elisabeth Briefe einliefen, welche in demselben Sinne gehalten waren, so kam Ende März eine vorläufige Beilegung der Sache zustande. Man trat in Unterhandlungen mit dem Herzog, der sich am 28. Juni nach Paris begab; allein diese schleppten sich erfolglos das ganze Jahr hin, erst im Frühjahr 1584 war man über einen Vertrag übereingekommen, dessen Grundlage die Abmachungen in Bordeaux bilden sollten, aber der am 10. Juni schon erfolgte Tod Anjous, der „zu gröfserem Heil der Republik gestorben, als geboren war", machte alle weiteren Bemühungen in der Sache hinfällig. Oraniens Popularität hatte aber durch die Wiederaufnahme der Verhandlungen mit Anjou und Frankreich schwere Einbufse erlitten, und der Argwohn gegen seine französischen Sympathieen erhielt durch seine im April 1583 mit Louise de Coligny, einer Tochter des französischen Admirals, vollzogene Heirat nur neue Nahrung.

Parma hatte indessen die Hände natürlich auch nicht in den Schofs gelegt, Oudenaarden, der Geburtsort seiner

1) Die ganze Deduktion bei Bor XVII.

Grofsmutter, des Fräuleins van Gheenst, Ninove und das kurz vorher erfolgreich gegen Renneberg verteidigte Steenwyk fielen in seine Hand, während Lochem dank den Bemühungen des Landrats noch zeitig von Anjou entsetzt wurde. Es ist jedenfalls ein glänzender Beweis der Gewandtheit Parmas, dafs er den wallonischen Provinzen nach der Ankunft Anjous die Notwendigkeit der Rückkehr der spanischen Truppen plausibel zu machen wufste; im Mai 1582 ging zu diesem Zweck eine Deputation nach Madrid, und im Herbst desselben Jahres hatte Parma ein Heer von 60000 Mann zur Verfügung, lauter gute und geübte Soldaten, mit denen er den Kampf mit Oranien und Anjou zuversichtlich wieder aufnehmen konnte. Eindhoven, Diest, Dünkirchen und Nieuwpoort mufsten ihm nach einander ihre Thore öffnen, am 22. September 1583 wurde Zutfen überrumpelt, und bei dieser Gelegenheit kam auch der Verrat des Grafen van den Berg, des leiblichen Schwagers von Oranien und Statthalters von Gelderland, an den Tag. Graf Johann von Nassau hatte bei verschiedenen Gelegenheiten sehr dringend vor ihm gewarnt, und jetzt lagen die Beweise vor, dafs er sich Parma gegenüber verpflichtet hatte, die vornehmsten Städte Gelderlands an Spanien auszuliefern. Er wurde verhaftet und eine Zeit lang in Delfshaven gefangen gehalten, worauf er mit seinen Söhnen in den königlichen Dienst trat [1]). Ein noch schwererer Schlag war der Übergang Brügges mit dem Freien auf die spanische Seite. In Flandern war seit Ende 1584 der Prinz von Chimay, der älteste Sohn des Herzogs von Aerschot, Statthalter, und unter dem Einflufs seiner reformierten Gattin hatte er auch eine Zeit lang sich eng an die Calvinisten angeschlossen; aber am 20. August 1584 wurde zwischen ihm und Parma ein Vertrag unterzeichnet, nach welchem Brügge wieder unter den Gehorsam des Königs

1) „Archives“ VIII, 288.

zurückkehrte; wer nicht katholisch werden wollte, mufste die Stadt verlassen. Mit Gent versuchte Chimay dasselbe, aber ohne den gewünschten Erfolg. Hier waren Champagny, Granvellas Bruder, und der eben aus der Verbannung zurückgekehrte Hembyze für Parma thätig gewesen, und schon stand die Stadt trotz aller aus Brüssel und Antwerpen ertönenden Warnungsrufe im Begriffe, ihren Frieden mit dem König zu machen, als sich noch in letzter Stunde durch Hembyzes Ungestüm die Sache zerschlug. Dieser wollte Denderemonde in Parmas Hand spielen, aber Ryhove, sein alter Parteigenosse, der hier kommandierte, liefs ihn verhaften, man machte ihm den Prozefs, und im August 1584 wurde er in Gent enthauptet. Dafür wurde aber Ypern zur Übergabe gezwungen, und der neue Bischof liefs die Leichen verschiedener Ketzer, die schon seit Jahren im Grabe moderten, an den Galgen hängen [1].

II.

Im Jahre 1580, noch ehe Anjou als Souverän angenommen war und Holland sein Sonderabkommen mit Oranien noch nicht getroffen hatte, hatte diese Provinz letzterem schon den Titel eines Grafen von Holland angeboten, aber mit Rücksicht auf die Unterhandlungen mit Anjou hatte der Prinz die Annahme kurzweg verweigert. Er selbst scheint der Sache sehr wenig Gewicht beigelegt zu haben, denn in allen Briefen an seinen Bruder Johann aus dieser Periode wird sie kaum berührt, und wenn letzterer dennoch darauf zu sprechen kommt, so gleitet Oranien beinahe stillschweigend darüber weg. Holland und Zeeland beharrten aber in ihrem Widerwillen gegen

1) Bor XVIII. Hooft XX.

Anjou, und es ist jedenfalls merkwürdig, nicht nur dafs in demselben Grade, in welchem Oranien für Anjou eiferte, auch die Staaten von Holland ihre Anstrengungen verdoppelten, um jenen zur Annahme zu bewegen, sondern dafs der Prinz selbst Schritt für Schritt seine Bedenken aufgab, je mehr er sich von der Unentbehrlichkeit französischer Hilfe überzeugen mufste. Es läfst sich nicht anders annehmen, als dafs von Holland die conditio sine qua non gestellt worden ist, und ebenso deutlich ist, dafs nach Anjous mifslungenem Staatsstreich Holland zur Wiederaufnahme der Verhandlungen mit demselben nur unter Anbietung sicherer Garantieen sich herbeiliefs, und diese Garantieen konnten eben nur in der innigen Beziehung, in die sie zu Oranien traten, gefunden werden. Am 26. März 1583 war denn auch der Beschlufs gefafst worden, den Prinzen zum Grafen von Holland zu ernennen, und dieser weigerte sich nun nicht länger. Die Annahme Oraniens, der dadurch in einem grofsen Teile des Landes der Nachfolger des abgesetzten Monarchen wurde, bildete also in gewissem Sinne die positive Ergänzung zur Abschwörung Philipps. Auch mit Rücksicht auf die allgemeine Lage schien die Mafsregel ein Gebot der Selbsterhaltung zu sein: noch immer wurden von spanischer und papistischer Seite Versöhnungsversuche gemacht, und in Anbetracht der prekären Lage lieh auch ein Teil des Volkes diesen Vorstellungen ein geneigtes Ohr; die Hoffnung, die Abschwörung rückgängig zu machen, mufste also durch einen nicht mehr umzustofsenden Staatsakt von Grund aus zerstört werden. „Wir hoffen fest, dafs dadurch jede Gelegenheit der Versöhnung mit dem König von Spanien, auf welche einige ernstlich denken, verhütet, ja gänzlich abgeschnitten werde“, heifst es in der Mitteilung der Staaten von Holland an die Generalstaaten. Und auch für das persönliche Prestige des Prinzen war der Schritt durchaus nötig, denn nicht nur entkräftete er den Vorwurf verräterischer Sympathieen für Frank-

reich, sondern lügenstrafte dadurch auch das gerade damals wieder umlaufende Gerücht, er wolle mit dem Könige seinen Frieden machen und sich nach Deutschland zurückziehen. Wie Bor berichtet, kam der Ratsherr Jacob Swerius, Mitglied der Staaten von Brabant mit anderen Deputierten im Jahr 1583 zu Oranien, um ihm auch die Souveränität über das Herzogtum Brabant anzubieten. Er schlug es ab, „weil er nicht die Mittel besitze, um es zu verteidigen, und weil er dem König von Spanien keine Ursache zu der Behauptung geben wollte, daſs er es darauf angelegt habe, ihm alle seine Länder abzunehmen“ [1]).

Daſs der Prinz trotz des hochtrabenden Titels eines souveränen und erblichen Grafen sich zu einer Verminderung seiner bisherigen Macht herbeilieſs, daſs er mit der Annahme der Würde also ein persönliches Opfer brachte, zeigt ein Blick auf die 49 Artikel, in denen seine Rechte, oder besser gesagt, die der Staaten, genau umschrieben sind. Er muſste alle Privilegien bestätigen, selbst die, von denen man niemals Gebrauch gemacht hatte, also auch das der Herzogin Maria von Burgund abgerungene Groſsprivilegium; die Staaten, die zusammentreten konnten, so oft sie für gut fanden, hatten in Steuer- und Geldsachen, über das Gerichtswesen, sowie im Krieg und Frieden das höchste Wort und die Entscheidung; der Prinz hatte zwar die Ernennungen für die höchsten Posten, aber er war an die ihm von den Staaten präsentierte Kandidatenliste gebunden, — kurz, es waren fast dieselben beschränkenden Bedingungen, unter denen auch Matthias und Anjou angenommen worden waren [2]). Eine solche Kapitulation gab dem Grafen lediglich nichts als den Titel, die Bestimmungen derselben verneinten den Begriff der Souveränität so ziemlich, und verschiedene seiner An-

1) „Archives“ VIII, 410—427.
2) Kluit, Holl. Staatsreg. I, 295.

hänger sprachen auch laut ihre Entrüstung darüber aus, dafs man einem Manne wie dem Prinzen zuzumuten wage, sich ein solches Joch 'gefallen zu lassen. Man begreift es deshalb auch, wenn der Statthalter Moritz sich später einmal äufserte, dafs er sich lieber vom höchsten Turm im Haag herabstürzen, als die Souveränität unter den seinem Vater gestellten Bedingungen annehmen wolle. Die Behauptung, dafs der dem Prinzen von seinen Gegnern bei jeder Gelegenheit zugeschriebene Ehrgeiz bei der Annahme der Grafenkrone von Holland den Ausschlag gegeben haben soll, ist einfach ein Anachronismus, denn diese Provinz war damals noch lange nicht das die anderen Provinzen dominierende und mit seinen Flotten das Meer beherrschende Holland, und unter den damaligen, nahezu verzweifelten Umständen wird man wohl weniger an Macht und Ruhm, als an die Erhaltung der nackten Existenz gedacht haben.

Im Anfang des Jahres 1584 waren die Verhandlungen zwischen dem Prinzen und den Staaten zu einem erspriefslichen Ende gediehen, und auch Zeeland und Utrecht hatten zu demselben Zweck mit Holland gemeinschaftliche Sache gemacht [1]). Middelburg, das die Gelegenheit zur Rückgewinnung seiner Privilegien benutzen wollte, zauderte noch mit seiner Zustimmung, ebenso Amsterdam und Gouda; die beiden letzteren Städte waren mit der Erhebung des Prinzen vollständig einverstanden und hatten nur formelle Bedenken, in denen jedoch die Staaten von Holland keinen Grund zur weiteren Verzögerung der Sache finden konnten, denn sie erklärten am 4. Juni

1) Schon am 20. Dezember 1582 hatten die Staaten von Zeeland dem Prinzen den Titel eines Grafen angeboten, und im November 1583 erklärten die Deputierten dieser Provinz mit denen von Utrecht, nachdem die Absicht Hollands bekannt geworden war, „dafs ihnen dies sehr angenehm sein würde, dafs sie sich dessen gar sehr freuten und nicht nachlassen würden, jeder in seiner Provinz, darüber zu berichten“. Kluit l. c. I, 329.

1584, „Amsterdam und Gouda vorzuhalten, daſs bei fernerem Ermangeln und Weigern die Staaten nicht nachlassen würden, vorwärtszugehen“ [1]).

Diese Mühe sollte ihnen aber erspart bleiben, denn am 10. Juli wurde der Prinz ermordet.

Gerade vier Wochen vorher — 10. Juni 1584 — war Anjou gestorben und einer der Boten, die an die Generalstaaten und den Prinzen geschickt worden waren, um diesen die Nachricht zu überbringen, war Balthasar Gérard oder, wie er zu heiſsen vorgab, François Guyon. Geboren in der Franche-comté aus einer streng katholischen Familie muſs er schon im Knabenalter die Absicht zu erkennen gegeben haben, den Prinzen aus dem Wege zu räumen. In Maastricht vernahm er den über den Prinzen ausgesprochenen Bann, und nachdem er eine Zeit lang als Schreiber im Dienste Mansfeldts, des Gouverneurs von Luxemburg, gewesen war, begab er sich nach Trier, wo er seine Absicht einem dortigen Jesuiten entdeckte. Dieser bestärkte ihn in seinem Entschlusse, ebenso der Franziskaner Géry in Doornik, und er säumte denn auch nicht, in einem längern Briefe dem Prinzen von Parma seinen Plan mitzuteilen. Dieser nahm ihn zuerst sehr miſstrauisch auf, denn Balthasar war kaum 27 Jahre alt und hatte einen schwächlichen, fast zarten Körper, und überdies war Parma von verschiedenen Abenteurern schon betrogen worden, die das ihnen ausbezahlte Handgeld durchbrachten, ohne etwas auszuführen; in höchst vorsichtiger Weise beauftragte er den Ratsherrn Assonleville, mit Balthasar die Sache näher zu besprechen, weigerte sich aber standhaft, den von letzterem geforderten Vorschuſs von 50 Kronen zur Deckung der Kosten zu geben; Balthasar

1) Von anderer Seite wird dagegen behauptet, daſs die Zögerung Amsterdams auf der geheimen Hoffnung beruhte, die Sache ad kalendas Graecas zu verschieben. Vgl. Koenen, De beide Staatspartyen, p. 15. 16.

liefs sich aber nicht abschrecken, und es kam für ihn nunmehr nur darauf an, sich bei dem Prinzen Zutritt zu verschaffen. Er begab sich nach Delft und stellte sich dem Vertrauten Oraniens, dem Hofprediger Villers, als den Sohn eines in Besançon wegen seines Glaubens hingerichteten Calvinisten vor. Dafs er im Gefolge Noëls de Caron, der mit einer Sendung an Anjou beauftragt war, nach Frankreich ging, ist ein Beweis, dafs es ihm vollständig gelungen war, sich in das Vertrauen der Umgebung des Prinzen einzuschmeicheln. Er kehrte zurück, und Oranien, der sehr spät aufzustehen pflegte, liefs ihn an sein Bett kommen, um sich Näheres über das Ende Anjous berichten zu lassen. Eine schönere Gelegenheit zur Ausführung seines Planes liefs sich wohl nicht denken, aber Balthasar hatte keine Waffen bei sich, und überdies hatte er seine Vorbereitungen zur Flucht noch nicht getroffen. Da er in Bälde den Befehl erwartete, wieder nach Frankreich zurückzukehren, zauderte er nicht länger; mit dem Gelde, das ihm der Prinz hatte reichen lassen, um sich Strümpfe und Schuhe zu kaufen, verschaffte er sich ein Paar Pistolen, und als sich Oranien am 10. Juli etwa um 12½ Uhr mit Louise de Coligny in den Speisesaal begab, erschien Balthasar an der Thür des Saales und bat um einen Pafs, dessen Ausfertigung denn auch alsbald angeordnet wurde. Obwohl die Prinzessin durch das verdächtige und unheimliche Aussehen Balthasars sehr beunruhigt war und dies auch ihrem Manne mitteilte, war dieser an der Tafel, zu der als Gast der Bürgermeister von Leeuwarden gezogen worden war, sehr heiter und aufgereimt. Um zwei Uhr stand die Gesellschaft auf und der Prinz schritt der Treppe zu, die nach seinen Gemächern führte; links von der Treppe war ein kleines Gewölbe, und als Oranien langsam die Treppe herabstieg, schofs ein Mann aus demselben ein Pistol auf ihn ab. Drei Kugeln durchbohrten den Prinzen, die Worte: „Mon Dieu, ayez pitié de mon âme! mon Dieu, ayez pitié de ce pauvre

peuple!“[1]) entfuhren noch seinen Lippen, sein Stallmeister Jakob van Maldere fing ihn in seinen Armen auf, man brachte ihn in den Speisesaal, aber bald darauf hauchte er seine Seele aus. Dem Mörder gelang es zwar, durch eine Seitenthür zu entkommen und durch einen engen Gang zu fliehen; schon hatte er beinahe die Gracht erreicht, die er zu durchschwimmen gedachte, um das auf der andern Seite bereit stehende Pferd zu besteigen, da strauchelte er über einen Haufen Stroh und wurde von den ihm nachsetzenden Dienern und Hellebardieren ergriffen. Freimütig gestand er sein Verbrechen ein, und bei den darauf folgenden Verhören, wo er dreimal gräulich gefoltert wurde, rühmte er sich sogar noch seiner That, schrieb selbst ein ausführliches Bekenntnis unter Angabe der Gründe, die ihn dazu bewogen hätten, nieder, erwähnte aber dabei seiner Verhandlungen mit Parma mit keinem Worte. Mit unglaublicher Standhaftigkeit hatte er die ausgesuchtesten Folterqualen ertragen, und auch die furchtbare Todesstrafe, zu der er verurteilt wurde, — zuerst wurde seine rechte Hand mit einem glühenden Waffeleisen abgebrannt, hierauf das Fleisch aus sechs Stellen seines Körpers mit glühenden Zangen gezwickt, der Bauch aufgeschnitten, das Herz herausgerissen und ihm ins Gesicht geworfen — erlitt er am 14. Juli mit wahrhaft heroischem Mute. Die von Philipp ausgesetzte Belohnung wurde seinen Verwandten erst später (1590) ausbezahlt, sie erhielten drei dem Prinzen von Oranien früher gehörige Herrschaften in Franche-comté und Balthasars Familie wurde in den Adelstand erhoben. Während letzterer unter den Verwünschungen des Volkes seine Strafe empfing, sangen die Domherren in der Kirche zu

1) Dafs der Prinz diese Worte, deren Echtheit namentlich von katholischen Darstellern bestritten worden ist, wirklich gesprochen hat, geht schon daraus hervor, da sie in dem Brief der Generalstaaten vom 12. Juli, in welchem den einzelnen Provinzen das Ereignis mitgeteilt wird, ausdrücklich angeführt sind.

Herzogenbusch ein feierliches Tedeum, und der Erzbischof von Utrecht in partibus infidelium, Vosmeer, that bald darauf, wiewohl vergeblich, die nötigen Schritte, um den Mörder selig sprechen zu lassen! Am 3. August fand die feierliche Beisetzung der Leiche in der „Nieuwe Kerk“ in Delft statt, und über der Ruhestätte des Prinzen, die jetzt die Familiengruft des Hauses Oranien ist, ließen die Generalstaaten im folgenden Jahrhundert ein prächtiges Denkmal errichten. Bezeichnend ist es aber, daß sich zwischen den verschiedenen Staatskörpern ein heftiger Wortwechsel über den Vortritt im Trauerzuge erhob [1]).

Zweiundfünfzig Jahre alt war Oranien, als die Mörderhand seinem Leben das jähe Ziel setzte. Aus seinen drei Ehen lebten zwölf Kinder; aus der ersten: Philipp Wilhelm, den Alba von Löwen nach Madrid hatte wegführen lassen, und Maria, die spätere Gattin des Grafen Philipp von Hohenlo; aus der zweiten Ehe mit Anna von Sachsen: Moritz, der spätere große Feldherr und Statthalter, Anna, die sich später mit ihrem Vetter Wilhelm Ludwig, dem Statthalter von Friesland, verheiratete, und Emilie, die Gattin Emanuels von Portugal; der Ehe mit Charlotte de Bourbon entsprossen nur Töchter: Louise Juliane, die nachherige Gattin Friedrichs IV., Kurfürsten von der Pfalz; Elisabeth, später mit Henri de la Tour, Herzog von Bouillon, verheiratet; Katharina Belgica, die Gattin des Grafen von Hanau, Philipp Ludwig; Charlotte Brabantine, die Gattin des Her-

1) Über Oraniens Ermordung und Balthasars Prozeß vgl. Motley l. c., 7. Kap.; den schon citierten 6. Band Gachards Correspondance de Guill. le Tac., Vorbericht. Bakhuizen van den Brink in den „Studien en Schetsen“ I, 579 sqq. „Archives“ VIII, 437. 438, sowie die Darstellungen Bors (XVII) und van Meterens (XII). Ferner: „De moord van 1584“, oorspronkelyke verhalen en gelyktydige berichten van den moord gepleegd op Prins Willem van Oranje“, herausgegeben von J. G. Frederiks (1884); ferner Fruin, im Gids 1884, Juni.

zogs Claudius de la Tremouille; Flandrine, die, das Andenken des Märtyrers für den Protestantismus schändend, zur katholischen Kirche überging und Äbtissin eines Klosters in Poitiers wurde; Emilie Antwerpiana, später mit Friedrich Casimir, Herzog von Landsberg, aus dem Hause Zweibrücken verheiratet; Louise de Coligny hatte ihm einige Monate vor seinem Tode Friedrich Heinrich, den späteren Statthalter, geboren. Verschiedenen seiner Töchter hatten die Generalstaaten oder einzelne Provinzen ein reiches Patengeschenk in die Wiege gelegt [1]).

Wie ein gewaltiger Berg, der sich stets mehr über die benachbarten Gebirgsketten und das flache Land zu erheben scheint, je weiter man sich von ihm entfernt, steht Oraniens gewaltige Figur heute vor uns. Seine Bedeutung wächst mit der Zeit, die uns von ihm trennt, und je mehr er der Vergangenheit angehört, desto leichter übersieht man die kleinen dunklen Flecken an seiner historischen Erscheinung. „Je mehr man sich in das Studium seiner Persönlichkeit vertieft“, sagt der Herausgeber der „Korrespondenz des Hauses Oranien-Nassau“, Groen van Prinsterer, „desto mehr mufs man zur Überzeugung kommen, dafs er eine der aufserordentlichen Persönlichkeiten gewesen ist, welche die Vorsehung in schwierigen Zeiten zum Heile der Völker erstehen läfst, deren Genie mit der Gröfse der Gefahr zu wachsen scheint und welche durch ihr Talent und mehr noch durch ihre Energie und Charaktergröfse die Ereignisse und die Menschen zu lenken scheinen [2]).

1) Vgl. de Beaufort, Leven etc. III, 736, und Holzwarth, Abfall 2. II, 497. Die hier aufgestellte Behauptung, der Prinz sei durch die Revolution reich geworden, ist unwahr. Noch zehn Jahre nach seinem Tod betrug seine Schuld an seinen Bruder Johann 1400000 Gulden. Vgl. Bor XVIII.

2) „Archives“ VIII, préf., p. XLI.

Als Staatsmann überragt Oranien seine Zeitgenossen um mehr als Haupteslänge. Nicht ein einziger der niederländischen Seigneurs hat die veränderte Situation in solch intuitiver Weise begriffen, keinem standen die Folgen der spanischen Wirtschaft so deutlich vor Augen wie ihm, aber auch keiner hat mit so gewaltiger Hand den Ereignissen die Richtung gegeben, die unter den damaligen Verhältnissen allein sich als lebensfähig erwies. Wie alle Männer, die bei bedeutenden politischen Umwälzungen eine Hauptrolle zu spielen bestimmt sind, aber im Anfange mit weiser Zurückhaltung im Hintergrunde stehen und dem unbesonnen vorwärtsstürmenden Drängen ephemerer Volksführer gegenüber das konservative Element repräsentieren, so hat sich auch Wilhelm zu keinem übereilten Schritte verleiten lassen; dem wüsten Geschrei der urteilslosen Menge trat die eiserne Ruhe entgegen, die sich ebenso auf den eigenen Kraftbereich wie auf das unter den obwaltenden Verhältnissen erreichbare Resultat beschränkte. Und dennoch, obwohl sich Oranien nie in der gewöhnlichen Weise um die Gunst des Volkes beworben hat, dessen Vertretern er im Gegenteil die bittere und nackte Wahrheit oft in den schärfsten Worten ins Gesicht sagte, hat die Welt kaum einen populäreren Helden gesehen, als ihn. Denn während sonst ein kleiner Mifserfolg den angebeteten Volksführer ebenso tief stürzt als ihn das Glück erhoben, schlägt das Vertrauen zu Oranien um so tiefere Wurzeln und hängt das Volk in um so innigerer Liebe ihm an, je gröfser die Enttäuschungen werden und je düsterer der Horizont sich über der Zukunft der Provinzen wölbt. Diese paradoxe Verknüpfung von Grund und Folge erklärt sich aber nicht allein aus dem Zauber seiner Persönlichkeit, sondern ist das Resultat einer bis in die untersten Schichten durchgedrungenen Überzeugung, dafs mit ihm noch alles gewonnen werden kann, ohne ihn alles zugrunde gehen mufs. Mufs man nicht an eine geradezu dämonische Macht über die Geister

denken, wenn er selbst die mächtigsten Faktoren des bürgerlichen Volkslebens, den Egoismus und das Verlangen nach dem Frieden, der den ruhigen Besitz von Gut und Blut verbürgt, seinen idealen Zwecken unterzuordnen wuſste? Will man einen sprechenden Beweis dafür, so braucht man sich nur an die Situation zu erinnern, als Don Juan von Österreich die Statthalterschaft übernommen hatte: die Provinzen boten ein greuliches Bild der Verwüstung und des Elendes dar, Handel und Gewerbe lagen danieder, das Volk verlangte laut nach Frieden und murrte über die kleine Partei, welche die vom Helden von Lepanto zur Versöhnung dargebotene Hand zurückwies; aber Oranien, überzeugt, daſs Spanien niemals einen Frieden auf der Basis der Gewissensfreiheit in ehrlicher Weise halten könne und wolle, weiſs den schon erschlaffenden Widerstand zu neuer Glut anzufachen, wird eine Zeit lang Herr fast aller Provinzen und zwingt selbst die Katholiken, am Triumphe der Reformation mitzuarbeiten. Wie eine Herde vor dem herannahenden Gewitter sich bange um den Hirten drängt, oder wie ein in miſsliche Lage geratenes Heer aus der Anwesenheit des bewährten Führers neuen Mut schöpft und begeistert den Kampf gegen die Übermacht aufnimmt, so blickte das Volk in verzweifelter Lage zu ihm auf. Welche Niedergeschlagenheit hatte sich aller Klassen bemächtigt, als er während der Belagerung Leidens in Rotterdam beinahe hoffnungslos daniederlag, welch' dumpfe Verzweiflung herrschte in Antwerpen, als nach dem Anschlage Jaureguys sich das Gerücht von seinem Tode verbreitet hatte, und welcher Jubel entrang sich der befreiten Brust, als er wieder gesund und wohlbehalten in der Mitte der Menge erschien!

Riesenhaft war die Arbeitslast, die auf seine Schultern gelegt war. Innere und äuſsere Angelegenheiten muſsten beachtet und geordnet werden, und während er sich in einzelne Fragen vertiefte, muſste er zugleich die allge-

meine politische Lage im Auge behalten. Es galt nicht nur, ein wachsames Auge auf die Generalstaaten und die Staaten der einzelnen Provinzen zu halten, wo Geiz, Beschränktheit, Neid, Eifersucht und Sonderinteressen sich breit machten, sondern die diplomatischen Beziehungen zum Auslande erforderten ein beinahe übermenschliches Maſs von Wachsamkeit, Scharfsinn und Gewandtheit; die Doppelzüngigkeit des französischen Hofes, die unerträgliche Unentschlossenheit Elisabeths, die Trägheit der Reichsfürsten und der Stumpfsinn der deutschen Lutheraner muſsten bestritten oder wenigstens unverrückt im Auge behalten, jede Mine des spanischen Hofes mit einer entsprechenden Gegenmine beantwortet und, was wohl immer die Hauptsache gewesen sein wird, die genaue Kenntnisnahme aller Vorgänge im Kabinette Philipps durfte auch keinen Augenblick unterbrochen werden. Daſs Oranien sich dazu der Mittel bediente, welche die damalige Diplomatie an die Hand gab, wird man ihm nicht verargen können; seine Spione drangen bis ins Arbeitszimmer Philipps und Depeschen, die von Madrid abgingen, mögen häufig früher in seiner Hand gewesen sein, als in der Margaretas. Nur ein Staatsmann, der über ein so enormes Kapital von Menschenkenntnis verfügte wie Oranien, fand in jedem schwierigen Falle auch das geeignete Mittel, um die widerstrebenden und feindlichen Elemente seinen Zwecken dienstbar zu machen. Matthias wurde von seinen Gegnern ins Land gerufen, aber er that und lieſs, was Oranien wollte, und daſs man sich trotz der allgemeinen Abneigung, trotz des offenen und geheimen Widerstandes schlieſslich doch den von Wilhelm vorgeschobenen Anjou gefallen lieſs, verkündet deutlicher als Worte seine unwiderstehliche Macht über die Menschen.

Es ist ihm nicht vergönnt gewesen, den Lorber des siegreichen Feldherrn sich um die Stirne zu winden. Als Karl V. den 22jährigen Prinzen an die Spitze eines Heeres stellte, muſs sein Vertrauen auf die Fähigkeiten

desselben ein unbegrenztes gewesen sein, aber die Gelegenheit, dasselbe zu verdienen, wurde ihm nicht gegeben. Das Resultat der einzigen gröfseren militärischen Aktion, seines Zuges über die Maas, wird wohl kaum als Mafsstab zur Beurteilung seines strategischen Talents zugelassen werden können. Denn Geldmangel und meuternde Truppen hatten den mit grofser Genialität entworfenen Feldzug schon vor seinem Beginne entschieden. Dagegen ist sicher, dafs die Katastrophen von Jemgum und auf der Mooker Heide vermieden worden wären, wenn man Oraniens Instruktionen befolgt hätte, und ebenso sicher ist, dafs Antwerpen vor Parma die Waffen nicht gestreckt, jedenfalls bis zur Ankunft Leicesters noch Widerstand hätte bieten können, wenn man den Rat Oraniens über die zu ergreifenden Mafsregeln nicht in den Wind geschlagen hätte. Es mag vielleicht nicht unbegründet sein, wenn seine Gegner ihm Mangel an persönlichem Mut vorwerfen und darauf hinweisen, dafs er sich nie in eine belagerte Stadt habe einschliefsen lassen: allein Oranien brauchte kein Landsknecht zu sein, und wenn man überzeugt ist, dafs ohne ihn der Aufstand ein jähes Ende genommen hätte, so begreift man den Mifsmut katholischer Geschichtschreiber recht gut, die es ihm förmlich übel zu nehmen scheinen, dafs er seine eigene Haut nicht bereitwilliger zu Markte getragen hat.

Dagegen besafs er die Gabe und den Takt, mit Menschen jeden Standes umzugehen, in hohem Grade, er handhabte das Wort in Mund und Schrift mit einer Meisterschaft, die unerreicht unter seinen Zeitgenossen dasteht; wenn er die Generalstaaten in improvisierter Rede oder in sorgfältig abgefafstem Schreiben an ihre Pflicht und Stellung erinnerte, verschwanden wie der Schnee vor dem Sonnenstrahl alle kleinherzigen Bedenken, denn er wufste auf Gemüt und Verstand der Zuhörer zugleich zu wirken. Seine gröfseren Staatsstücke, namentlich diejenigen, in welchen er den Zustand, die Mittel und Aussichten seines

Landes in Verband mit der momentanen politischen Konstellation schildert, sind ebenso Meisterstücke von Klarheit und schöner Diktion, wie auch Fundgruben tiefer Staatsklugheit. Mit unübertrefflichem Geschick wufste er für die rechte Sache das rechte Wort zu finden, die Bilder und Gleichnisse, die er bald der Bibel, bald der Geschichte, bald dem Alltagsleben entlehnt, sind von überzeugender, treffender Wahrheit, und wer sich die Mühe geben wollte, könnte aus seiner umfangreichen Korrespondenz eine schöne Sammlung geflügelter Worte anlegen.

Während noch keiner der Gegner die intellektuelle Seite an der Persönlichkeit des Prinzen anzutasten gewagt hat, glaubte man in sittlicher Beziehung ein lohnenderes Feld gefunden zu haben. Aus gekränktem Ehrgeiz, heifst es, der es nicht verwinden konnte, dafs die Rolle, die der Adel unter Karl V. gespielt, unter Philipp zu Ende gegangen, aus Egoismus und Herrschsucht habe der Prinz die wachsende Unzufriedenheit genährt, den Bürgerkrieg angefacht und sich schliefslich der religiösen Frage, die man mit den Haaren herbeigezogen, bemächtigt, um mit dem legitimen Landesherrn um den Besitz der Macht zu ringen [1]. Dafs Oranien in seinen ersten Jugendjahren an den Ausschweifungen des niederländischen Adels teilgenommen, ist noch von niemand, am allerwenigsten von ihm selbst, bestritten worden, dafs er gegen Granvellas System, der um die Niederlande gerne eine chinesische Mauer gezogen hätte, mit allen Mitteln ankämpfte, war nicht nur sein Recht, sondern seine Pflicht. Aus der bisherigen Darstellung geht doch zur Genüge hervor, dafs am allerwenigsten der Vorwurf des Egoismns gegen den Prinzen erhoben werden kann; hätte er in der That nur das Seine gesucht, dann begreift man nicht, wie er die

1) Vgl. meine Abhandlung: „Der Abfall der Niederlande und die ultramontane Geschichtschreibung“ in den „Preufsischen Jahrbüchern“, Jahrgang 1888. Juliheft.

glänzendsten, ihm von spanischer Seite gemachten Anerbietungen auch dann zurückwies, als die Sache der Provinzen nach menschlicher Berechnung so gut als hoffnungslos war; es stand ja nur bei ihm, mit allen äufsern Ehren und Reichtümern beladen die Niederlande zu verlassen und in Deutschland ein behagliches Leben zu führen. Dafs der Prinz von dem Ehrgeiz beseelt war, ohne den sich ein wirklich grofser Mann überhaupt nicht denken läfst, soll nicht bestritten werden; aber derselbe entsprang nicht den Triebfedern der gewöhnlichen Selbstsucht, und wenn im Laufe der Zeit schliefslich selbst die Überzeugung in ihm festen Fufs fafste, dafs er und nur er das geborene Oberhaupt des Widerstandes sein könne, so beweist dies eben nur wieder die tiefe Menschenkenntnis, die auch durch die anderen Sterblichen verschlossene Pforte der Selbsterkenntnis gedrungen ist. Egoismus und Ehrgeiz von gewöhnlichem Schlag sind nicht aufopferungsfähig, aber Oranien hat nicht nur seine Stellung, sein Vermögen und seinen Sohn für die Sache, um deren willen er stritt, dahingegeben, sondern er wufste recht gut, dafs sein eigenes Leben den Einsatz bildete.

Die Unparteilichkeit hätte es überdies erfordert, auf einen Umstand hinzuweisen, der in jener Zeit, wo das Menschenleben so geringen Wert hatte, sicher von Bedeutung ist. An Oraniens Händen klebt kein Blut. Die von den Geusen gegen Priester verübten Greuelthaten sind gegen sein ausdrückliches Verbot geschehen, und wenn man die Hinrichtung des spanisch gesinnten Ratspensionärs von Haarlem als Beweis seiner Grausamkeit anführen will, so ist darauf zu erwidern, dafs wir von diesem Prozesse viel zu wenig wissen, um ein sicheres Urteil darüber fällen zu können. Wie grofs seine Abneigung gegen jede unnötige Härte war, zeigt die Thatsache, dafs Venero und Timmerman auf seinen Wunsch nur enthauptet wurden, und Motley nennt deshalb auch die entsetzliche Hinrichtung seines Mörders einen „Hohn

auf das Andenken des grofsen Mannes, den man rächen wollte“.

Wenn man über seinen Übergang zum Protestantismus ein wegwerfendes Urteil fällt, so sollte man nicht vergessen, dafs dieser in eine Periode fällt, wo die vollständige Ausrottung der Häresie nur noch eine Frage der Zeit zu sein schien. Dafs er aber von diesem Augenblicke an die Sache der Reformation zu der seinigen gemacht, dafs er ein überzeugungstreuer Protestant gewesen ist, mufs jedem klar werden, der sich in seinen von ihm gewifs nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Briefwechsel vertieft, der ein ebenso beredtes Zeugnis für den Feuereifer des Calvinisten wie für die Glaubensstärke und aus dem innersten Herzen kommende Frömmigkeit des Christen ablegt. Selbstverständlich durfte der Staatsmann im Calvinisten nicht untergehen; wenn er die Katholiken gegen Verfolgung schützte, so that er dies ebensowohl infolge seines freieren religiösen Standpunkts, der sich von der Unduldsamkeit eines Marnix oder Dathenus abgestofsen fühlte, wie aus politischer Berechnung, welche die Hoffnung auf die Freiheit und Unabhängigkeit aller 17 Provinzen keinen Augenblick aufgegeben hatte. In jedem Falle ist der Sieg der Reformation in den nördlichen Provinzen für alle Zeiten mit seinem Namen verknüpft. Dafs diese hier nicht nur als kirchen-, sondern auch als staatenbildendes Prinzip auftreten konnte, ist allein und ausschliefslich sein Verdienst, und wenn man den Blick etwas freier in die Weite schweifen läfst, so sieht man auch noch andere Wohlthaten, die er der Menschheit und der Zivilisation bewiesen hat. Die aufständischen Provinzen paralysierten die Anschläge Philipps auf England, denn Alba und Parma hatten mit unerschütterlicher Zähigkeit an dem Grundsatze festgehalten, dafs der Weg nach London nur durch die Niederlande gehen könne, sie setzten dem immer drohender werdenden spanischen Einflufs in Deutschland ein merkbares Gegengewicht entgegen und trugen wenigstens

in indirekter Weise zur Konsolidierung der politischen und religiösen Zustände daselbst bei, sie bildeten die Quelle, aus denen die Calvinisten in Frankreich neuen Mut und neue Mittel schöpften, bis die Liga auseinanderfiel und Heinrich IV. den Thron besteigen konnte, und endlich, hätte sich Spanien bei den Anstrengungen zu ihrer Unterwerfung nicht finanziell und wirtschaftlich verblutet, wer zweifelt dann daran, dafs dieses im Dreifsigjährigen Kriege seinem österreichischen Bundesgenossen mit anderem Erfolge zur Seite hätte stehen können?

Hätte Oranien noch zwanzig Jahre gelebt, wozu sein starker und kräftiger Körper alle Aussicht gegeben, so hätten wohl alle 17 Provinzen später als geschlossene Einheit in die europäische Politik eingegriffen, und welch kühner Horizont eröffnet sich bei dem Gedanken, wenn er im Verein mit dem Béarner Spanien das Gesetz hätte vorschreiben können!

Eine herrliche Reiterstatue vor dem königlichen Palast im Haag und ein anderes Standbild auf einem der öffentlichen Plätze daselbst erinnern den Nachkommen an die ruhmvollste Periode seines Vaterlandes und zeugen laut von der Dankbarkeit gegen den, der heute noch als „Vater des Vaterlandes“ verehrt wird [1]).

III.

Man kann sich den niederschmetternden Eindruck denken, den der Meuchelmord in Delft in den Provinzen gemacht haben mufs; aber keineswegs bemächtigte sich

1) Über Wilhelms Persönlichkeit vgl. oben, S. 22sqq.; ferner Motley, 4. Teil, 17. Kap. „Archives“ VIII, préf. p. XLsqq. in Verband mit I, prolégomènes p. 183sqq.; III, p. XLVIsqq; IV, p. 177sqq.; V, p. XXIIIsqq.; VII, p. XXIVsqq. Bakhuizen van den Brink in „Studien en Schetsen“ II, 206.

dumpfe Verzweiflung der Gemüter. Noch am Tage der That faſsten die 16 in Delft anwesenden Mitglieder der Staaten den Beschluſs, „die gute Sache mit Gottes Hilfe bis zum äuſsersten zu schützen, ohne Gut und Blut zu sparen“, und dieser Beschluſs wurde dem Admiral, dem Herrn van Warmond, dem Grafen Hohenlo, dem Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau, Oraniens Stellvertreter in Friesland, sowie den anderen Befehlshabern der Land- und Seemacht mitgeteilt; zugleich erging an die Staaten der anderen Provinzen die Aufforderung, sofort zusammenzukommen, um die nötigen Maſsregeln zu ergreifen; denn jetzt, nach Anjous und Wilhelms Tod, war es gar keine Frage mehr, weder in materieller, noch in formeller Hinsicht, daſs die Souveränität wieder an die Staaten der einzelnen Provinzen zurückgefallen war. Im August 1584 kamen die Staaten von Brabant, Flandern, Mecheln, Holland, Zeeland, Utrecht und Friesland zusammen. Ihre erste Handlung war die Errichtung eines Staatsrates an der Stelle des 1581 errichteten Landrates; derselbe bestand aus achtzehn Mitgliedern, die aus allen Provinzen genommen wurden; ihm lag die Werbung von Kriegsvolk für das Heer und die Flotte ob, auch durfte er die Befehlshaber ernennen und Admiralitätshöfe errichten, dagegen war für diplomatische Verhandlungen, für die Entscheidung zwischen Krieg und Frieden und für den Abschluſs von Verträgen die Zustimmung der Generalstaaten erforderlich, welche zweimal des Jahres vom Staatsrat einberufen werden muſsten. An die Spitze desselben wurde Oraniens zweiter Sohn, Moriz, gestellt, der eben seine Studien an der Universität in Leiden vollendet hatte; sein Jahresgehalt wurde auf 30000 Gulden festgesetzt.

Und in der That war Wachsamkeit und Umsicht nach allen Seiten hochnötig. Die Kugel des Mörders hatte Spanien von seinem gefährlichsten Gegner befreit, und Parma säumte denn auch keinen Augenblick, die Hand

zur Versöhnung aufs neue zu bieten. Er stellte den Generalstaaten, den Magistraten der bedeutenderen Städte, sowie verschiedenen einflufsreichen Personen vor, dafs mit Oraniens Tod jeder vernünftige Vorwand zur Fortsetzung des Krieges weggefallen sei, und wie stets, waren auch jetzt die Bedingungen, unter denen man zum Gehorsam gegen den König zurückkehren konnte, sehr annehmbar, nur dafs die Entscheidung über die religiöse Frage sich der König selbst vorbehalten wollte. In Holland und Zeeland wies man die angebotene Lockspeise zurück, in der Stadt Dordrecht, wo man unter Trompetenschall hatte verkünden lassen, „dafs man für die einmal begonnene Sache leben und sterben wolle", wurde verordnet, dafs jeder, der Briefe oder Botschaften vom Feinde an wen immer auch überbringen würde, stehenden Fufses aufgehängt werden sollte.

Geneigteres Gehör fand Parma in Flandern und Brabant. Wohl waren beide Provinzen bei den letzten Versammlungen der Generalstaaten noch vertreten gewesen und hatten ihre Abgesandten zu den Beschlüssen derselben mitgewirkt, allein ein grofser Teil derselben war wieder in spanischen Händen. Wie vom Jahre 1581 an eine Reihe wichtiger Plätze: Doornik, Oudenaarden, Dünkirchen, Nieuwpoort, Yperen und Brügge unter Philipps Botmäfsigkeit teils durch Waffengewalt, teils durch Vertrag zurückkehrten, ist schon erzählt worden; von Brügge aus war man unausgesetzt thätig gewesen, auch Gent zur Unterwerfung zu bringen; Hembyzes Verrat war zwar noch zeitig vereitelt worden, Oranien hatte es an den dringendsten Vorstellungen und Warnungen nicht fehlen lassen, allein nach seinem Tode erhob Champagnys Partei zuversichtlicher das Haupt, ein Versuch des Magistrats, vom französischen Hofe Hilfe zu bekommen, führte zu nichts, und als sich am 17. August Denderemonde ergeben hatte und Vilvoorde am 7. September diesem Beispiel folgte, machte auch Gent am 17. September seinen

Frieden mit dem König. Wie immer, machte auch hier Parma weitgehende Zugeständnisse; die Privilegien der Stadt sollten erhalten bleiben, und wer nicht katholisch leben wollte, bekam eine Frist von zwei Jahren zur Auswanderung. Die stolze Stadt, die dem Kaiser Karl V. getrotzt hatte, das Bollwerk des Protestantismus in den südlichen Provinzen, beugte wieder den Nacken vor Philipp, dem legitimen Grafen von Flandern; dafür war aber auch die Bedeutung und der Wohlstand des Platzes für immer dahin. Im März des folgenden Jahres fiel, vom Hunger bezwungen, Brüssel, im Juli darauf Mecheln, und als auch Antwerpen im August die Waffen gestreckt hatte, war ganz Flandern und Brabant wieder spanisch geworden. Die Belagerung dieser letzteren Stadt ist eine der interessantesten Episoden aus der modernen Kriegsgeschichte, denn beim Angriff wie bei der Verteidigung waren die Resultate der damaligen wissenschaftlichen Kriegskunst, der Mechanik und der Wasserbaukunde im vollsten Umfange verwertet worden.

Parma hatte sein ganzes Dichten und Trachten auf die Eroberung der genannten Städte gesetzt, aber die Mittel, die ihm zugebote standen, waren in keinem Verhältnis zur Riesenhaftigkeit der von ihm übernommenen Aufgabe. Abgesehen von dem Geldmangel, der auch bei ihm, wie bei seinen Vorgängern, seinen lähmenden Einflufs geltend machte, verfügte er, wenn man die zur Besatzung der eroberten Plätze notwendigen Truppen abrechnet, kaum über 10000 Mann, und die Unmöglichkeit, damit Städte, deren jede selbst von 15—20000 Mann verteidigt wurde, zu belagern und zu erobern, lag auf der Hand. Aber dennoch unternahm er das scheinbar Unmögliche, und dafs die Sonne des Glückes noch einmal in unvermuteter Weise über Spanien aufging, bleibt sein ausschliefsliches und durch keine Einreden zu schmälerndes Verdienst. „Freilich kam ihm mit Oraniens Ermordung ein ebenso unerwarteter wie gewichtiger Bundesgenosse

zuhilfe, denn ganze Schwärme von Hilfstruppen nisteten sich für ihn in den Städten ein, auf die er es abgesehen hatte, und diese Hilfstruppen hiefsen: Verzagtheit, Feigheit und Verrat—". Dafs er keinen Augenblick säumte, von dieser dem Auge unsichtbaren Hilfe Gebrauch zu machen, bewiesen seine ein schmeichelnden Ermahnungen an die flandrischen und brabantischen Städte, und der Übergang Gents hatte ihm deutlich den Weg gezeigt, auf dem er sich fortan zu bewegen hatte.

Wirft man einen Blick auf die Karte, so sieht man, wie die Städte Gent, Denderemonde, Mecheln, Brüssel und Antwerpen in einem durch die Schelde oder ihre Nebenflüsse verbundenen Kreis liegen. Es kam also darauf an, die Herrschaft über die Schelde zu sichern, die durch genannte Plätze festgeschlossene Kette durch Entfernung des einen oder andern Gliedes aus ihrem Verbande zu lockern und dann mit konzentrierter Kraft auf das Hauptziel, Antwerpen, loszugehen, mit dessen Fall die Lebensader Brabants und Flanderns durchschnitten war.

Schon seit Beginn des Jahres 1584 hatte Alexander von Zeit zu Zeit Antwerpen bedroht, und dem scharfen Auge Oraniens blieb es nicht verborgen, dafs früher oder später der Hauptvorstofs der spanischen Macht gegen diese Stadt gerichtet sein würde. Im Anfange des Sommers war Marnix, der auf Oraniens Betreiben zum Bürgermeister der Stadt ernannt worden war, in Delft, um der Taufe des eben geborenen Friedrich Heinrich beizuwohnen. Bei dieser Gelegenheit machte der Prinz seine Umgebung auf Parmas Absichten aufmerksam, und nach Bor's Darstellung hatte er damals schon die genaue Kenntnis der Art und Weise, wie der Angriff später auch in der That ausgeführt wurde. Oranien entwickelte seinen Verteidigungsplan vor Marnix und drang in diesen, stehenden Fufses nach Antwerpen abzureisen und ungesäumt die nötigen Vorkehrungen zu treffen.

Da Antwerpen an der Schelde lag, war die Möglich-

keit nicht ausgeschlossen, über den Fluſs eine Brücke zu schlagen und so die Stadt zu unterwerfen. Das niedriger liegende Land längs der Schelde war gegen das See- und Fluſswasser durch eine prächtige Reihe starker Deiche beschützt, die dem Ufer entlang parallel nach dem Meere zu liefen. Der wichtigste derselben war der Blaauwgarendeich, und zwischen diesem und der Stadt wurde das Land noch von dem Kouwensteiner Deich durchschnitten. Wenn man nun den Blaauwgarendeich durchstach, so strömte eine solche Wassermenge über das Land, daſs auch der Kouwensteiner Deich, der dann das einzige Hindernis für die freie Durchfahrt der Flotten aus Zeeland nach Antwerpen bildete, vollständig unter Wasser gesetzt wurde. Dann wäre die Stadt unmittelbar mit dem Meere verbunden gewesen und zu einer Insel geworden, die freie Anfuhr von Lebensmitteln wäre versichert gewesen, eine Aushungerung der Stadt lag auſserhalb des Bereiches der Möglichkeit, und selbst Parma würde nicht mehr daran gedacht haben, eine Brücke über den Ocean zu schlagen. Oraniens Plan war meisterhaft, aber zu seiner Durchführung bedurfte es allerdings einiger Opfer, denn man muſste ein ansehnliches Areal bebauten Landes dem Meere preisgeben.

Von Delft nach Antwerpen zurückgekehrt, legte Marnix dem Rate Oraniens Ansichten vor; die Regenten lieſsen sich in der That überzeugen und Marnix wurde beauftragt, mit Hilfe einiger Ingenieure den Blaauwgarendeich ungesäumt durchstechen zu lassen. Aber der Befehl sollte nicht zur Ausführung kommen. Neben den Regenten und dem Rat war auch der Einfluſs der Gilden und der Schuttery maſsgebend, und wenn der „breite Rat“, in dem alle diese Korporationen und Kollegien vertreten waren, zusammenkam, durfte man sicher sein, daſs der Wille der letzteren die Oberhand behielt. Kaum war die Absicht, den Deich zu durchstechen, ruchbar geworden, als die Fleischerszunft zusammentrat und in stür-

mischer Sitzung beschloſs, mit aller Macht sich der Ausführung des Vorhabens zu widersetzen. Denn auf den Weiden, die unter Wasser gesetzt werden sollten, grasten 12000 Rinder, und die Fleischer waren keineswegs gesonnen, sich diese Schädigung ruhig gefallen zu lassen. Die Obersten der Schuttery standen den Schlächtern energisch zur Seite und drohten selbst, die Durchstechung des Deiches mit Gewalt zu verhindern. Über die Möglichkeit, daſs Alexander eine Brücke über die Schelde schlagen könne, machte man sich in hohem Grade lustig, und so unterblieb die Maſsregel. Während man aber in Antwerpen sich herumstritt und viel kostbare Zeit verloren gehen lieſs, hatte der spanische Feldherr gehandelt. Die Ufer der Schelde wurden mit Schanzen förmlich besät, durch welche Gent, Denderemonde, Vilvoorde, Brüssel und Antwerpen von einander abgeschnitten wurden, das kleine Städtchen Heerenthals, eine wichtige Position in unmittelbarer Nähe Antwerpens wurde von Mondragon besetzt, und am Todestage Oraniens war das Fort Liefkenshoek, neun Meilen unter Antwerpen, überrumpelt worden. Dagegen wurde das gegenüberliegende starke Lillo von dem tapfern Sohn des berühmten la Noue „mit dem eisernen Arm", Teligny, glücklich verteidigt und Mondragon muſste sich mit groſsem Verlust zurückziehen.

Parma hatte sich bei den Dörfern Beveren, Kalloo und Borght auf dem linken Ufer der Schelde, gerade Antwerpen gegenüber, gelagert; von den 10000 Mann Fuſsvolk und 1700 Reitern, die sein ganzes Heer ausmachten, hatte er die Hälfte an Peter Ernst von Mansfeldt abgegeben, der auf dem rechten Ufer, etwa 10 Meilen unterhalb Antwerpens stand. Parmas Plan ging nun dahin, von Kalloo aus eine starke Brücke über die Schelde zu schlagen; gelang dies, dann war alle Gemeinschaft Antwerpens mit Zeeland abgeschnitten, und da die Stadt von der Landseite her ebenfalls von den Spaniern beherrscht wurde, so wäre erstere dann vollständig isoliert

gewesen. Es handelte sich dann nur darum, die Brücke mit Erfolg gegen etwaige Angriffe zu verteidigen; dann konnte man im spanischen Lager ruhig den Zeitpunkt abwarten, in dem der Hunger die Stadt zur Übergabe zwingen würde. Dank der Genialität Alexanders, noch mehr aber infolge der Nachlässigkeit und der gröfsten Mifsgriffe seiner Gegner wurde der Plan bis zum Ende wie ein Programm durchgeführt.

Das spanische Hauptquartier war in Kalloo und der unbedeutende stille Platz bot plötzlich ein buntes wunderbares Gewimmel dar: Soldaten, Schiffszimmerleute, Waffenschmiede, Steinhauer, Maurer, Tauschläger, Matrosen, Bootsleute mit Bäckern, Schlächtern etc. wogten durch einander und arbeiteten Tag und Nacht. Von Kalloo an liefs Parma zuerst eine zwölf Meilen lange Gracht nach Steekene graben, und auf dieser wurden ihm nach dem Falle Gents und Dendermondes Mund- und Kriegsbedarf zugeführt. Aber Sommer und Herbst verliefen, ehe mit der Brücke begonnen werden konnte, und in Antwerpen hielt man noch immer an dem Wahne fest, dafs Parma ein unmögliches Werk begonnen habe. Man hatte zwar die Schleufsen auf der vlämischen Seite bei Saeftinge geöffnet, so dafs von Hulst an das Land unter Wasser stand und letzteres beinahe bis vor die Thore Antwerpens vordringen konnte, aber der Blaauwgarendeich wie auch der Kouwensteiner blieben über Wasser. In der Stadt begriff man endlich, was man versäumt hatte, und im November wurde unter allgemeiner Billigung der Befehl gegeben, beide Deiche zu durchstechen. Aber die Besinnung war zu spät gekommen. Zeitig hatte sich Parma des Kouwensteiner Deiches schon bemächtigt, und nun lief von Stabroek an, wo Mansfeldt lag, quer über das überschwemmte Land hin ein grofses Bollwerk mit schnell aufgeworfenen Verschanzungen und Blockhäusern bis in die unmittelbare Nähe Lilloos. In dem Winkel, wo dieser Damm mit dem Hauptdeich des Flufsufers zusammenfällt,

hatte Alexander eine starke Schanze, „Santa Cruz“, aufwerfen lassen; der alte Mondragon führte darüber den Befehl, und es liefs sich leicht ansehen, dafs die Opfer, welche eine Vertreibung der Spanier von dieser Position erfordert hätte, etwas höher zu stehen kommen würden, als die 12000 Ochsen, um derenwillen man Oraniens Plan in den Wind geschlagen hatte. Anderseits kam die Öffnung der Schleufsen von Saeftinge nur den Spaniern zu statten: Parma, den es im Anfang Mühe gekostet hatte, eine Flottille von 30 Schiffen von Gent auf der Schelde bis an seinen Lagerplatz kommen zu lassen, weil dieselbe hart an Antwerpen vorbei mufste, wenn sie ihren Bestimmungsort erreichen wollte, konnte jetzt durch eine Öffnung im Borghterdeich die Flottille bis vor Kalloo bringen, ohne dafs dieselbe die Geschützlinie von Antwerpen zu passieren hatte. Auch diese Eventualität hatte Oranien vorhergesagt.

Den ganzen Sommer und Herbst blieb übrigens die Schelde noch offen, und so lange der Preis des Getreides in Antwerpen drei- und viermal so hoch war als in Holland und Zeeland, fanden sich waghalsige Schiffer genug, um an den spanischen Verschanzungen und Batterieen vorbei ihre gewinnbringende Waare nach Antwerpen zu führen. Fiel aber ein solches Getreideschiff in spanische Hände, dann wartete der an Bord befindlichen ein schreckliches Los: sie wurden furchtbar verstümmelt, und nachdem man ihnen Beine, Arme und Ohren abgeschnitten, setzte man sie wieder auf ihr Schiff, das man mit der Flut dann der Stadt zutreiben liefs. Dennoch wurde die Verproviantierung nicht unterbrochen, und sicher hätte sie ungestört fortgedauert, wenn nicht die Unvernunft des Magistrates in Antwerpen selbst ihr ein jähes Ende gemacht hätte. Die Schöffen setzten nämlich einen Maximalpreis des eingeführten Getreides gesetzlich fest; selbstversändlich stellten von diesem Augenblick an die Schiffer ihr gefährliches Gewerbe ein, und infolge davon

stand auch der Handel vollständig still. Parma selbst hätte, um die Stadt von der Aufsenwelt abzuschliefsen, kein treffenderes Mittel ersinnen können. „Vom ersten Tag bis zum letzten beging man in der Stadt unglaubliche Fehler“, sagt ein Augenzeuge, der während der Belagerung in Antwerpen lebte.

Wenn die nördlichen Provinzen irgendwo ein Lebensinteresse zu wahren hatten, so war es hier, und man hätte denken sollen, dafs sie die letzten Kräfte anspannten, um Flandern und Brabant von dem ihnen drohenden Los zu retten. Zwar hatten die Generalstaaten eine gröfsere Summe bewilligt, zu der Holland und Zeeland allein 200000 Gulden beisteuerten, um Antwerpen wenigstens auf ein Jahr mit Mund- und Kriegsvorräten zu versehen, allein der Admiral von Holland und Zeeland, Bloys van Treslong, der Wassergeuse, führte den ihm gegebenen Befehl einfach nicht aus, sei es, dafs ihn persönliche Feindschaft gegen Marnix, oder der nachhaltende Groll über die Berufung Anjous dazu bestimmten; seine Renitenz konnte erst durch seine Verhaftung unschädlich gemacht werden; dies geschah aber erst im Anfange des Jahres 1585, also zu einer Zeit, wo die Zufuhr schon äufserst schwierig geworden war. Dazu kam noch, dafs man im Norden selbst die Hände voll hatte, um sich der Existenz zu wehren: der junge Wilhelm Ludwig von Nassau, nach Oraniens Tod Statthalter von Friesland, mufste Verdugo im Schach halten, das bedrohte Zutfen nahm eine Zeit lang fast ausschliefslich die Sorgen von Holland und Zeeland in Anspruch, und was noch das ärgste war, die Unterhandlungen mit Frankreich und England, auf die man grofse Hoffnungen baute, hatten nicht nur unter den mafsgebenden Staatsmännern den Keim gefährlicher Zwietracht gesät, sondern auch die Generalstaaten, die mit Sicherheit auf französische oder englische Hilfe rechneten, in ein lethargisches Zuwarten gewiegt. Unter diesen Umständen rückten die Belagerungsarbeiten Parmas, beson-

ders aber der Bau der Brücke, stetig und sicher vorwärts; ehe der Winter einfiel, waren die vorbereitenden Maſsregeln schon getroffen; bei Kalloo hatte man in der Schelde eine Sandbank entdeckt, und bis an diesen Punkt wurde denn auch die Brücke ohne jede Schwierigkeit geschlagen. Auf der vlämischen Seite, dicht bei Kalloo, war die Brücke durch eine starke Schanze, St. Maria, geschützt, auf dem gegenüberliegenden Ufer ermöglichte die starke Philippsschanze ebenfalls den Beginn des Brückenbaus, und am 25. Februar 1585 war das groſsartige Werk vollendet und die Schelde vollständig geschlossen. Die Brücke war 2400 Fuſs lang, und daſs sie mit allen Mitteln befestigt worden war, über welche die damalige Artilleriewissenschaft verfügte, läſst sich denken: treibende Batterieen konnten jedem Angriff zuvorkommen, und jeder der zweiunddreiſsig Pontons, auf denen die Mitte ruhte, war für sich ein kleines Fort und mit zwei schweren Geschützen versehen, von denen das eine stromauf-, das andere stromabwärts gerichtet war.

Unmittelbar vor der Vollendung hatte man jedoch staatischerseits eine Diversion gemacht, die alle Anstrengungen Parmas beinahe zuschanden gemacht hätte. Die reichlichste Zufuhr erhielt dieser aus Herzogenbusch, und konnte man in den Besitz dieser Stadt kommen, dann waren die Spanier vor Antwerpen in gröſserer Klemme als die Belagerten selbst. Die Gelegenheit dazu war auch äuſserst günstig, da die Stadt im Augenblick keine spanische Besatzung hatte, und Hohenlo wurde deshalb im Januar 1585 mit der Aufgabe betraut, den Platz zu überrumpeln. Das Wagstück war schon gelungen, Hohenlo trabte mit 50 Bewaffneten durch die Stadt, aber zufällig hatte ein beim Eindringen nicht vollständig niedergemachter Thorwächter noch die Kraft gehabt, ein Seil zu durchschneiden, wodurch sich die Fallthür über der Brücke zum Eingang schloſs, so daſs die heranrückenden Truppen Hohenlo's nicht eindringen konnten. Da dieser selbst die Unvor-

sichtigkeit begangen hatte, seinem Gefolge die Plünderung der Stadt zu gestatten, so sammelten sich die Einwohner, schlossen sich einer kleinen, zufällig in der Stadt gebliebenen Reiterbande Haultpennes, eines Sohnes von Berlaymont, an, und im Handumdrehen war die Situation verändert. Hohenlo war selbst aus der Stadt geritten, um seine 2000 Mann in dieselbe zu führen, er fand aber durch den angeführten Zufall die Fallbrücke und damit auch den Eingang in die Stadt geschlossen. Die früher Eingedrungenen wurden teils niedergemacht, teils in die Gracht getrieben, wo die meisten ertranken. Justinus von Nassau, Oraniens natürlicher Sohn, sprang über die Brustwehr und konnte sich retten. Parma gestand in einem Berichte an den König selbst ein, dafs er die Belagerung von Antwerpen hätte aufheben müssen, wenn der Handstreich auf Herzogenbusch gelungen wäre.

Die Brücke stand, aber Alexander war vom Ziele noch weit entfernt. Sein Heer war unter den von ihm geforderten Strapazen furchtbar zusammengeschmolzen, Reiterei besafs er fast gar nicht mehr, die Vorräte in der Umgegend waren weit und breit aufgezehrt, länger als ein Jahr war kein Sold ausbezahlt worden, und haufenweise desertierten die ausgehungerten, zerlumpten Soldaten. Zu solcher Höhe war die Not gestiegen, dafs die Truppen selbst in den gehorsamen Landesteilen die Bauernwohnungen in Brand steckten, um das Eisen zu verkaufen und sich dafür Nahrung anzuschaffen. Zwar hatte sich am 13. März 1585 Brüssel ergeben, aber ein Anschlag auf Ostende, um sich in den Besitz der flandrischen Küste zu setzen, mifslang aus demselben Grunde, durch den kurz vorher Herzogenbusch behalten worden war: die schon in die Stadt eingedrungenen Soldaten überliefsen sich dem Plündern und wurden von den Bürgern wieder herausgeworfen. Dennoch trug Alexander eine eiserne Ruhe zur Schau, und einen Spion aus Antwerpen, den man ergriffen, liefs er im Lager herumführen, liefs ihn die Verschanzungen

in Augenschein nehmen und alle Kanonen zählen, um in Antwerpen, wohin man ihn ungekränkt entliefs, zu berichten, was er gesehen.

Das Bewufstsein der gefährlichen Lage und der Verzweiflung hatten endlich die Belagerten zum Aufraffen aller ihrer Kräfte vermocht. Am 4. April überrumpelten Justinus von Nassau und Hohenlo das Fort Liefkenshoek und die weiter stromabwärts errichtete Antoniusschanze; nur die ungeheuere Energie Parmas, der noch in derselben Nacht eine starke Schanze aufwerfen liefs, rettete Brücke und Heer vor Vernichtung. Am folgenden Tag sollte erstere selbst zerstört werden. Ein in Antwerpen lebender Italiener, Gianibelli, hatte zwei Brander konstruiert, die mit Eisen, Blei und Steinen gefüllt waren, mit der Ebbe sich in Bewegung setzen, unter der Brücke explodieren und diese in die Luft sprengen sollten. Das eine Schiff, „das Glück“ (de Fortuin) safs bald fest und richtete nur unerheblichen Schaden an, dagegen entsprach das andere, „die Hoffnung“ (de Hoop) desto besser den Erwartungen; denn es flog an der beabsichtigten Stelle in die Luft uud zerrifs die Brücke, in die nunmehr eine grofse Bresche von 200 Fufs gelegt war; einige hundert Spanier flogen in die Luft und Parma selbst stürzte betäubt zu Boden. Wäre jetzt das verabredete Zeichen gegeben worden, so dafs ein gleichzeitiger Angriff auf die Brücke und auf die Spanier, also auf beiden Seiten der Schelde, stattgefunden hätte, so wäre Parmas Werk in einer Stunde vernichtet gewesen. Dieser erwartete denn auch nichts anderes als einen sofortigen Angriff, allein durch die Schuld des unfähigen Admirals Jacob Jacobszoon geschah nichts, die ganze Nacht verging, ohne dafs man im spanischen Lager von einem Angriffe etwas merkte, und als man nach drei Tagen in Antwerpen selbst vernahm, was indessen geschehen war, war die Brücke wieder hergestellt. Noch ein Hoffnungsstrahl sollte den Belagerten leuchten. Ein von Parma lange gefürchteter Anschlag

auf den Kouwensteiner Deich wurde im Mai unternommen; während eines mehrstündigen Gefechtes war es den aus Antwerpen mitgebrachten Schanzgräbern gelungen, den Deich zu durchstechen, die Spanier wurden aus mehreren Verschanzungen getrieben, und schon fuhr ein mit Lebensmitteln beladenes Schiff durch den gemachten Rifs nach Antwerpen. Marnix und Hohenlo hatten den Angriff persönlich geleitet, und es wäre die selbstverständliche Pflicht der Anführer gewesen, so lange auf dem Platze zu bleiben, bis das Unternehmen vollständig durchgeführt und der Deich an mehreren Stellen durchstochen gewesen wäre. Allein siegestrunken beeilten beide sich, die Siegesbotschaft nach Antwerpen zu bringen, wo man sich alsbald der ungezügeltsten Freude überliefs. Aber auf gegnerischer Seite hatte man sich schnell vom ersten Schrecken erholt, ein hartnäckiges Gefecht entspann sich auf dem Deiche und nach einem fünfmaligen Sturme war derselbe wieder in spanischen Händen.

Damit war dem Widerstand Antwerpens ein Ziel gesetzt, tiefe Mutlosigkeit und Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Einwohner und das Gespenst der Hungersnot pochte schon an die Pforte der Stadt. Während ein Teil der Bevölkerung den Widerstand bis aufs äufserste fortsetzen wollte, gewann die Stimmung für eine Kapitulation mehr und mehr an Boden, Tag für Tag fanden Aufläufe statt, die Haltung des hungernden Volkes wurde immer drohender, die von England erwartete Hilfe verzögerte sich und von Holland und Zeeland war ebenfalls nichts zu erwarten; Marnix mufste endlich selbst den Antrag, die Stadt zu übergeben, stellen, und am 17. August 1585 kam endlich der Vertrag mit Parma zustande. Die Bedingungen waren über Erwarten günstig: die Besatzung durfte mit Waffen und kriegerischen Ehren die Stadt verlassen, diese selbst mufste eine Kontribution von 400000 Gulden erlegen, wer nicht katholisch werden wollte, mufste die Stadt verlassen, erhielt aber eine Frist

von vier Jahren, um seine Güter zu Geld zu machen, eine Erlaubnis, von der auch in umfassender Weise Gebrauch gemacht wurde [1]).

Mit Antwerpen war das letzte Bollwerk des Protestantismus in den südlichen Provinzen gefallen, und von nun an bilden diese wieder einen integrierenden Bestandteil der spanischen Monarchie. An die Stelle Antwerpens trat in politischer und kommerzieller Beziehung Amsterdam und in demselben Maſse, in welchem der Norden seine Unabhängigkeit befestigte und zu Macht, Reichtum und Ansehen gelangte, ging der Süden auf der Bahn geistiger Erschlaffung und materieller Verkommenheit unaufhaltsam vorwärts. Aber Parma hätte sich ebensowohl um Philipp wie um die katholische Kirche Verdienste erworben, wie vor ihm kein Statthalter des Königs, und wenn irgendein Kämpe für den Katholicismus, so hat er die ihm auf dem Kapitol in Rom errichtete Ehrensäule verdient.

Über Marnix aber entlud sich der Haſs und die Erbitterung der Zeitgenossen; wie immer, suchte auch jetzt die Menge nach einem schuldigen Haupte, und wenn man bedenkt, daſs die Übergabe Antwerpens und der Abschluſs des Vertrages mit England beinahe zu gleicher Zeit stattfanden, so muſs man allerdings bekennen, daſs es seine Pflicht gewesen wäre, dem Pöbel der Stadt energischer entgegenzutreten und sich am Beispiele van der Werffs und Douzas zu spiegeln. Freilich legten die Zustände in Antwerpen mit der vielköpfigen Regierung auch dem besten Willen beinahe unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg, aber ein gröſseres Maſs von Entschiedenheit des

1) Über die Belagerung Antwerpens vgl. Motley, 2. Teil, 1. Bd., 5. Kap. Ferner die Schilderungen von Bor, 2 Teil; van Meteren XII; Strada II; die Schilderung von einem Augenzeugen le Petit, Grande Chronique de Hollande. Hooft XXII, Mertens en Torfs Geschidenis van Antwerpen, IV. Bd. Eine Karte der Belagerungswerke bei Mees, Historische Atlas van Noord-Nederland, 3. Lieferung.

Bürgermeisters hätte vieles gutmachen können, und jedenfalls war seine unverzeihliche Sorglosigkeit an dem Verluste des schon eroberten Kouwensteiner Deiches allein schuld. Aber nicht nur der Verlust Antwerpens war es, der den Hafs seiner Glaubensgenossen im Norden hervorrief, sondern in noch viel höherem Grade war es der Umstand, dafs er sich von Parma als Werkzeug hatte gebrauchen lassen, um eine Versöhnung zwischen dem König und den nördlichen Provinzen anzubahnen, da er der festen Überzeugung war, dafs Philipp schliefslich doch noch Gewissensfreiheit gewähren würde. Dafs Marnix an diese Möglichkeit glaubte, steht fest, wiewohl seine lange politische Laufbahn und die mit Spanien gemachten Erfahrungen ihn schon damals zur entgegengesetzten Meinung hätten bekehren müssen. Nunmehr bewegte sich aber auch die Politik des Nordens in einer Richtung, die Marnix stets mit aller Energie bestritten hatte: eines Sinnes mit Oranien hatte er stets für eine Anlehnung an Frankreich gekämpft, bei den Unterhandlungen mit Anjou hatte er eine hervorragende Rolle gespielt, und jetzt war an die Stelle Frankreichs England getreten. Elisabeth vergalt ihm dafür auch mit der vollen Wucht ihres Hasses, und bei seiner Beurteilung darf man defshalb nicht aufser Acht lassen, dafs die auf den Fall Antwerpens folgenden Verdächtigungen auf die bald alle Schichten des Volkes durchdringende Sympathie für England als auf ihre letzte Quelle zurückzuführen sind. Unter solchen Umständen war deshalb seine politische Rolle auch ausgespielt, einige diplomatische Sendungen von untergeordneter Bedeutung abgerechnet hat er kein öffentliches Amt mehr bekleidet. Zurückgezogen und nur seinen Studien lebend, wohnte er auf seinem Schlosse West-Souburg in Zeeland; im Jahre 1594 siedelte er nach Leiden über, um dem Wunsche der Generalstaaten entsprechend, eine neue Übersetzung der Bibel zu bearbeiten. Er starb 1598.

Obwohl einem savoyischen Geschlecht entsprossen, war

Marnix von St. Adelgonde durch und durch Niederländer. In Genf unter Calvin herangebildet hatte er die Lehre dieses Reformators in ihrer ganzen Strenge zu der seinigen gemacht, und eine Transaktion mit den Lutheranern wäre ihm ebenso unmöglich gewesen wie eine Annäherung an die Katholiken. Wenige seiner Zeitgenossen waren im Besitze einer so umfassenden und vielseitigen wissenschaftlichen Bildung: französisch, italienisch, spanisch und deutsch sprach, und schrieb er mit gleicher Fertigkeit, und seine Übersetzung der Psalmen beweist, daſs er auch ein gründlicher Kenner des Hebräischen gewesen sein muſs. Er war ein groſser Rechtsgelehrter und Theologe, ebenso bewandert im damaligen Staats- und Völkerrecht, wie in den schwierigsten dogmatischen Streitfragen, und in der Fertigkeit des Entzifferns von Geheimschriften hat er Oranien und den Provinzen unschätzbare Dienste bewiesen. In ewiger Erinnerung wird sein Auftreten auf dem Reichstage in Worms bleiben, wo er den Deutschen Fürsten die Schamröte ins Gesicht trieb, als er ihnen zeigte, daſs die niederländische Sache auch die Sache Deutschlands sei, und daſs die 17 Provinzen als Bollwerk gegen Spanien unterstützt werden müſsten; „Tua, tua res agitur“ rief er dem Reiche zu, und wie eine Vorahnung des Dreiſsigjährigen Krieges klang sein beredter Warnungsruf. Wie er hat noch kein Dichter zum Volke gesprochen, und sein „Wilhelmus van Nassouwen“ ist durch die Jahrhunderte hindurch das niederländische Volkslied geblieben, dessen Klänge die herrlichsten Erinnerungen aus jener glorreichen Zeit zurückrufen. Als Schriftsteller lebt sein Name unsterblich fort durch den „Roomsche Byenkorf“, dem Original der Fischartschen Bearbeitung, und daſs er höchstwahrscheinlich das „Kompromiſs der Edeln“ aufgesetzt und redigiert hat, ist schon oben gesagt worden. Als Soldat und Anführer war er tapfer und unerschrocken, und selbst eine lange Gefangenschaft konnte seinen Mut nicht beugen. Im Gegensatz zu dem damaligen nieder-

ländischen Adel besafs er eine feine weltmännische Bildung und es ist bezeichnend, dafs er ein ausgezeichneter Tänzer war und selbst eine philosophische Abhandlung über den Wert des Tanzens geschrieben hat, das er seinen Standesgenossen hauptsächlich als Gegengewicht gegen die rohen Tafelgenüsse empfahl. Die Nachwelt hat ihn gegen die Beschuldigungen der Zeitgenossen glänzend gerechtfertigt; was der Feind besser wufste, als diese, seine unverbrüchliche Treue gegen sein Land, steht jetzt über jedem Zweifel erhaben da, und seine Mifsgriffe, die in der letzten Zeit seiner politischen Wirksamkeit so unheilvolle Folgen gehabt haben, kommen teilweise auf Rechnung ungünstiger, von seinem Willen unabhängiger Verhältnisse [1]).

IV.

Durch Oraniens Tod waren die Verhandlungen mit Frankreich in keiner Weise unterbrochen worden, im Gegenteil, mehr als zuvor stand den Provinzen das Gebot der Notwendigkeit vor Augen, angesichts der reifsenden Fortschritte Parmas sich Frankreich in die Arme zu werfen. Denn nach Spanien war letzteres nicht nur das reichste und mächtigste Land der ganzen Christenheit, sondern seine geographische Lage befähigte es vor allen andern, den aufständischen Provinzen im Kampfe gegen Spanien ein wertvoller Bundesgenosse zu sein. Kaum war der Bericht des unerwarteten Todes von Anjou in die Niederlande gekommen, als auf Oraniens Betreiben sofort zwei Abgesandte, La Mouillerie und Asseliers, an den französischen Hof geschickt wurden, um dem König im Namen der Staaten die seinem Bruder zugedachte

1) Motley, l. c. Anhang zum 5. Kapitel, wo namentlich die englischen Urteile über ihn zusammengestellt sind, und „Archives“ 2. Serie, I, 79. 80.

Oberherrschaft anzubieten. Als beide in Rouen angekommen waren, erhielten sie von der Königin-Mutter den Befehl, nicht weiter zu reisen. Volle drei Wochen mufsten sie hier warten, bis endlich ein untergeordneter Beamter von Fontainebleau erschien, der sie nach dem Zweck ihrer Reise ausforschte. Zehn Tage später — 24. Juli 1584 — erschien der Geheimschreiber Brulart selbst, der ihnen mitteilte, dafs der Zustand seines Reiches dem Könige nicht gestatte, sich in einen auswärtigen Krieg zu verwickeln. Obwohl Des Pruneaux, der französische Gesandte bei den Generalstaaten, im Verein mit Noël de Caron, dem staatischen Bevollmächtigten am französischen Hofe, die erdenklichsten Anstrengungen gemacht hatte, gelang es ihnen doch nicht, eine Audienz beim Könige zu erhalten, dagegen war es ihnen aus verschiedenen Besprechungen mit Mitgliedern des königlichen Rates sowie der Parlamente von Rouen und Paris deutlich geworden, dafs die noch zu recht bestehende Sonderstellung, welche sich Holland und Zeeland Anjou gegenüber bedungen hatten, jede Verhandlung mit dem Hofe von vornherein resultatlos machen würde. Sie kehrten zurück, und Des Pruneaux setzte am 24. August den Generalstaaten unumwunden auseinander, dafs man nicht zögern dürfe, dem Könige die unbedingte Souveränität ohne alle und jede Beschränkung anzubieten, und in den Staaten von Holland und Zeeland erklärte er, dafs der König in allen Provinzen nicht als blofser Schirmherr, sondern als vollständiger Herr anerkannt sein wolle. Diese Vorstellungen wirkten, mit Ausnahme von Gouda, das von französischer Einmischung überhaupt nichts wissen wollte, nahmen Holland und Zeeland mit den anderen Provinzen die von Des Pruneaux gestellte Bedingung an. Leicht war die Arbeit aber keineswegs gewesen, das Mifstrauen gegen Frankreich hatte zu tiefe Wurzeln geschlagen, noch warf die Bartholomäusnacht ihre blutige Erinnerung wie einen warnenden Schatten in das Vertrauen, und der Anschlag

Anjous war in noch zu frischem Gedächtnis, als dafs man sich ohne weiteres gebunden an Händen und Füfsen dem Hause Valois hätte überliefern wollen. Trotz des seit einer Reihe von Jahren bestehenden Religionsfriedens zwischen Hugenotten und Katholiken in Frankreich fürchtete man doch in den Niederlanden für die teuer erkämpfte Gewissensfreiheit, die Verhandlungen Anjous wegen einer spanischen Heirat waren hier natürlich nicht verborgen geblieben, und die Befürchtung, dafs, wenn es im Interesse Frankreichs liegen sollte, mit Spanien Frieden zu schliefsen, die Provinzen das Ausgleichungsobjekt werden könnten, mufste sehr nahe liegen; hätte man einen Einblick in die zu derselben Zeit in Scene gesetzte Errichtung der Liga gehabt, deren Fäden in der Hand Philipps zusammenliefen, dann wäre diese Vermutung zur Gewifsheit geworden. Aber unter der dringenden Not und unter dem überwältigenden Eindruck der Ermordung Oraniens schwanden alle Bedenken. Anfangs Oktober war auch der Widerstand Hollands gebrochen und es wurde beschlossen, im Januar des folgenden Jahres eine Gesandtschaft nach Frankreich zu schicken, welche dem König Heinrich die Souveränität über die Provinzen unter näher zu vereinbarenden Bedingungen anbieten sollte [1]).

Sehnsüchtig harrte man am französischen Hofe der Ankunft der Gesandtschaft; wäre es auf Heinrich III. allein angekommen, so hätte er mit beiden Händen zugegriffen; denn, mochte man die Sache beschauen von welcher Seite man wollte, sicher war Frankreich bis jetzt noch nie in der Gelegenheit gewesen, ohne jedes Zuthun einen so glänzenden Ländererwerb zu machen. Aber die Liga hatte indessen den letzten Valois zum willenlosen Spielzeug in ihren Händen gemacht und der König selbst mufste den nahen Ausbruch eines Bürgerkrieges voraussehen. Der spanische Gesandte in Paris, Mendoza, machte

1) Resolutien van Holland, 24 Oktober 1584, p. 651.

sich hinter die alte Mediciaerin und wufste sie eine Zeit lang in den süfsen Wahn zu wiegen, dafs Philipp ihre Ansprüche auf Portugal anerkennen würde, ja so sehr war der König in die Netze der ihn beherrschenden Camarilla verstrickt, dafs er durch denselben Mendoza, der damals die französische Politik in barscher, beinahe burschikoser Weise bevormundete, dem spanischen Hofe den Vorschlag eines gemeinschaftlichen Angriffes auf England machen liefs.

Am 3. Januar waren die Gesandten in Boulogne nach einer stürmischen Seereise angekommen, sie wurden diesmal zwar mit der ihrem Rang gebührenden Auszeichnung empfangen, mufsten aber beinahe sechs Wochen warten, ehe die Sonne des königlichen Antlitzes sie beschien. Am 13. Februar erhielten sie unter Entfaltung alles königlichen Pompes die nachgesuchte Audienz im Louvre, aber ihre demütige Bitte um Einverleibung der Provinzen in die französische Monarchie wurde unter den üblichen Beileidsbezeugungen schlechtweg abgewiesen. Anfangs April kam die Gesandtschaft wieder im Haag an, sie brachte nichts mit als goldene Ketten, die der König jedem Mitglied derselben verehrt hatte. Als aber bald darauf, am 18. Juli 1581, das Edikt von Nemours erlassen wurde, durch welches die öffentliche Ausübung jeder andern Religion, als der katholischen, bei Todesstrafe verboten wurde, mufsten auch den zähesten und feurigsten Anhängern der französischen Partei in den Niederlanden die Schuppen von den Augen fallen. Was man in Frankreich verschmäht hatte, sollte bald darauf der klugen Elisabeth als wertvolles Geschenk in den Schofs fallen.

Schon wiederholt wurde der lauen und unentschiedenen Haltung Englands gegen die Staaten Erwähnung gethan; mit verschränkten Armen sah man dort ruhig den Fortschritten Parmas zu, und es hatte, so lange wenigstens Oranien lebte, auch durchaus nicht den Anschein, als ob diese Macht aus ihrer passiven Haltung heraustreten würde.

Daſs es im Lebensinteresse Englands liegen muſste, daſs die 17 Provinzen nicht wieder in den Besitz Spaniens kämen, davon war Elisabeth ebenso gut wie ihre Minister überzeugt. Allein England, damals noch eine Macht dritten Ranges und von untergeordneter maritimer Bedeutung, war in mehr als einer Hinsicht gebunden: im eigenen Lande muſste die katholische Partei im Zaum gehalten werden, Irland erforderte gleichfalls die unausgesetzte Aufmerksamkeit und wessen man sich ferner von Schottland zu versehen hatte, dessen Königin die Gefangene Elisabeths war, lag auſserhalb jeder Berechnung; es wäre deshalb ein unverzeihlicher Leichtsinn gewesen, durch rasches Eingreifen in die niederländischen Verhältnisse, die unabweisbare Folge der Annahme der Souveränität, sich in einen Krieg mit Spanien zu stürzen. Auſserdem mochte es das Prinzip der Legitimität der Königin nicht ratsam machen, schon des möglicherweise im eigenen Lande gegen sie selbst zu befolgenden Beispiels wegen fremde Unterthanen in ihrem Widerstande gegen ihren Souverän zu unterstützen. Aus demselben Grunde verabscheute und verfolgte sie den Calvinismus ebenso sehr wie den Puritanismus mit ihrem demokratischen und republikanischen Charakter. Was ihr in Anbetracht ihrer Mittel und unter den obwaltenden Umständen vielleicht am wünschenswertesten erscheinen muſste, war eine von England und Frankreich gemeinschaftlich ausgeübte Schutzherrschaft über die Provinzen.

Die Partei, die in den Provinzen die Augen nach England richtete, zählte hervorragende und einfluſsreiche Männer zu ihren Mitgliedern. Paulus Buys, der Advokat von Holland und Oraniens ergebener Freund, war bald das anerkannte Haupt dieser Richtung, die besonders in Holland populär war und nach Oraniens Tod bald die Oberhand bekam. Unermüdet thätig, französischem Einfluſs und französischen Sympathieen entgegenzuarbeiten, hielt er die englische Regierung über den Gang der Unter-

handlungen mit dem französischen Hofe auf dem Laufenden. Im Süden vertrat dieselbe Richtung Adolf Meetkerke, der Präsident des Rates von Flandern, ein ebenso durch grofse Gelehrsamkeit wie politischen Scharfblick ausgezeichneter Mann. Während Marnix mit glühendem Eifer die Sache Frankreichs vertrat und Oldenbarnevelt, der Pensionär von Rotterdam, der seit der Union von Utrecht mehr und mehr in den Vordergrund tritt, damals noch zu Frankreich hinneigten, wie denn auch in Zeeland die Sympathieen zum gröfsten Teile letzterem gehörten [1]), ist es ergötzlich, wenn man die Berichte der englischen und französischen Agenten in den Niederlanden mit einander vergleicht, wie beide der einflufsreichsten Personen, namentlich des jungen Moriz, sicher zu sein glaubten. In demselben Mafse, in welchem in Paris der spanische Einflufs sich geltend machte, drängte sich sowohl Elisabeth als ihren Räten, besonders Burleigh, die Überzeugung auf, dafs es ein Lebensinteresse Englands sei, die Provinzen zu unterstützen. Walsingham war von Anfang an für dieselben gewonnen, und den ebenso feurigen wie überzeugenden Vorstellungen von Sir Roger Williams gelang es schliefslich, auch die letzten Bedenken aus dem Wege zu räumen; mit scharfem Blick hatte er die Wichtigkeit Hollands und Zeelands, als einer aufstrebenden Seemacht, erkannt und auf die Notwendigkeit hingewiesen, Spanien in seinen Indien anzugreifen. Anfangs Dezember 1584 wurde denn auch Dawison nach dem Haag geschickt, und in den Generalstaaten gab er die Erklärung ab, dafs die Königin zwar nicht die Absicht habe, sich zur Herrin der Provinzen zu machen, dafs sie aber sehr gerne vernehmen würde, wie sie am besten die Sache derselben befördern könne. Aber noch geraume Zeit ging mit Unterhandlungen hin, denn trotz der dringendsten Warnungen des englischen Gesandten in

1) v. Deventer, Gedenkst. I, Einleitung p. LII.

Paris, Sir Edward Staffords, war Burleigh noch zu keinem entscheidenden Schritt zu bewegen, wiewohl der elende Zustand des spanischen Heeres vor Antwerpen in diesem Augenblick auch die geringste Hilfe Englands reichlich gelohnt hätte.

Als die Nachricht von der Weigerung Heinrichs III. in London angelangt war, verdoppelte Walsingham seine Anstrengungen. Leicester, der im Geiste sich vielleicht schon in der Rolle sah, die er später in den Niederlanden spielen wollte, verschaffte den beiden Agenten der Staaten in London eine Audienz bei Elisabeth, die sie wohlwollend empfing und durch sie die Staaten auffordern liefs, eine Gesandtschaft mit gehöriger Vollmacht abzuordnen. Am 1. Mai war von den Generalstaaten schon der Bericht eingelaufen, dafs die Gesandtschaft sich anschicke, nach England zu reisen. Ortel, einer der niederländischen Agenten, war unausgesetzt thätig, um die letzten Bedenken auf englischer Seite zu heben, und schon war die Sache so weit gediehen, dafs man auf seine Forderung, ein englisches Hilfscorps zum Entsatz Antwerpens ohne längeres Säumen abzusenden, einzugehen bereit war, als zu unseliger Stunde ein Brief vom englischen Agenten in den Niederlanden, Gilpin, einlief, der über den vorgenommenen Angriff auf den Kouwensteiner Deich berichtete, das Gelingen desselben als aufser allem Zweifel liegend und die Belagerung Antwerpens so gut als angehoben darstellte. Dies wollte Burleigh erst abwarten, mit der Absendung von Truppen hatte es also keine Eile, aber der Verlust Flanderns und Brabants war die Folge des verhängnisvollen Zauderns.

Sowohl Elisabeth als die Generalstaaten gingen von verschiedenem Standpunkt und von verschiedenen Wünschen aus. Während letztere in ein vollständiges Unterthanenverhältnis zur Königin zu treten wünschten, so dafs die Provinzen einen integrierenden Bestandteil des englischen Reiches gebildet hätten, wollte sich erstere nur

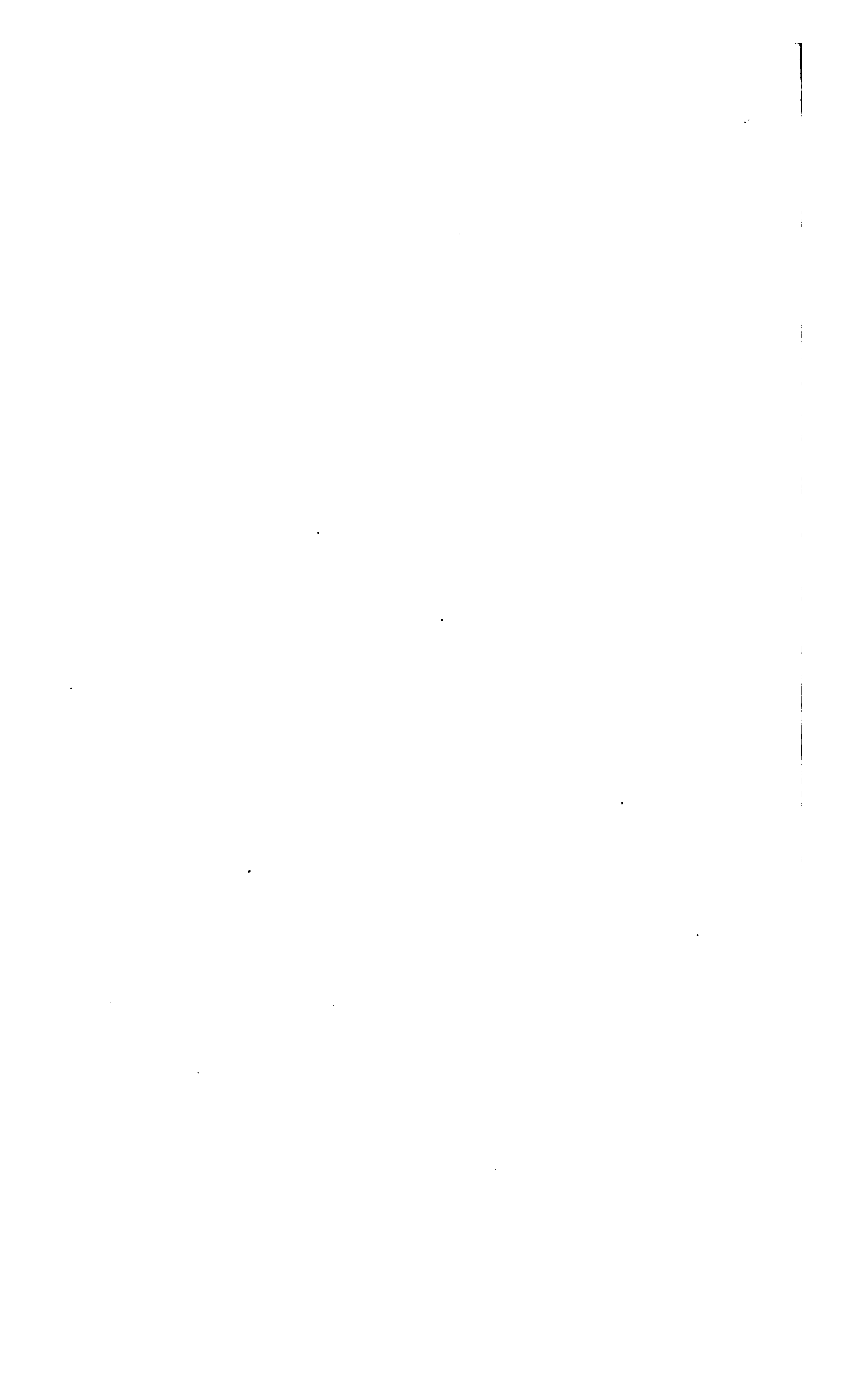
zu einer Art Schutzherrschaft und zu einer Unterstützung mit Geld und Truppen verstehen. Aber sie war durchaus nicht gesonnen, die beiden letzteren umsonst zu geben, vielmehr verlangte sie sehr reelle Bürgschaften, und diese sollten in den beiden Städten Vlissingen und Briel bestestehen, welche der Königin für die zum Vorteil der Niederlande gemachten Ausgaben bis zu ihrer Rückerstattung verpfändet bleiben sollten. Da man in Holland und Zeeland lange zauderte, auf diese Forderung einzugehen, so zog sich auch die Abordnung der Gesandtschaft noch einige Monate in die Länge; erst am 9. Juli hatte dieselbe ihre erste Audienz bei Elisabeth. Die Deputation war zahlreich; bei ihr befanden sich Menin, der Pensionär von Dordrecht, Valcke aus Zeeland, „ein schlauer und geriebener Kerl“, wie ihn Leicester bald darauf nannte, Paulus Buys, Noël de Caron, van der Does, der ruhmgekrönte Verteidiger Leidens, ferner drei Rechtsgelehrte aus Friesland und endlich der Mann, der in den folgenden Dezennien die bedeutendste Rolle in der Republik spielen sollte, Johann van Oldenbarnevelt, damals noch Pensionär von Rotterdam. Menin hielt die Ansprache an die Königin, in der er noch einmal den Wunsch der Niederländer darlegte, Unterthanen Elisabeths zu werden; allein diese blieb unerschütterlich bei dem einmal gefafsten Beschlufs. Sie wollte helfen, aber nicht, um die Niederlande ihrer Monarchie einzuverleiben, nicht, um den Aufstand und den Abfall permanent werden zu lassen, sondern um Spanien für ihr eigenes Reich unschädlich zu machen; am liebsten wäre ihr wohl eine selbständige, nationale Regierung gewesen, die eine Versöhnung mit dem Landesherrn nicht ausgeschlossen und dem Protestantismus sichere Bürgschaften gegeben hätte. Über die Gröfse der zu leistenden Hilfe jedoch gingen die Ansichten und Wünsche sehr weit auseinander, man bot und feilschte wie bei einem Handelsgeschäft, bis endlich am 12. August Menin erklärte, dafs die Gesandtschaft die von der Königin ge-

stellten Bedingungen vorbehältlich der Genehmigung der Generalstaaten annehme. Der Vertrag stipulierte, daſs die Königin, auſser der Besatzung der Pfandstädte, 4000 Mann Fuſsvolk und 1000 Reiter in die Niederlande sende, daſs ihr dafür als Unterpfand Briel, Vlissingen und das feste Schloſs Rammeken eingeräumt würden, daſs stets zwei Engländer im Staatsrat Sitz und Stimme haben sollten, daſs die reformierte Religion und die Privilegien geachtet werden, und daſs weder die Staaten noch die Königin in einseitige Unterhandlungen mit Spanien treten dürfen. Zwei Tage nachdem die Vereinbarung zustande gekommen war, fiel Antwerpen, und man kann sich die Enttäuschung und Erbitterung denken, die am englischen Hofe über das unerwartete Ereignis herrschte. Was die üble Laune der Königin noch vermehren muſste, war der Umstand, daſs die Ratifikation des Vertrages durch die Generalstaaten sehr lange auf sich warten lieſs; erst im Oktober konnte der in London zurückgebliebene Teil der Gesandtschaft der erbitterten Elisabeth die Urkunde überreichen, die Generalstaaten hatten durch ihre Zähigkeit noch so viel herausgeschlagen, daſs statt der zuerst stipulierten 4000 Mann nunmehr 5000 Mann Fuſsvolk nebst 1000 Reitern als Hilfstruppen in den Niederlanden dienen sollten. Es war hauptsächlich Dawisons Verdienst gewesen, daſs die Unterhandlungen sich nicht noch in der letzten Stunde zerschlagen hatten, wie er es überhaupt war, der auch später die Sache der Provinzen gegen die Klagen unzufriedener englischer Heerführer mit Wärme vor der Königin vertrat.

Zum Oberbefehlshaber der Truppen war Sir John Norris, zum Kommandanten von Vlissingen Sir Philipp Sidney, eine glänzende ritterliche Erscheinung, und zum Befehlshaber von Briel Sir Thomas Cecil, Lord Burleighs ältester Sohn, ernannt worden. Dem Wunsche der Deputation, die Königin möchte einen angesehenen Mann von hohem Rang zu ihrem Stellvertreter in den Nieder-

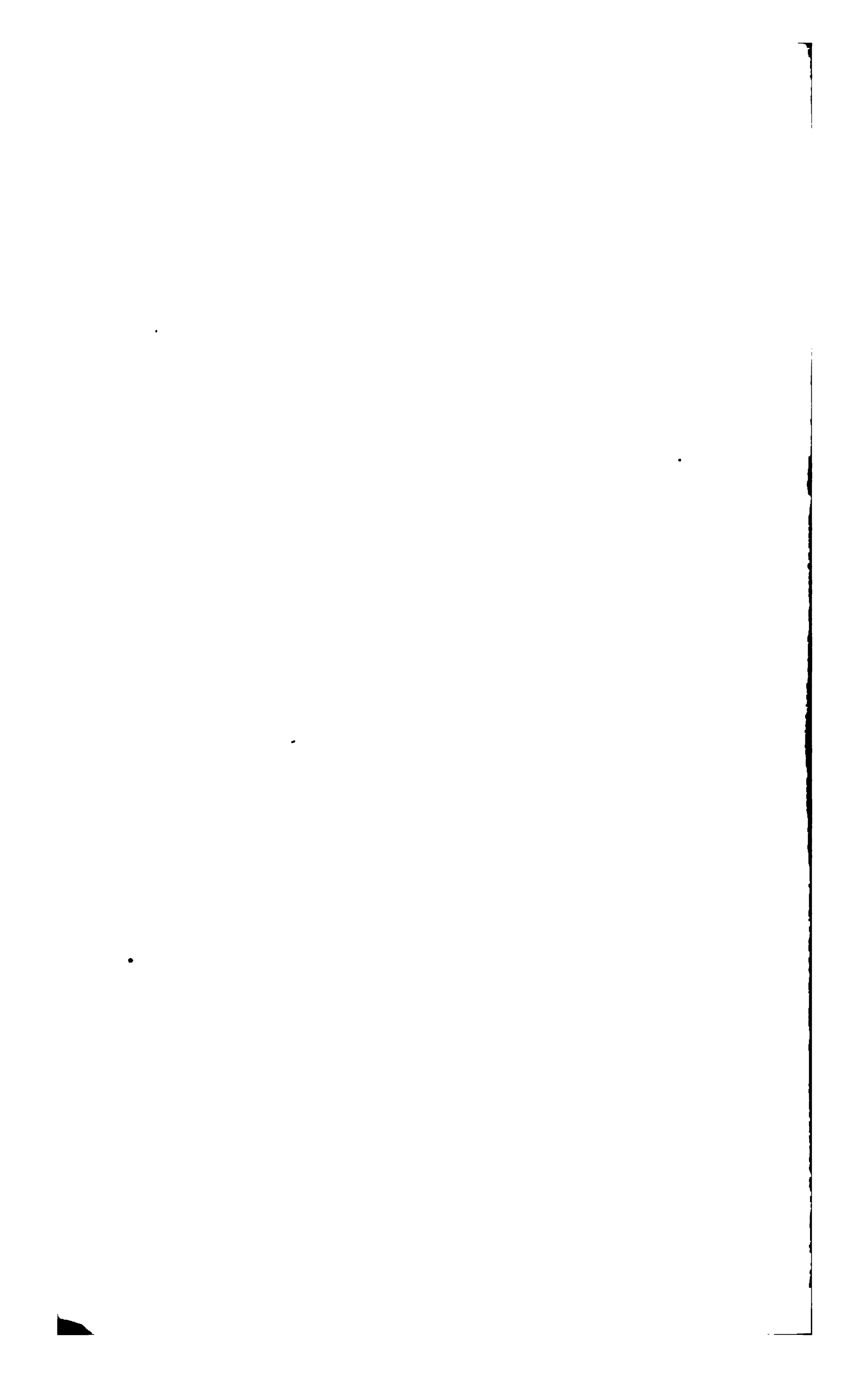
landen ernennen, hatte sie durch die Ernennung Leicesters willfahrt; sein glänzendes Auftreten mufste er aber selbst beköstigen. Elisabeth hielt es indessen für nötig, in einer in holländischer, französischer, englischer und italienischer Sprache veröffentlichten „Deklaration“ den von ihr gemachten Schritt zu rechtfertigen. Der Handschuh, den sie Spanien vor die Füfse geworfen, wurde von Philipp aufgenommen, denn alsbald wurde auf alle englischen Schiffe in spanischen Häfen Beschlag gelegt. Zum offenen Bruch sollte es jedoch vorderhand noch nicht kommen, denn der König hatte mit den französischen Angelegenheiten vollauf zu thun. [1]).

1) Über die Verhandlungen mit Frankreich vgl. Motley l. c. Kap. 2 und 4, wo die betreffenden Stücke aus dem Staatsarchiv im Haag, namentlich die Briefe der Deputierten aus Paris und der Gesandtschaftsrapport im Auszug gegeben sind; ferner Wagenaar VIII; Bor II, Buch XIX; van Meteren XII; Strada II; „Archives“ I, 1—4; v. Deventer, Gedenkstukken van Johan van Oldenbarnevelt en zyn tyd I, p. 59—62. Über die Verhandlungen mit England: Motley, Kap. 3 und 6, mit vielen Auszügen aus Handschriften des State Paper Office, besonders die Berichte und Briefe von Roger Williams, Walsingham, Dawison und Leicester. Die Anrede Menins an die Königin befindet sich im „Staatsarchiv im Haag“, Wagenaar VIII, Bor ibid., van Meteren XII; ferner: Kluit, Hist. der Holl. Staatsreg. II, 65 sqq.; v. Deventer, Gedenkstukken I, 88. 93—96; Vreede, Inleiding tot de geschiedenis der nederlandsche Diplomatie II, 188.



Viertes Buch.

Die Gründung der Republik.



Erstes Kapitel.

Leicesters Regierung in den Provinzen.

I.

Am 19. Dezember 1585 stieg der Stellvertreter Elisabeths mit glänzendem Gefolge in Vlissingen ans Land, wo er von Moritz von Nassau und anderen angesehenen Niederländern unter Beobachtung des seinem Range gebührenden Zeremoniells empfangen wurde. Robert Dudley, Graf von Leicester, stand in seinem 53. Jahre, hatte also die Zeit des kräftigsten Mannesalters hinter sich, aber sein Auftreten zeigte alsbald den Mann von hoher Geburt, der gewohnt war, zu befehlen und geschmeichelt zu werden. Sein Ruf war nicht der beste, und wenn die Gerüchte, die über ihn in Umlauf waren, großenteils auch auf den Haß und die Mißgunst seiner Feinde und Neider zurückzuführen sind [1]), so zeigt sein Auftreten in den Niederlanden, daß er in der Wahl seiner Mittel mit cynischer Gewissenlosigkeit zuwerke ging. Was seine intellektuellen Fähigkeiten betrifft, so stand er sowohl als Staatsmann wie als Feldherr unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit, und wenn nach seinem Weggange die Pro-

1) Nicht nur wurden ihm verschiedene Mordthaten vorgeworfen, sondern man schrieb ihm auch außerordentliche Gewandtheit im Giftmischen zu, worin er selbst Alexander Borgia übertroffen haben soll. Vgl. Motley l. c., Kap. 7, Anf.

vinzen nicht dem vollständigen Untergang anheimfielen, so ist dies sein Verdienst sicherlich nicht. Kein Staatsmann hat weniger als er die Gabe besessen, mit Menschen umzugehen und sich Freunde zu machen, und keiner hat sich so zum Spielball egoistischer Intriganten hergegeben. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, mit den Staaten auf bestem Fuſse zu leben, allein sein aufbrausender, keinen Widerspruch duldender und hochmütiger Charakter verdarb alles, und hätte ihm nicht sein mit groſser Ostentation zur Schau getragener Eifer für die Sache der Reformation unter dem niedrigen Volke einen bedeutenden Anhang verschafft, auf den er sich eine Zeit lang stützen konnte, so wäre seines Bleibens nicht so lange gewesen.

Mit unverhohlener Freude wurde der Günstling Elisabeths empfangen, sein Einzug in die verschiedenen Städte glich einem Triumphzug, mit Vertrauen blickte man in die Zukunft, sanguinische Hoffnungen belebten das durch den Fall Antwerpens niedergeschlagene Volk, und man war der festen Überzeugung, daſs man nicht nur Parma mit Erfolg widerstehen könne, sondern daſs die Verluste der letzten Zeit wieder gut gemacht werden würden.

Sein erstes Auftreten war auch in der That würdevoll und berechtigte zu den schönsten Erwartungen, zumal da er in dem englischen Gesandten im Haag, Dawison, nicht nur einen ergebenen Freund und uneigennützigen Ratgeber, sondern auch einen tüchtigen Staatsmann fand, der noch mehr als Elisabeth selbst die hohe Bedeutung der Unabhängigkeit der Provinzen für England erkannte.

Da Elisabeth die Souveränität wiederholt und in sehr entschiedener Weise abgelehnt hatte, so verstand es sich bei ihr von selbst, daſs Leicester sich an die ihm gegebene Instruktion, nach welcher er nur der Befehlshaber der den Provinzen zuhilfe geschickten englischen Truppen sein konnte, halten muſste. Sein ehrgeiziger Charakter konnte sich mit dieser bescheidenen Rolle aber unmöglich zufrieden stellen; die niederländischen Gesandten hatten

ihm ja bei ihrer Abschiedsaudienz den dringenden Rat gegeben, sich alsbald nach seiner Ankunft an die Spitze zu stellen und sich zum Generalgouverneur ernennen zu lassen, da man vor allem Einheit in der Regierung und keines neuen Kriegsobersten, deren man genug hätte, bedürfe; der Weihrauch, der ihm überall gestreut wurde, mufste seine Sinne benebeln und die nötige Vorsicht und Rücksichtnahme auf seine Gebieterin in den Hintergrund drängen, und als am 11. Januar 1586 eine Deputation bei ihm erschien, welche ihm die Souveränität anbot, besann er sich nicht länger, zuzugreifen. Am 24. Januar war alles erledigt, nachdem er zwei Tage vorher einen Staatsrat ernannt hatte, in welchem aufser zwei Engländern Paulus Buys, Meetkerke, Elbertus Leoninus und Valcke Sitz und Stimme hatten. Somit war aus dem einfachen Oberbefehlshaber der Truppen und einem Ratgeber der Generalstaaten ein Generalgouverneur der Vereinigten Provinzen, und zwar von Holland, Zeeland, Utrecht, Friesland, das übrigens gegen den Plan gestimmt hatte, Gelderland mit Zutfen und Flandern geworden. Damit hatte er den Oberbefehl über die Land- und Seemacht, alle Zivilbeamten, sowohl die der Verwaltung als der Justiz, durfte er ernennen, indem er zu jedem erledigten Posten einen aus den drei ihm von der betreffenden Provinz präsentierten Kandidaten wählen konnte; aufserdem hatte er das Recht, die Generalstaaten wo und wann er wollte, einzuberufen, wogegen diese, wie die Staaten der einzelnen Provinzen, auch nach eigenem Gutdünken sich versammeln konnten. Dagegen sollten alle Rechte und Privilegien vom ihm beschworen und geachtet werden. Aber selbst diese unbedeutenden Beschränkungen liefs man fallen oder brachte sie nicht zur Anwendung. Der Staatsrat wurde nur ein beratender Körper, an dessen Beschlüsse der Graf gar nicht gebunden war, und dieser begann alsbald, ohne das Präsentationsrecht der Staaten zu achten, nach eigenem Gutdünken aus jeder Provinz ein Mitglied zu ernennen. Eine

solche Macht, der zur vollen Souveränität nichts als der Name fehlte, hatte noch keiner seiner Vorgänger aus dem österreichischen Hause besessen, und auch nach dieser Zeit während des langen Kampfes gegen Spanien findet man kein Beispiel mehr für eine ähnliche Vereinigung solcher Machtbefugnis in einer einzigen Hand. Am 4. Februar fand die Einhuldigung unter grofsen Feierlichkeiten im Haag statt, das Volk war ausgelassen vor Freude, man sah in ihm den Messias und

„Gleichwie die Juden befreit wurden durch Königin Esther,
So gönne uns Gott auch zu geschehen durch Milord Lester.“

hiefs es im Volksmund.

Leicester mufste und konnte den Eindruck vorhersehen, den sein eigenmächtiges Vorgehen auf Elisabeth machen würde, und statt selbst nach England zu eilen — was er damals unbeschadet seiner Stellung in den Niederlanden hätte thun können — und einen Versöhnungsversuch nicht sowohl bei der beleidigten Königin, als vielmehr bei der gekränkten Frau zu machen, sandte er Dawison an den Hof, um offiziellen Bericht über das Vorgefallene zu erstatten und die Königin von der Notwendigkeit des von ihm gethanen Schrittes zu überzeugen. Aber Elisabeth wufste schon alles, und man kann sich wohl denken, wie der sicher nicht beneidenswerte Abgesandte mit der vollen Lage des königlichen Zornes begrüfst wurde. Seine dringendsten Vorstellungen prallten wie an einem Stahlpanzer wirkungslos ab; Elisabeth war selbst eine Zeit lang trotz des Widerstandes von Walsingham und Burleigh fest entschlossen, von Leicester und den Generalstaaten die Zurücknahme des Geschehenen zu verlangen, und sie sandte Sir Thomas Heneage mit Briefen nach dem Haag, welche ihre Entrüstung in den schärfsten Worten zu erkennen gaben. Endlich, nachdem sie mit echt weiblicher Launenhaftigkeit noch eine Zeit lang unentschieden hin- und hergeschwankt hatte, kam die Ver-

söhnung mit Leicester zustande, der auf wenig ehrenhafte Weise die Schuld seines Vorgehens auf Dawison zu schieben gesucht hatte, da dieser ihm die Notwendigkeit seiner Handlungsweise überzeugend nachgewiesen habe; Elisabeth erlaubte ihm endlich am 10. April 1586, die Würde, mit der man ihn bekleidet hatte, zu behalten, und auch an die Staaten wurde in diesem Sinne berichtet.

Hätte man es in England geflissentlich darauf angelegt, Leicesters Stellung bis zur schlieſslichen Unhaltbarkeit zu erschüttern, so hätte man keinen besseren Weg einschlagen können. Die Verehrung und die Achtung, mit der man ihm entgegengekommen war, muſste tiefer und tiefer sinken; je mehr man überzeugt war, daſs der Graf das Vertrauen der Königin nicht mehr in unbeschränktem Grade besitze, einen desto empfindlicheren Stoſs erlitt sein Prestige. Wie es gewöhnlich geschieht, daſs bei der Beurteilung politischer Verhältnisse der Privatcharakter der maſsgebenden Personen ein ausschlaggebendes Moment bildet, so fielen infolge der unvorsichtigen Haltung der Königin die schon längst in England zirkulierenden gehässigen Gerüchte über die von Leicester begangenen Verbrechen auch in den Niederlanden auf einen sehr empfänglichen Boden, und da überdies die Königin trotz der dringendsten und flehentlichsten Bitten des Grafen ihren Truppen in den Niederlanden mit ihrem bekannten Geize nicht nur den Sold, sondern die allernotwendigsten Bedürfnisse vorenthielt, so wurde das Gerücht, Leicester habe die ihm aus England für seine Truppen geschickten Summen in seine Taschen gesteckt, bereitwillig geglaubt und eifrigst verbreitet. Man hat sich lange Zeit in der Vorstellung gefallen, als hätte Elisabeth die Macht, die sich Leicester eigenmächtig übertragen lieſs, im Geheimen selbst verlangt, und daſs ihre Erbitterung nur der Art und Weise galt, mit der ihr Günstling dabei zuwerke ging. Wenn man aber die Instruktion Leicesters näher ansieht, die demselben eben das vorschrieb, was sie den

niederländischen Gesandten bei ihrem Abschied gesagt hatte, so ist die Königin von jeder Herrschsucht und Unaufrichtigkeit freizusprechen; die „Declaration", die mit der Instruktion und ihren mündlichen Versicherungen übereinstimmt, zeigt die Selbstbeschränkung zur Genüge, die sie sich hinsichtlich ihres Planes mit den Provinzen auferlegt hatte.

Aber noch ein anderer Umstand brachte ihn von Anfang an in eine schiefe Stellung zu den Provinzen. Elisabeth hatte sich den Generalstaaten gegenüber ausdrücklich verpflichtet, ohne die Zustimmung derselben keinen Frieden mit Spanien zu schliefsen; jetzt durchschwirrten allenthalben Gerüchte von Unterhandlungen mit Parma die Luft, und bald wufste man im Haag und Amsterdam, so gut als in Brüssel und London, dafs in Greenwich mit Agenten Parmas geheime Unterhandlungen geführt wurden; denn Parma mufste alles daran liegen, dafs Elisabeth ihre Hand von den Provinzen abzöge, zu deren Unterwerfung er jetzt die letzten energischen Schritte thun wollte. Dafs Spanien seit einer Reihe von Jahren sich auf einen Einfall in England vorbereitete, wollte oder konnte die Königin in ihrer Verblendung trotz aller Warnungen Walsinghams nicht bemerken, und gerade in der Zeit, wo Leicester mit der Königin zerfallen war, wurden die spanischen Werbungen am englischen Hofe dringender und energischer geführt; man rechnete in Brüssel auf die Zurückrufung Leicesters und seiner Truppen. Wie diesem zumute sein mufste, als er von den hinter seinem Rücken geführten Unterhandlungen hörte, läfst sich denken. Wie eine verderbenbringende Gewitterwolke hingen diese von Elisabeth begünstigten Unterhandlungen mit Spanien über der Zukunft und Existenz der Provinzen. Den Vertrag mit den letzteren deutete Elisabeth nach ihrem Sinne; in einem Schreiben an Heneage, das in unerhört grobem Ton abgefafst ist, sagt sie geradezu: „Glauben Sie denn, dafs ich durch Ihre Versicherung gebunden sein

will, um für mich selbst ohne die Erlaubnis der Staaten keinen Frieden zu schliefsen? Es ist wahrlich schon genug, dafs ich ihr Land oder sie selbst nicht benachteilige, wenn ich ohne ihre Zustimmung den Frieden für sie schliefse [1])."

Man würde der Königin aber entschieden unrecht thun, wenn man sie in dieser Hinsicht des Mangels an Aufrichtigkeit oder gar verräterischer Absichten gegen die Provinzen beschuldigen wollte. Ihr Zweck war allein, die Niederlande unschädlich für ihre eigene Sicherheit zu machen, sie wollte ebenso wenig, dafs die Provinzen Spanien als dafs sie Frankreich einverleibt würden. Daraus folgte aber noch nicht, dafs sie dieselben von ersterem vollständig losreifsen wollte; sie glaubte noch stets an die Möglichkeit eines Friedens, der den Provinzen eine relativ selbständige Stellung gewähren und dadurch ihr eigenes Reich vor einem aus den Niederlanden gegen sie gerichteten Anschlag bewahren könnte. Was ihr vorschwebte, war eine staatsrechtliche Stellung der Niederlande, wie sie durch die Pacifikation von Gent und das ewige Edikt geschaffen worden war, und in diesem Falle wäre sie bereit gewesen, die Waffen niederzulegen. Ihrem in der Deklaration ausgesprochenen Programm, „durch Gottes Hilfe für diese Provinzen eine Erlösung aus der Gewalt der Fremden mit Wiederherstellung ihrer alten Freiheiten und ihrer alten Regierung durch einen christlichen Frieden und zugleich Sicherheit für sich selbst und ihr Königreich von irgendwelchem Angriff der Nachbarn zu erhalten", hat sie unerschütterlich festgehalten, und allen Unterhandlungen mit Parma lag auch diese doppelte Rücksichtnahme zugrunde.

Am guten Willen und den bestgemeinten Absichten Leicesters läst sich ebenso wenig zweifeln; sein Ehrgeiz entsprang keinen tadelnswerten Triebfedern, er selbst

1) Motley l. c., 7. Kap., p. 97.

hätte, noch ehe er seine neue Stellung antreten konnte, sehr nennenswerte Opfer gebracht, und wenn ihm als Ideal die Rettung eines Volkes vor Augen stand, das für seine Freiheit schon so enorme Opfer gebracht hatte, so mufste er zur Verwirklichung desselben auch die nötigen Mittel haben, und diese bestanden eben in der Erteilung einer absoluten Machtvollkommenheit. Geflissentlich hat er den Streit, in den er bald mit den Staaten von Holland verwickelt werden sollte, ebenso wenig herbeigeführt, als seine Gegner ihm von Anfang an mit einem schon vorher entworfenen Programm entgegengetreten sind. Nur vollständige Mifskennung der wahren Lage seitens des Grafen und die Wahl verkehrter Mittel in Verband mit nicht lobenswerten Charaktereigenschaften und Ereignissen, die von seinem Willen unabhängig waren, haben sein Auftreten zu einem der dunkelsten Blätter in der Geschichte der Provinzen gestempelt.

II.

Die Verhältnisse, die Leicester in den Provinzen vorfand, hätten selbst an einen Staatsmann ersten Ranges die höchsten Anforderungen gestellt. Das Land befand sich in einer chaotischen Verwirrung, denn mit dem Tode Oraniens war das einzige, die Provinzen noch zusammenhaltende Band verschwunden. Zwar hatte man den Versuch gemacht, um nach dem Tode Oraniens der Union von Utrecht ein festeres Gefüge zu geben, indem man am 18. August 1584 einen Staatsrat errichtete, dem man eine sehr weitgehende Exekutivmacht erteilte, allein derselbe führte nur ein Scheindasein und verschwand auch ohne irgendwelche Spur einer Thätigkeit vom Schauplatze. So lange der Prinz lebte, stimmten die einzelnen Deputierten in den Staaten nach eigener Überzeugung und

bestem Wissen, ohne vorher mit ihren Auftraggebern Rücksprache zu nehmen, aber bald nach seinem Tode mufsten die Abgeordneten sich strenge an das ihnen von den Auftraggebern erteilte Mandat halten [1]. Und da bei den meisten Angelegenheiten, namentlich wo es sich um Geldfragen und Steuern handelte, Stimmeneinheit erforderlich war, so hatten die Vroedschappen der stimmberechtigten Städte das Heft in der Hand, und die dringendsten Angelegenheiten blieben oft Wochen lang liegen, bis die widerspenstigen Mitglieder auf die eine oder andere Weise mürbe gemacht worden waren. Die Kontributionen, die jedesmal nur für drei Monate bewilligt worden waren, konnten nur teilweise eingetrieben werden, das Kriegsvolk blieb deshalb oft unbezahlt, lief auseinander oder plünderte und meuterte; der Staatsrat konnte befehlen, was und so oft er wollte, aber er hatte kein Mittel, um seinen Anordnungen Nachdruck zu verschaffen, ja die einzelnen Provinzen beschickten die Generalstaaten oft nicht einmal, wenn die dringendsten Geschäfte erledigt werden mufsten.

Dafs man in England diesen Zustand recht gut kannte, beweist die Instruktion Leicesters. Er sollte, heifst es in derselben, die Staaten überreden, dafs diese ihre komplizierte und mangelhafte Regierung reformierten und vereinfachten, er müsse zu diesem Zweck einen Staatsrat ernennen, der mit der Leitung der laufenden Regierungsgeschäfte betraut werde; ferner müsse den Deputierten der Generalstaaten eine unbeschränktere Vollmacht gegeben werden, so dafs sie ohne fortwährende Rücksprache mit ihren Auftraggebern beschliefsen könnten, und von diesen zwei in genannter Weise reformierten Kollegien müsse auf die Abschaffung der eingeschlichenen Mifsbräuche, namentlich im Finanz- und Kriegswesen, angedrungen werden.

1) Slingelandt, Staatk. Geschr. I, 114.

Die Uneinigkeit und Verwirrung im Schofs einzelner Provinzen spiegelt sich auch getreu wieder im Verhältnis derselben zu einander. Holland und Zeeland gingen zwar vermöge ihrer Interessengemeinschaft in allen wichtigen Fragen Hand in Hand, aber Friesland, Gelderland und besonders Utrecht zogen es häufig vor, ihren eigenen Weg zu suchen. Friesland, das sich auf seine Jahrhunderte alte, vom Lehenswesen fast gar nicht alterierte Freiheit nicht wenig zugut that, hatte gegen die Übertragung der souveränen Gewalt an Leicester gestimmt, und Gelderland, wie auch Utrecht, hatten häufig gegen Holland eine nicht gerade bundesgenossenschaftliche Stimmung an den Tag gelegt. Da Leicester gerade in letzterer Provinzs eine Hauptstütze fand, ist es nötig, über die Ver hältnisse in derselben einige Vorbemerkungen zu machen.

Seitdem die weltliche Macht im Stift an Karl V. abgetreten worden war, wurde Utrecht mit Holland und Zeeland von einem Statthalter regiert, und es läfst sich begreifen, dafs sich der Stolz der Utrechter Bürger gekränkt fühlen mufste, eine untergeordnete Rolle gegen das viel reichere und mächtigere Holland und Zeeland zu spielen. Die Vereinigung hörte mit dem Aufstand eine Zeit lang auf, da das Stift im Gehorsam des Königs blieb, während die beiden anderen sich erhoben hatten. Nach der Pacifikation von Gent dauerte es ein Jahr, ehe Utrecht dem Verlangen Oraniens, sich wieder unter seine Regierung zu stellen, fügte, aber doch waren die drei Provinzen wieder eine Zeit lang vereinigt. Auch als Holland und Zeeland dem Prinzen die hohe Obrigkeit übertragen wollten, hielt Utrecht zu diesen Provinzen, die Anjou nicht als ihren Herrn anerkannten. Nach Oraniens Tod schien es eine Zeit lang, als ob das Stift geneigt gewesen wäre, der dringenden Einladung Hollands und Zeelands, mit beiden in ein näheres Bündnis zu treten, zu folgen, allein es schien nur so; denn kaum hatte man sich über eine gemeinschaftliche Regierung unter dem

Staatsrate mit Moritz an der Spitze geeinigt, als Utrecht wieder seinen eigenen Weg ging und den Herrn von Villers zu seinem Statthalter wählte, während Holland und Zeeland den jungen Moritz auf den Schild erhoben. Und als Villers einige Monate später in einem Gefechte gefangen wurde, war es wieder nicht Moritz, den man zu seinem Stellvertreter ernannte, sondern der Graf von Nieuwenaar, der Statthalter von Overyssel und Gelderland; denn letzteres hatte seit Oraniens Tod sich alle Mühe gegeben, um ein näheres Verhältnis mit Utrecht anzuknüpfen. Der tiefere Grund dieser Entfremdung lag aber in der politischen Organisation des Stifts und den dadurch bedingten Parteiverhältnissen.

Die innere Geschichte des Stifts von den ältesten Zeiten an besteht in dem Kampfe des Bürgerstandes und der Volkspartei gegen Adel und Geistlichkeit. Karl V. hatte nach der Säkularisation den Einfluſs des Bürgerstandes auf die Regierung sehr beschränkt, aber der Aufstand gegen Spanien brachte diesen wieder obenauf. Während aber in den anderen Provinzen die Geistlichkeit als besonderer Stand und als Mitglied der Staaten abgeschafft wurde, blieb der Zustand in Utrecht im Grunde derselbe. An die Stelle der fünf Kapitel traten fünf Eligierte, die zwar protestantisch waren, aber in den Staaten doch noch die Geistlichkeit repräsentierten [1]); diese bestanden somit aus drei Faktoren, Adel, Geistlichkeit und Städten, wovon die zwei ersten Mitglieder das dritte in der Regel überstimmten; die Eifersucht des Adels gegen die Städte hatte das Instandhalten eines dritten Standes bewirkt. Der Volkspartei, die durchgehends streng calvinistisch

1) Da die Eligierten teilweise wenigstens im Genusse der Kircheneinkünfte geblieben waren, so begreift man auch das Interesse, das dieser Stand später an der energischen Führung des Krieges und an der Unterstützung der deutschen Protestanten während des Dreiſsigjährigen Krieges haben muſste. Ein Restitutionsedikt hätte ihn seiner Einkünfte beraubt.

gesinnt war, war dieser Zustand schon lange ein Dorn im Auge, aber sie war für sich allein nicht mächtig genug, denn Utrecht zählte noch eine überwiegend katholische Bevölkerung, und viele Protestanten gehörten zu den sogen. Libertinern, die den calvinistischen Glaubenseifer ebenso grimmig hafsten wie die spanische Inquisition. In den Händen dieser Libertiner war die Regierung in Utrecht, und Villers war durch ihre Anstrengungen zum Statthalter gewählt worden. Ein Versuch desselben, auch in Utrecht nach dem Muster der holländischen Städte eine oligarchische Regierung ins Leben zu rufen, scheiterte an dem Widerstande der calvinistischen Partei, die nach der Gefangennehmung Villers die Staaten zwang, den Grafen von Nieuwenaar zum Statthalter zu ernennen, der auch alsbald von der ihm verliehenen Befugnis Gebrauch machte und die Hälfte der libertinischen Stadtregenten durch die Häupter der calvinistischen Partei ersetzte. Zu den Staaten von Holland, die gröfstenteils selbst Libertiner waren, hatte man sich dadurch in einen noch viel schrofferen Gegensatz gestellt. Wie weit man schon gehen zu können glaubte, sollte alsbald ein signifikantes Beispiel zeigen, denn die Hauptleute der in acht Compagnieen eingeteilten Bürgerschaft — und diese waren die eigentlichen Herren der Situation — schrieben sich nicht nur das Recht zu, nach Art der römischen Volkstribunen für die bedrohte Volksfreiheit einzuschreiten, sondern sie mengten sich direkt in Staatsangelegenheiten und traten gegen Amsterdam und die Staaten von Holland als Anwälte der Union auf.

Die Generalstaaten hatten nämlich kurz vor der Ankunft Leicesters auf Andringen des Staatsrates in Anbetracht der steigenden Preise der Lebensmittel und des drohenden vollständigen Mangels derselben ihre Ausfuhr verboten. Der Zweck des Verbots war in erster Linie der, den vom Feinde besetzten Provinzen die Zufuhr abzuschneiden; dazu hätte es aber genügt, die Ausfuhr nach

den südlichen Provinzen zu untersagen. Da Amsterdam dadurch seinen Getreidehandel bedroht sah, drang es bei den Staaten von Holland auf eine Änderung der Verordnung und verlangte wenigstens die Freigebung des Handels auf der Ostsee. Diese entsprachen dem Wunsche Amsterdams, da ohnedies der Beschluſs der Generalstaaten in einer nicht vollzähligen Versammlung und ohne vorherige ordnungsmäſsige Beschreibung der Provinzen gefaſst worden war. Aber der Staatsrat wollte von einer Veränderung des Plakats nichts hören, sondern wies den Beschwerdeführenden Bürgermeister von Amsterdam an die Generalstaaten; dieser wandte sich an den Staatenausschuſs von Holland, der kurzweg den Beschluſs der Staaten von Holland aufrecht hielt. Man sieht daraus, wie geringe die Macht und die Autorität der Union von Utrecht war. Wer aber Amsterdam an seine Pflicht erinnern zu müssen glaubte, waren die Bürgerhauptleute von Utrecht. Sie sandten eine Deputation nach dem Haag, der zuliebe eine kombinierte Versammlung des Staatsrats und der Generalstaaten gehalten wurde, in der über die eigennützigen Kaufleute, denen alles, Freiheit, Ehre, selbst Gott für Geld feil sei, tüchtig losgezogen und die Versammlung ermahnt wurde, für die strenge Handhabung des Plakats zu sorgen. Während sich Amsterdam über die aufdringlichen, unberufenen Ratgeber beschwerte, gaben die Staaten von Holland eine sonderbare Antwort, indem sie den Bürgerhauptleuten für ihren Eifer um die Wohlfahrt des Landes ihren Dank aussprachen und versicherten, durch ihren Beschluſs alle Gutdenkenden befriedigen zu wollen. Dem Selbstbewuſstsein der Utrechter Volksführer wurde dadurch nicht wenig geschmeichelt, die mächtigste Provinz der Union hatte ihr Auftreten stillschweigend gebilligt. Das waren die Parteiverhältnisse, auf die sich Leicester in seinem Streite mit Holland später stützte; er hat sie nicht ins Leben gerufen, sondern er fand sie vor und benutzte sie für seine Zwecke. Von ihm er-

wartete die Gegenpartei Hollands, dafs er die Unterwerfung dieser herrschsüchtigen Provinz unter die Utrechter Union erzwingen werde. Eines der Mitglieder der Generalstaaten aus Gelderland schrieb an seine Auftraggeber mit runden Worten: „Die von Holland und Zeeland haben Graf Moritz als ihren Gouverneur angenommen und praktizieren nichts anders, als was sie immer gethan haben, nämlich über die anderen Provinzen zu herrschen; aber diese hoffen, dafs ihnen durch den Handel mit England das Handwerk gelegt werden soll." [1])

War es inmitten der allgemeinen Verwirrung und der offenen Mifsgunst nicht natürlich, wenn Holland und Zeeland, deren Gebiet vom Feinde vollständig gesäubert und deren innere Verhältnisse noch am meisten geordnet waren, lieber auf eigenen Füfsen stehen, als ein gewöhnliches Glied an dem in offenbarer Auflösung begriffenen Organismus der Utrechter Union sein wollten? Im November 1585, also einen Monat vor Leicesters Ankunft, hatten die Staaten von Holland und Zeeland den 18jährigen Moritz zu ihrem Gouverneur ernannt, der von nun an den offiziellen Titel „geborener Prinz von Oranien" führte. Der Titel „Statthalter" wurde ihm nicht gegeben, dagegen wurde er Generalkapitän und Admiral von Holland, welch' letztere Würde bis dahin noch kein Statthalter innegehabt hatte [2]). Gewöhnlich wird die Erhebung von Moritz mit der Berufung Leicesters in Verband gebracht, und man betrachtet die erstere als eine wohlweislich von den Staaten von Holland getroffene Vorsichtsmafsregel, um von vornherein jeden Versuch Leicesters, sich in die inneren Angelegenheiten der Provinz zu mischen, unmöglich zu machen, und wenn selbst Oldenbarnevelt später in seiner Remonstranz sagte: „ich forderte mit Ernst, dafs Sr. Exzellenz Prinz Moritz von

1) Vgl. R. Fruin, Motleys Geschiedenis der Vereenigde Nederlanden im Gids 1862, p. 536 sqq.

2) Vgl. Slingelandt I, 123.

den Herrn Staaten von Holland die Regierung von Holland und Westfriesland vor der Ankunft des Grafen von Leicester übertragen werden sollte, von dem ich befürchtete, daſs er dasselbe beanspruchen würde, was in Brabant gebräuchlich war" [1]), so scheint diese Annahme über allen Zweifel erhaben zu sein, und auch Slingelandt [2]) geht von derselben Ansicht aus. Dennoch ist sie bei gehöriger Würdigung der Verhältnisse kaum haltbar. Bei den Unterhandlungen mit England und Leicester war es gerade Holland, das auf die Zuerkennung der gröſsten Machtbefugnis drang, die Deputierten von Utrecht machten Schwierigkeiten und die von Holland hielten ihnen vor, „daſs seine Excellenz gekommen wäre, um zu regieren, nicht um regiert zu werden, um Gesetze zu geben, nicht um solche zu empfangen." Ebenso wie die anderen Provinzen und die auf Holland miſsgünstige Partei hoffte auch dieses den Grafen für sich zu gewinnen und seine Sonderinteressen unter der neuen Regierung zu wahren. Paulus Buys, in dem letztere ihren natürlichen Vertreter hatten, hatte als einer der eifrigsten zu dem Beschlusse vom 24. Januar 1586 mitgewirkt, und keiner trat dem Grafen im Anfange so freundlich entgegen wie dieser. Ein Vergleich zwischen Holland und den anderen Provinzen läſst auch gar keine andere Annahme zu, als daſs Leicester in jenem den Schwerpunkt seiner Wirksamkeit naturgemäſs suchen muſste. Von den 7 Provinzen konnten allein Holland, Zeeland, Utrecht und Friesland regelmäſsig zu den Kriegskosten beitragen, das zur Hälfte vom Feinde besetzte Gelderland und Overyssel war leistungsunfähig, aber der Maſsstab, nach welchem die vier erstgenannten Provinzen kontribuierten, war ein sehr verschiedener: Holland und Zeeland brachten an der Umlage 80 Prozent, und von diesen fielen 64½ Prozent auf Holland;

1) „Remonstrantie", p. 5.
2) l. c., p. 119. 120.

während des Jahres 1586 bezahlte Holland an die Generalität an Kriegskosten 1863322, Zeeland 458567, Utrecht 148056, und Friesland 358152 Gulden [1]). Hatten also die holländischen Staatsmänner kein Recht zu der Annahme, daſs Leicester, der zur energischen Führung des Krieges eine Vermehrung der bisherigen Kontributionen nötig hatte, sich in erster Linie auf sie stützen würde und sollten sie dann von vornherein die leicht zu erfüllende Hoffnung durch die Erhebung von Moritz selbst hinfällig gemacht haben? Und was die Darstellung Oldenbarnevelts betrifft, so ist nicht zu vergessen, daſs er die angeführten Worte zu seiner Verteidigung gesagt hat, zu einer Zeit, wo er sich als Angeklagter von dem Vorwurf einer feindlichen Stimmung gegen Moritz zu verteidigen suchte. Es wird kaum möglich sein, in der Ernennung von Moritz zum Gouverneur von Holland und Zeeland etwas anderes zu sehen, als einen Akt dankbarer Pietät gegen den Vater, der stets die Ernennung seines Sohnes zu seinem Nachfolger als Erkenntlichkeit für seine Verdienste gewünscht hatte; überdies hatten Holland und Zeeland während der ganzen Dauer des Krieges ihren eigenen Statthalter gehabt, und mit demselben Rechte, mit dem sich Utrecht den Herrn von Villers wählte, konnten auch Holland und Zeeland den jungen Sohn Oraniens an die Spitze stellen. Daſs Leicester selbst das Vorgehen Hollands und Zeelands als einen Eingriff in die ihm übertragene Souveränität betrachtete, ändert an der Sache nichts; bei seinem Charakter, dessen Hauptzug tiefes Miſstrauen ist, lieſs sich auch nichts anderes erwarten [2]).

Oraniens Beispiel hätte dem Grafen den rechten Weg weisen müssen; wiewohl dieser für alle Provinzen dieselbe Fürsorge an den Tag legte, hatte er doch bei allen seinen Schritten auf Holland und Zeeland immer die gebührende

1) v. Deventer, Gedenkst. 1, 145.

2) Fruin l. c., p. 546. 547.

Rücksicht genommen, und namentlich hatte er sich mit den Regenten der Städte, den Auftraggebern der Staaten, immer auf guten und freundschaftlichen Fufs zu stellen gewufst [1]), und wenn ihm bei seinen Geldforderungen manchmal oft ein hartnäckiger Widerstand entgegentrat, so wurde doch schliefslich das meiste bewilligt, was er verlangte. Aber Leicester schlug den entgegengesetzten Weg ein: nicht die an der Spitze der Staaten und Städte stehenden einflufsreichen Persönlichkeiten suchte er zu gewinnen, sondern die Masse des untern Volkes, das keinen Einflufs auf die Regierung hatte und nur in der Hand intriganter Demagogen eine Zeit lang gebraucht werden konnte. Die Hilfe, die ihm von Holland geboten wurde, verschmähte er in unbegreiflicher Verblendung, denn er glaubte diese bei der Gegenpartei und bei Provinzen, die mit eigenen Kräften sich nicht zu halten vermochten, zu finden.

III.

Bei dem alsbald beginnenden Kampfe tritt nunmehr der Name des Mannes in den Vordergrund, der mit gewaltiger Hand in die Ereignisse eingreift, diesen die unter den obwaltenden Verhältnissen allein zweckdienliche Richtung giebt und den Provinzen die gefährdete Freiheit und Unabhängigkeit sichert: Johan van Oldenbarnevelt, der gröfste niederländische Staatsmann und der eigentliche Stifter und Grundleger der Republik [2]). Kein anderer Name, selbst derjenige Oraniens nicht, repräsentiert in dem Mafse das erschütternde Tragos der Geschichte, denn im

1) „Archives“ IIe Série I, 49sqq: Avis au comte de Leicester.

2) Vgl. v. Deventer, Gedenkst. I, Einleitung, und Meine Monographie: „Johan van Oldenbarnevelt, der Advokat von Holland“, im „Hist. Taschenbuch“, Jahrgang 1884.

Hintergrunde des erhebenden Anblicks der glorreichen Republik erhebt sich das Schafott, auf dem das Haupt des Stifters derselben fiel [1]).

Was wir über die Lebensgeschichte Oldenbarnevelts bis zu dem Zeitpunkte wissen, wo er etwa dreifsig Jahre alt, plötzlich als Staatsmann auftritt, ist äufserst dürftig. Geboren am 25. September in Amersfoort aus einem alten patrizischem Geschlechte, das alsbald mit Beginn des Unabhängigkeitskampfes auf die oranische Seite trat, widmete er sich dem Studium der Jurisprudenz, besuchte 1566 die Universität Löwen, machte Reisen durch Frankreich und Italien, ohne welche nach damaligen Anschauungen eine feine weltmännische Bildung nicht denkbar war, vollendete seine Studien in Bourges und Heidelberg und liefs sich dann im Haag als Advokat nieder. Als 1572 der Aufstand gegen Alba ausgebrochen war, verliefs der Hof von Holland mit seinem Präsidenten und den Räten die Stadt, um sich in Utrecht festzusetzen, und auch die Mehrzahl der Advokaten folgte dem Beispiele der Richter. Nur drei derselben traten auf Oraniens Seite, und einer dieser war auch Oldenbarnevelt, und von dieser Zeit an war er der treue und ergebene Anhänger des Hauses Oranien, wie der geschworene Feind Spaniens; mit Recht konnte er später der sinnlosen Beschuldigung, er habe die Provinzen an Spanien verraten wollen, die durch ungekünstelte Einfachheit um so beweiskräftigere Behauptung gegenüberstellen: „Ich habe in diesem Jahre den Entschlufs gefafst, das Äufserste zu thun, um mich mit den Spaniern und ihrem Anhang unversöhnlich zu machen.“ Der unglücklichen Expedition Batenburgs zum Entsatze von Haarlem wohnte er als Freiwilliger bei, wie durch ein Wunder entkam er dem allgemeinen Blut-

1) Während er von Engländern und Franzosen durchweg „Barneveld“ genannt wird, hat er selbst stets „Oldenbarnevelt“ geschrieben, unter welchem Namen der Staatsmann sowohl in den Niederlanden, wie in Deutschland bekannt ist.

bad, und zum Entsatze Leidens wirkte er ebenfalls eifrig mit. Oranien hielt damals in Delft seinen Hof, von hier aus wurden die meisten Unternehmungen des Prinzen geleitet, hier versammelten sich die Staaten von Holland, und hier ist natürlich auch der Anknüpfungspunkt des späteren Verhältnisses zwischen dem Prinzen und Oldenbarnevelt gewesen. Als hier zum erstenmale der neue Hof von Holland auftrat, ernannten ihn die Staaten von Holland alsbald zu ihrem Advokaten bei demselben, gewiſs ein unumstöſslicher Beweis, daſs die Tüchtigkeit und Geschäftsgewandtheit des jungen Advokaten schon damals auch in weiteren Kreisen gewürdigt und gesucht wurde (1573). Ende 1576 wurde er zum Pensionär von Rotterdam ernannt, ein Amt, das mit dem Syndikat der deutschen Städte übereinkommt; denn die Vroedschappen kooptierten sich selbst aus den reichsten und angesehenen Familien, und lag darin natürlich auch keine Bürgschaft für das Talent und die Geschicklichkeit der Regenten, so suchte man diesem Mangel durch die Anstellung eines tüchtigen Juristen abzuhelfen. Der Pensionär hatte zwar keine Stimme in der Vroedschap, da man aber auf seinen Rat und sein Gutachten angewiesen war, so war schlieſslich sein Einfluſs doch maſsgebend. Damit war ihm der Zugang zu den Staaten der Provinz, und von diesen zu den Generalstaaten eröffnet; es war dies der Weg, auf dem die meisten bedeutenden Staatsmänner in den Niederlanden zu ihrer einfluſsreichen Stellung emporgestiegen sind. Wenige Wochen nach seiner Anstellung als Pensionär finden wir ihn schon in den Staaten von Holland. In diesem Staatskörper, wo nicht nur die zu vertretenden Korporationen, sondern auch die Vertreter selbst, letztere manchmal bei jeder Tagfahrt, einem starken Wechsel unterworfen waren, war es der Natur der Sache nach nicht so leicht, auf die Dauer eine einfluſsreiche Rolle zu spielen. Und dennoch war Oldenbarnevelt hier bald ein unentbehrliches Element: wo es Schwierigkeiten

aus dem Wege zu räumen galt, wo renitente Städte zum Erscheinen in den Staaten oder zur Annahme der Beschlüsse der Mehrheit zu bewegen waren, oder wo eine besondere Überredungskraft erfordert wurde, um den einen oder andern zur Übernahme eines schwierigen Amtes oder einer gefahrvollen Sendung zu vermögen, da war man bald gewöhnt, sich ausschliefslich und allein an Oldenbarnevelt zu wenden. In Rotterdam war man von dieser Auszeichnung nicht besonders erbaut, man wollte seine Dienste hier auch nicht entbehren, und wenn er zur Tagfahrt in die Staaten gesandt wurde, so gab man die Erlaubnis nur unter der Bedingung, dafs sie nicht präjudizell sei und seine Sendung in wenigen Tagen abgelaufen sein müsse. Bei den Vorbereitungen zur Union von Utrecht war er Mitglied der die Staaten von Holland vertretenden Kommission, aus den von ihm vorgeschlagenen Zusätzen und Veränderungen der Union geht hervor, dafs er die Katholiken gegen etwaige Verfolgungen und Zurücksetzungen geschützt wissen wollte, wie auch, dafs er im Interesse Hollands beantragte, die Anzahl der Stimmen, welche jede Provinz in der Union abgeben sollte, von dem Beitrage derselben in die Unionskasse abhängig zu machen, ein Antrag, der im Falle der Annahme das Übergewicht Hollands von Anfang an sanktioniert hätte, am einstimmigen Widerspruch der anderen Provinzen jedoch scheiterte. Bei der mit Amsterdam zustande gekommenen Satisfaktion (1578) und bei den bald darauf über die Beitragspflicht genannter Stadt zu den Lasten der Union sich erhebenden Streitigkeiten war Oldenbarnevelt der Wortführer und Unterhändler, dem die Staaten ihren vollständigen Sieg in der Sache zu danken hatten. Dafs er bei den Verhandlungen über die Übertragung der Souveränität an Oranien eine hervorragende Rolle spielte, ist selbstverständlich; nicht nur mufste er die Kapitulation entwerfen, sondern er wurde auch beauftragt, die vom Prinzen dagegen erhobenen Einwendungen aus dem Wege

zu räumen. Dafs gerade er wiederholt zu Verhandlungen mit Oranien gewählt wurde, zeigt am besten das hohe Ansehen, in welchem er bei den Prinzen stand; denn die Staaten würden sich doch wohl gehütet haben, die Verteidigung ihrer Interessen in die Hand eines Mannes zu legen, der nicht in jeder Hinsicht eine beliebte Persönlichkeit war. Überhaupt hat kein anderer Staatsmann mit solcher Wärme die Interessen der oranischen Familie verteidigt und wahrgenommen, wie er; nach Oraniens Ermordung wollte er die dem Vater zugedachte Würde auf den jungen Moritz übertragen wissen, und durch seinen Einflufs stimmte auch Rotterdam in diesem Sinne; jedenfalls hat er zur Erhebung von Moritz zum Gouverneur von Holland und Zeeland vor Leicesters Ankunft mitgewirkt. Mit Louise de Coligny, der Witwe Oraniens, stand er auf freundschaftlichem Fufse, und die edle Frau mufste selbst bekennen, dafs die Verdienste, welche der Advokat dem Hause Nassau geleistet habe, so grofs seien, „dafs sie ihn nicht für ihren Freund, sondern für ihren Vater halten müssen“. Welchen Anteil er an den Verhandlungen mit Frankreich und England genommen, ist schon berührt worden; vor Elisabeth führte zwar Menin das Wort, aus seinem von London aus geführten Briefwechsel ist aber die tonangebende Rolle deutlich zu ersehen, die Oldenbarnevelt in der Deputation spielte.

Bemerkt mag noch werden, dafs er sich während seines Aufenthaltes in Delft mit Maria van Utrecht, der natürlichen Tochter aus einer patrizischen Delftschen Familie verheiratete, wodurch er Herr von Groenevelt, Roodenrijs und Tempel wurde. Seine Heirat scheint nach seinem eigenen Geständnis wesentlich eine Geldheirat gewesen zu sein — „die Person gefiel mir, um so mehr wegen der bedeutenden und alsbald disponiblen Mitgift“ — wie er denn von dem Vorwurfe der Habsucht nicht leicht wird freigesprochen werden können. Denn alsbald nach seiner Verheiratung liefs er sich zum Universalerben seiner

Frau einsetzen, in einer Adresse an die Staaten von Holland berechnet er einen von ihm erlittenen Schaden und verlangt Ersatz desselben, seine Pächter durften in unmittelbarer Nähe seiner Domänen keinen eigenen Grundbesitz haben, und wie er es als Pensionär von Rotterdam verstand, seinen Vorteil bei dem der Stadt nicht zu vergessen, beweist der Umstand, daſs er verschiedene von der Stadt verpfändete Grundstücke ankaufte. Auch für seine Familie hat Oldenbarnevelt in ziemlich nepotischer Weise gesorgt. Einer seiner Söhne war Lieutenant von Moritz als Forstmeister (houtvester) von Holland, der andere war in die Dienste Heinrichs IV. getreten; sein Schwiegersohn van der Myle wurde mit verschiedenen diplomatischen Sendungen betraut, der andere, Brederode, Herr van Veenhuizen, war Präsident des Hofes von Holland, und seinen Bruder Elias hatte er zu seinem Nachfolger als Pensionär von Rotterdam ernennen lassen.

Was sein Äuſseres betrifft, so war dies in hohem Grade achtunggebietend und eindrucksvoll: dichtes Haar umgab die breite Stirn mit den struppigen Augenbrauen, unter der das blaue Auge, eher gebietend und furchteinflöſsend, als einnehmend den kalten Verstandesmenschen verriet; seine Backenknochen standen stark hervor, die Nase war lang, der Mund fein geschnitten, Lippen und Kinn mit einem starken braunen Bart bedeckt, und das ganze Gesicht paſste ausgezeichnet zu dem steifen, deftigen Halskragen und dem mit Pelzwerk besetzten Talar, der seine forsche Gestalt umgab [1]).

Um dieselbe Zeit, in der Leicester mit der absoluten Macht bekleidet wurde, nahm Oldenbarnevelt den ihm angebotenen Posten eines Advokaten von Holland an (8. März 1586). Paulus Buys hatte das Amt infolge der

1) Ein Porträt Oldenbarnevelts befindet sich im Nationalmuseum in Amsterdam.

Verhandlungen mit Frankreich, deren Gegner er stets gewesen war, niedergelegt und war später in den Staatsrat eingetreten. Aber Rotterdam war nicht gesonnen, die Dienste seines Pensionärs für die Folge zu entbehren, erst dem wiederholten Drängen der Staaten nachgebend, liefs man ihn ziehen.

Auf den ersten Anblick scheint die Bedeutung des ihm aufgetragenen Amtes keine so hervorragende gewesen zu sein, dafs sich aus dem Wirkungskreis desselben ein irgendwie mafsgebender Einflufs auf die Beschlüsse der Staaten selbst ableiten liefse; es lag ihm die Handhabung der Privilegien und Kostümen der Provinz und der Staaten ob, er mufste genau die Tagfahrten wahrnehmen, gab in der ersten Sitzung eine Übersicht über die zu behandelnden Punkte, proklamierte die Stimmen der Edeln und der Deputierten, sowie die Ordonnanzen und Depeschen und mufste endlich regelmäfsig im Staatenausschufs sowie im Finanz- und Admiralitätskollegium erscheinen. Wie man sieht, ist dieser Wirkungskreis von dem eines Greffiers kaum verschieden, und in der Hand eines mittelmäfsigen Beamten mufste diese Stellung auch eine höchst unbedeutende sein. Mit der Ernennung Oldenbarnevelts wurde diese Instruktion jedoch verändert, und während es bis dahin Gewohnheit gewesen war, dafs ein Edler oder Deputierter, jeden Tag ein anderer, die Stimmen der Ritterschaft und der Städte aufnahm, während der Advokat die Stimmaufnahme nur zu protokollieren hatte, bestimmte Oldenbarnevelts Instruktion vom 6. März 1586, „dafs der Advokat die Meinungen in Umfrage bringen, eines jeden Meinung notieren und erklären müsse, was die meisten Stimmen seien, wonach die Resolutionen geschehen sollten“. Dadurch ging ein guter Teil der Geschäftsleitung auf den Advokaten selbst über, denn die Vorbereitung der zu behandelnden Gegenstände, das thatsächliche Präsidium der Staaten und die Ausführung ihrer Beschlüsse waren von nun an in e i n e Hand gelegt. Bei

diesem umfassenden Wirkungskreis begreift man auch recht gut, daſs sich Oldenbarnevelt bei der Übernahme seines Postens ausdrücklich bedang, von diplomatischen Missionen in Zukunft dispensiert zu werden, „damit die von ihm festgesetzte Ordnung in seiner Abwesenheit nicht gestört werden sollte" [1]).

Wenn Oldenbarnevelt in späterer Zeit seine Ernennung zum Advokaten von Holland mit der Erhebung von Leicester zum Generalgouverneur der Provinzen als in einem inneren Zusammenhang stehend darstellte [2]), so folgt daraus noch keineswegs, daſs von Anfang an zwischen Leicester und Oldenbarnevelt Miſstrauen bestanden habe. Nicht der Schatten eines solchen war vorhanden, und was über die Ernennung von Moritz in dieser Hinsicht eben bemerkt wurde, gilt in vollstem Umfange auch hier. Oldenbarnevelt war einer der ersten gewesen, der den Grafen auf niederländischem Boden bewillkommnete, er mit Menin und Maelson wurden beauftragt, den Vertrag mit Leicester zu entwerfen, und er hat deshalb auch an der Übertragung der Souveränitätsrechte an den Grafen in erster Reihe mitgewirkt; denn wie in den meisten bedeutenden Städten, so hegte man auch in den Staaten von Holland von Leicester hohe Erwartungen. In den vertraulichen Briefen des letzteren, wo er mit rückhalt-

1) Der Drang der Umstände machte es aber in der Folge doch einigemal nötig, daſs der Advokat sich zu diplomatischen Sendungen gebrauchen lassen muſste. Ein schönes Zeugnis seines hingebenden Eifers gab ihm Friedrich Heinrich, der, als Pauw im Jahr 1635 sich wegen Privatangelegenheiten entschuldigte, eine Gesandtschaft nicht übernehmen zu können, kurzweg sagte: „daſs der Herr Pauw seine Privatangelegenheiten eine Zeit lang zur Seite stellen und dem Staate dienen solle, wie auch Johan van Oldenbarnevelt, der frühere Advokat von Holland, sowohl in Frankreich wie in England gethan hätte". Vreede, Inleiding tot eene Gesch. der nederl. Diplomatie II. 2, 288. Pauw war der Sohn eines der Richter des Advokaten.

2) Remonstrantie, 6.

loser Freiheit sein Urteil über Personen und Zustände ausspricht, kommt der Name Oldenbarnevelt im Anfange gar nicht vor; ebenso wie Buys, wird er dem Generalgouverneur im Anfang mit vollem Vertrauen entgegengetreten sein. Der Grund der späteren Entfremdung lag ja nicht darin, dafs Leicester die ihm übertragene Macht überhaupt, sondern dafs er sie in einer die Interessen Hollands schädigenden Weise gebrauchte.

IV.

In seiner Instruktion war dem Grafen vorgeschrieben worden, die Ausfuhr von Lebensmitteln in das feindliche Gebiet zu verhindern und die diesem Verbote zuwiderhandelnden strenge zu bestrafen. Unter feindlichem Gebiete waren aber nicht nur die südlichen von Parma besetzten Provinzen, sondern auch Spanien und Portugal selbst verstanden, und um sich einen Begriff von der Tragweite dieses Verbots zu machen, mufs man sich einen Augenblick die Bedeutung und den Umfang des Handels der Provinzen vor Augen halten. Holländer und Zeeländer vermittelten den Zwischenhandel zwischen dem nordöstlichen und südwestlichen Europa, indem sie das Getreide der Nord- und Ostseehäfen gegen die Produkte Spaniens und Portugals umsetzten. Im Jahr 1587 segelten schon 800 niederländische Schiffe durch den Sund ostwärts, und da das angeführte Getreide nur zum kleinsten Teile in den Provinzen selbst verbraucht wurde, so folgt aus der lebhaften Schiffahrt nach dem Osten eine ebenso lebhafte nach Südwesten. Und in der That wurde Spanien während der ganzen Dauer des Krieges vom holländischen Handel mit Getreide, Holz und anderen Rohprodukten versorgt, und die Behauptung ist im buchstäblichen Sinne wahr, dafs in der spanischen Marine beinahe

kein Mast und kein Segel war, das nicht von holländischen Schiffen geliefert worden ist. Daſs Philipp ungern sah, wie sich dadurch die Reichtümer in den Händen der Rebellen aufhäuften, ist begreiflich, aber Spanien konnte die 'unternehmenden Ketzer einmal nicht mehr entbehren, es sah ihnen durch die Finger, wenn sie in seinen Häfen Handel trieben, und wenn auch von Zeit zu Zeit einzelne Schiffe mit Beschlag belegt oder einzelne Schiffer von der Inquisition hingerichtet wurden, so kam es doch erst nach der Ermordung Oraniens und unmittelbar vor der Übergabe Antwerpens zu einer durchgreifenden Maſsregel, indem der König, um die Rebellen vollständig zu entmutigen, plötzlich alle in spanischen und portugiesischen Häfen befindlichen Schiffe mit Beschlag belegen lieſs. Aller Anstrengungen ungeachtet, wurde die Maſsregel aufrecht erhalten, aber es spricht ebenso für den Unternehmungsgeist in den Provinzen als für die enormen beim spanischen Handel erzielten Gewinne, daſs nach einer kurzen Unterbrechung die Fahrt nach Spanien aufs neue begann, nachdem man sich davon überzeugt hatte, daſs das Bewuſstsein der Unentbehrlichkeit des niederländischen Handels in Spanien selbst so kräftig wurde, daſs dem König nichts übrig blieb, als wieder das Auge zuzudrücken. Vorsichtshalber fuhr man jetzt unter fremder Flagge und unter falschen Namen, die jedoch die spanische Regierung sicher nicht getäuscht haben würden, wenn diese es nicht in ihrem Vorteil gefunden hätte, sich täuschen zu lassen; denn als im Jahr 1595 die holländischen Schiffe wieder mit Beschlag belegt wurden, wuſste sie hinter den falschen Papieren die wahren Eigentümer sehr wohl herauszufinden [1]).

Die kurzsichtige Menge, selbst in den holländischen Städten, jammerte laut, daſs man dem Feinde Lebensmittel zuführe und ihm dadurch die Mittel zur Fortsetzung

1) Fruin, Tien jaren, p. 232—239. van Meteren XIV.

des Widerstandes in die Hand gebe. Besonders in Utrecht war man wütend und schalt laut auf den Eigennutz der Holländer, ohne die der Feind sicher schon längst ausgehungert worden wäre. Elisabeth selbst klagte unaufhörlich über die schamlose Gewinnsucht der Holländer und selbst ehe sie noch den Krieg offen an Spanien erklärt hatte, liefs sie holländische Kauffahrer massenhaft von ihren Kapern aufgreifen, und der Schaden, den die holländischen Kaufleute dadurch in drei Jahren erlitten, berechneten die Staaten von Holland im Jahr 1589 auf drei Millionen Pfund vlämisch. Die weiter und schärfer Blickenden begriffen, dafs man Spanien doch nicht verhindern konnte, sich die notwendigsten Bedürfnisse anderweitig zu verschaffen, denn die naturgemäfse Ergänzung des Ausfuhrverbotes wäre eine Blokade sämtlicher spanischer Häfen gewesen, wozu natürlich die holländische Kriegsflotte nicht genügt hätte. Holland stand also vor der Alternative, entweder sich der Fahrt nach Spanien vollständig zu enthalten und diese konkurrierenden Ländern zu überlassen, oder in der bisherigen Weise Spanien mit Getreide zu versehen, dafür aber auch die reichen Gewinne einzuheimsen, von denen man bis jetzt den Krieg bezahlt hatte. Schon nach der Pacifikation von Gent, und später im Jahr 1585 während einer Hungersnot, hatte man, um dem Volk zu Willen zu sein, die Ausfuhr von Lebensmitteln verboten, aber diese Beschränkungen waren nur temporär gewesen, und erst Leicester hat durch sein Plakat vom 4. April 1586 das Ausfuhrverbot zum handelspolitischen System erhoben. Auf seiner Reise zum Heere nach Gelderland, in Utrecht, wurde das erwähnte Plakat ausgefertigt, das bei Todesstrafe den Handel mit dem Feind und den ihm unterworfenen Gebieten verbot. Die Staaten von Holland waren zwar um ihre Meinung gefragt worden [1]), sie hielten sich, um den Schein zu ver-

1) Dasselbe bei Deventer, Gedenkstuk. I, 117—127.



meiden, irgendwelchen Zwang auszuüben, in dem von ihnen abgegebenen Gutachten vollständig neutral und entwickelten sachgemäfs und objektiv die Gründe, welche für und gegen das Verbot sprachen; allein Leicester wartete diesen Bericht nicht einmal ab, wie er auch die wiederholten Vorstellungen Amsterdams und der westfriesischen Städte einfach ignorierte. Damit war dem holländischen Handel der Todesstofs versetzt, und man darf getrost behaupten, dafs dieses Plakat den Provinzen viel gröfseren Schaden verursacht, als ihnen die Hilfe Englands jemals Vorteil gebracht hat. Dennoch aber hatte Leicester damit seine Befugnis in keiner Weise überschritten; die gesetzgebende Gewalt kam ihm vertragsgemäfs zu, und er hatte überdies den Staatsrat vorher gehört, aber eben der Umstand, dafs die Regierung die Macht hatte, solche dem allgemeinen Interesse zuwiderlaufenden Mafsregeln zu nehmen, mufste auch bei den Bestgesinnten Bedenken ins Leben rufen, dafs man am Ende doch nicht gut gethan habe, einem Fremden solche weitgehenden Befugnisse zu übertragen. Ihm selbst scheint die Stimmung in Holland nicht verborgen geblieben zu sein, denn wenige Tage nach der Ausfertigung des Plakats schrieb er nach England, „dafs bei den Staaten etwas vor sich gehe, was ihm nicht gefalle“.

Einen Monat später entstand ein neuer Konflikt zwischen ihm und den Staaten. Der dreizehnte Artikel der Utrechter Union hatte jeder Provinz die selbständige Regelung der Religionsverhältnisse überlassen; denn ein sehr grofser Teil der Bevölkerung war dem alten Glauben treu geblieben, und so lange Aussicht bestand, auch diese beim Kampfe gegen Spanien zu erhalten, lag es im Interesse der Union, sie schonend zu behandeln. Das Beispiel der flandrischen Städte hatte gelehrt, wessen man sich von einem fanatisierten calvinistischen Pöbel zu versehen hatte. Ein im Jahr 1583 gemachter Versuch, die protestantische Kirche zur Staatskirche der Union zu

erklären, war mifslungen, und die Staaten von Holland hatten deshalb auch die Einberufung einer nationalen Kirchensynode und die Einführung einer nationalen Kirchenzucht stets bekämpft, denn sie fürchteten mit Recht den Einflufs der unduldsamen Predikanten, die sich damals gröfstenteils aus der untersten Volksklasse rekrutierten. Oldenbarnevelt, dessen Ansicht war, dafs es besser sei, „verheerd, als verknecht“ zu werden, mufste den Predikanten, die sich in die öffentlichen Angelegenheiten mischten, mehr als einmal das Handwerk legen; als sie während der Regierung Leicesters wieder einmal die Staaten von Holland mit einem ihrer Vorschläge belästigten, sagte er ihnen: „dafs die Herrn Staaten sehr gut wüfsten, was sie in ihrer Remonstranz gesagt hätten und noch viel mehr dazu, sie möchten nur nachhause gehen und die Staaten in Ruhe lassen“ [1]). Leicester dagegen, selbst eifrig, orthodox und intolerant, wünschte gerade eine mächtige, einheitlich organisierte nationale Kirche, in der er, und gewifs nicht mit Unrecht, ein weiteres, die Union befestigendes Band sah. In Utrecht hatte er den orthodoxen Calvinisten gegen die Libertiner freies Spiel gegeben, und jetzt berief er eine allgemeine niederländische Synode nach dem Haag, um eine gute Kirchenzucht zu entwerfen. Er machte dabei nur von einem ihm vertragsmäfsig zukommenden Rechte Gebrauch; denn der Antrag, den Gouda bei den Unterhandlungen mit ihm gestellt hatte, ihm die freie Verfügung über religiöse Dinge nicht zuzugestehen, war verworfen worden, und überdies hätte eine zweckmäfsig organisierte nationale Kirche, deren Rechtsgebiet dem Staat gegenüber genau umschrieben worden wäre, der Union gewifs nicht zum Schaden gereicht, sie hätte vielleicht die späteren Streitigkeiten und die blutigen Folgen der Dordrechter Synode verhindert, — allein Leicester hatte dadurch eine Politik zu der seinigen

1) Bor III.

gemacht, welche der bisherigen Tradition der Staaten von Holland schnurstracks zuwiderlief. Aber dennoch folgten ihm diese, sie gaben nach und beriefen eine vorbereitende Synode der holländischen Predikanten nach Rotterdam [1]).

Was aber vom Anfang seines Auftretens an die Kluft zwischen ihm und den Staaten erweitern mufste, war der Umstand, dafs er seine Räte nicht aus Eingeborenen, sondern aus Fremden wählte. Die Männer, die sein volles Vertrauen genossen, waren Vlaminger und Brabanter, die nach der Rückkehr dieser Provinzen unter spanischen Gehorsam nach dem Norden ausgewandert waren. Zu ihnen gehörte Adolf van Meetkerke, der frühere Präsident des Rats von Flandern, gleich ausgezeichnet als Staatsmann wie als Gelehrter, ein eifriger, aber ehrlicher Anhänger Leicesters. Der zweite war Daniel de Burchgrave, die rechte Hand des Grafen, ebenfalls aus Flandern, zuerst Requestmeister und dann Sekretär des Staatsrates; weil er englisch sprach, so war er bei den meisten persönlichen Verhandlungen mit Leicester, der kein niederländisch und nur wenig italienisch verstand, die unentbehrliche Mittelperson. Da er ein Gegner der holländischen Partei war und den Grafen in seinem Widerstand und Kampf gegen dieselbe aus allen Kräften unterstützte und ermunterte, so ist es auch leicht begreiflich, dafs die gleichzeitigen Geschichtschreiber, namentlich soweit sie der Staatenpartei angehören, kein schmeichelhaftes Bild seines Charakters entworfen und ihm Handlungen zugeschrieben haben, die ihn geradezu zum Verbrecher stempelten, wiewohl ihm thatsächlich nichts Unehrenhaftes zur Last gelegt werden kann. Dagegen war der dritte im Bunde, Jacques Reingoud aus Brabant, ein übelberüchtigtes Subjekt, der früher unter Margareta, Alba und Requesens gedient hatte und ein eifriger Handlanger der spanischen Regierung gewesen war. Leicester hatte

1) Fruin, Gids 1862, p. 558. 559.

er durch seinen Übergang zum Protestantismus für sich einzunehmen gewufst, freilich um später, als er seine Rechnung besser dabei fand, wieder katholisch zu werden. Da er das Finanzwesen aus dem Grund verstand, fiel es ihm nicht schwer, dem Grafen, dem es immer am Nötigsten fehlte, goldene Berge vorzuspiegeln. Vorerst sollten die Konsumtionssteuern nicht mehr wie bisher verpachtet, sondern von der Regierung selbst erhoben werden, wodurch der Gewinn, den die Pächter bis jetzt in die Tasche gesteckt, der Staatskasse zufliefsen würde; ferner könne man vom Handelsstande mit Fug und Recht einen Teil seines Gewinnes zurückfordern, den er bei dem verbotenen Handel mit Spanien gemacht habe; man brauche zu diesem Zwecke nur die Bücher der Kaufleute und die Register der Zollbeamten nachzuschlagen, um eine Menge bis jetzt noch unbestrafter Übertretungen früherer Plakate zu finden; endlich seien aus den Domänen und geistlichen Gütern noch grofse Summen herauszuschlagen, so dafs der Graf, wenn er die ihm vorgeschlagenen Mittel wirklich gebrauchen wolle, sich niemals mehr in Geldverlegenheit befinden werde und den Krieg gegen Parma mit verdoppelten Kräften führen könne. Dies war der Mann nach dem Herzen Leicesters, und da sich voraussehen liefs, dafs man mit dem administrativen und legislativen Apparat, über den man verfügte, den Widerstand der Staaten und des Staatsrates nicht brechen und die Mafsregel nicht mit der gehörigen Energie durchführen könne, so wurde eine besondere Finanzkammer errichtet. So geheim wurde die Sache betrieben, dafs weder die Generalstaaten noch der Staatsrat die leiseste Ahnung davon hatten, bis am 26. Juni das Dekret des Generalgouverneurs erschien, durch welches dem Staatsrat die Verwaltung des Finanzwesens abgenommen wurde. An die Spitze der neu errichteten Finanzkammer wurde der Graf Nieuwenaar, das englische Mitglied des Staatsrates Killigrew und ein Utrechter Edler gestellt; Reingoud wurde

Schatzmeister und Burchgrave Auditor, und zu einfachen Rechnungsbeamten wurden Buys und zwei andere Mitglieder des Staatsrats ernannt.

Dies war eine flagrante Verletzung des mit ihm geschlossenen Vertrages. Er hatte nicht das Recht, die Einrichtung der Regierung zu verändern und dem Staatsrate eine seiner Hauptbefugnisse zu nehmen. Was die gröfste Erbitterung hervorrief, war die Ernennung Reingouds; Buys dankte natürlich und zwar in sehr scharfen Worten für die ihm zugedachte Ehre, da er erklärte, er würde Reingoud nicht einmal als Subalternbeamten unter sich dulden, und noch viel weniger wolle er selbst unter einem solchen Menschen dienen. Die Staaten von Holland waren denn auch fest entschlossen, sich diesen Eingriff in ihre Rechte nicht gefallen zu lassen, und sie erreichten zunächst wenigstens so viel, dafs die Sache zuerst bei den Generalstaaten anhängig gemacht werden sollte. Es war überdies im höchsten Grade unverständig von ihm gewesen, eine Finanzreform ohne die Zustimmung und Mitwirkung Hollands, das am meisten in die Generalitätskasse bezahlte, zustande bringen zu wollen. An und für sich wäre gegen die Errichtung einer Finanzkammer nichts einzuwenden gewesen; als Dawison im Namen Leicesters auf die Notwendigkeit, eine solche Behörde ins Leben treten zu lassen, drang, wurde die Bereitwilligkeit dazu auch alsbald zu erkennen gegeben; nur durfte dies nicht durch eigenmächtiges, einseitiges Vorgehen, sondern durch eine Vereinbarung zwischen Leicester und den Generalstaaten geschehen. Eine andere gleich im Anfang seines Auftretens hastig ergriffene Finanzoperation mufste natürlich ebenfalls fehlschlagen: er liefs doppelte Rosenobels schlagen, denen er einen den inneren Wert um zwei Gulden übersteigenden Kurswert zu geben gedachte; die Staatskasse hatte davon keinen Vorteil, aber der Handel litt dadurch grofsen Schaden.

Leicester mochte sich schon jetzt überzeugt haben,

dafs an ein Nachgeben der Staaten von Holland und der von diesen mehr und mehr beherrschten Generalstaaten nicht zu denken sei, und da er den von Oldenbarnevelt mit ebenso viel Fähigkeit als Genialität geleiteten Widerstand mit den ihm zugebote stehenden Mitteln nicht brechen konnte, so mufste ihre Autorität auf andere Weise erschüttert und lahm gelegt werden. Utrecht, wo seine Partei mehr und mehr Oberwasser bekam, hatte ihm gezeigt, dafs er sich auf das niedere, streng calvinistisch gesinnte Volk unter allen Umständen verlassen konnte, und so sorgten auch in Holland die ihm treu ergebenen Predikanten dafür, dafs der Hafs der ungebildeten niederen Volksklassen gegen Staaten und Stadtregenten nicht erschlaffte. „Das Volk hier ist Ihrer Majestät noch stets von Herzen zugethan", schrieb er am 27. Juni an Burleigh, „es will Ihre Majestät noch immer zur Fürstin haben, denn zu den Staaten will es nicht mehr zurückkehren, der Abscheu vor den Staaten ist allgemein [1])." Noch immer schien Leicester von dem Wahne befangen zu sein, dafs Elisabeth schliefslich doch noch sich zur Annahme der früher verschmähten Souveränität herbeilassen werde. Und um den Weg dazu zu bahnen, mufste vor allem Holland und sein Einflufs geschwächt werden.

Das Mittel, das er dazu anwandte, macht dem Scharfblick seiner Ratgeber alle Ehre. Der nördliche Teil von Holland mit den Städten Hoorn, Enkhuizen und Medemblik, das sogenannte Westfriesland, obwohl seit langer Zeit unter einem Statthalter vereinigt und durch eine Staatenversammlung repräsentiert, hatte die Erinnerung an seine frühere Selbständigkeit noch nicht vergessen [2]),

1) Motley, 7. Kap. am Ende.

2) Diese Sonderstellung datiert aus dem Jahr 1573. Durch den Verlust von Haarlem war Süd-Holland vom Norden getrennt, und das Nordquartier errichtete mit Bewilligung des Prinzen ein eigenes Kollegium komittierter Räte, welches hauptsächlich das Finanzwesen zu besorgen hatte. Dieser Zustand blieb auch nach

und wenn das diesem Landesteile gemachte Zugeständnis, wonach bei den Unterhandlungen mit Frankreich nicht Holland allein, sondern Holland und Westfriesland zusammen unter den Provinzen genannt wurden, die Heinrich III. die Souveränität anboten, auch an und für sich wenig zu bedeuten hatte, so war daraus doch zu sehen, daſs das Verlangen nach einer Sonderstellung hier noch nicht ausgestorben war. Seit 1572 befehligte hier Sonoy die Kriegsmacht, und nach der Abschwörung Philipps hatte er in die Hände Hohenlos den Eid, dem Prinzen zu gehorchen, abgelegt, und selbstverständlich war sein Verhältnis zu Moritz auch ohne einen neuen Eid dasselbe geblieben. Aber er nahm von Leicester seine Bestallung als Befehlshaber des Nordquartiers an, wodurch er unmittelbar unter jenen zu stehen kam. Ein Protest der holländischen Staaten war vergeblich, der Graf verfolgte dieses System weiter und entzog verschiedene holländische Festungen, wie Vianen, Oudewater, Gorkum und Workum, sowie Muiden durch die Anstellung besonderer, nur von ihm abhängiger Gouverneure der Autorität der Staaten und des Prinzen von Oranien [1]). Und um auch die Macht des letzteren als Generaladmiral von Holland und Zeeland zu verringern, errichtete er drei besondere Admiralitätskollegien, je eines für Holland, Zeeland und Westfriesland, und diese verderbliche Scheidung der Seemacht, die sich später nicht mehr gutmachen lieſs, hat fortgedauert bis zum Falle der Republik. Die goldene Regel des Divide et impera war hier trefflich verwertet worden.

In Utrecht zirkulierte im Monat Juni eine von den Bürgerhauptleuten in Gang gebrachte Petition, worin die

der Satisfaktion von Haarlem und Amsterdam, obwohl man ihn für äuſserst schädlich hielt, fortbestehen. Vgl. Slingelandt Staatk. Geschr. I, 99.

1) Vgl. seinen Brief an Elisabeth vom 27. Juni 1586 bei Motley, 10. Kap., p. 220.

Staaten dieser Provinz ersucht wurden, die Souveränität derselben ohne jede andere Bedingung als die der Wahrung der wahren christlichen Religion der Königin von England anzubieten. Die meisten Städte des Stifts unterzeichneten dieselbe, aber in den holländischen Städten, wo man sie ebenfalls zu kolportieren suchte, stieſs sie auf Widerstand. Mit Rücksicht auf den eben angeführten Brief vom 27. Juni an Burleigh wird man nicht fehl gehen, wenn man diese Petition der eigenen Initiative Leicesters, der sich damals in Utrecht befand, zuschreibt. Bei dieser Gelegenheit war es auch, wo Leicester mit seinen Anhängern den Plan zur vollständigen Unterwerfung Utrechts bis in die Einzelnheiten besprach. Denn alsbald nach seiner Abreise gingen diese ungesäumt ans Werk: Paulus Buys, nunmehr einer seiner Hauptgegner, gegen den er einen geradezu tödlichen Haſs hegte, wurde von den Bürgerhauptleuten verhaftet, und obwohl Leicester feierlich erklärte, daſs er mit dieser Brutalität nichts zu thun gehabt habe und sogar den Befehl gab, den Gefangenen in Freiheit zu setzen, so sah er doch ruhig zu, daſs seine Anhänger diesen Befehl einfach ignorierten [1]. Jedermann wuſste natürlich, daſs diese auf einen geheimen Befehl Leicesters gehandelt hatten, und später kam die Wahrheit auch unverhohlen an den Tag, aber die unwürdige Art und Weise, mit der er hier zuwerke ging, zeigte ebenso die maſslose Herrschsucht wie die grenzenlose Feigheit, die zur Befriedigung der ersteren doch vor dem rücksichtslosen Ergreifen der nötigen Mittel zurückschreckt. Es sollte aber noch anders kommen. Obwohl seine Partei in Utrecht die Mehrheit hatte, war man doch häufig durch den passiven Widerstand der Minderheit,

1) Wie Motley (10. Kap.) aus dem State Paper Office nachweist, war Buys damals dafür thätig, die Souveränität über die Provinzen dem Könige von Dänemark anzubieten. Leicester sandte Robert Sydney nach Dänemark, um die Sache zu untersuchen.

die aus den früheren Regenten und anderen angesehenen Bürgern bestand, gehindert, und im Monat Juli wurden deshalb sechzig Bürger, von denen Leicester selbst neunzehn namhaft gemacht hatte, „als gefährlich und im Verdacht verräterischer Beziehungen zum Feinde“ aus der Stadt verbannt. Unter diesen waren viele Anhänger Wilhelms von Oranien, alte Geusen, die wacker für die Freiheit der Provinzen gestritten hatten; einer derselben, Floris Thin, hatte zum Zustandekommen der Union in hervorragender Weise beigetragen. Holland, empört darüber, nahm fünf der vornehmsten Verbannten bei sich auf und stellte sie unter seinen Schutz; aber Leicester suchte wieder die Verantwortlichkeit von sich auf andere zu wälzen und bestätigte selbst die den fünf Verbannten von Holland gegebene Sauvegarde. Jetzt hatte seine Partei in Utrecht die Hände völlig frei, die Demokraten duldeten keinen Widerstand mehr, und als im Oktober der Magistrat erneuert werden mufste, wurde wieder ein Fremder, Gerard Prounink, genannt van Deventer, ein Brabanter, zum zweiten Bürgermeister ernannt [1]). Neben Burchgrave war dieser Mann der eifrigste und talentvollste Anhänger Leicesters, und wenn man seinem Privatcharakter auch nichts anhaben konnte, so machte er sich doch sofort durch die Rücksichtslosigkeit, mit der er gegen seine Gegner vorging, tief verhafst. Als er bald darauf von Utrecht in die Generalstaaten abgeordnet wurde, verweigerten ihm diese als einem Fremden den Zutritt, und wenn auch etwas später der Versuch, in der Provinz Utrecht den Stand der Eligierten aufzuheben, der in den Generalstaaten regelmäfsig gegen die Stadt Utrecht und die Ritterschaft stimmte, vorderhand noch mifslang, so war doch Utrecht so vollständig in Leicesters Macht, dafs er mit Zuversicht hier den Hebel einsetzen zu können glaubte,

1) Vgl. S. Muller, Het oprichten eener Vroedschap te Utrecht. Hist. Genootschap. 1879, II. Teil, p. 73.

mit dem er die widerspenstigen Staaten von Holland aus ihrer festen Position entfernen wollte.

Hier war ihm aber indessen ein arges Mifsgeschick passiert. Reingoud hatte in schamlosester Weise gewirtschaftet, einer seiner Helfershelfer, Etienne Perret, wurde in Rotterdam, weil er sich in Gouda über die Gegner Leicesters in ebenso unflätiger wie drohender Weise ausgelassen hatte, verhaftet, und man fand eine zwischen ihm und Reingoud geführte Korrespondenz, die ein sonderbares Schlaglicht auf die Operationen der Finanzkammer warf. Die beiden Spiefsgesellen hatten einen förmlichen Kontrakt geschlossen, nach welchem sie die ihnen aus den Geldstrafen der beim Handel mit Spanien ertappten Kaufleute zukommenden Tantièmen unter einander verteilten, und wie grofs das Vertrauen Leicesters auf beide war, ging daraus hervor, dafs Perret Blanko gezeichnete Vollmachten zur Anstellung der Pächter des Weinimportes erhalten hatte! Eine von den Staaten von Holland niedergesetzte Kommission untersuchte trotz des Einspruches des Staatsrates diese Korrespondenz, und das Resultat war ein so gravierendes, dafs Leicester sich gezwungen sah, seinen Günstling fallen zu lassen. Reingoud wurde verhaftet, und wenn er auch vor einer gerichtlichen Bestrafung geschützt wurde, so war seine Rolle doch ausgespielt. Mit dem Schatzmeister fiel aber auch die Finanzkammer, und die Verwaltung des Geldwesens wurde später wieder dem Staatsrate übertragen. Dies war der erste bedeutendere Sieg der Staaten von Holland [1]).

Hätte Leicester dem mehr und mehr gegen seine Verwaltung sich erhebenden Widerstand gegenüber auf eine energische und glückliche Führung des Krieges sich berufen können, so hätte er schliefslich doch noch die Oberhand behalten. Schon wurde auf den erbarmungswürdigen

1) Vgl. v. Deventer, Gedenkstukken I, 115. 116. 127. 128. 129 sqq. 138.

Zustand des englischen Heeres aufmerksam gemacht, Elisabeth, die sich nach Walsinghams Ausdruck lieber um 10000 Pfund betrügen liefs, als dafs sie 1000 Pfund freiwillig weggab, blieb sich in ihrem Geize konsequent, und die von den Provinzen aufgebrachten Summen reichten zur Bezahlung und Unterhaltung des unter Waffen stehenden Kriegsvolkes bei weitem nicht aus. Die Feindschaft Leicesters gegen den Befehlshaber seiner Truppen, Norris, war für eine erspriefsliche Kriegführung ebenfalls lähmend, Hohenlo lag mit den englischen Feldobersten ebenfalls bald in offenem Streite und wurde aus einem warmen Anhänger Leicesters einer seiner verbissensten Gegner, Meutereien unter den unbezahlten Truppen waren an der Tagesordnung, und die Bewegungen Parmas, der sich zu einem Feldzug anschickte, liefsen das Sclimmste befürchten.

Da die Staaten noch im Besitze der die Maas beherrschenden Städte Grave, Megen, Batenburg und Venlo waren, so begann Parma im Frühjahr 1586 mit der Belagerung der erstgenannten Stadt. Leicester, überzeugt von der Wichtigkeit des Platzes, sandte Norris und Hohenlo mit 3000 Mann an die Maas, um die Stadt zu verstärken und zu verproviantieren. Dies gelang auch in ausgezeichneter Weise, nachdem eine spanische Abteilung in einem hartnäckigen Treffen an der Maas geschlagen worden war, allein der Kommandant von Grave, Turk van Hemert, ein junger, unerfahrener geldrischer Edelmann, übergab den Platz nach kaum fünftägiger Beschiefsung schon am 17. Juni; dem Beispiele folgten Megen und Batenburg, und bald öffnete auch Venlo den Spaniern seine Thore, die nun, im Besitze der Maaslinie, den Weg in die nördlichen Provinzen offen fanden. Dem feigen Befehlshaber van Hemert, der sich hauptsächlich durch das Flehen seiner beängsteten Frau zur Kapitulation hatte verleiten lassen, wurde auf Leicesters Befehl trotz der Fürbitte von Hohenlo und Norris, das wohlverdiente Schafott zuteil,

allein der durch den Verlust Graves angerichtete Schaden war nicht so leicht wieder gut zu machen, und überdies hatte sich Leicester durch die Hinrichtung van Hemerts den Hafs des geldrischen Adels zugezogen. Dagegen fiel das vom jungen Moritz und Sydney gemeinschaftlich entworfene und auch glücklich durchgeführte Bravourstück der Überrumpelung von Axel, eines Platzes auf flandrischem Gebiete in der Nähe Ostendes, kaum in die Wagschale, und auch die unter persönlicher Leitung Leicesters, der bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt hatte, sich in den Niederlanden als Feldherr zu zeigen, glücklich durchgeführte Eroberung Doesburgs veränderte nur wenig an der prekären militärischen Lage. Doch war die durch den Heldenmut Edward Stanleys gelungene Erstürmung der grofsen Schanze bei Zutfen von nicht zu unterschätzendem Vorteil, denn sie beschützte die Veluwe, und Hohenlo selbst hatte früher ein ganzes Jahr lang fruchtlos um ihre Eroberung gekämpft. Dies war aber auch das einzige günstige Resultat, das der Feldzug des Jahres 1586 für die Staaten aufzuweisen hatte, denn der Feind war und blieb doch im Besitze der Maas.

V.

Am 31. Oktober 1586 machte Leicester dem Staatsrate die Mitteilung, dafs dringende Angelegenheiten seine Anwesenheit in England erforderten. Ob der Prozefs Maria Stuarts, für deren Hinrichtung Leicester stets geeifert, das wirkliche Motiv seiner Reise war, oder ob ihm derselbe nur als Vorwand diente, um sich der unwürdigen Lage, in die er sich gebracht, momentan zu entziehen und sich von Elisabeth und Burleigh neue und zieltreffende Verhaltungsmafsregeln hinsichtlich seines ferneren Auftretens in den Niederlanden geben zu lassen, mag dahin-

gestellt bleiben. Wie wenig ihm die Angelegenheiten der Provinzen in diesem Augenblick zu Herzen gingen, beweist der Umstand, daſs er nicht einmal für die Verlängerung der Amtsbefugnisse des Staatsrats, die nur für das jetzt zu Ende gehende Jahr ausgestellt waren, gesorgt hatte, so daſs die Generalstaaten das Mandat desselben auf drei Monate verlängern muſsten. Zuerst aber machte er noch einen bescheidenen Versuch, die Staaten von Holland zu bestimmen, dem Beispiele Utrechts zu folgen und der Königin die unbedingte Souveränität anzubieten; aber jene erklärten, daſs das Vorgehen Utrechts ungesetzlich und aufrührerisch sei, daſs es keinen Wert haben könne, da die Generalstaaten ihre Zustimmung nicht gegeben, daſs man aber gern bereit sei, der Königin die Souveränität unter billigen und annehmbaren Bedingungen zu übertragen. Am 24. November wurde das Aktenstück unterzeichnet, in welchem während der Abwesenheit des Grafen der Staatsrat mit der Landesregierung, sowie auch mit der Oberleitung des Krieges beauftragt wurde; der junge Moritz wurde zum Vorsitzenden ernannt.

Damit würde er aber seinen Gegnern die Waffe gegen ihn selbst in die Hand gedrückt haben: denn im Staatsrat saſsen nur zwei englische Mitglieder, die übrigen waren zwar jetzt nach der Entfernung von Buys ergebene Anhänger Leicesters, aber sie waren doch Niederländer und dem Drucke der Generalstaaten und der diese beherrschenden Staaten von Holland ohne jedes andere Gegengewicht preis gegeben. Was hinderte dann den Staatsrat, die meisten vom Grafen ins Leben gerufenen Maſsregeln einfach aufzuheben, seine Gegner in Würden und Ämter zu bringen, in Utrecht den früheren Zustand wieder herzustellen und mit der Demokratie dort gründlich aufzuräumen? Denn daſs er die feste Absicht hatte, wieder zurückzukehren, stand bei ihm unzweifelhaft fest. Sicher wäre gegen eine Beschränkung der Befugnisse des Staatsrats nichts einzuwenden gewesen, nur hätte dies in Über-

einstimmung mit den Generalstaaten geschehen müssen, aber statt offene Karte zu spielen, zog er es vor, einen Schleichweg einzuschlagen, und er beschränkte deshalb die Vollmacht des Staatsrats durch eine geheime Kabinettsakte, die natürlich vor den Staaten und den meisten Mitgliedern des Staatsrats geheim gehalten wurde; nur wenige wufsten darum, unter diesen auch einige Kriegsobersten, und welche schmählichen Folgen dies haben mufste, sollte sich alsbald zeigen. Während seiner Abwesenheit war also der Sitz der Regierung nach England verlegt, und wenn man in Anschlag bringt, dafs damals der Abstand zwischen England und Holland oft erst in Wochen zurückgelegt werden konnte, indem man im Briel auf günstigen Wind warten mufste, so läfst sich leicht begreifen, dafs die Staaten zu einer Verlegung der Regierung aufser Landes niemals ihre Zustimmung gegeben haben würden, da unter den gefahrvollen Umständen in der Regel direkt beschlossen und gehandelt werden mufste, ohne dafs man erst eine Antwort aus England abwarten konnte.

Elisabeth hatte gewünscht, dafs Leicester vor seiner Abreise die Regierung den Generalstaaten übertragen sollte. Diesen wäre dieselbe auch unbestritten zugekommen, denn als ihnen die Königin früher die bekannten Vorwürfe gemacht hatte, dafs sie dem Grafen die Souveränität übertragen hätten, verteidigten sie sich damit, dafs sie die Souveränität keineswegs abgetreten, sondern diese sich vorbehalten hätten, denn der Ausdruck „absolute Macht“, der in der Übertragungsurkunde vorkam, bedeutete nach ihrer Auffassung nicht die unbeschränkte, sondern die vollkommene, nicht mit dem Charakter eines Provisoriums behaftete Macht. Durch ihr Stillschweigen hatte sich Elisabeth auf diesen Standpunkt ebenfalls gestellt, und wenn nunmehr die Staaten angesichts der fortwährenden Enttäuschungen, die ihnen die Regierung Leicesters gebracht, die Souveränität wieder an sich zogen, so war ihnen dies auch nicht im geringsten zu verübeln.

Ungesäumt ging man denn auch ans Werk. Eine der ersten Handlungen war die Veränderung des Plakats vom 4. April 1586, die einer vollständigen Aufhebung desselben gleich kam, so daſs die Ausfuhr in die vom Feinde besetzten Provinzen wieder freigegeben wurde. Ferner sorgte man für die Herstellung des Finanzgleichgewichts, indem man einen Teil des Heeres abdankte, und die Erfahrung hat es später auch zur Genüge bewiesen, daſs mit einer geringeren, aber gut bezahlten und gut ausgerüsteten Truppenmacht mehr ausgerichtet werden konnte, als mit zahlreichen, ungeordneten und meuterischen Heerhaufen. Buys wurde auf Andringen der Generalstaaten seiner Haft entlassen, und sicher wäre es bei diesen ersten Reformen nicht geblieben, wenn nicht der Verrat zweier englischen Befehlshaber die Brandfackel des Zwistes aufs neue in die eben im Niedergang begriffene Aufregung geworfen hätte: Stanley übergab die kaum vorher eroberte Schanze von Zutfen den Spaniern und York spielte ihnen die Stadt Deventer in die Hand. Bei dieser Gelegenheit kam die Existenz der geheimen Kabinettsakte an den Tag, man hatte Leicester vor beiden Offizieren gewarnt, und der Staatsrat hatte, wie es scheint, kurz vor der Katastrophe den Befehl gegeben, die Garnisonen beider Plätze durch andere zu ersetzen, aber Stanley und York wuſsten, daſs sie sich um diesen Befehl nicht zu kümmern hatten, und so konnte wirklich geschehen, was von einzelnen längst befürchtet worden war. Jetzt war auch noch die Yssellinie in spanischen Händen und Utrecht und die Veluwe standen dem Einmarsch des Feindes offen [1]). Wie auf ein verabredetes Zeichen meuterten fast zu gleicher Zeit die englischen Truppen in Arnheim, Bergen op Zoom und Ostende, und in Zwolle ging eine ganze englische Compagnie zu den Spaniern über. Der Haſs und das Miſs-

1) Über diesen Verrat vgl. Motley, 13. Kap. van Deventer, Gedenkst. I, 147.

trauen gegen England erhielt dadurch nur neue Nahrung.

Für Holland und die anderen Provinzen handelte es sich jetzt um Sein oder Nichtsein, und vor dieser Alternative mufsten alle Bedenken über die Gesetzmäfsigkeit der zu nehmenden Mafsregeln schweigen. In vorderster Reihe stand natürlich Holland, und an demselben Tage, an dem die Staaten dieser Provinz die Nachricht von dem Verrate empfingen, beschlossen sie, dafs verschiedene Städte zu ihrem besonderen Schutze bewaffnetes Kriegsvolk (Waardgelders) in Dienst nehmen sollten, und damit hatte die Provinz eine eigene, unter ihrem unmittelbaren Befehl stehende Kriegsmacht bekommen. Etwas später wurde die Machtbefugnis von Moritz auf Leicesters Kosten bedeutend erweitert: das ganze Kriegswesen der Provinz wurde unter seine unmittelbare Leitung gestellt, die in den verschiedenen Festungen kommandierenden Obersten mufsten sich dem Prinzen unterordnen, und das Kriegsvolk wurde durch einen besondern Eid den beiden Provinzen, Holland und Zeeland, verpflichtet; Sonoy war der einzige, der den Gehorsam verweigerte. Zugleich wurde beschlossen, dafs Moritz von nun an den Titel „geborener Prinz von Oranien“ mehr als bisher bei seinem öffentlichen Auftreten führen solle; als Generallieutenant wurde ihm Hohenlo beigegeben, und noch ehe im Juni 1587 die Nachricht von der bevorstehenden Wiederkunft Leicesters in die Provinzen kam, hatten auch die Generalstaaten den Prinzen zum Höchstkommandierenden ernannt.

Dabei blieb man aber nicht stehen. Im Gegensatz zu der das Tageslicht scheuenden Handelsweise Leicesters hielten die Generalstaaten den Augenblick für gekommen, ihm in runden Worten ihre Meinung über sein Auftreten zu sagen. In einem Briefe, datiert vom 4. Februar 1587, wird dem Grafen ein langes Sündenregister vorgehalten; kein einziger seiner Fehler wird verschwiegen, und als

Schlufsfolgerung stellen die Generalstaaten die Notwendigkeit dar, die Sorge für eine geordnete Regierung nunmehr selbst in die Hand zu nehmen [1]). Wilkes hatte sich alle Mühe gegeben, die Absendung des Briefes zu verhindern, und was Leicester besonders ärgern mufste, war der Umstand, dafs man der Königin eine Abschrift desselben zustellen liefs; sonst hatte man denselben geheim gehalten, selbst die Regenten der bedeutendsten Städte hatten keine Ahnung von dem Schritt der Generalstaaten. Zu keiner ungelegeneren Zeit hätte das Schreiben unter Elisabeths Augen gebracht werden können. Die eben vollzogene Hinrichtung Maria Stuarts hatte sie in den höchsten Grad der Aufregung gebracht, und zudem befand sich eine Gesandtschaft der Generalstaaten in England, um mit der Königin noch einmal über die Souveränität zu unterhandeln und zugleich um energischere Unterstützung an Geld und Truppen zu bitten. Unseligerweise war damals auch die Nachricht vom Verrate Yorks und Stanleys in England angelangt, und es war, als ob die ganze Wut der Königin sich über die fünf Gesandten, deren Sprecher und Führer wieder Menin war, entladen sollte. Anerbieten und Ansuchen wurden nicht nur rundweg abgeschlagen, sondern sie drehte den Stiel um und ergofs sich in eine Flut von Schmähreden gegen die hochmütigen und undankbaren Staaten, die die eiserne Stirne hätten, das Unglück, in das sie durch eigene Schuld gekommen, ihr in die Schuhe zu schieben; besonders die Behandlung Leicesters hatte sie empört, er werde deshalb auch, wie sie drohte, nicht mehr zurückkehren; doch werde sie wie bisher den Staaten beistehen, und wenn sie Frieden mit Spanien schliefsen würde, so werde sie die Interessen derselben zu wahren wissen [2]). Indessen gab sie ihr Vornehmen zu kennen, durch einen angesehenen Mann den Staaten baldigst ihren Entschlufs mitzuteilen.

1) Den Brief s. bei Bor II, Buch XXII.

2) Über diese Gesandtschaft vgl. Motley, 14. Kap.

Während so die Gegenpartei Leicesters Schritt für Schritt die abgetretene Gewalt wieder an sich zu ziehen suchte, hatten seine Anhänger in Utrecht die Hände ebenfalls nicht in den Schofs gelegt. Die Katastrophe von Zutfen und Deventer hatte hier die entgegengesetzte Wirkung als in Holland, denn die bis jetzt mit der Ritterschaft stimmenden Elegierten wurden abgesetzt und durch zwei andere ersetzt, die mit der Bürgerschaft Hand in Hand gingen, so dafs von jetzt an Utrecht in den Generalstaaten im Sinne der demokratischen Partei stimmte. Prounink dachte aber noch einen Schritt weiter zu gehen und auch die Generalstaaten auf die Seite Utrechts zu ziehen, und auf sein Betreiben rief der Graf von Nieuwenaar die Staaten von Utrecht, Overyssel und Gelderland nach Utrecht zu einer aufserordentlichen Versammlung zusammen, wozu auch Holland, Zeeland und Friesland eingeladen wurden. Aber diese durchschauten den Anschlag und fafsten den Beschlufs, in einer Stadt, wo sie durch den Pöbel terrorisiert worden wären, nicht zu erscheinen. Prounink liefs sich durch diesen Mifserfolg nicht abschrecken: schon im Mai 1587 hatte er in einem Briefe an Leicester seine Theorie über die Souveränität dargelegt, und da man sich notgedrungen auf den Boden der Thatsachen stellen mufste und dem Grafen die Souveränität, die Elisabeth für ihn nie begehrt hatte, unmöglich mehr zuerkannt werden konnte, so lag die Schlufsfolgerung nahe, dafs beim Abhandensein eines Landesherrn die Souveränität nicht den Staaten, sondern dem Volke zukäme, dessen Repräsentanten erstere nur wären [1]. In Utrecht hatte man diese Theorie schon in die Praxis übersetzt, und in der That berief sich auch Wilkes in seiner „Remonstranz“ an die Generalstaaten und die Staaten von Holland auf diese Theorie der Volkssouveränität und bediente sich derselben im Interesse Leicesters

1) Motley, 15. Kap.

Im Auftrage der Staaten von Holland suchte der Pensionär von Gouda, François Franken, in seiner „Deduktion" das Recht der Staaten auf die Souveränität auf historischer Grundlage zu entwickeln. Obwohl die Beweisführung unhaltbar ist, ist sie doch die Grundlage des Staatsrechts der Republik geworden. Wilkes widerrief übrigens später die in seiner „Remonstranz" entwickelte Theorie, dafür aber traf ihn, wie so manchen andern, der tödliche Hafs Leicesters. Was bei der Abschwörung Philipps der Fall gewesen war, trat auch hier ein: die Theorie mufste zur Rechtfertigung der Praxis dienen.

Prounink versuchte denn auch, an das Volk nicht nur in Utrecht, sondern hauptsächlich in Holland, zu appellieren. Utrecht hatte im März 1587 einen Gesandten an Leicester und die Königin nach England geschickt und aufs neue seine Ergebenheit und Anhänglichkeit versichern lassen. Derselbe kam am Ende des Monats mit einem Belobungsschreiben der Königin, die auch diese Gelegenheit zu bitteren Vorwürfen gegen die Staaten von Holland gebrauchte, zurück; zugleich hatte man sich aber in Utrecht eine Abschrift des Briefes der Generalstaaten vom 4. Februar zu verschaffen gewufst, und derselbe wurde zugleich mit dem Schreiben Elisabeths in allen Provinzen verbreitet. Man hätte im Augenblick kein besseres Mittel finden können, um das Volk gegen die Generalstaaten aufzuhetzen, denn man brauchte ersterem nur vorzuhalten, dafs Leicester schon längst mit Geld und Truppen den Provinzen wieder zuhilfe gekommen wäre, wenn nicht der beleidigende Ton des Briefes der Generalstaaten ihn und die Königin in dem Entschlusse bestärkt hätte, das undankbare Land seinem Schicksal zu überlassen. Gelderland und Overyssel zeigten sich bereit, ihre Mifsbilligung gegen das Auftreten der Generalstaaten auszudrücken, und in Friesland war der Präsident des Gerichtshofes, Hessel Aysma, ebenfalls im Sinne Prounінks [1])

1) v. Deventer, Gedenkst. I, 146. 150.

wirksam [1]). Rechnet man dazu noch den Einfluſs der Predikanten, die auch in Holland durchweg ergebene Anhänger Leicesters waren und das Volk, das für die Staaten ohnedies keine Sympathie fühlte, in ihrer Hand hatten, so lieſs sich die Situation für die Generalstaaten bedenklich genug ansehen, und die Möglichkeit lag nahe, daſs sie durch das Volk zum Nachgeben, jedenfalls zum Widerruf des Briefes vom 4. Februar gezwungen würden.

Aber mit unerschütterlicher Energie erstickten die Staaten von Holland und die Regenten jeden Widerstand im Keime, und das Beispiel, das an Doneau, dem angesehenen Professor der Rechte an der Universität Leiden, statuiert wurde, bewies, daſs man in keiner Weise gesonnen war, sich unbefugte Eingriffe gefallen zu lassen [2]).

Indessen hatte die Königin Lord Buckhurst in die Niederlande geschickt, um dem Grafen für seine Wiederkunft den Weg zu bahnen und eine Versöhnung zwischen ihm und den Generalstaaten herbeizuführen. Und zu einer solchen willig die Hand zu bieten, hatten letztere auch alle Ursache. Parma stand bereit, in das Feld zu rücken, und ohne fremde Hilfe — darüber herrschte bei niemand der geringste Zweifel — konnte man ihm die Spitze nicht bieten; das reduzierte Heer muſste verstärkt werden, aber das dazu nötige Geld fehlte, während man an die Steuerkraft der Einwohner ohnedies schon die höchsten, unmöglich höher zu spannenden Anforderungen gemacht hatte. Überdies mochte den Staaten von Holland die Stimmung des Volkes ebenfalls nicht unbedenklich erscheinen, und sie zeigten plötzlich Buckhurst gegenüber,

1) v. Deventer, Gedenkst. I, 146. 150.

2) Doneau, eine der Zierden der jungen Universität, hatte zwei Jahre vorher einen von auswärts an ihn ergangenen Ruf auf dringende Bitte der Staaten von Holland abgelehnt. Im Streite zwischen Holland und Leicester war er eifriger Anhänger des letzteren, und da er sich gegen die Staaten in heftiger und beleidigender Weise ausgelassen hatte, erhielt er von den Kuratoren seine Entlassung, die von den Staaten bestätigt wurde.

der sich seiner Aufgabe mit grofsem Takt entledigt hatte, eine bis dahin noch nie bewiesene Willfährigkeit, so dafs Oldenbarnevelt um seine Entlassung als Advokat von Holland bat. Nur unter der Bedingung, dafs man niemals in Friedensunterhandlungen treten und die Religion, die Privilegien und Gerechtsamen des Landes wahren wollte, erklärte er sich zur Weiterführung seines Amtes bereit. Wir wissen über diese kurze Krisis sehr wenig, aber doch wird man zu dem Schlusse berechtigt sein, dafs Buckhurst von der Königin beauftragt war, den Staaten Friedensvorschläge zu machen, dafs Oldenbarnevelt darum wufste, und dafs Holland nicht ungeneigt schien, in diese einzutreten. Vorderhand hatte aber der englische Unterhändler so viel erreicht, dafs an die Königin ein versöhnlicher Brief gerichtet wurde, in dem man sich wegen des am 4. Februar angeschlagenen Tones entschuldigte, aber ausdrücklich versprach, die Macht Leicesters, wie sie ihm übertragen worden war, unverändert zu erhalten [1]).

Leicester kam also wieder ins Land; er brachte frische Truppen und Geld mit, denn die von Parma begonnene Belagerung von Sluis hatte die Königin aus ihrer Gleichgültigkeit einigermafsen aufgerüttelt, aber er brachte auch den alten Hafs gegen seine Gegner wieder mit. Noch wäre ein einträchtiges Zusammenwirken zwischen ihm und den Staaten möglich gewesen, aber die Briefe, die er von England aus an seine Anhänger schrieb und die von diesen unvorsichtigerweise bekannt gemacht wurden, atmeten durchaus nicht den erwarteten Geist der Versöhnung, sondern man sah, dafs er fest entschlossen sei, sein früher befolgtes System auch jetzt wieder, nur mit mehr Rücksichtslosigkeit, zu verfolgen. Die Staaten wufsten denn auch, wessen sie sich von ihm zu versehen hätten und, fest entschlossen, ihre Rechte aufs äufserste zu verteidigen, nahmen sie den ihnen hingeworfenen Handschuh auf.

1) Fruin, l. c., p. 688.

Die Auspicien, unter denen Leicester den Fuſs wieder auf niederländischen Boden setzte, waren nicht günstig. Wenige Tage nach seiner Ankunft ergab sich Sluis an Parma (5. August); die Erbitterung des Grafen war auch vollständig gerechtfertigt, da sich unschwer nachweisen lieſs, daſs die dabei an den Tag gelegte Saumseligkeit der Staaten, die Unthätigkeit der vor der Stadt erschienenen staatischen Flotte und der Ungehorsam Hohenlos, der ruhig bei Herzogenbusch stehen blieb, statt zum Entsatz heranzurücken, den Fall des wichtigen Platzes verschuldet hatten. Nicht geringer war die Erbitterung des Volkes und in Middelburg wurden einige Mitglieder der Staaten auf offener Straſse miſshandelt. Die Furcht, daſs Parma nunmehr den Krieg energischer als zuvor führen werde, überwog im Augenblick alle Bedenken, da man in den Niederlanden nicht vermuten konnte, daſs er von weiteren Unternehmungen vorderhand vollständig abgesehen hatte, um seine ganze Kraft auf die Vorbereitungen zu dem Angriff der Armada zu konzentrieren. Das Volk hätte in diesem Augenblick sicher nicht ruhig zugesehen, wenn die Staaten den Grafen wieder verhindert hätten, die nötigen Maſsregeln zur Verteidigung zu nehmen. Am 15. August kamen die Staaten von Holland und Zeeland mit denen der anderen Provinzen in Middelburg zusammen, man begriff, daſs man dem Grafen vor den Augen des Volkes wenigstens den Schein der Genugthuung schuldig war, und so bekam er die sogen. Satisfaktionsakte, in der man sich noch einmal wegen des Briefes vom 4. Februar entschuldigte und aufs neue die Anerkennung der ihm übertragenen Autorität beteuerte, wobei jedoch die Erwartung ausgesprochen wurde, daſs Leicester die Prärogativen der Staaten achten und in gutem Einvernehmen mit ihnen regieren werde. An und für sich war die Akte von sehr nichtssagender Art, sie zeigte den Charakter der hergebrachten diplomatischen Höflichkeit, ohne die Generalstaaten zu irgendwelchem Zugeständnis zu

verpflichten; denn diese beherrschten im Augenblicke die Situation in einer Weise, dafs Leicester bei dem jetzt beginnenden Kampf von vornherein den kürzeren ziehen mufste; an irgendwelche Nachgiebigkeit dachten sie jetzt noch viel weniger als der Günstling Elisabeths.

Wenige Tage nämlich nach Leicesters Ankunft waren die Staaten von Holland in den Besitz eines Briefes gekommen, den Leicester von England aus an seinen Geheimschreiber Junius gerichtet hatte. Nicht nur war der Ton des Schreibens für die Staaten äufserst beleidigend, sondern Leicester befahl seinem Untergebenen, die holländischen Städte zu bereisen und den über englisch-spanische Unterhandlungen ausgestreuten Gerüchten entgegenzutreten, namentlich aber überall zu versichern, dafs Buckhurst ohne jedweden Auftrag der englischen Regierung mit den Staaten über einen etwaigen Frieden gesprochen habe. Aufserdem mufste Junius die Unterstützung der Predikanten anrufen, damit dem Grafen in der Ausübung der Souveränität keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden [1]). Die Staaten hatten aber noch ganz andere Beweise gegen ihn in Händen.

Sie hatten das Glück, in Ortell einen ausgezeichneten Agenten in England zu besitzen, der durch konfidentielle Mitteilungen, namentlich während der Zeit, als Leicester in England war, seiner Regierung die erspriefslichsten Dienste geleistet hat. Besonders war ihm durch Oldenbarnevelt aufgegeben, ein wachsames Auge auf alle Beziehungen und Äufserungen der englischen Politik hinsichtlich ihres Verhältnisses zu Spanien und etwaige friedliche Neigungen derselben zu haben. In der That gelang es ihm auch, der geheimen Instruktion mächtig zu werden, welche Leicester vor seiner Rückkehr in die Provinzen von der Königin empfing und auf welche ersterer in seinem Briefe an Junius auch anspielte. In derselben

1) Der Brief Leicesters an Junius bei Bor XXII.

wurde Leicester angewiesen, die ihm früher übertragene Autorität unvermindert und unbeschränkt zurückzufordern, dann aber den Staaten begreiflich zu machen, dafs es für sie ratsam wäre, einen vorteilhaften Frieden („upon reasonable conditions") mit Spanien zu machen, da die finanziellen Kräfte der Provinzen der Fortführung des Krieges auf die Dauer doch nicht gewachsen wären [1]. Also hatte Buckhurst doch die wahren Absichten Elisabeths dargelegt, während Leicester in seinem Briefe an Junius gerade das Gegenteil versicherte. Man kann sich den Eindruck denken, den die Vorlage dieser Instruktion auf die Staaten machen mufste, um so mehr, da Leicester in ihr zugleich angewiesen war, im Falle er mit den Staaten nicht zum gewünschten Ziele käme, sich alsdann an die Gemeinden und das geringere Volk zu wenden. Man stand also vor der Alternative zwischen einem Frieden mit Spanien und zwischen der Revolution im eigenen Lande. Aber die Staaten hatten dabei doch wieder einen Vorteil auf ihrer Seite: Leicesters Instruktion war schon deshalb unausführbar, weil die beiden Forderungen derselben in schneidendem Kontrast zu einander standen, denn er konnte nicht zugleich für den Frieden mit Spanien thätig sein, und seine Hauptstütze bei dem am kriegerischsten gesinnten Teile, den untern, calvinistischen Volksklassen suchen; sowie er mit Friedensanträgen hervorrückte, würde er von den Predikanten und ihrem Anhange im Stiche gelassen worden sein. Dafs ihm diese Möglichkeit klar vor Augen stand, bewies die Verleugnung Buckhursts in seinem Briefe an Junius, sowie seine noch am 9. September in einem Briefe an den hohen Rat ausgesprochene Entrüstung über Oldenbarnevelt, der

1) Diese Instruktion abgedruckt bei v. Deventer, Gedenkst. I, 164. Sie ist datiert vom 20. Juni 1587, und am 26. Juli schickte sie Ortell an Oldenbarnevelt ab.

die lügnerischen Gerüchte über englische Friedensabsichten verbreitet habe [1]). Während ihm deshalb vor allem darum zu thun sein mufste, um mit Hilfe der Volksmassen die unbeschränkte Macht in die Hand zu bekommen und dann erst mit seinen Friedensvorschlägen herauszurücken, lag es im Interesse der Staaten, die Verhandlungen über die ihm zu gebende Macht so viel als möglich in die Länge zu ziehen und ihn zu zwingen, mit dem zweiten Teil seiner Instruktion vor die Generalstaaten hinzutreten; denn die Staaten wufsten so gut wie Leicester, dafs Elisabeth ungeduldig wurde, wenn ihre Befehle nicht stehenden Fufses ausgeführt wurden. Und in der That hatte diese Obstruktionspolitik die erwünschten. Folgen. Denn als Leicester Ende August von Middelburg nach Dordrecht zog, um hier den Generalstaaten die nötigen Mitteilungen zu machen, blieben diese einfach zuhause, und als er die Staaten von Holland durch ein Mitglied des Staatsrates fragen liefs, wie viel Geld und Truppen die Provinz zur Fortsetzung des Krieges dem Grafen zur Verfügung stelle, versprachen sie, darüber zu beratschlagen und zu beschliefsen; vorher verlangten sie aber eine genaue Umschreibung und Abgrenzung des gegenseitigen Machtgebietes, und sie legten dem Grafen zu diesem Zweck auch eine ausführliche Remonstranz vor, worin ihm namentlich bedeutet wurde, dafs er sich in Holland und Zeeland bei allen Regierungshandlungen der Vermittelung des Prinzen Moritz zu bedienen habe. Die Berechnung Leicesters, erst dann über den Frieden zu sprechen, wenn er dem Volke beweisen könnte, dafs die Staaten ihm die nötigen Mittel zur Fortsetzung des Krieges verweigert hätten, scheiterte also ebenso an dem ungeduldigen Drängen Elisabeths wie an der schlauen Politik der Staaten. Welchen Eindruck die Friedensvorschläge machten, konnte er sehen, als Menin und Valcke dieselben in den Staaten

1) v. Deventer, Gedenkst. I, 170.

endlich vorbrachten; letztere sorgten dafür, dafs sie im ganzen Lande in ein paar Tagen bekannt wurden, und wenn Leicesters Anhänger in Utrecht die Verbreitung von Friedensgerüchten als strafbare Verleumdung verboten, so war daraus so viel zu ersehen, dafs das Volk in Unterhandlungen mit Spanien ein Verbrechen sah und in seinem Vertrauen zu Elisabeth und Leicester erschüttert werden mufste.

Zwei Tage, nachdem Menin und Valcke den Staaten ihre Eröffnungen gemacht hatten, ging Leicester ans Werk. Einige Compagnieen, die früher zur Garnison von Sluis gehört hatten, rückten in Holland ein, besetzten Maassluis, Delfshaven, Gouda und Schoonhoven. Dies war ein schwerer Eingriff in die Rechte der Staaten, denn zu derartigen Garnisonsverlegungen war allein Moritz befugt. In den den Anführern der Compagnieen gegebenen Patenten hiefs es, dafs die Besetzung dieser Städte so lange dauern sollte, bis der Graf von den Staaten auf seine Frage Antwort bekommen habe, und einer Deputation derselben, die gegen das Vorgefallene protestierte, wurde offen ins Gesicht gesagt, „dafs sich Seine Excellenz an die Souveränität dieser Lande wenden werde, wovon die Staaten nichts mehr als nur die Deputierten seien“. Im Geiste der Theorie Prouninks hatte er an das Volk und die Bürger gegen die Staaten appelliert.

Den Generalstaaten wurde zugleich eine Remonstranz übergeben, in der Leicester seine Klagen gegen die Staaten wiederholte und versicherte, dafs er den Frieden nur für den Fall empfohlen habe, wenn die Mittel zur Fortsetzung des Krieges unzureichend wären. Das Schriftstück wurde gedruckt und in allen Städten Hollands und Zeelands verbreitet. Was er damit bezweckte, war deutlich: die gut kalvinistisch gesinnte Bürgerschaft in den Städten sollte gegen ihre Regenten, die durchweg zu Leicesters Gegenpartei gehörten, in Aufstand gebracht werden und aus einzelnen Äufserungen seiner Anhänger ging

hervor, daſs er an dem glücklichen Resultat dieses Versuches nicht zweifelte. Als ihn eine Deputation des hohen Rates von Holland zur Mäſsigung mahnte, ergoſs er sich in eine Flut von Vorwürfen und Verwünschungen gegen die Staaten und Oldenbarnevelt, daſs dieser es geraten fand, noch in derselben Nacht (11./12. September) einige Stunden vor Leicesters Ankunft im Haag, nach Delft sich in Sicherheit zu begeben. Auch Moritz hatte sich vorläufig seinem Machtbereich entzogen; denn es leidet nicht den geringsten Zweifel, daſs beiden das Schicksal von Buys zugedacht gewesen war. Leicesters Plan, mit Hilfe der Schutteryen und Gilden die Regenten der Städte zur Nachgiebigkeit zu zwingen, schlug fehl, denn die Bürgerschaft verhielt sich überall ruhig, er sah, daſs er in Holland nicht mehr ausrichten konnte und begab sich deshalb nach Utrecht zu seinen Getreuen.

Noch einen letzten Versuch wagte er. Anfangs Oktober war man in Amsterdam nicht wenig durch die Nachricht überrascht, daſs Leicester schon unterwegs wäre, um die Stadt mit einem Besuche zu beehren. Offenbar rechnete er darauf, mit Hilfe der Hauptleute der Schuttery seine Anhänger in die Regierung zu bringen und dann von Amsterdam aus, als festem Stützpunkt, und mit Hilfe Sonoys den Widerstand in Holland niederzuschlagen. Aber der Plan scheiterte an der Wachsamkeit der städtischen Behörden. Der Bürgermeister Boom lieſs ihn mit einer starken bewaffneten Macht umgeben, die, wie es hieſs, dem Grafen als Ehrenwache dienen sollte, die aber genaue Instruktionen hatte und bei dem geringsten verdächtigen Versuche Leicesters kurzen Prozeſs gemacht hätte. Hooft erzählt sogar, daſs man während eines dem Grafen zu Ehren gegebenen Gastmahls hinter der Tapetenwand Schutters mit scharf geladenem Gewehr aufgestellt habe, um im Falle einer bewaffneten Erhebung den Grafen sofort niederzuschieſsen und den „Aufstand

im Blute des Rädelsführers zu ersticken" [1]). Ob er wirklich, wie man ihm die Absicht zuschrieb, gesonnen war, sich einer Anzahl vornehmer Leute zu versichern und diese hinrichten zu lassen, mag dahingestellt bleiben; unwahrscheinlich ist es jedenfalls nicht, dafs er auf diese Weise die Regierung verändern wollte. Aber seine Berechnung mufste fehlschlagen, denn die jetzt nicht mehr abzuleugnenden Gerüchte über englisch-spanische Friedensverhandlungen hatten die Stimmung des Volkes zu seinen Ungunsten verändert [2]).

Daraus erklärt sich auch das Fehlschlagen einer ähnlichen Unternehmung in Leiden. Diese Stadt zählte unter ihrer Bevölkerung viele Brabanter und Vlamingen, lauter ergebene und treue Anhänger Leicesters und grimmige Feinde der Staaten, denen sie den Verlust von Sluis noch nicht verziehen hatten; überdies lag in der Stadt eine Compagnie, die an der Verteidigung von jenem teilgenommen hatte, es waren also gerade hier die Elemente vorhanden, auf welche Leicester unbedingt rechnen konnte. Leicester scheint um die Sache gewufst zu haben, aber da er sich gehütet hatte, irgendwelchen schriftlichen Befehl zu geben, so wurde sein Name in dem Prozesse nicht genannt, aber man ging mit desto rücksichtsloserer Strenge gegen die Verschwörer vor. Durch einen Zufall wurde das Komplott entdeckt, van Meetkerke und der Professor Saravia konnten noch zeitig entfliehen, aber die anderen Rädelsführer Cosmo Pescarengis, ein Hauptmann, Jakob Völmar, ein Bürger von Leiden und Nikolaus de Maulde, Befehlshaber einer Compagnie, wurden enthauptet. Das Schicksal des letzteren erregte allgemeines Bedauern, da er im Dienste der Staaten tapfer gefochten und zwei Brüder auf dem Schlachtfelde verloren hatte; überdies

1) Hooft, 24. Buch.

2) Vgl. Scheltema, De graaf van Leicester te Amsterdam (in den „Abhandlungen des königl. niederl. Instituts" II (1851).

war sein Vater einer der Vertrauten Wilhelms von Oranien gewesen, aber dennoch wurde ihm trotz aller Fürbitten Gnade verweigert. Auf Betreiben Oldenbarnevelts wurde der Prozefs vor das Forum der Staaten gezogen, die eine eigene Untersuchungskommission ernannten; absichtlich wurde dem Prozesse eine prinzipielle Bedeutung gegeben und wenn irgend jemals die unerbittlichste Strenge zum warnenden Beispiel gedient hat, so war es hier, denn der Versuch, auf gewaltsame Weise die Autorität der Staaten zu stürzen, hat sich so bald nicht wiederholt [1]).

In Holland war Leicesters Rolle damit ausgespielt, aufser Utrecht war ihm nur das Nordquartier, wo Sonoy befehligte, geblieben; dahin wollte er sich jetzt begeben, um von hier aus noch Friesland für sich zu retten. Nur in Medemblik und Hoorn wurde er mit den seinem Rang gebührenden Ehren empfangen, Enkhuizen ersuchte, von seinem Besuch verschont zu bleiben und auch die Staaten von Friesland baten ihn, er möchte die Provinz im jetzigen Augenblick nicht besuchen. Mifsmutig kehrte er nach Utrecht zurück. Aber auch hier kehrte ihm ein Teil seiner früheren Anhänger den Rücken, denn Elisabeths Friedensneigungen hatten die Sympathieen für England abgekühlt und als endlich am 11. Oktober 1588 der Staatsrat Killegrew den Generalstaaten den Bericht Leicesters vorlegte, worin dieser sie im Namen der Königin von England einlud, um an den Friedensverhandlungen mit Spanien teilzunehmen und zu diesem Zweck Deputierte an die Königin zu entsenden, — war der vollständige Sieg der Staaten besiegelt. Ehe die Vroedschappen in allen Städten über den englischen Antrag gehört waren, verliefen zwei Monate, Overyssel und Gelderland, die vom Feind am meisten zu leiden hatten,

1) Vgl. darüber die Monographie von W. Bisschop. De woelingen der Leicestersche party binnen Leiden (Gymnasialprogramm 1864).

waren bereit, die Hand zum Frieden zu bieten, Holland, Zeeland und Utrecht erklärten sich für die Abordnung einer Gesandtschaft nach England, um noch einmal die Gefährlichkeit jeder Unterhandlung für die Provinzen darzulegen, und nach einigem Bedenken trat auch Friesland diesem Beschlusse bei; Staaten und Volk waren also eines Sinnes, den Krieg fortzusetzen.

Leicester hatte aber diesen Beschlufs nicht abgewartet, schon vorher hatte er die Königin um die Erlaubnis gebeten, nach England zurückzukehren; in einem von Erbitterung und Ärger strotzenden Brief nahm er von den Staaten Abschied, nachdem er noch eine Denkmünze mit der Randschrift: „Non gregem, sed ingratos desero“ hatte prägen lassen. Elisabeths Hilfstruppen blieben zwar in den Niederlanden, allein der Befehlshaber derselben, Willoughby, übte keine, ihm von den Staaten übertragene politische Funktion mehr aus.

Und fragt man nun, in wessen Hand die Fäden des offenen und geheimen Widerstandes gegen Leicester zusammenliefen, so ist keine andere Antwort darauf möglich als die, dafs es der unermüdete Advokat von Holland, Oldenbarnevelt, gewesen ist, der die Freiheit und Unabhängigkeit seiner Provinz und damit auch die der anderen gerettet hat. Schlägt man die Register zu den Resolutionen der Staaten von Holland auf, so findet man zwar gewissenhaft jeden Beschlufs verzeichnet, von seinem Einflufs und seinem persönlichen Eingreifen aber kein Wort. Trotzdem wufsten aber die Zeitgenossen, und in erster Linie Leicester mit seiner Partei, recht gut, dafs unter „hunne Hoogmogende Heeren de Staaten“ niemand anders als leitendes Element zu verstehen war, als Oldenbarnevelt. Er stand jetzt im 40. Lebensjahr, eine reiche Wirksamkeit lag hinter ihm, aber erst jetzt, wo die Lage der Provinzen so verzweifelt war wie noch nie, sollte seine Staatskunst die unerwartetsten Triumphe feiern.

Das Urteil über Leicesters Regierung läfst sich in

wenigen Worten zusammenfassen. Wenn der Zweck seiner Sendung mifslang und er das Land, zu dessen Rettung er gekommen war, in trostlosem Zustande verlassen mufste, so lag die Schuld nur teilweise an ihm. Von vornherein durch Elisabeths verletzte Eitelkeit in eine schiefe Stellung gebracht, durch ihren Geiz der allernotwendigsten Mittel beraubt und durch ihre Friedensanträge von allen Parteien im Stiche gelassen, hatte er eine Aufgabe übernommen, an deren Lösung selbst stärkere Charaktere und genialere Staatsmänner hätten scheitern müssen. Mit den besten und edelsten Absichten hat er die ihm zugefallene Aufgabe übernommen, aber da der offene, gerade Weg nicht schnell genug zum Ziele führen wollte, schlug er die Seitenpfade diplomatischer Heuchelei ein; der Staatsmann, der sich erst eine Partei schaffen mufs, mit deren Hilfe er den historisch autorisierten Machtbesitz der andern zu depossedieren sucht, hat in demselben Augenblick das Spiel verloren, in welchem die letztere offen für die Interessen eintreten kann, als deren natürlichen Verteidiger er sich der ersteren angeboten oder aufgedrungen hat: das englische Friedensbedürfnis hat den Grafen in den Provinzen unmöglich gemacht. Auf der anderen Seite darf man aber auch nicht vergessen, dafs er alle diejenigen zu seinen Anhängern zählte, die von lokalem Einflufs und eigenen Interessen unberührt das hohe Ziel der Befreiung aller siebzehn Provinzen und des vollständigen Sieges der Reformation vor Augen hatten. Nimmt man darauf gebührende Rücksicht, so wird man kein allzu scharfes und absolut verdammendes Urteil über ihn aussprechen können, denn die Haltung und das Auftreten der Staaten überschritt zweifellos ebenso oft die Grenzen der dem Stellvertreter der Königin gebührenden Achtung, als er selbst die verletzende Hand an die Rechte der Staaten gelegt hat. Läfst man das Auge aber weiter schweifen, so wird man sich dem Bekenntnis kaum entziehen können, dafs es gerade seine

Mifsregierung gewesen ist, welche den Provinzen ihre Selbständigkeit und damit auch ihre nationale Eigenart gerettet hat. Hätte seine Sendung ihrem Zweck entsprochen, dann wären die Provinzen englisiert worden, wozu auch schon ein nicht zu unterschätzender Anlauf genommen worden war; so aber bildet die Leicestersche Regierung die in Trümmer gefallene Vorhalle, durch welche man in den stolz sich in die Lüfte erhebenden Bau der Republik eintritt [1]).

1) Es wird wohl nicht oft vorkommen, dafs sich der Historiker auf einen Roman als Belegquelle für seine Ansicht berufen darf. Und doch trifft dies bei den die Leicestersche Periode behandelnden Romanen der Frau Bosboom-Toussaint („Graf Leicester in den Niederlanden"; „Die Frauen aus der Leicesterschen Periode"; „Gideon Floriszoon") derart zu, dafs man das rechte Verständnis dieser Periode erst aus den genannten Werken erhält. Freilich gingen der Veröffentlichung dieser Arbeiten auch verschiedene Jahre angestrengter Archiv- und Quellenstudien voran, und es wird das bleibende Verdienst dieser genialen Frau sein, dafs sie zuerst den Beweis geliefert hat, dafs Leicester von dem Volke geachtet und geliebt wurde, und mit diesem starken Rückhalte den im Anfang gewifs nicht aussichtslosen Kampf gegen Regenten und Staaten begann, während die frühere Geschichtsbetrachtung in dem Grafen nicht viel mehr als einen Nachdruck Philipps oder Albas zu sehen gewohnt war. Groen van Prinsterer hat dieses Verdienst auch unumwunden anerkannt. Vgl. Groen van Prinsterer, Maurice et Barneveld, p. LIV.

Zweites Kapitel.

Einfluſs der spanischen Politik auf das Schicksal der Provinzen. Moritz von Oranien und seine Feldzüge. Oldenbarnevelts Wirksamkeit. Der Friede von Vervins.

I.

Als Leicester das Land verlieſs, herrschte dieselbe Uneinigkeit und Verwirrung wie bei seiner Abreise im Dezember 1586. Der Staatsrat war wieder wie damals mit der Führung der Geschäfte betraut, denn die Urkunde, in der der Graf sein Amt niederlegte, wurde den Staaten erst im März 1588 eingehändigt und in dieser Zwischenzeit hoffte die Volkspartei, die trotz ihrer Niederlage immer noch über einen achtunggebietenden Anhang verfügte, stets noch auf die Rückkehr ihres Lieblings. Trotziger als je erhob seine Partei in Utrecht das Haupt, Sonoy verweigerte offen den Gehorsam, und an zehn Plätzen zugleich meuterte das schlecht bezahlte Kriegsvolk — der Bürgerkrieg stand vor der Thür! Und im Süden stand Parma jeden Augenblick schlagfertig da, um die fünf widerspenstigen Provinzen zum Gehorsam unter den König zurückzubringen. Von auswärts war in diesem Augenblick weniger als je Hilfe zu erwarten; Elisabeth, gekränkt über die ihrem Günstling zugefügten Beleidigungen, wollte von einer Unterstützung der undankbaren Staaten nichts mehr hören, aufrichtig wünschte sie die Versöhnung mit Spanien, im März kamen ihre Unterhändler nach Flandern, aber Parma suchte die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen und ihnen den Schein der Aufrichtigkeit zu geben. In Frankreich hatte die spanisch-gesinnte Guisenpartei die Ober-

hand und wenn nach dem bald zu erwartenden kinderlosen Absterben Heinrichs III. der Herzog von Guise den Thron besteigen konnte, so kam Heinrich von Navarra, der Freund der Provinzen, nicht mehr in Betracht. Noch niemals seit 1572 waren die Aussichten Spaniens so günstig gewesen, um den Aufstand für immer niederzuschlagen und hätte man in Madrid Parmas Ratschläge befolgt, so hätte der Norden nach menschlicher Berechnung das Schicksal des Südens geteilt. Aber die Politik am Madrider Hofe beschäftigte sich jetzt mit anderen Projekten; der Plan einer spanischen Weltherrschaft sollte zur Ausführung kommen und die Sache der Provinzen kam nunmehr erst in zweiter Linie in Betracht. Durch die Eroberung Portugals war Spanien auch in den Besitz der Kolonieen desselben gekommen, und von Italien über die andere Hemisphäre bis nach Indien hielt es die Türkei umschlossen, und wenn auch England in die Staatenreihe der spanischen Monarchie eingefügt war, dann stand der Realisierung der Idee, für welche Philipp sein ganzes Leben lang gekämpft hat, der Ausrottung des Protestantismus und der unbedingten Herrschaft der katholischen Kirche, nichts mehr im Wege. Astrologen und Wahrsager hatten für das Jahr 1588 den Untergang großer Reiche und wunderbare Begebenheiten angekündigt.

Schon zur Zeit, als Alba in den Niederlanden war, hatte Philipp den Aufstand Norfolks zu einem Angriff auf England benützen wollen, aber jener, der die unberechenbaren Folgen einer etwaigen Niederlage befürchtete [1], hatte es so weit gebracht, daß der König seinen Plan beinahe schon aufgegeben hatte, als Norfolks Hinrichtung ihn der Mühe überhob, weiter über die Sache zu beratschlagen. Aber im Beginn der achtziger Jahre nahm der König seinen Plan wieder auf, in seinen Briefen an Parma nimmt derselbe mehr und mehr greifbare Gestalt an und

1) „Corresp. de Phil.“ II, 193.

nach dem Falle Antwerpens wurde in Spanien mit den Rüstungen der Armada begonnen und in allen Häfen eine so fieberhafte Thätigkeit entfaltet, daſs endlich im Jahr 1588 die Unternehmung ausgeführt werden konnte. Idiaquez und Christoval de Moura, die spanischen Minister, hatten den König hauptsächlich in seinem Vorhaben bestärkt.

Einen ungünstigeren Zeitpunkt für einen Einfall in England hätte man kaum wählen können: seit der Hinrichtung Maria Stuarts stand Elisabeths Thron fester als jemals, und vor allem muſste die Lage in den Niederlanden eine Unternehmung verbieten, die auch im glücklichsten Falle doch die besten Kräfte von Spanien der nahe in Aussicht stehenden Unterdrückung des Aufstandes entziehen würde. In diesem Sinne hatte Parma in seinen Berichten an den König geraten; nunmehr, da an dem Entschluſs desselben nicht mehr zu rütteln war, war er wenigstens darauf bedacht, seinen eigenen Plan, die Unterwerfung der Provinzen, mit dem Philipps zu kombinieren, und er trat deshalb mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität für die vom Marquis von Santa Cruz, dem tüchtigsten Admiral in Spanien und voraussichtlichen Befehlshaber der Armada, dargelegte Notwendigkeit ein, vor dem Auslaufen der Flotte aus den spanischen Häfen sich eines für tiefgehende Schiffe eignenden Hafens in der Nordsee zu bemächtigen, ohne welchen ein einziger Sturm die ganze Flotte vernichten konnte. Ein solcher Hafen war aber Vlissingen und Parma machte sich anheischig, dasselbe innerhalb einiger Monate zu nehmen. Aber der König wollte von längerem Aufschub nichts mehr wissen, in seinem Kabinett war man überzeugt, daſs mit der Eroberung Englands auch die Niederlande unterworfen sein würden.

Das Schicksal der Armada ist bekannt. Parma, der seit einem Jahre fast jeden ihm aus Spanien geschickten Thaler auf die Ausrüstung einer Flotte verwandt hatte,

die er der Armada zuführen wollte, war durch holländische Schiffe verhindert worden, an der Expedition teilzunehmen. Sobald Sonoy in Nordholland unschädlich gemacht war, arbeiteten Holland und Zeeland mit verdoppeltem Eifer an ihren Rüstungen, denn hier war man trotz der von Elisabeth zur Schau getragenen Sorglosigkeit ebenfalls hinter Philipps und Parmas wahre Absichten gekommen; die holländische und zeeländische Küste war mit Kriegsfahrzeugen aller Art bedeckt, nach einem Beschlufs des Admiralitätskollegiums sollten die gröfsten Schiffe zwischen Holland und England kreuzen, ein kleineres Geschwader mufste sich innerhalb der Banken aufstellen, eine andere Flotte aus kleineren Schiffen fuhr bei Vlissingen und Rammekens hin und her; aufserdem war Moritz ermächtigt worden, auf alle gröfseren tauglichen Kauffahrteischiffe Beschlag zu legen und sie in Kriegsschiffe zu verwandeln. So zählte die holländisch-zeeländische Flotte 90 gröfsere und 50 kleinere Schiffe. Moritz hatte der Königin selbst seine Dienste angeboten und sich mit Howard, dem englischen Admiral, ins Einvernehmen gesetzt, und kaum hatte sich Philipp der erstaunten Welt offen als Vollstrecker des gegen Elisabeth geschleuderten päpstlichen Bannstrahls vorgestellt, als sich zeigte, wie viel die von den Generalstaaten genommenen Mafsregeln zur Vereitelung des spanischen Unternehmens beitrugen. Auf der Rhede von Calais sollte Parma mit seinem Geschwader, das 17000 Mann Kerntruppen anführte, zu der Armada stofsen, allein die holländischen Schiffe verhinderten ihn am Auslaufen, denn sie hielten die Scheldemündungen und die gefährlichen Untiefen an der Küste von Nieuwpoort und Dünkirchen versperrt; dafür schoben aber auch die spanischen Admirale alle Schuld am Unglücke der Armada auf Parma; hätten sie seinem Rate gefolgt und zuerst Vlissingen genommen, dann hätte man keinen Sturm zu befürchten gehabt [1].

1) Bor XXV.

Unberechenbar waren die Folgen dieser Niederlage für die Sache der Provinzen. Hatte die Tapferkeit und der Mut der Engländer und Niederländer auch geringeren Anteil an der Demütigung Philipps gehabt, als die Macht der Elemente und die unverzeihlichen Mifsgriffe der spanischen Befehlshaber selbst, so fühlten sie sich doch als Sieger über eine gemeinschaftlich bestandene Gefahr, und dieses Selbstgefühl trug bei den Niederländern nicht wenig zur Wiederbelebung schon gesunkener Hoffnungen bei. Was man so häufig im Leben eines Volkes eintreffen sieht, dafs die inneren Zwistigkeiten durch eine glückliche Aktion nach aufsen verschwinden oder doch ihren gefährlichen Charakter verlieren, geschah auch hier, und überdies hatte der gemeinschaftliche Sieg das durch den Streit der Staaten mit Leicester gestörte gute Verhältnis zwischen den Provinzen und England wiederhergestellt; am Ende des Jahres sandte Elisabeth Sir John Norris, um den Staaten ihre Glückwünsche und ihren Dank für die rechtzeitig geleistete Hilfe zu überbringen und sie zugleich zur Teilnahme an neuen Unternehmungen gegen den gemeinschaftlichen Feind einzuladen. Was aber für die nächste Zukunft von der allergröfsten Wichtigkeit war: Elisabeth befand sich jetzt in offenem Kriege mit Spanien, und die Provinzen standen in ihrem Kampfe nicht mehr allein. Der Untergang der Armada wurde im ganzen protestantischen Europa mit Freude und Genugthuung vernommen; was die Bartholomäusnacht für den Protestantismus gewesen war, das bedeutete die Niederlage im Kanal für den in Philipp personifizierten aggressiven Katholicismus, denn Spaniens Grofsmachtstellung in Europa war gewaltig erschüttert worden.

Parma, ebenso mifsmuthig über die Unthätigkeit, zu der er wider seinen Willen verurteilt gewesen war, wie empört über die von spanischer Seite gegen ihn ausgestreuten Beschuldigungen, beschlofs, durch eine glänzende Waffenthat den seinem Schild angehefteten Makel wieder

auszuwischen. Er führte das Heer, das in platten Schiffen von Nieuwpoort und Dünkirchen „ein- und wieder ausgepackt“ worden war, vor Bergen op Zoom, um den Platz durch einen Handstreich zu nehmen und den Streif- und Plünderzügen, welche die Staatischen von hier aus bis unter die Thore von Antwerpen unternahmen, ein Ende zu machen. Aber die ganze Unternehmung nahm ein schmähliches Ende: ein Anschlag auf die gegenüberliegende Insel Tholen, um der Stadt die Zufuhr zu Wasser abzuschneiden, scheiterte an der Wachsamkeit der Besatzung, und so hob er, da er Bergen doch nicht umzingeln konnte und die Jahreszeit schon vorgerückt war, die Belagerung auf und bezog Winterquartiere in Brabant (13. November) [1]. Parmas Feinde aber, in deren vorderster Reihe der Bruder Granvellas, Champagny und Philipps natürlicher Sohn, der Herzog von Pastrana standen, konnten ihre Beschuldigungen und Verdächtigungen nunmehr verdoppeln und selbst der hochverräterische Plan, sich zum unabhängigen Herrn der Niederlande zu machen, wurde ihm zugeschrieben [2].

II.

Mehr noch als die spanische Diversion gegen England kam den Provinzen die Einmischung Philipps in die französischen Angelegenheiten zustatten und wenn man einen Augenblick an die Möglichkeit denkt, dafs die Unmasse von Kraft, die hier doch zwecklos vergeudet wurde, zur Unterwerfung des aufständischen Nordens verwendet worden wäre, so leidet es fast keinen Zweifel, dafs die Republik ihre Existenz und Entwickelung beinahe allein dieser Richtung der spanischen Politik verdankt.

1) Bor XXV, 21.
2) Motley, 20. Kap Bor XXVI, 31.

Das Jahr 1588 war noch nicht zu Ende gegangen, als die Ermordung des Herzogs von Guise auf dem Schlosse zu Blois den Zusammensturz der Liga und die Vernichtung des spanischen Einflusses in Frankreich in drohende Aussicht stellte. Parma, der die Intentionen seines Herrn in dieser Hinsicht kannte, schickte, ohne den Befehl aus Madrid dazu abzuwarten, und obwohl er selbst in dringender Geldverlegenheit war, so viel, als er im Augenblicke aufbringen konnte, an die Partei des Ermordeten. Alsbald kam denn auch von Philipp die Weisung, sich in den Niederlanden jeder Unternehmung zu enthalten, welche ihn verhindern könnte, in Frankreich die spanischen Interessen mit dem Einsatz aller seiner Kräfte au verteidigen. Damit mufste er sein Vorhaben, beim Anfang des folgenden Frühjahrs den Norden von verschiedenen Seiten kräftig anzugreifen, aufgeben, und aufser einigen unbedeutenden Kriegsverrichtungen wurde in den zwei folgenden Jahren gegen die Staaten nichts von Bedeutung unternommen. Zwar wurde ihm im April 1589 die Festung Geertruidenberg [1]) von der unbezahlten meuterischen englischen Besatzung, deren Befehlshaber von Moritz schwer beleidigt worden war, übergeben, wodurch die Binnenschiffahrt von Holland in sehr empfindlicher Weise beeinträchtigt wurde, aber Parma selbst mufste zur Wiederherstellung seiner Gesundheit die Bäder in Spa gebrauchen, und sein Stellvertreter Mansfeldt war ein ebenso mittelmäfsiger wie unglücklicher Feldherr; Heusden und Bommel wurden vergeblich von ihm belagert, und ohne irgendetwas von Bedeutung ausgeführt zu haben, mufste er im Herbst wieder in sein Winterquartier nach Brabant zurückkehren. Oben im Norden konnte Verdugo, der umsonst Geld und Truppenverstärkungen verlangte, gegen den vorsichtigen und wachsamen

1) Bor XXIV, 104 sqq. u. XXVI, 9. v. Deventer, Gedenkst. I, 213 sqq.

Statthalter von Friesland ebenfalls nichts ausrichten. Nur am Oberrhein hatte die spanische Kriegführung einige Resultate aufzuweisen: Bonn, kurz vorher durch einen kühnen Handstreich von Maarten Schenk erobert, mufste sich am 19. September 1589 ergeben, dasselbe Schicksal hatte im Dezember Wachtendonk, und bald darauf fiel auch Rynberk, die letzte Stadt des Erzbistums Köln, die dem abgesetzten Truchsefs treu geblieben war. Ein am 10. August desselben Jahres von Maarten Schenk unternommener Anschlag auf Nymegen, wobei dieser selbst das Leben verlor, war ebenfalls mifslungen [1]). Aber diese Vorteile kamen kaum in Betracht gegen ein anderes Ereignis von sehr beunruhigender Natur. Eines der ältesten und angesehensten spanischen Regimenter, das tercio viejo, hatte sich empört und konnte nur mit Waffengewalt zum Gehorsam zurückgebracht werden; der Vorwand zur Meuterei war das gespannte Verhältnis zwischen seinem Oberst und Mansfeldt, zu dessen militärischen Fähigkeiten man kein Vertrauen hatte, in der That war es aber der rückständige Sold gewesen, der den Soldatenaufruhr veranlafst hatte. Bis jetzt waren es nur wallonische und deutsche Regimenter gewesen, die gemeutert hatten, und nun hatten sich zum erstenmale spanische

1) Maarten Schenk van Niddegum, eine echte Freibeuternatur, war aus spanischem Dienste in den der Staaten übergetreten. Er war das Ebenbild Marten van Rossums, des geldrischen Feldhauptmanns unter Karl von Egmond. In staatischem Dienste that er den Spaniern grofsen Abbruch, seine meistens auf Raub und Plünderung gerichteten Expeditionen unternahm er auf eigene Faust; er war so gefürchtet, dafs Mütter ihre Kinder mit seinem Namen bange machten. Bei dem Anschlag auf Nymegen (10. Aug. 1589) trat er, nachdem er durch ein Thor eingedrungen war, mit nur wenigen Begleitern in ein Haus, wo eine Hochzeit gefeiert wurde; da aber die Truppen, die er mitgebracht, durch die starke Strömung der Waal an Nymegen vorbeigetrieben wurden, mufste er sich zurückziehen und er ertrank auf der Flucht im Flusse. Vgl. Motley, 20. Kap. Schlufs, und Bor XXVI, 42.

Soldaten erhoben; Parma begriff, daſs ein strenges Beispiel statuiert werden müsse, und er löste deshalb das Regiment trotz aller Fürbitten spanischer Groſser auf. Aber schon nach vier Monaten meuterte ein anderes spanisches Regiment, verjagte seine Offiziere und bemächtigte sich seiner Garnisonsplätze Kortryk und Meenen. Parma muſste ruhig zusehen, drei Monate dauerte die Meuterei, und erst als sie den rückständigen Sold und einen andern Oberst erhalten hatten, kehrten sie zum Gehorsam zurück. Die Soldaten wuſsten fortan, wie sie zu ihrem Geld kommen konnten.

Indessen hatte sich Parma von Spa nach Binch in Hennegau begeben, um dem französischen Schauplatz näher zu sein, wo die Liga Schritt für Schritt an Boden verlor. Trotz der dringendsten Vorstellungen der Häupter der Liga, mit denen er hier zusammenkam, wagte er es doch nicht, auf eigene Faust in den französischen Bürgerkrieg einzugreifen, und er sandte deshalb einen seiner erprobtesten Räte, den Präsidenten Richardot, nach Spanien, um sowohl die von seinen Feinden gegen ihn ausgestreuten Gerüchte zu widerlegen, als auch um dem König die kritische Lage in den Niederlanden vorzustellen und zu warnen, sich in eine so gewagte Unternehmung zu stürzen, welche die Unterwerfung der aufständischen Provinzen in unabsehbare Ferne rücken muſste. Richardot brachte zwar die Versicherung des unbedingten königlichen Vertrauens in die Fähigkeiten und Treue Parmas, aber auch die gemessene Weisung mit, daſs dieser die Liga mit Hilfstruppen unterstützen und sich bereit halten solle, an der Spitze seines Heeres sobald als möglich selbst in Frankreich einzurücken.

Von seinem Standpunkt aus konnte Philipp gar nicht anders handeln, denn in Frankreich stand in diesem Augenblick für Spanien mehr auf dem Spiel als in den Niederlanden. Heinrich III. war ermordet und von der Besetzung des französischen Thrones hing das Los des

Katholicismus und Protestantismus ab. Konnte Frankreich entweder durch die Erhebung Mayennes zum König oder durch Umstofsung des salischen Gesetzes, wodurch dann Philipps Tochter ihre Ansprüche geltend machen konnte, ins Fahrwasser der spanischen Politik geleitet werden, dann war die Herrschaft des Katholicismus in Westeuropa versichert und dann konnten Deutschland und die Niederlande demselben Zweck dienstbar gemacht werden. Bestieg aber der hugenottische Béarner den Thron, dann wurde dieser von selbst das Haupt aller Protestanten und die von letzteren lang angestrebte Union war da: Elisabeth, die protestantischen Fürsten von Deutschland, Dänemark und vielleicht Schottland würden sich mit dem ketzerischen Könige vereinigen, und damit wäre auch die Unterwerfung der Niederlande unmöglich geworden. Schon einmal, im Jahre 1572, hatte eine solche Möglichkeit sich drohend erhoben, als Karl IX. für Colignys Pläne so gut wie gewonnen war, als eine Heirat Anjous mit Elisabeth und damit eine englisch-französische Koalition in Aussicht stand, als Ludwig von Nassau mit Hilfe französischer Hugenotten sich Bergens in Hennegau bemächtigt und ganz Holland und Zeeland nach der Einnahe Brielles sich erhoben hatten; aber die Bartholomäusnacht hatte Spanien aus dieser Gefahr gerettet. Dafs man sich allenthalben des Ernstes der Lage bewufst war, dafs man instinktiv fühlte, wie in Frankreich um die Gestaltung des Loses von Europa gestritten wurde, beweist schon der Umstand, dafs die Staaten, obwohl im eigenen Lande vollauf beschäftigt und in nichts weniger als glänzender finanzieller Lage doch noch die Mittel zur Unterstützung Heinrichs von Navarra zu finden wufsten [1]). Philipp hätte für das Interesse Spaniens in der That schlecht gesorgt, er hätte mit seiner ganzen Vergangenheit und mit seiner Politik brechen müssen, wenn er bei

1) Bor XXVI, 56. Ende 1589 sandten sie ihm 30 000 Kronen.

den Vorgängen in Frankreich müssiger Zuschauer geblieben wäre. Und dagegen vermochten die auch nach der Ankunft Richardots dem Könige in schnell aufeinanderfolgenden Briefen dargelegten Bedenken Parmas nichts, ebenso wenig als die Unzufriedenheit der belgischen Groſsen, besonders Champagnys, die sich beklagten, daſs ihr Landesherr ihre eigene Sicherheit aufs Spiel setzte, um Fremden im Auslande zu helfen. Selbst Idiaquez, einer seiner Minister, riet dem Könige, statt offen auf die Seite der Liga zu treten, lieber den Parteihader in Frankreich noch mehr anzufachen und im geschickten Augenblick über das geschwächte Land herzufallen, aber der Rat von Christoval de Moura, des portugiesischen Edelmannes, der zur Eroberung Portugals geholfen und zur Expedition nach England getrieben hatte, trug den Sieg davon, denn er stimmte sowohl mit den Ermahnungen des Papstes wie mit dem geheimen Wunsche Philipps, das Haupt seiner Lieblingstochter mit einer Krone zu schmücken, vollständig überein.

Dem von Richardot überbrachten Befehle gemäſs hatte Parma eine auserlesene Reiterabteilung, 1500 Mann stark, darunter viele belgische Edelleute, unter dem Befehle von Philipp von Egmont der Liga zuhilfe geschickt. Man kennt den Tag von Ivry, das Heer Mayennes wurde auseinandergesprengt, Parmas Reiter erlitten eine blutige Niederlage und ihr Anführer blieb mit 300 derselben auf dem Schlachtfeld (14. März 1590). Jetzt kam von Madrid der gemessene Befehl, daſs Parma selbst an der Spitze seines Heeres nach Frankreich rücken solle, ohne sich um die Niederlande weiter zu bekümmern.

Er gehorchte, sandte seine Reiterei voraus und brach im August 1590 mit seinem ganzen Heere auf. Der Entschluſs mag ihm schwer geworden sein; das beste Heer, das seit langer Zeit auf die Beine gestellt worden war, aus dem Lande wegzuführen, wo er nur zuzugreifen hatte, um sich neue Lorbeeren um die Schläfe zu winden. Er

kam noch gerade zu rechter Zeit an, um das von Heinrich von Navarra belagerte Paris, das auf dem Punkte stand, dem Hunger zu erliegen, zu entsetzen. Heinrich hob die Belagerung auf, aber die ihm angebotene Schlacht nahm Parma nicht an, er liefs einen Teil seines Heeres zur Verstärkung der ligistischen Truppen in Frankreich, mit dem anderen kehrte er in die Niederlande zurück, wo er im Dezember ankam. Was er in Frankreich gesehen und erlebt hatte, war nicht dazu angethan, ihn zu einem zweiten Zuge zu begeistern: die Eifersucht der ligistischen Anführer aufeinander, ihre Habsucht und Sorglosigkeit, sowie ihre Bekämpfung der Ansprüche Philipps und ihre unverschämten Ansprüche auf seine Kriegskasse hatten ihn geärgert und erbittert. Und jetzt nachdem er abgezogen war, machten sich Verleumdungen und Verdächtigungen breit, Mayenne glaubte, dafs er den Krieg in spanischem Interesse in die Länge ziehen wolle, und der spanische Gesandte in Paris beschuldigte ihn bei Philipp geradezu, dafs er als italienischer Fürst aus Eifersucht gar nicht daran denke, die spanische Herrschaft in Frankreich zu befestigen und dafs er deshalb absichtlich zu spät gekommen und zu früh abgezogen sei. Wieder sah sich Parma deshalb veranlafst, nach seiner Ankunft in Brüssel einen Vertrauten mit denselben Aufträgen, wie früher Richardot, nach Spanien zu schicken. Die undankbare Aufgabe, den König diesesmal eines bessern zu überzeugen, hatte der junge Idiaquez, der Sohn des spanischen Ministers übernommen, aber wie vorauszusehen war, kam auch er mit denselben Instruktionen, wie sein Vorgänger, zurück. Während dieser Zeit aber und schon vorher hatten sich auf dem nördlichen Kriegsschauplatz Dinge zugetragen, welche die düsteren Prophezeiungen Parmas in ihrem vollen Umfange bewahrheiteten.

III.

Noch hatte Parma dem Lande nicht den Rücken gekehrt, um seinen Marsch nach Frankreich anzutreten, als im Norden ein Jubelruf erklang, der dem spanischen Feldherrn der sprechendste Beweis für die Schwierigkeit und Unhaltbarkeit seiner Lage sein mufste. Das starke und wichtige Breda war durch einen kühnen Handstreich den Spaniern entrissen worden.

Wenige Ereignisse aus dem Freiheitskampfe sind mit einem so romantischen Nimbus umgeben und von keiner anderen Waffenthat hat sich das spätere Geschlecht eine so lebhafte Vorstellung bewahrt, als von dieser. Während sich Moritz im Februar 1590 auf dem Schlosse von Voorne aufhielt, kam ein Schiffer Adrian van den Bergen zu ihm, der seit längerer Zeit in das Kastell zu Breda Torf lieferte. Da er bei Offizieren und allen Wachtposten gut bekannt war, so wurde sein Schiff auch nicht mehr visitiert, und er legte deshalb dem Prinzen einen Plan vor, um Stadt und Festung zu überrumpeln. Letzterer beriet sich mit Oldenbarnevelt darüber, und beide waren der Meinung, dafs sich niemand besser zum Anführer beim Unternehmen eigne als der Kapitän Charles de Heraugière, ein Edelmann aus Kameryk, seit längerer Zeit in staatischem Dienst, wo er sich bei mancher Gelegenheit ausgezeichnet hatte, aber auch in den Leicesterschen Anschlag auf Leiden verwickelt gewesen war. Philipp von Nassau, ein Bruder des Statthalters von Friesland, damals Gouverneur von Gorkum, Workum und Loevestein, der Graf Hohenlo und der Präsident des Hofes von Holland, Van der Myle und noch einige andere wurden in das Geheimnis eingeweiht. Heraugière wählte aus seiner Compagnie und einigen anderen Regimentern achtundsechzig tapfere und entschlossene Männer aus, auf deren Mut er sich unter allen Umständen verlassen konnte. Am 25. Februar verliefs Moritz mit seinem Stab

den Haag, wie es hiefs, um sich nach Dordrecht zu begeben, in Wahrheit aber zog er nach Willemstad, von wo er alsbald in die Unternehmung eingreifen konnte. Um 11 Uhr in derselben Nacht kam Heraugière mit seinen Leuten an den mit dem Schiffer verabredeten Platz, aber weder dieser, noch sein Schiff war da. Als die kleine Schar den Rückzug angetreten hatte, begegnete er ihnen, da aber die Nacht für die Unternehmung zu weit vorgerückt war, versprach er, in der folgenden Nacht zur bestimmten Zeit zur Stelle zu sein. Er selbst kam zwar nicht, dafür hatte er zwei seiner Neffen, „echte Waghälse“ geschickt.

Am 26. Februar begaben sich die 68 Männer an Bord des scheinbar mit Torf beladenen Fahrzeuges. Die Reise ging sehr langsam von statten, denn der scharfe Ostwind trieb nicht nur zahlreiche Eisschollen an, sondern jagte auch das Wasser vor sich her, so dafs das Schiff mehr als einmal in Gefahr stand, auf Untiefen aufzulaufen. Man konnte unmöglich weiter, und so mufsten die Leute in dem engen Schiffsraum von Montag Abend bis Donnerstag Morgen dem Hunger und empfindlicher Kälte ausgesetzt bleiben. Da sie einer Stärkung bedurften, stiegen sie bei einem einsamen Schlosse, Noorddam, ans Ufer. Der Wind war indessen umgeschlagen, aber sie brauchten noch zwei volle Tage, um den nur wenige Meilen betragenden Weg zurückzulegen, und erst am Samstag Mittag fuhren sie durch die letzte Schleuse, und es war etwa 3 Uhr, als der Schlagbaum hinter ihnen fiel. An einen Rückzug war jetzt nicht mehr zu denken, entweder mufste das Schlofs genommen werden, oder aller bis auf den letzten Mann wartete das kurze Standrecht.

Im äufseren Hafen kam ein Offizier der Wache an Bord, trat in die Kajüte, wo er nur durch eine lose Schiebthüre vom Schiffsraum geschieden war, ein unvorsichtiger Laut, ein leises Husten hätte die sonderbare

Ladung alsbald verraten. Als sich das Schiff dem Festungsthor näherte, stiefs es auf einen unter dem Wasser befindlichen Pfahl, bekam einen Leck und drohte zu sinken. Innerhalb weniger Minuten standen die achtundsechzig bis an die Kniee im eiskalten Wasser, aber die Schiffer pumpten aus Leibeskräften, und bald erschienen einige spanische Soldaten, um das Fahrzeug in den inneren Hafen zu ziehen, wo es dicht an der Wache des Kastells festgelegt wurde. Alsbald begannen herbeigeströmte Arbeiter den Torf auszuladen, aber infolge des kalten Bades stellte sich unten im Schiffsraum ein allgemeines Niesen und Husten ein, das gefährlich zu werden drohte. Ein Offizier, Helt, zog seinen Dolch und bat seinen Nachbar, ihn damit niederzustofsen, damit die andern durch ihn nicht verraten würden. Indes machten die Schiffer mit dem Auspumpen des Wassers so viel Geräusch, dafs auch diese Gefahr vorüberging. Endlich entfernte sich das herbeigekommene Volk und zuletzt auch der Diener des wachehabenden Offiziers, dem der Schiffer die Versicherung gab, „dafs der beste Torf unten im Schiffe liege und dafs dieser für den Kommandanten bewahrt sei, der morgen davon bekommen solle.“

Der andere Schiffer gab alsbald dem Prinzen Bericht, dafs bis jetzt alles nach Wunsch abgelaufen war, überdies hatte er eben vernommen, dafs der Kommandant der Festung, Lanzavecchia, sich nach Geertruidenberg, das er von Moritz bedroht glaubte, begeben und den Oberbefehl über das Kastell seinem Sohne, einem unerfahrenen Knaben, übertragen habe. Eben vor Mitternacht verliefs die kleine Heldenschar das Schiff, nachdem Heraugière noch eine kurze Ansprache an sie gehalten und sie in zwei Haufen geteilt hatte; mit dem einen wollte er selbst die Wache überrumpeln, der andere mufste das Zeughaus nehmen. Beides gelang auch vollständig: Heraugière stiefs den Hauptmann der Wache nieder, die bald bis auf den letzten Mann niedergemacht war, während die andere Ab-

teilung in das Zeughaus eingedrungen war, dessen Verteidiger ebenfalls sämtlich über die Klinge gejagt wurden. Ein panischer Schrecken ergriff den Rest der Garnison, hätte sie sich zur Wehr gesetzt, so wäre Heraugière arg in die Klemme gekommen, sie dachte nicht einmal daran, die Brücke, die vom Schlofs in die Stadt führte, zu zerstören oder die Bürger zur Unterstützung aufzurufen; der junge Lanzavecchia wagte zwar einen Ausfall aus dem Kastell, wurde aber verwundet und zurückgeworfen und versuchte nun zu unterhandeln. Während dessen war die Vorhut von Moritz unter Hohenlo ebenfalls eingedrungen, und bald erschien der Prinz selbst, begleitet von Philipp von Nassau, dem Admiral Justinus von Nassau, dem Grafen von Solms, Peter van der Does und dem englischen Oberst Sir Francis de Vere. Als die Sonne aufging, beschien sie eine in den Besitz der Staaten gekommene Stadt; von der kühnen Heldenschar hatte kein einziger das Leben verloren. In derselben Nacht noch gab Moritz den Generalstaaten Bericht von dem glücklichen Ereignis, und Hohenlo schrieb an Oldenbarnevelt die Worte: „Stadt und Festung Breda sind unser, ohne dafs wir einen einzigen Mann verloren haben, die Besatzung bot keinen Widerstand, sondern floh entsetzt aus der Stadt [1].“

Die Freude, die in den Provinzen durch die glückliche Waffenthat allenthalben hervorgerufen wurde, war unbeschreiblich; in allen Städten läutete man die Glocken, Freudenfeuer erhellten die Winternacht, und in den Kirchen stiegen Dankgebete zum Himmel empor. Fast höher noch als der materielle Gewinn war die moralische Wirkung des Ereignisses anzuschlagen, denn nach einer Reihe von niederschlagenden Unglücksfällen war zum erstenmal wieder die Sonne des Glücks über den Provinzen aufgegangen.

1) Vgl. darüber die drastische Schilderung Motleys im 21. Kap. Bor XXVII, 22.

Man kann sich denken, welchen niederschmetternden Eindruck die Nachricht auf Parma machen mufste. Seine Wut war grenzenlos, drei Obersten wurden in Brüssel öffentlich enthauptet, einem vierten rettete nur seine Blutsverwandtschaft mit dem Herzog von Terranova das Leben, und Lanzavecchia wurde als Gouverneur von Geertruidenberg abgesetzt; und was das Ärgste für ihn war, er war nicht einmal imstande, einen Versuch zur Wiedereroberung Bredas zu machen, da ihn das Machtwort Philipps nach Frankreich rief. Von dieser seiner Abwesenheit machte denn auch Moritz ergiebigen Gebrauch, indem er aus einer Reihe kleinerer Festungen in Nordbrabant — Hemert, Elshout, Crevecoeur, Terheyden, Steenbergen, Rosendaal und Oosterhout — die spanischen Besatzungen vertrieb; denn Elisabeth, die befürchtete, dafs Heinrich von Navarra dem Heere Parmas nicht gewachsen sein möchte, hatte den Staaten gegenüber den Wunsch ausgesprochen, dafs sie durch Ergreifung der Offensive den spanischen Feldherrn zum Zurücksenden eines Teils seiner Truppen in die Niederlande zwingen sollten [1]. Noch besser halfen dem Béurner aber Parmas eigene Leute: ein spanisches Regiment in Brabant meuterte, plünderte und brandschatzte das Land, ein ganzes Jahr lang mufste mit den Aufrührern unterhandelt werden, ehe sie durch Bezahlung des rückständigen Soldes zufriedengestellt wieder in Dienst traten, aber während eines vollen Jahres fochten sie in den Gliedern der Spanier nicht mit. Dasselbe wiederholte sich im Norden bei Verdugo. Am 15. März 1590 hatte er an Parma einen verzweifelten Brief geschrieben und um Geld und Truppen gebeten, später kam er selbst nach Brüssel, um seinen Vorstellungen Nachdruck zu verleihen, aber woher sollte Parma Geld und frische Truppen nehmen, da die Expedition nach Frankreich alles verschlungen hatte, was zur

1) Fruin, Tien jaren, p. 96.

Erhaltung der Niederlande unentbehrlich gewesen wäre? Es war ein Glück für Spanien, dafs das staatische Heer während des Jahres 1590 sich an keine gröfseren Unternehmungen gewagt hatte.

Dafür hatte man aber an der Ordnung der inneren Angelegenheiten mit um so gröfserem Eifer und dem gewünschten Erfolg gearbeitet. Wie man durch Abdankung eines Teiles des Kriegsvolkes und pünktliche Bezahlung des Soldes für die Heranbildung eines kleinen, aber zuverlässigen Heeres sorgte, ist schon vermeldet, jede Meuterei und jeder Versuch, in verräterische Beziehungen zu dem Feinde zu treten, wurde mit unerbittlicher Strenge bestraft; alsbald nach der Übergabe Geertruidenbergs fertigten die Staaten ein Plakat aus, worin die Namen der Engländer und Niederländer, die zum Verrate mitgewirkt hatten, aufgezählt wurden, um sie der öffentlichen Verachtung preiszugeben und im Betretungsfalle ohne weitere Prozefsform aufzuknüpfen; Sonoy in Nordholland war ebenfalls zur Vernunft gebracht worden, und trotz aller englischen Vermittelungsversuche handhabten die Staaten seine Absetzung; das Streben Westfrieslands nach einer Sonderstellung, das unter der Leitung Maelsons eine Zeit lang gefährlich zu werden drohte, wurde beizeiten unschädlich gemacht, indem man Maelson selbst zu gewinnen wufste [1]; in Utrecht, dem früheren Mittelpunkt des Widerstandes gegen Holland und die Staaten, wurde der Magistrat im Sinne der früheren Partei verändert und Prounink mit seinem vlämischen und brabantischen Anhang aus der Stadt verbannt [2]. Durch Plakate gegen die Katholiken und die Ausübung der „päpstlichen, abscheulichen Abgötterei“ [3] gewann man die Predikanten, deren Eigenliebe und Eitelkeit schon vorher

1) Bor XXVI, 56.
2) Bor XXV, 26.
3) Kluit II, 497. Bor XXIV, 114.

nicht wenig geschmeichelt worden war, als man ihr Gutachten über Unterhandlungen mit Spanien eingeholt hatte. Als der Graf von Nieuwenaar im Oktober 1589 durch einen unglücklichen Zufall ums Leben gekommen war, nahmen Utrecht, Gelderland und Overyssel den Prinzen Moritz zu ihrem Statthalter an [1]), so daſs also in Zukunft der Oberbefehl über die Kontingente von fünf Provinzen in einer Hand vereinigt war. Zum Glück besaſs Friesland in Wilhelm Ludwig von Nassau einen Statthalter, der den oft widerwilligen Staaten seiner Provinz doch fast immer die Überzeugung beizubringen wuſste, daſs nur im engsten Anschluſs an die anderen Provinzen das angestrebte Ziel der vollständigen Vertreibung der Spanier erreicht werden könne. Und in der That, es dauerte verhältnismäſsig kurze Zeit, so waren die Provinzen wieder im Besitze aller der Plätze, die sie im Laufe der letzten Jahre durch eigene oder fremde Schuld verloren hatten: Zutfen, Deventer, Nymegen, Geertruidenberg und Groningen erlagen der genialen Kriegskunst des jungen Moritz, dessen Thaten in wenigen Jahren die Welt mit Bewunderung erfüllten.

IV.

Bis jetzt hatte man den Krieg nur verteidigenderweise geführt, niemand hatte im Ernst an die Möglichkeit gedacht, sich mit den alten erprobten spanischen Regimentern in offener Feldschlacht zu messen und durch regelrechte Belagerungen dem Feinde die eine oder andere wichtige Position zu entreiſsen. Man begnügte sich, die Festungen, die man noch besetzt hielt, zu verstärken, für

1) Der Graf war durch die Explosion eines Sprengstoffes, den man in seiner Gegenwart probierte, getötet worden. Über die neuen Statthaltereien von Moritz vgl. Bor XXVII, 14.

gehörigen Unterhalt des Heeres zu sorgen, etwaige Anschläge des Feindes zu vereiteln und die Gegner Spaniens, wie Elisabeth und Heinrich, durch Schiffe, Truppen und Geld zu unterstützen. Aber hätte man auch gewollt, so fehlte es doch an einem tüchtigen, erfahrenen Heerführer, in dessen Hände die Provinzen ihr Schicksal vertrauensvoll hätten legen können; Elisabeth fragte um diese Zeit den niederländischen Gesandten höhnend, welchen Feldherrn man in den Provinzen an die Spitze des Heeres zu stellen gedenke? der einzige, der sich einen Namen gemacht, Maarten Schenk, war tot, und Hohenlo war nicht der Mann, um ein selbständiges Truppenkommando zu führen. Und doch war die Gelegenheit nunmehr so günstig wie nie, um durch eine energische Kriegführung die militärische Lage zu verbessern; die Abwesenheit Parmas, die Verwickelung Spaniens in den französischen Bürgerkrieg, die fortwährenden Meutereien unter den spanischen Truppen, die unzureichend besetzten und in schlechtem Verteidigungszustand befindlichen Festungen, worüber man auf staatischer Seite durch hie und da aufgefangene Briefe sichere Kunde hatte —, alles dies mufste von selbst den Gedanken nahe legen, den Feind in seinem eigenen Gebiete anzugreifen.

Dem Statthalter von Friesland gebührt das Verdienst, diese glückliche Wendung herbeigeführt zu haben. Als ein Teil von Parmas Truppen nach Frankreich abgezogen war, begab er sich selbst nach dem Haag und drang bei den Staaten darauf an, von der günstigen Gelegenheit Gebrauch zu machen. Diese zauderten und wollten erst die Abreise Parmas abwarten, aber die glücklich vollbrachte Überrumpelung Bredas verfehlte ihren Eindruck auch auf die bedächtigen und alles minutiös abwägenden Mitglieder der Staaten nicht, und so beschlossen sie denn, im folgenden Feldzug die Offensive zu ergreifen. Die Provinzen bewilligten ansehnliche Summen zu aufserordentlichen Rüstungen, um 3000 Fufsknechte und 300

Reiter wurde das Heer über seinen gewöhnlichen Bestand vermehrt, so dafs man etwa 20000 Mann im Dienste hatte. Davon ging aber für Besatzungen der Festungen mehr als die Hälfte ab, und, die 2000 Engländer mitgerechnet, die Elisabeth noch in den Provinzen gelassen hatte, blieben für den Felddienst nicht mehr als 8000 Mann zu Fufs und 1800 Reiter übrig. Aber diese waren gut ausgerüstet und zuverlässig; Parma hatte allerdings 60000 Mann auf dem Papier, aber nicht die Hälfte davon unter den Fahnen; seine besten Regimenter waren in Frankreich, was in den Niederlanden an spanischen Truppen zurückgeblieben war, stand in qualitativer und quantitativer Hinsicht tief unter dem Niveau der staatischen.

Dafs diese in unglaublich kurzer Zeit zu Elitetruppen herangebildet wurden, wie man in Europa ihresgleichen nicht fand, ist ebenfalls das Verdienst Wilhelm Ludwigs. Auf keinen seiner Nachkommen und Verwandten war der Geist Oraniens in der Weise übergegangen, wie auf ihn, und es ist unmöglich, den einfachen, ernsten, tapfern, arbeitsamen und bescheidenen Grafen näher kennen zu lernen, ohne sich von ihm sympathisch angezogen zu fühlen. Wie sein Vater, der eifrige und überzeugungstreue Protestant, einen Teil seines Lebens und sein Vermögen der Sache der Freiheit der Provinzen geopfert hatte, so hat auch er seinem Adoptivvaterlande mit der hingebendsten Treue und Selbstaufopferung gedient. Sein äufserer Wirkungskreis war klein und bescheiden; als Oranien Statthalter von Friesland wurde, wurde Wilhelm Ludwig sein Stellvertreter, und er bekleidete dieses Amt bis zu seinem Tode. Es erforderte einen besonderen Takt, mit den mifstrauischen und auf die eben gewonnene Freiheit eifersüchtigen Staaten von Friesland stets auf gutem Fufs zu bleiben, aber trotz der beleidigendsten Anmafsungen verlor er sein Ziel keinen Augenblick aus den Augen. Wie kein anderer hat er in

das Geschick der andern Provinzen mit Rat und That eingegriffen und ohne ihn — dies wird nicht zu viel gesagt sein — wäre Moritz wohl nie der grofse Feldherr geworden [1]).

In der Kriegswissenschaft war er sein eigener Lehrmeister gewesen, denn von dem Augenblicke an, wo er seinen Posten in Friesland übernommen hatte, mufste er dasselbe mit den Waffen verteidigen. Sein Wissensdrang führte ihn zum klassischen Altertum, und hier war es insbesondere die Kriegskunst der Griechen und Römer, die ihn anzog; er kam bald zur Überzeugung, dafs sowohl die Theorie wie auch die Praxis der Alten den Standpunkt seiner eigenen Zeitgenossen weit hinter sich liefs. Besonders vertiefte er sich in das Studium des dem Kaiser Leo dem Thracier zugeschriebenen Werkes über die Kriegskunst; mit seinem vertrauten Rate, Everard van Reyd, verglich er die von Leo aufgestellten Regeln mit denen der älteren Schriftsteller, und er hielt es nicht unter seiner Würde, die darin beschriebenen Manövers mit Bleisoldaten auf einem Tische nachzuahmen, wobei ihm der Oberst Cornput, ein gelehrter Mann, „was unter dem Kriegsvolk selten ist“, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, mit seiner reichen Erfahrung zur Seite stand. Diese Bleisoldaten bekamen bald einen europäischen Ruf, hauptsächlich seitdem er die Theorie auf die Praxis anwandte und seine Friesen nach Art der alten Römer exerzieren liefs. Um den Spott über das ungewöhnliche Schauspiel kümmerte er sich nicht, denn bald zeichneten sich seine Truppen durch eine in diesem Zeitalter unbekannte Manöverierfähigkeit aus, er lehrte sie den Gebrauch des Schwertes nach römischer, den der Picke nach macedonischer Weise, und für die Hantierung des Schiefsgewehrs hatte er ein besonderes Reglement entworfen.

1) „Archives“, 2. Serie I. 131. 144. 149. 227 und Ubo Emmius, Vita G. S. comitis Nassaviae.

Was ihn besonders bei der alten Kriegskunst anzog, waren die von den römischen Soldaten ausgeführten Befestigungs- und Schanzwerke, aber es kostete ihn nicht geringe Mühe, seine Truppen an diese Arbeit, die damals von zusammengetriebenen Bauern verrichtet wurde und welche der mittelalterliche Söldner unter seiner Würde hielt, zu gewöhnen. Aber sein fester Wille kannte keine Schwierigkeiten, und schon bei den folgenden Belagerungen sollte sich diese Organisation glänzend bewähren [1]).

Der erste, der dieses Beispiel nachahmte, war sein Vetter Moriz. Von Wilhelm Ludwig zum Studium der Alten ermuntert, studierte er ebenfalls Leos Werk, und im Haag konnte man sich bald auch an dem fremdartigen

1) Über das Militärwesen der damaligen Zeit vgl. „Journal van Anthonis van Duyk" (1591—1602), herausgegeben von L. Mulder. Einleitung. Über die Disziplin, die im Heere herrschte, sagt der Venetianer Trevisano, der 1620 Amsterdam besuchte: „Ich glaube nicht, dafs in einem andern Staate das Militär in so guter Ordnung gehalten wird als hier. Die Soldaten werden immer um die zehn Tage bezahlt, und die Ausbezahlung des Soldes wird um keine Stunde verschoben. Hier herrscht der unbedingteste Gehorsam durch die gemessenste Strenge gegen die Übertreter. Es ist wunderbar zu sehen, wie alle Städte zur Zeit, wenn die Truppen in die Garnisonen gelegt werden, mit Ansuchen wetteifern, um so viel als möglich derselben zu bekommen; aber, was noch viel mehr sagen will, Privatpersonen laden die Soldaten ein, in ihren Häusern zu logieren. Der Vorteil, den die Stadt davon hat, ist grofs, da beinahe alle ihre Einkünfte aus den Steuern auf die Lebensmittel kommen. Der Soldat trinkt Bier und ifst Butter vom Hausherrn, der ihn beherbergt; dann hat der letztere noch Gewinn vom Logisgeld, wofür ein Soldat etwa 5 Pfund im Monat bezahlt, so dafs, wenn jemand ein kleines Zimmer mit zwei Betten vermietet, er sechs Soldaten logieren kann, da stets zwei auf der Wache sind; auf diese Weise empfängt er monatlich 30 Pfund, wovon er mit seiner Familie leben kann. Die Sitten des Landes sind derart, dafs der Hausherr keinen Anstand nimmt, Töchter und Schwiegertöchter mit den Soldaten allein zu lassen und seinen Geschäften nachzugehen. Vgl. „Relazione di Girolamo Trevisano anno 1620", p. 448 (herausgeg. vom Historisch Genootschap, Neue Serie, nr. 37).

Anblick ergötzen, dafs niederländische Soldaten nach Art römischer Gladiatoren Scheingefechte hielten. Wenn irgendein Feldherr durch harte Arbeit und jahrelanges angestrengtes Studium sich einen weltgeschichtlichen Namen gemacht hat, dann ist es sicher Moritz von Oranien; die Kriege des 16. Jahrhunderts waren bis jetzt häufig nur grofsartig organisierte Raubzüge gewesen, jetzt wurde der Krieg nach wissenschaftlichen Prinzipien geführt. Der Umgang von Moriz mit dem gelehrten Soldaten, Simon Stevin, ist bekannt, und in seinem Heere bildeten Ingenieure, Pionniere und Genietruppen einen die damaligen Verhältnisse weit übersteigenden Prozentsatz. Beispiellos und erhebend zugleich ist dabei das innige Einvernehmen, das zwischen den beiden Vettern bestand; obgleich Wilhelm Ludwig den Prinzen an Lebenserfahrung und politischer Einsicht bei weitem übertraf, begnügte er sich doch willig mit dem zweiten Rang und selbst als der Ruhm von Moritz ihn in bedeutungslosen Hintergrund stellte, entwickelte er denselben hingebenden Eifer für die Sache der Provinzen. Wenn Mansfeldt an Stelle des abwesenden Parma den Oberbefehl hatte, dachten die spanischen Unterbefehlshaber über ein gemeinschaftliches Zusammenwirken anders.

Bei der Feststellung des Feldzugplanes spielte das Eigeninteresse der Provinzen eine grofse Rolle: während für Friesland die Eroberung von Coevorden, Steenwyk und Groningen am schwersten wog, drangen Holland und Zeeland auf die Wiedergewinnung Geertruidenbergs; endlich verlangten Gelderland und Utrecht die Einnahme der Ysselfestungen. Nach längeren Unterhandlungen wurde man schlüssig, zuerst einen Versuch zur Wegnahme der Ysselfestungen zu machen und dann Groningen und Steenwyk anzugreifen; denn nur unter dieser Bedingung bewilligte Friesland die Mitwirkung seines Kontingents bei der Belagerung von Zutfen und Deventer.

Auf spanischer Seite erwartete man zwar in Bälde

einen Angriff, aber man dachte zuerst an einen Anschlag auf Herzogenbusch oder Geertruidenberg. Absichtlich bestärkte Moritz den Feind in dieser Voraussetzung, indem er in diesem Landstrich scheinbar die Vorbereitungen für eine gröfsere Belagerung treffen und starke Reiterpatrouillen die Umgegend rekognoszieren liefs; und Parma liefs sich täuschen. Am 15. Mai 1591 erschien die Vorhut des staatischen Heeres plötzlich vor Zutfen, Moritz selbst rückte über die Veluwe aus Holland heran, von Hattem her kam Wilhelm Ludwig mit seinen Friesen, während mehr als hundert Schiffe Lebensmittel und den Belagerungspark auf Rhein und Yssel heranführten. Nach fünftägiger Belagerung, nachdem die Geschütze kaum ihr Feuer eröffnet hatten, kapitulierte die Festung, und „mit solcher Schnelligkeit geschah dies alles“, sagt ein belgischer Geschichtschreiber, „dafs Stadt und Kastell früher erobert wurden, ehe die Kunde der Belagerung zu den Nachbarn gedrungen war.“ An demselben Tage brach die Vorhut nach Deventer auf, wo Hermann van den Bergh, ein Schwestersohn Oraniens, befehligte; nach zehntägiger Belagerung streckte auch dieser Platz die Waffen. Die Leiche des Verräters York wurde aus dem Grabe gerissen und an den Galgen gehängt.

Nun ging es der Verabredung gemäfs nach Groningen. In der Staat war die staatsgesinnte Partei noch ziemlich stark, aber Verdugo hatte seine Mafsregeln zeitig genommen, war mit geringer Truppenzahl nach Groningen gezogen, Friedrich van den Bergh, ein Bruder des Kommandanten von Zutfen, folgte ihm mit 1500 Mann auf dem Fufse, man kam noch zeitig genug vor die Stadt, wo die staatisch gesinnte Partei schon die Oberhand zu bekommen anfing, und eben als die staatische Vorhut erschien, besetzte Verdugo die Vorstadt Groningens, das Schuitendiep. Damit war der Plan von Moritz vereitelt, die Belagerung mufste aufgegeben werden, aber um doch nicht ganz umsonst den Zug nach dem Norden unter-

nommen zu haben, eroberte man das wichtige Delfzyl, Groningens Hafen, wodurch sich der Handel nach Emden zog, sowie die kleineren Plätze Opslag, Eemtil und Lettelbert (Ende Juni — Anfang Juli 1591).

Hierauf sollte Steenwyk an die Reihe kommen, und schon war das Belagerungsgeschütz vor der noch unvollendeten und schlecht verteidigten Feste angekommen, als Moritz die Nachricht erhielt, dafs Parma sich anschicke, bei Nymegen die Waal zu überschreiten und in die Betuwe einzufallen. Ursprünglich hatte dieser den Plan gehabt, nach Groningen zu marschieren und die staatischen Truppen zu einer Schlacht zu zwingen, aber Mangel an Lebensmitteln und Munition verhinderten seinen Abmarsch, und so mufste er sich begnügen, in die Betuwe einzufallen und dadurch den Feind vom Norden abzuziehen. Ein Jahr vorher hatte Moritz in der Absicht, Nymegen anzugreifen, auf dem rechten Ufer der Waal Knodsenburg angelegt, von welchem aus die staatische Besatzung der Stadt grofsen Schaden zufügte. Am 22. Juli eröffnete Parma den Angriff auf das Fort, aber die Spanier wurden mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Und als nun Moritz mit seinem Heer selbst erschien und in einem Reiterscharmützel den Spaniern ansehnliche Verluste beibrachte, hielt es Parma, der ohnedies wieder bittern Mangel litt, für gefährlich, alles auf den Wurf einer grofsen Schlacht zu setzen und da indessen Idiaquez aus Spanien zurückgekommen war und ihm den Befehl brachte, den zweiten Einmarsch in Frankreich vorzubereiten, so hatte er einen guten Vorwand gefunden, um die Belagerung aufzuheben. Nach dem Zeugnis der spanischen Befehlshaber hätte Moritz, wenn er alsbald angegriffen hätte, die ganze Streitmacht Parmas vernichten können; so aber hatte dieser Gelegenheit, durch einen meisterhaften Rückzug über die Waal aufs neue sein unvergleichliches Feldherrntalent zu zeigen.

Und jetzt wurde dem Lande eine Überraschung zu-

teil, wie man sich dieselbe nicht schöner hätte wünschen können. In Nymegen erwartete man nach Parmas Abzug alsbald einen Angriff von Moritz, aber dieser hielt den Anschlag für zu gewagt, weil die Spanier noch bei Maastricht standen, er nahm daher seine Zuflucht zu einer Kriegslist, dankte sein Heer scheinbar ab, und als Parma wirklich nach Frankreich abgezogen war, rief er dasselbe wieder unter die Fahnen und stand mit ihm am 19. September vor Hulst in Flandern, und ehe noch die Geschütze gearbeitet hatten, war die Stadt in seiner Gewalt. Am andern Tage schon schien der vlämische Boden den Prinzen mit seinem Heere verschlungen zu haben; aber während Mondragon an den Ufern der Schelde hin- und herzog, um das staatische Heer zu suchen, stand dieses schon wieder in Holland, um sich gegen Nymegen in Bewegung zu setzen, dessen Belagerung nunmehr ernstlich in Angriff genommen wurde. Am 21. Oktober ergab sich die Stadt, da auf Entsatz nicht zu rechnen war, dem Prinzen. Jetzt erst entliefs er sein Heer, denn der Feldzug des Jahres 1591 war damit beendigt.

Die neue Heeresorganisation hatte sich trefflich bewährt. Wenn auch ein grofser Teil dieser unerwarteten Erfolge der Unmacht und schlechten Führung des Feindes zuzuschreiben ist, so hat doch auf der anderen Seite die unermüdliche Thätigkeit der beiden Statthalter und ihre Allgegenwärtigkeit, die andern nichts überliefs, was sie selbst thun konnten, am meisten zu den glänzenden Siegen beigetragen. Von unschätzbarem Vorteil war die vollständige Herrschaft über die Flüsse und Kanäle, die allein die unglaubliche Schnelligkeit im Transport von Truppen und Kriegsmaterial ermöglichten. Und welche Vorteile hatte man nicht in diesem einen Jahre errungen? Die Eroberung von Delfzyl befreite den holländischen Handel nach Bremen und den Ostseehäfen von der Kapfahrt, die von diesem Hafen aus bis dahin in grofsem Mafsstab betrieben worden war; durch die Wiederge-

winnung der Yssellinie und die Unterwerfung Nymegens waren Holland und Utrecht beinahe vollständig gesichert und von Hulst aus in Verbindung mit Breda, Bergen op Zoom und Ostende konnte man jeder Zeit in das feindliche Gebiet einfallen, von welcher Gelegenheit auch reichlich Gebrauch gemacht wurde. Und was die eroberten Städte selbst betrifft, so erhoben sie sich unter staatischer Herrschaft rasch aus dem tiefen Verfall, in den sie unter spanischer Obhut geraten waren.

V.

In Frankreich, wo der Bürgerkrieg sich zu einem grofsartigen europäischen Kampf zwischen Katholicismus und Protestantismus zu entwickeln schien, hatte Heinrich von Navarra alle erdenklichen Anstrengungen gemacht, um Rouen, die Hauptstadt der Normandie, zu erobern. Elisabeth hatte mit allen Mitteln der Überredungskunst in ihn gedrungen, sich dieses Platzes, der im Besitze der Liga eine fortwährende Bedrohung ihrer eigenen Sicherheit war, zu bemächtigen, und trotz ihrer zähen Kargheit half sie diesesmal mit Geld und Truppen, wiewohl die letzteren grofsenteils dem in den Niederlanden stehenden englischen Hilfscorps entnommen wurden. Auch an die Generalstaaten hatte sich Heinrich nicht vergebens gewandt. Im Januar 1591 hatte Buzanval, Heinrichs Gesandter, um ein Anlehen von 100000 Gulden gebeten, das gerne bewilligt wurde und als der Feldzug des Jahres 1591 so ruhmreich und vorteilhaft geendet war, sandte man 3000 Mann unter Philipp von Nassau, dem Bruder des friesischen Statthalters, zur See nach Frankreich, und an den Ufern der Seine wurde nunmehr der Kampf gegen Philipp und Parma fortgesetzt. Aber dieser war wieder der Held des Feldzuges: noch zur rechten Zeit

erschien er vor dem hart bedrängten Rouen, Heinrich mufste die Belagerung aufheben, und obgleich sich Alexander durch die Einnahme von Candebec an der Seine in eine so mifsliche Stellung gebracht hatte, dafs Heinrich an der vollständigen Vernichtung seines Gegners nicht mehr zweifelte, zog sich dieser durch einen meisterhaft geleiteten und ausgeführten Rückmarsch glücklich aus der Schlinge (Ende Mai 1592).

Beinahe um dieselbe Zeit (28. Mai) erschien Moritz zum zweitenmale vor Steenwyk. Gegen seinen Willen hatte er den Feldzug zu spät eröffnen können, denn Zeeland und Friesland hatten es nicht über sich gewinnen können, ihre Sonderinteressen für den Augenblick beiseite zu setzen. Schon im vorigen Feldzug hatte Friesland, erbittert über die Expedition nach Hulst statt der vertragsmäfsig bedungenen Belagerung Steenwyks seinen aufserordentlichen Beitrag zurückgehalten, und jetzt hatte Zeeland, das vor allem Geertruidenberg genommen wissen wollte, mit seiner Unterstützung gezögert. Steenwyk war aufserordentlich stark befestigt und durch einige von Verdugo neu angelegte Werke für uneinnehmbar gehalten. Jetzt zum erstenmal bewährte sich die militärische Ingenieurwissenschaft; denn die fünfzig Geschütze, eine für jene Zeit unerhörte Anzahl, konnten der Stadt und der Festung nur wenig anhaben, aber Moritz hatte sich doppelt verschanzt, sowohl gegen Ausfälle aus der Stadt, als gegen etwaige Entsatzversuche, und als zwei Minen angelegt waren und mit dem gehofften Erfolg in die Luft sprangen, ergab sich Steenwyk nach 44tägiger Belagerung. Der tapfere Kommandant derselben, Coquel, beklagte sich, dafs er mit Spaten und nicht mit Waffen besiegt, und wie ein alter Fuchs aus seinem Bau gegraben worden sei. Der damit erreichte Vorteil war um so gröfser, als Steenwyk ein greuliches Räubernest gewesen war, von dem Friesland unendlich viel zu leiden gehabt und das die Schiffahrt auf der Zuidersee höchst unsicher gemacht hatte.

Da sich eine beträchtliche spanische Streitmacht an der Maas zusammenzog, wünschten die Generalstaaten, da ohnedies ihr Heer durch die Belagerung arg gelitten hatte, den Feldzug beendigt zu sehen. Aber Friesland drang auf die Belagerung Coevordens, Moritz und sein Vetter waren ebenfalls dafür, und da man eben in Deutschland ein neues Regiment angeworben hatte und Philipp von Nassau jeden Tag mit seinen Truppen aus Frankreich zurückerwartet wurde, so setzte diesesmal Friesland seinen Willen durch. Aber als man mit der Belagerung beginnen wollte, erhob sich eine neue Schwierigkeit: Elisabeth rief ihre Hilfstruppen aus den Niederlanden zurück, um sie nach Frankreich zu schicken. Unerwartet kam dieser Befehl für die Staaten nicht, denn schon während der Belagerung von Steenwyk hatte sie ihr Vorhaben angekündigt. Wenn man sich die augenblickliche Lage in Frankreich vor Augen hält, wo die Liga sehr bedeutende Fortschritte gemacht, und durch die Besetzung der Bretagne sehr erhebliche Resultate aufzuweisen hatte, so begriff man auch recht gut, daſs es England vor allem darum zu thun sein muſste, nicht noch ein zweites Dünkirchen im Kanal entstehen zu lassen, und da Heinrich selbst zu schwach war, um den Herzog von Mercoeur zu vertreiben und sie selbst ihre Truppen in Irland nötig hatte, so sah sie sich genötigt, ihr Kontingent aus den Niederlanden wegzunehmen. Dies widersprach allerdings dem Vertrag von 1585, aber Elisabeth konnte auf der anderen Seite auf diese Thatsache hinweisen, daſs die Staaten die englischen Truppen füglich entbehren könnten, da sie ja selbst imstande gewesen waren, ein beträchtliches Hilfscorps nach Frankreich zu schicken. Dazu kam aber noch ein anderer Grund. Es war ihr natürlich nicht entgangen, daſs die Staaten in Frankreich ein Gegengewicht gegen den englischen Einfluſs gewonnen hatten, und es muſste ihr deshalb daran liegen, daſs die Freundschaft zwischen diesen

und Heinrich keine allzu innige wurde; wenn sie denselben die Mittel nahm, um sich bei Heinrich verdienstlich zu machen, so verpflichtete sie diesen zugleich sich und England. Indessen verzögerte sich der Abzug des englischen Hilfscorps noch eine Zeit lang, da man sich auf eine zweideutige Bestimmung ihres Befehles berufen konnte, wonach ihre Truppen die Niederlande verlassen könnten, „sofern das Heer der Staaten ohne Gefahr auseinandergehen könne und die Engländer dabei ebenso wenig Gefahr liefen". Und so blieb François Vere, der englische Befehlshaber noch vorläufig im Lande, er legte seine Truppen ins Quartier, versprach aber für den Fall, dafs das Staatenheer während der Belagerung im Rücken angegriffen werden sollte, seine Hilfe. Auf diese bauend, schritt denn auch Moritz zur Belagerung Coevordens [1]).

Am 26. Juli kam er vor dem Platze an, der kleiner, aber ungleich stärker war als Steenwyk. Länger als einen Monat schon lag Moritz vor der Festung, fortwährend beschäftigt mit dem Anlegen von Laufgräben und Minen, als Verdugo einen Ersatzversuch machte, der im Anfang zu gelingen schien, aber an der kaltblütigen Entschlossenheit des Statthalters von Friesland scheiterte. Vierzehn Tage später, am 12. September ergab sich auch diese Festung. Mit Ausnahme Groningens war nunmehr der ganze Norden wieder staatisches Gebiet, aber auch die Eroberung dieser Stadt, welche nunmehr von allen Seiten eingeschlossen war, war nur noch eine Frage der Zeit. Es waren aber zwei glänzende Jahre gewesen, 1591 und 1592, ebenso erspriefslich und vorteilhaft für die Republik, wie ruhmvoll für den würdigen Sohn des Schweigers, er hatte seinen Wahlspruch: „tandem fit surculus arbor" zur Wahrheit gemacht.

Noch ehe das Jahr 1592 zu Ende lief, war Parma

1) Fruin, Tien jaren, p. 128 sqq. van Deventer, Gedenkstukken II, VIII.

gestorben (2. Dezember). Mifsmutig und mit siechem Leibe hatte er sich nach der Entsetzung Rouens nach Spa begeben. Er legte von hier aus dem Könige seinen eigenen Zustand dar, beklagte sich über die gegen ihn ausgestreuten Verleumdungen und verlangte seine Entlassung aus dem königlichen Dienst. Ob es ihm damit völliger Ernst gewesen, mag dahin gestellt bleiben, wahrscheinlich ist es bei einem solchen Charakter, dessen Grundzug der unersättlichste Ehrgeiz war, kaum. Philipp wenigstens scheint ebenfalls nicht daran geglaubt zu haben, er sandte ihm wieder einen seiner schmeichelhaften, die Verdienste Parmas preisenden, und von der Versicherung des vollen königlichen Vertrauens überfliefsenden Briefe und trug ihm zugleich auf, sich ungesäumt wieder nach Frankreich zu begeben und bei der bevorstehenden Königswahl die Interessen und Ansprüche des Königs geltend zu machen, der bekanntlich mit keinem geringeren Plane sich trug, als um seine Tochter auf den französischen Thron zu setzen. In der That schickte sich auch Parma an, dem Befehl seines Herrn nachzukommen, er mietete sich in Paris ein glänzendes Hotel und hatte schon Truppen vorausgeschickt, denen er zu folgen gedachte, sobald er sich besser fühlte. Indessen hatten sich aber sonderbare Gerüchte über sein Verhältnis zu dem König verbreitet, man sprach davon, dafs er in Ungnade gefallen war, und das Gerede, dafs seinerzeit auf der Armada unter den Spaniern in Umlauf war, dafs der König einen Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen habe, ging auch jetzt wieder von Mund zu Mund. So viel wufste jedermann, und auch Parma, dafs ein aufserordentlicher Gesandter Philipps, der Marquis von Cerralvo, mit geheimen Instruktionen nach den Niederlanden geschickt worden war; da dieser aber unterwegs starb, so kam der Graf de Fuentes, und dieser sollte Parma den gemessenen Befehl des Königs bringen, sich direkt nach Madrid zu begeben, um, wie es hiefs,

sich mit dem Könige über wichtige Dinge zu beraten; verweigerte Parma den Gehorsam, dann mufste Fuentes den Truppenführern und höchsten Beamten ein Dekret des Königs vorlegen, worin Parma seiner Statthalterwürde entsetzt und ein anderer an seiner Stelle ernannt war! Trotz seiner Krankheit wollte Parma den königlichen Gesandten in Brüssel nicht abwarten, er machte sich auf den Weg nach Frankreich, starb aber schon in Atrecht. Der Tod bewahrte ihn noch zeitig vor dieser Demütigung, die ihm Philipp zugedacht hatte, da er ihm den Widerwillen, in Frankreich aufzutreten, nicht verzeihen konnte. Ebenso wie die Ermordung Montignys, blieb auch der wahre Sachverhalt der Mission von Fuentes bis auf unsere Zeit verborgen, wiewohl schon damals, namentlich in Holland, das Geheimnis mit ziemlicher Sicherheit vermutet wurde; erst Gachard hat bei der Durchforschung der Archive von Simancas die Wahrheit ans Licht gebracht. Freilich durfte sich Parma trotz der Verdienste, mit denen er vor Philipp stand, über seine Ungnade nicht wundern, denn er hatte den unverzeihlichen Fehler begangen, den Spaniern im Rate nur wenig Vertrauen zu schenken und sich hauptsächlich mit Italienern zu umgeben [1]. Der Mann, auf den er das gröfste Vertrauen setzte, Richardot, war ebenfalls kein Spanier, sondern ein Burgunder.

Als sich Parma zu seinem dritten Zuge nach Frankreich anschickte, hatte er den alten Mansfeldt zu seinem Stellvertreter ernannt, und Fuentes bestätigte denselben kraft der ihm von Philipp verliehenen Vollmacht. In der That aber verbarg sich hinter dem nicht unbeliebten Namen eine ausschliefslich spanische Regierung, denn Fuentes leitete mit beinahe unumschränkter Vollmacht das Kriegswesen, und an der Spitze der Finanzverwaltung

1) Vgl. „Corresp. de Phil.“ II, LXXXI, und Reyd, p. 165.

stand ebenfalls ein Spanier, Ibarra. Fuentes war ein Soldat aus der Schule Albas, mit welchem er überdies verwandt war, und um zu zeigen, daſs der Krieg von nun an mit verdoppelter Strenge und Rücksichtslosigkeit geführt werden sollte, erlieſs er das Plakat vom 5. Januar 1593, nach welchem alle Kriegsgefangenen hingerichtet werden muſsten und das Abkaufen der Plünderung bei Todesstrafe verboten wurde. Damit war er vom Systeme Parmas, der die nördlichen Provinzen nicht als Rebellen, sondern als kriegführende Macht behandelt hatte, abgewichen, aber die Staaten drohten mit Repressalien, und das Plakat muſste deshalb auch wieder zurückgenommen werden.

Aller Augen waren indessen auf die bevorstehende Besetzung des französischen Thrones gerichtet. Die näheren Vorgänge sind bekannt, Philipps Plan war gut angelegt, aber Feria war nicht der Mann, den Ansprüchen seines Herrn Nachdruck zu schaffen [1]. Das unter dem jungen Mansfeldt, einem mittelmäſsigen Feldherrn und noch schlechteren Diplomaten, nach Frankreich geschickte Heer war zu schwach, um irgendwelchen Einfluſs in die Wagschale zu legen, und statt sich in der unmittelbaren Nähe von Paris zu lagern, und im Verein mit den ligistischen Truppen die Versammlung zu beherrschen, belagerte Mansfelt Noyon, an dessen Eroberung er die besten Kräfte nutzlos vergeudete. Daſs das bekannte Resultat in Frankreich erreicht wurde, und ein Bourbon schlieſslich die Erbschaft des Hauses Valois antreten konnte, hatte seinen Grund ebensowohl in der spanischen Machtlosigkeit wie in dem thatkräftigen Auftreten der Staaten der aufgestandenen Provinzen. Da es vor allem darauf ankam, den alten Mansfeldt zu verhindern,

1) In der von Gachard herausgegebenen „Corresp. de Phil. II avec ses filles“ (1884) ist die Instruktion seines Bevollmächtigten in Paris abgedruckt.

seinem Sohne neue Verstärkungen nachzuschicken, hatten jene noch während des Winters Justinus von Nassau mit 3000 Mann nach Luxemburg geschickt, um diese Provinz, die eigene Statthalterschaft Mansfeldts, zu verwüsten. Luxemburg war aber noch aus anderen Gründen ein sehr empfehlenswerter Angriffspunkt. Der Vicomte de Turenne, seit seiner Heirat mit Charlotte von der Marck Herzog von Bouillon geworden, hatte schon früher im Haag den Vorschlag zu einer gemeinschaftlichen Operation gegen Luxemburg machen lassen, dieses Thor, durch welches die spanischen Truppen aus Deutschland und Italien bis jetzt immer in die Niederlande gekommen waren. Man war bereit, die staatischen Truppen mit denen Bouillons gemeinschaftlich operieren zu lassen, allein da die Mittel des letzteren in jeder Hinsicht unzureichend waren, zog sich Justinus vor dem heranrückenden Mansfeldt mit der gemachten Beute zurück, worauf auch Bouillon das Feld räumen mufste.

Weit wichtiger war ein anderes Unternehmen, das um diese Zeit vorbereitet wurde und das die spanischen Streitkräfte in den Niederlanden festhielt. Die erste militärische Aktion von Moritz im Jahre 1593 galt Geertruidenberg. Friesland hatte auf die Eroberung Groningens angedrungen, da aber im Kriegsrat ersteres den Vorrang erhielt, hielt die Provinz ihre Truppen zurück. Dieser Egoismus, der unter anderen Umständen sehr gefährliche Folgen gehabt hätte, diente diesesmal zur Täuschung des Feindes. Da man in Dortrecht Kriegsvorrat einschiffen sah, kein friesisches Kontingent sich in Bewegung setzte, und Wilhelm Ludwig in seiner Provinz blieb, so glaubte Mansfeldt, dafs Moritz es auf Groningen abgesehen hätte, und er hatte deshalb zwei Regimenter zur Unterstützung Verdugos dahin geschickt. Diesem Umstande hatte es Moritz zu danken, dafs er sich alsbald des starken Forts Steelhoven bemächtigen konnte, das den Schlüssel von Geertruidenberg bildete. Hier

waren aber andere Schwierigkeiten zu überwinden als bei Steenwyk und Coevorden; denn nicht nur verfügte der Feind über eine zahlreiche und gut bediente Artillerie, sondern das staatische Heer mufste sich auch doppelt verschanzen, um vor einem Entsatzversuche Mansfeldts gesichert zu sein; dies kostete aber ungeheuere Mühe und Anstrengung, da der Grund äufserst sumpfig war. Aber alle Schwierigkeiten wurden, wenn auch langsam, überwunden, und als Mansfeldt im Mai mit etwa 9000 Mann zum Entsatz heranrückte, fand er Moritz in einer unangreifbaren Stellung, und er mufste, ohne helfen zu können, mitansehen, wie die Festung am 28. Juni kapitulierte. Während der Belagerung sah man ein bisher noch nicht erlebtes Schauspiel: so musterhaft war die Disziplin im Heere, dafs die Bauern der Umgegend ihr Vieh und Getreide in das Lager von Moritz, wie auf einen Markt, brachten und verkauften. Von militärischem Standpunkt aus war die Einnahme Geertruidenbergs die glänzendste Leistung, welche alle bisherigen Thaten von Moritz in Schatten stellte; und wenn sein Vetter ihm aus Friesland schrieb [1]): „Sie haben an einem merkwürdigen Beispiel bewiesen, dafs Methode und Arbeit im Kriege die rohe Gewalt übertreffen; Ihre Belagerung bringt die alte Kriegskunst wieder zu Ehren, die bis jetzt geringgeschätzt, von Unwissenden verspottet und selbst von ausgezeichneten Feldherren der neueren Zeit nicht begriffen, wenigstens nicht angewendet wird“ — so hat er damit nur das Urteil der bewundernden Mit- und Nachwelt ausgesprochen. Abgesehen von dem unberechenbaren Nutzen für Holland selbst hatte die Unternehmung den Statthalter verhindert, 9000 Mann seinem Sohne nach Frankreich zu schicken. Elisabeth erkannte das Verdienst, das sich die Staaten dadurch gegen Frankreich erworben, auch unumwunden an [2]).

1) „Archives“, 2. Serie I, 245.

2) Fruin, Tien jaren, p. 147, Note.

Dem Wunsche Frieslands, um jetzt alsbald zur Belagerung Groningens zu schreiten, konnte deshalb nicht entsprochen werden, weil durch den Waffenstillstand, den Heinrich mit den Häuptern der Liga geschlossen hatte, die spanischen Truppen in Frankreich nutzlos geworden und wieder zurückgekehrt waren, so dafs Mansfeldt über eine bedeutende Truppenmacht verfügte. Aber Moritz hätte es dennoch getrost wagen können, denn das obligate Nachspiel jedes spanischen Feldzuges, Meutereien der unbezahlten Truppen, blieb auch diesesmal nicht aus. Zuerst erhob sich die spanische leichte Reiterei, verweigerte den Dienst zum Entsatze Geertruidenbergs, überrumpelte St. Pol. in Artois und erhob von der Umgegend schwere Kontributionen. Fünfhundert Fufsknechte schlossen sich ihnen an, und Mansfeldt wagte nicht, die Meuterer mit seinen eigenen Truppen anzugreifen; erst im Herbst konnte er sie bezahlen, und da die Meuterer bedeutend mehr bekommen hatten als die gehorsam gebliebenen Truppen, so bedachten sich die seit Parmas Tod zurückgesetzten Italiener auch nicht lange, 900 Mann Fufsvolk und 400 Reiter rückten nach Hennegau, besetzten Pont sur Sambre und brandschatzten die Umgegend; in zehn Tagen waren ihnen von allenthalben die Unzufriedenen zugeströmt und sie zählten jetzt 1000 Reiter und 3000 Fufsknechte. Dreizehn volle Monate blieben sie im Aufstand, Geld war nicht aufzutreiben, und der Geist der übrigen Truppen war nicht derart, dafs man an Gewaltmafsregeln denken konnte.

VI.

Es war eine sowohl von der traditionellen Familienpolitik des spanisch-habsburgischen Hauses, wie von der öffentlichen Meinung in den Niederlanden geforderte

Maſsregel, daſs der Generalgouverneursposten in den Provinzen jemanden aus königlichem Blute übertragen werden muſste; nur Alba und Requesens hatten wegen ihrer vorherrschend militärischen Aufgabe davon eine Ausnahme gemacht. So hatte Philipp seinen Neffen, den Erzherzog Ernst von Österreich, den Bruder des deutschen Kaisers, zum Nachfolger Parma's bestimmt. Der österreichische und der spanische Zweig des Hauses Habsburg waren einander seit der Zeit, wo für Philipp II. die Hoffnung auf den Kaiserthron verschwunden war, entfremdet gewesen. Durch den Tod von Don Carlos war Isabella Clara Eugenia die Erbin der spanischen Krone geworden, und um diese nicht in ein anderes Haus übergehen zu lassen, suchte Philipp eine Heirat der Infantin mit einem der Erzherzoge zustande zu bringen. Da aber indessen Philipp sich mit Anna von Österreich wieder verheiratet hatte, welcher Ehe der spätere Philipp III. entsproſste, so war die angebotene Braut, die keine Krone mehr mitbrachte, eine weniger beachtenswerte Partie, und Kaiser Rudolf machte Schwierigkeiten oder suchte wenigstens Ausflüchte, bis der Tod des letzten Valois die Sache in ein anderes Stadium brachte. Philipp machte für seine Tochter Ansprüche auf den französischen Thron, und es muſste deshalb um jeden Preis ein Gemahl für sie gefunden werden. Philipp wiederholte sein Anerbieten beim Kaiser, allein dieser blieb ebenso unentschieden wie vorher, und auch über den weitern Vorschlag, im Weigerungsfalle des Kaisers die Infantin dem Erzherzog Ernst zu geben, konnte Rudolf nicht schlüssig werden. Da Parma um diese Zeit bei Philipp in Ungnade gefallen war, so bot er dem Erzherzog den erledigten Posten in den Niederlanden zugleich mit der Hand der Infantin an. Dieser lieſs sich nicht zweimal bitten, winkte ihm ja, sobald es in Frankreich gelang, das salische Gesetz für ungültig zu erklären, die Aussicht auf den dortigen Thron, denn Feria, Philipps Bevollmächtigter in Paris, bearbeitete mit allen Mitteln

die Grofsen sowie die Stände von Frankreich für die Wahl Isabellas. Selten ist ein Prinz mit glänzenderen Aussichten auf den Schauplatz getreten, und noch nie sind die begründetsten Hoffnungen schmählicher getäuscht worden. Ernst hatte die letzten zwei Jahre für seinen minderjährigen Vetter, den späteren Ferdinand II., dessen Erbländer Steiermark und Illyrien regiert, er hatte sich als strengen, eifrigen Katholik, aber auch als äufserst schwachen Mann gezeigt, unter dem Rom in genannten Staaten wieder bedeutend an Boden verloren hatte. Nichtsdestoweniger bestimmte ihn Philipp zu dem damals sicher nicht leichten Posten in den Niederlanden, im Juni 1593 wurde seine Ernennung in Brüssel bekannt, aber erst am 23. Januar 1594 konnte er seinen Einzug halten.

Man wufste, dafs er aufser bedeutenden Baarmitteln auch Friedensvorschläge für die abgefallenen Provinzen mitbrachte; zugleich wurden aber überall neue Truppen für ihn angeworben, und man durfte daraus schliefsen, dafs der Krieg nunmehr energischer denn je geführt werden sollte. In dieser Voraussicht hatten auch die Staaten aufserordentliche Rüstungen gemacht, 4000 deutsche Fufsknechte und 300 Reiter wurden in Dienst genommen, und Elisabeth gab die Erlaubnis, noch weitere 1500 Mann in England anzuwerben. Die Eroberung Groningens durfte nicht länger verschoben werden, und auf beiden Seiten hatte man sich zu Angriff und Gegenwehr gerüstet.

Von allen Seiten war die Stadt eingeschlossen: Delfzyl verhinderte die Gemeinschaft mit dem Norden und der Nordsee, Coevorden die mit dem Süden, nur ein durch das tiefe Moor der Bourtange angelegter Weg ermöglichte eine, wenn auch gefährliche und unsichere Verbindung mit Deutschland. Aber auch diese versperrte Wilhelm Ludwig, der den ganzen vorigen Sommer mit abwechselndem Glück gegen Verdugo in den Ommelanden gekämpft hatte, denn es gelang ihm, auf dem einzigen

Sandhügel des Weges ein Fort aufzuwerfen. Verdugo, der sich vorher glücklich mit van den Bergh vereinigt hatte, begriff die gefahrvolle Lage in ihrem ganzen Umfange, und entschloſs sich zur Belagerung Coevordens. Dies war aber ein fataler Miſsgriff: der Winter stand vor der Thüre, und die Festung war gut verproviantiert; während die Belagerten nur zwei Leute verloren, kamen Verdugos Truppen vor Hunger und Kälte beinahe um, 30—40 Mann starben täglich, und die neuen Regimenter, die aus Brabant ankamen, dienten nur dazu, um die Ausreiſser zu vermehren, die sich den Meuterern in St. Pol und Pont sur Sambre angeschlossen hatten. Als sich Moritz im April 1594 mit 10000 Fuſsknechten und 2000 Reitern von Zwolle aus gegen den Norden in Bewegung setzte, hob Verdugo die Belagerung von Coevorden, die 41 Wochen gedauert hatte, auf; Mitte Mai kam Moritz endlich vor Groningen an.

Auf einen hartnäckigen und langen Widerstand durfte man im voraus rechnen. Die Stadt war gut befestigt, mit allem reichlich versehen, 3000 besoldete Bürger bildeten die Besatzung, und in der Vorstadt Schuitendiep lagen 900 altgediente spanische Veteranen, jeden Augenblick bereit, um auf die Erlaubnis des Magistrats in die Stadt selbst einzuziehen. Zwar war die staatisch gesinnte Partei namentlich unter dem wohlhabenderen und gebildeteren Teil der Bevölkerung zahlreich vertreten, aber der von dem dortigen Jesuitenkollegium geleitete und fanatisierte Pöbel in Verbindung mit der spanischen Partei machten jeden Unterhandlungsversuch unmöglich. Für Moritz und Wilhelm Ludwig kam es vor allem darauf an, daſs von spanischer Seite kein Entsatzversuch gemacht wurde, und auch in dieser Hinsicht kam ihnen der jämmerliche Zustand der spanischen Finanzen trefflich zuhilfe. Fuentes konnte nicht abmarschieren, und nachdem man endlich einige Entsatztruppen zusammengebracht hatte, meuterten auch diese, besetzten Sichem

in Brabant, wählten einen Eletto und dehnten ihre Plünderungszüge bis unter die Thore Antwerpens aus. Indessen wurde die Belagerung eifrig fortgesetzt, glühende Kugeln flogen in die Stadt, und als man wufste, dafs am Ostthore eine starke Mine auffliegen würde, beschlofs der Magistrat, in Unterhandlung mit Moritz zu treten. Allein der spanisch-gesinnte Bürgermeister Jarges wufste einen Volksauflauf hervorzurufen, der Pöbel drang in das Rathaus, plünderte die Häuser der staatisch Gesinnten, und während dieser Zeit kamen die 900 Spanier in die Stadt. Lange sollte aber der Widerstand doch nicht mehr dauern, denn als die grofse Mine am Ostthor wirklich aufgeflogen war, und 150 Leichen unter den Trümmern der zerrissenen Mauern lagen, bemächtigte sich Moritz des Ostthors, und jetzt sank den Belagerten der Mut. Man hätte zwar noch lange Widerstand bieten können, allein da die erwarteten Entsatztruppen ausblieben, nahm man die abgebrochenen Unterhandlungen wieder auf, und nach neunwöchentlicher Belagerung ergab sich Groningen und wurde mit den Ommelanden der Statthalterschaft Wilhelm Ludwigs unterstellt (24. Juli 1594). Jetzt wäre es Zeit gewesen, den jahrhundertealten Streit Groningens mit den Ommelanden definitiv zu erledigen, denn nicht so sehr spanische Sympathieen als vielmehr die Eifersucht auf die Ommelanden, gegen welche sich die Stadt durch die Generalstaaten zurückgesetzt glaubte, hatten dieselbe so lange auf feindlicher Seite gehalten. So aber währte die Zwietracht noch lange, und es dauerte noch geraume Zeit, ehe diese Provinz sich ebenso sehr wie die anderen als Mitglied der Union fühlen lernte. Damit war aber der ganze Norden vom Feinde gesäubert, der Rückmarsch von Moritz glich einem Triumphzug, und Elisabeth wie Heinrich IV. gratulierten den Staaten zu dem glänzenden Resultat [1]).

1) „Journaal van Anthonis Duyk I, 394 sqq., wo die ganze Belagerung mit minutiöser Genauigkeit geschildert ist.

Dabei mufste der Erzherzog der passive Zuschauer bleiben. Noch während der Belagerung Groningens hatte Ernst die eine Hälfte seines Programms auszuführen gesucht, indem er zwei belgische Rechtsgelehrte nach dem Haag sandte, welche den Staaten auf dem Fufs der Pacifikation von Gent Friedensanträge machen sollten. Aber von irgendwelchem Abkommen, das eine Anerkennung Philipps als legitimen Landesherrn, und die ausschliefsliche Duldung der katholischen Religion in sich schlofs, wollten die Staaten jetzt noch viel weniger als vorher etwas hören, und da um diese Zeit gerade ein Anschlag auf das Leben von Moritz entdeckt wurde, bei dem Fuentes, Berlaymont und selbst Ernst ihre Hand im Spiele hatten, so fand man einen geschickten Vorwand, um die Verhandlungen abzubrechen. „Mit einer Regierung", erklärte Oldenbarnevelt, „die sich zum Meuchelmord erniedrige, könne nicht unterhandelt werden, man könne nicht einmal den Versprechungen des Feindes trauen, weil er nach dem Prinzip des Papstes den Ketzern sein Wort nicht zu halten brauche [1]." So sah sich Ernst zur Weiterführung des Krieges genötigt, aber wie war dies möglich? Die Truppen meuterten, Geld war nicht vorhanden, und der spanische Kredit tief gesunken. Als man versuchte, die Meuterer von Sichem mit Waffengewalt zum Gehorsam zu bringen, zogen sie nach Waalwyk an die holländische Grenze und unterhandelten mit Moritz! Endlich gelang es, sie zu einem Vergleich zu bestimmen; sie sollten täglich 500 Kronen empfangen, bis ihr vollständiger Sold (360 000 Kronen) bezahlt wäre, überdies brauchten sie so lange keinen Dienst zu thun. Achtzehn volle Monate wurden ihnen dann wirklich 500 Kronen täglich ausbezahlt, also 270 000 Kronen, weil man auf einmal keine 360 000 auftreiben konnte. Was die Bevölkerung von dieser

1) Fruin, Tien jaren, p. 168. 169.

Soldateska zu dulden hatte, spottet natürlich jeder Beschreibung; die früher so dicht bevölkerten und wohlhabenden Landstriche lagen öde und verwüstet da, und wenn das unglückliche Volk den Blick nach dem Norden richtete und sah, wie hier der Reichtum und die Wohlfahrt von Jahr zu Jahr zunahm, und wie die den Spaniern entrissenen Städte, bis dahin entvölkert und verarmt, sich rasch zu ungeahnter Blüte erhoben, so mufsten sie mit Hafs und Verachtung gegen eine Regierung erfüllt werden, die sie systematisch zugrunde richtete und sich nicht einmal zu energischer Kriegführung aufraffen konnte. Die Flitterwochen der Statthalterschaft des Erzherzogs waren längst vorbei, man hatte auf eine nationale Regierung gehofft, allein der schwache Österreicher war nur die dünne Folie, hinter der man Fuentes und Ibarra als die eigentlichen Herren erkannte.

Nicht nur das Volk, auch der Adel war erbittert, und der offen zur Schau getragene Hafs desselben gegen alles, was spanisch war, erinnerte an die schlimmsten Zeiten Granvellas. So unerträglich war der Zustand, dafs selbst Spanier offen erklärten, dafs allein der Eifer für die katholische Kirche den Adel und das Volk bis jetzt abgehalten habe, sich gegen den König zu erheben, und solche nach Madrid gesandten Briefe fielen manchmal den Staaten der nördlichen Provinzen in die Hände. Diese dachten darum auch weniger denn je an Frieden, denn wieder lebte die Hoffnung auf, nach vollständiger Vertreibung der Spanier alle 17 Provinzen zu einem Bunde zu vereinigen. Um das Elend noch voll zu machen, stand ein Angriff Heinrichs IV. auf die Grenzprovinzen in Aussicht, und der mit ihm verbündete Baligny, der Souverän von Kameryk, plünderte schon nach Herzenslust Artois und Hennegau.

Als Ernst in dieser Not die Generalstaaten des Südens zusammenberief, hatte man die Städte zuhause gelassen, weil man von ihnen nur unangenehme Dinge zu hören

befürchtete. Aber der Adel ging mit dem spanischen System vielleicht noch viel rücksichtsloser ins Gericht, rundheraus verlangte man die Entfernung aller Spanier aus der Regierung und Verwaltung, und es war eine förmliche Kriegserklärung, als Aerschot laut verkündete, „dafs, wenn die Regierung auf dem bisher eingeschlagenen Wege beharre, wenn sie, statt Frieden zu schliefsen, das Land dem Elend eines neuen Krieges mit Frankreich aussetze, den Niederländern dann nichts übrig bleibe, als sich selbst zu helfen und zu zeigen, dafs sie wenigstens noch ebenso viel seien, als kriechende Tiere, die den, welcher sie auf den Kopf tritt, in die Ferse stechen". In einem ausführlichen Rapport, den die Generalstaaten dem Erzherzog überreichten, sprachen sie sich mit derselben Offenheit und Entrüstung aus und drangen auf Frieden mit Frankreich und Versöhnung mit den nördlichen Provinzen. Ernst mufste diesen an Philipp schicken, aber schon einen Monat darauf, am 21. Februar 1595, starb er in Brüssel; die spanische Braut hatte er nicht gesehen, dagegen mufste er es noch erleben, dafs Heinrich IV. dem König von Spanien den Krieg erklärte.

VII.

Dasselbe Interesse, das Heinrich von Navarra an der Fortdauer und energischen Führung des Krieges durch die Provinzen hatte, mufsten natürlich auch diese in einer kriegerischen Verwickelung zwischen Spanien und Frankreich sehen. Der nach Taffins Tode am französischen Hofe beglaubigte staatische Agent, Levin Calvart, hatte schon im Jahr 1593 in diesem Sinne gewirkt; denn man wufste im Haag ebenso gut als in London, dafs die meisten Räte Heinrichs das Heil Frankreichs auf dem Wege nach Rom und in einem Frieden mit Spanien

suchten, den man als die unabwendbare Folge des mit der Ligue abgeschlossenen Waffenstillstandes betrachtete; überdies war schon ein Gesandter Heinrichs nach Rom und ein anderer nach Madrid geschickt worden. Andererseits war man am französischen Hofe besorgt, die Republik möchte in die vom Erzherzog Ernst zur Versöhnung dargebotene Hand einschlagen, und Buzanval war denn auch um jene Zeit beauftragt worden, den Staaten einen gemeinschaftlichen Kriegsplan vorzulegen, und als der Waffenstillstand mit der Ligue zu Ende ging, liefs Heinrich den Staaten erklären, dafs er den Krieg fortsetzen werde, wenn sie ihn mit einem Heere unterstützen wollten. Diese waren dazu bereit, nur verlangten sie als unerläfsliche Vorbedingung eine französische Kriegserklärung an Spanien. Diese Vorsicht war keineswegs überflüssig, denn man mufste Sicherheit dafür haben, dafs die von den Staaten Heinrich IV. geleistete Hilfe in dessen Händen nicht das Mittel wurde, um für sich allein einen vorteilhaften Frieden von Spanien zu bedingen. Die Verhandlungen dauerten aber das ganze Jahr 1594 [1].

Übrigens war in den Provinzen selbst eine nähere Verbindung mit Frankreich seit dem Übertritt Heinrichs nichts weniger als populär. Allen Ernstes hatte man sich eine Zeit lang mit dem Gedanken getragen, an den König eine Deputation von Predikanten und Theologen zu senden, um ihn von der ausschliefslichen Wahrheit der reformierten Religion zu überzeugen, und von den Kanzeln herab wurde in der Kraftsprache jener Zeit der Abfall Heinrichs besprochen. Allein Oldenbarnevelt mahnte zur Mäfsigung und brachte es in der That auch dahin, dafs das Kirchengebet für den französischen König nach wie vor gesprochen wurde; aber es war doch eine offizielle Lüge geworden, denn seit seinem Übergange zum

1) van Deventer, Gedenkstukken II, Einleitung v—xiii, und p. 3 (Instruktion Calvarts) 6. 21. 32. 34. 39. 44.

Katholicismus war Heinrich der impopulärste Mann in den Provinzen, die Sympathieen der protestantischen Bevölkerung waren und blieben für Elisabeth. Deshalb mufste der König die Notwendigkeit fühlen, der Welt durch eine kühne That zu zeigen, dafs seine Religionsänderung durchaus keine Änderung seiner Parteistellung und politischen Überzeugung in sich schliefse. Überdies hatte eine offene Kriegserklärung für ihn den Vorteil, dafs die Ligisten ihm nun nicht mehr als Gegenpartei, sondern als Landesverräter gegenüberstanden, und die in rascher Aufeinanderfolge sich vollziehende Unterwerfung derselben bewies, wie richtig er in dieser Hinsicht gerechnet hatte.

Die Vorstellungen Calvarts, den Krieg hauptsächlich auf spanischem Gebiet, in den wohlhabenden Provinzen Artois und Hennegau, zu führen, waren auf empfänglichen Boden gefallen, und Buzanval legte bald darauf den Staaten einen vollständig ausgearbeiteten Kriegsplan vor, und von den drei Heeren, mit denen Heinrich Spanien angreifen wollte, sollte das eine unter dem Herzog von Bouillon in Artois und Hennegau einfallen und von den Staaten mit 3000 Mann zu Fufs und 500 Reitern unterstützt werden. Aufserdem hatte sich Baligny für 70500 Kronen bereit erklärt, die wallonischen Provinzen anzugreifen, so dafs man die gegründete Hoffnung hegen konnte, dafs Spanien vollauf beschäftigt sein würde, so dafs man im Norden ungestört die letzte Hand an die Säuberung der Provinzen legen konnte. Allein eine Reihe von Mifsgriffen, die unzureichenden Mittel Heinrichs, vor allem aber die energische Kriegführung, zu der sich Spanien plötzlich aufgerafft hatte, stimmten die kühnen Hoffnungen bald herab.

Groningen war Mitte Sommer des Jahres 1594 gefallen, aber die Zeit, mit dem nun frei gewordenen staatischen Heere noch etwas auszurichten, war durchaus noch nicht verstrichen, und viele, darunter auch Moritz,

drangen darauf, alsbald den Feind aus Twenthe zu verjagen. Aber die Provinzen hatten sich mit der Aufstellung und Bezahlung des Belagerungsheeres derart über ihre Kräfte angestrengt, dafs notwendigerweise ein Teil des Kriegsvolkes abgedankt werden mufste. Überdies mufste, dem Vertrage mit Frankreich gemäfs, eine entsprechende Kriegsmacht verfügbar bleiben, um dieselbe auf die erste Aufforderung hin zu Bouillons Heer stofsen zu lassen. Diese Aufforderung liefs aber von Woche zu Woche auf sich warten, und da es schon Herbst war, wo voraussichtlich von Frankreich doch nichts mehr unternommen werden konnte, hatte es Moritz bei den Staaten durchgesetzt, dafs er mit dem unter den Waffen gebliebenen Heere die Festungen von Twenthe, in erster Linie Grol, belagern durfte. Schon war alles in Bereitschaft und Moritz im Begriff, vom Haag sich ins Lager zu begeben, als die niederländischen Hilfstruppen für Bouillon von Buzanval requiriert wurden. Die Staaten gaben, ohne den Staatsrat darüber zu hören, alsbald Befehl, dem Wunsche des französischen Gesandten nachzukommen, und Moritz, bitter enttäuscht, mufste sich fügen, aber er weigerte sich, mit dem unbeträchtlichen Heere, das noch im Lande geblieben war, irgendetwas zu unternehmen. Doch hatte die Bereitwilligkeit der Staaten ihre triftigen und wohlerwogenen Gründe. Nach der Mühe, die sie sich gegeben hatten, um Heinrich zur Kriegserklärung an Spanien zu bewegen, durften sie im entscheidenden Augenblick diesem auch nicht den leisesten Vorwand zum Abbruch der Verhandlungen geben, da eine französische Kriegserklärung für die Staaten doch von unendlich mehr Gewicht war als der sofortige Besitz einiger Grenzfestungen, deren Eroberung doch nur eine Frage der Zeit war. Der Erfolg gab den Staaten auch vollkommen recht, denn als Bouillon, durch die niederländischen Truppen verstärkt, die Feindseligkeiten begonnen hatte, erklärte auch Heinrich den Krieg an

Spanien (30. Januar 1595). Überdies war der Angriffsplan selbst in genialer Weise entworfen. Was Bouillon vor einigen Jahren vergeblich versucht hatte, Luxemburg und die angrenzenden wallonischen Gebiete anzugreifen, sollte auch jetzt wieder unternommen werden, und um die schnellste und zweckdienlichste Verbindung mit ihm zu ermöglichen, hatten Moritz und Oldenbarnevelt einen Plan ausgearbeitet, um einige feste Punkte im Lütticher Gebiete zu besetzen; denn der Weg, auf dem die niederländischen Truppen bis jetzt nach Frankreich gelangen konnten, war ziemlich lang: entweder mufsten sie über Deutschland ziehen oder zur See transportiert werden. Drei Plätze, Maaseyk, Hasselt und Huy, sollten zugleich überrumpelt werden, aber nur der Angriff auf Huy wurde unternommen, und von Heraugière, dem Helden von Breda, auch glücklich durchgeführt (6. Februar 1595). Der Platz war äufserst wichtig, das Kastell, auf einem unersteiglichen Felsen gebaut, war beinahe uneinnehmbar, und eine grofse steinerne Brücke über die Maas ermöglichte die stetige Verbindung mit Bouillon und Heinrich IV. Überdies hatte Moritz den Plan gehabt, die Meuterer von Sichem in die Stadt zu legen und dann den Krieg in das feindliche Land hinüberzuspielen. Aufsererdem glaubte er auch auf die Unterstützung der trotz aller Verfolgungen des fanatischen Bischofs noch immer zahlreichen Protestanten rechnen zu können [1]).

Allein alle diese Berechnungen sollten an der Wachsamkeit und Energie der spanischen Kriegführung scheitern. Kaum hatte Ernst die Augen geschlossen, als Fuentes im Staatsrat erschien, seine Ernennung zum Generalstatthalter vorlegte und trotz allen Widerspruchs sein Amt auch sofort übernahm. Aerschot verliefs zürnend das Land und starb bald darauf in Venedig, Karl von

1) Vgl. darüber Bosboom-Toussaint, De verrassing van Hoey in 1595, zuerst erschienen im „Gids“ 1865. 1866.

Mansfeldt, der seinen Vater, namentlich nach Parmas Tod, nach seinem Wohlgefallen geleitet hatte, und jetzt einsehen mochte, dafs Fuentes nur bei sich selbst Rat suchte, übernahm ein Kommando gegen die Türken und starb ebenfalls noch in diesem Jahre, die anderen machten eine Faust in der Tasche und zogen sich grollend auf ihre Güter zurück. Aber Fuentes kümmerte sich wenig darum, der stolze Spanier, der zu sagen pflegte, er wolle mit dem Degen in der Faust ins Paradies kommen, war nicht der Mann, seinen Gegnern die Hand zur Versöhnung zu reichen. Sowohl die Provinzen als Frankreich merkten zu ihrem Schaden bald, in wessen Hände die Leitung des Krieges nunmehr gelegt war.

Zuerst wurde Huy durch La Motte zurückerobert, da Heraugière, gröfser im Wagen als im Ausdauern, kapitulierte, obwohl seine Verteidigungsmittel noch lange nicht erschöpft waren; Verdugo, nach dem Falle Groningens nach Brüssel zurückgekehrt, verjagte Bouillon aus dem Luxemburgischen, Mitte Mai war diese Provinz von französischen Truppen gesäubert, und die staatischen Truppen, deren Glieder sich sehr gelichtet hatten, ehe sie sich mit Bouillon hatten vereinigen können, kehrten in die nördlichen Provinzen zurück, das Fufsvolk über Frankreich nach Dieppe und von da zur See, die Reiterei über Nassau und Westfalen. Zu allem Unglück waren infolge eines schnell eingetretenen Frostes die Flüsse dicht gefroren, und da die staatische Reiterei aufser Landes war, so lagen Holland und Gelderland spanischen Raub- und Plünderzügen offen da, und eine furchtbare Überschwemmung, wie man sie noch selten erlebt hatte, vernichtete Deiche und Dämme mit der Habe von Tausenden, so dafs Moritz aufserstande war, Huy rechtzeitig zu entsetzen. Fuentes selbst führte sein Heer gegen die nördlichen Provinzen Frankreichs, und während Heinrich IV. in Burgund den glänzenden, aber resultatlosen Sieg bei Fontaine française erfocht, eroberte jener einen festen

Platz um den anderen, und Villars verlor bei einem Entsatzversuche von Doullens Heer und Leben. Anfangs August konnte Fuentes schon mit der Belagerung Kameryks beginnen; von Artois und Hennegau, die von Balignys Streifzügen unendlich viel zu leiden gehabt hatten, trefflich unterstützt, bekam er auch diesen Platz, da die von Baligny mifshandelten Bürger dem Feinde selbst die Thore öffneten (9. Oktober).

Indessen hatte auf dem nördlichen Kriegsschauplatz den Staaten das Glück ebenso wenig gelächelt. Im Juli erschien Moritz im Felde, mit der gröfsten Anstrengung hatte man etwa 7000 Mann auf die Beine gebracht, und damit sollte Grol überrumpelt werden. Denn an eine längere Belagerung war mit einer so geringen Truppenmacht nicht zu denken, zumal aufserdem die Möglichkeit eines spanischen Entsatzversuches vorlag. Und so geschah es auch: der alte Mondragon rückte aus Antwerpen durch Brabant und Limburg an den Rhein, überschritt denselben bei Kaiserswerth, und zwang Moritz, die Belagerung aufzuheben (25. Juli). Während des übrigen Sommers standen beide Heere einander gegenüber, ohne dafs es zu etwas anderem als gröfseren Reiterscharmützeln gekommen wäre. Eines derselben, wobei Moritz den Versuch machte, ein spanisches fouragierendes Reitergeschwader aufzuheben, lief für das staatische Heer sehr unglücklich ab, denn Philipp von Nassau, der Bruder des Statthalters von Friesland, und Ernst von Solms kamen dabei um, und ein Bruder Philipps, Ernst, wurde gefangen (2. September) [1]. Besonders der Tod Philipps, eines tapferen, unternehmenden Offiziers, war für die staatischen Truppen ein grofser Verlust; aber auch Mondragon hatte damit sein letztes Heldenstück verrichtet, am 3. Januar 1596 wurde der 92jährige Veteran in Antwerpen vom Schlage getroffen. Beinahe 30 Jahre

1) „Archives“ 2. Serie I, 346.

hatte er ununterbrochen in den Niederlanden gedient, wie kein anderer spanischer Heerführer hatte er die Achtung und Liebe seiner Soldaten genossen, und an seinem Namen klebt keine einzige der Greuelthaten, mit denen andere Spanier ihre Hand befleckt haben.

Überhaupt war das Jahr 1595 für die staatischen Waffen verhängnisvoll gewesen. Heraugière überrumpelte Lier, eine feste Stadt zwischen Mecheln und Antwerpen, aber durch die Plündersucht seiner Soldaten verlor er den wichtigen Platz ebenso schnell, als er ihn gewonnen hatte, und 300 altgediente Krieger kamen dabei um.

Während des ganzen Jahres 1595 war zwischen Brüssel und dem Haag über den Frieden verhandelt worden, da die Generalstaaten des Südens bei ihrem letzten Abschied an Ernst in sehr energischer Weise darauf angedrungen hatten. Fuentes, obwohl persönlich von der Nutzlosigkeit derartiger Unterhandlungen überzeugt, hatte den Marquis von Havrech, den Bruder Aerschots, mit der Einleitung der nötigen Schritte beauftragt. Da dieser sich aber nicht verhehlen konnte, daſs man im Norden sich auf Anerbietungen, die von spanischer Seite kamen, gar nicht einlassen würde, so nahm Havrech den Schein an, als ob er hinter Fuentes' Rücken und nur im Namen der belgischen Groſsen verhandle. Von beiden Seiten kamen in Middelburg Bevollmächtigte zusammen, darunter auch Moritz; allein, wie vorauszusehen war, ging man resultatlos wieder auseinander. Es konnte natürlich nicht lange verborgen bleiben, daſs hinter den belgischen Unterhändlern die spanische Regierung stand, ohne deren Erlaubnis Havrech keinen Schritt zu thun gewagt hatte, und zum Überfluſs fiel den Staaten ein Brief von Tassis an den König in die Hände, worin mit cynischer Aufrichtigkeit die angefangenen Friedensverhandlungen als ein geschicktes Mittel gepriesen wurden, um den südlichen Provinzen Sand in die Augen zu streuen und die nördlichen zu miſsleiten; habe man eine Zeit lang vom Norden

Ruhe, dann könne Fuentes seine ganze Kraft auf die Niederwerfung Frankreichs konzentrieren, um dann mit ungeteilter Macht über die ungehorsamen Provinzen herzufallen und diese zu unterwerfen So mufste dem Norden jede Friedenssehnsucht vergehen, und als im Frühjahr ein belgischer Edelmann im Haag erschien, um die abgebrochenen Friedensverhandlungen wieder aufzunehmen, und derselbe sogar die Einwohner gegen die Fortsetzung des Krieges aufzuhetzen suchte, wurde er auf Befehl der Staaten ausgewiesen. So blieb der Regierung in Brüssel nichts übrig, als aufs neue an die Waffen zu appellieren, und sie konnte dies auch mit guter Zuversicht thun, da die Bilanz des abgelaufenen Kriegsjahres für Spanien sehr vorteilhaft gewesen war. Fuentes schien auch der einzige Mann zu sein, der das Übergewicht und die Ehre der königlichen Waffen wiederherzustellen imstande war; allein in Madrid war es anders beschlossen, denn schon war sein Nachfolger, Erzherzog Albert, unterwegs.

VIII.

Man kann sich denken, welchen niederschmetternden Eindruck der Verlust von Kameryk auf Heinrich IV. machen mufste; besonders auf Elisabeth, die ihm alsbald nach seiner Kriegserklärung an Spanien hatte Glück wünschen lassen, war er in hohem Grade und mit vollem Rechte erbittert, denn sie hatte die englischen Truppen unter dem Vorwande, sie in Irland selbst nötig zu haben, aus der Bretagne zurückgezogen, und als Heinrich, durch die raschen Erfolge von Fuentes im nördlichen Frankreich in die Enge getrieben, dringend um die Zusendung von 4000 Mann Hilfstruppen bat, säumte sie keinen

Augenblick, von der Not ihres Bundesgenossen Gebrauch zu machen, und statt der verlangten Hilfe bot sie an, Dieppe, Boulogne und Calais für Heinrich — in Bewahrung zu nehmen. Für eine solche Unterstützung dankte dieser natürlich, und er gab nunmehr deutlich zu verstehen, dafs er durch die Not gedrungen, wohl dazu gebracht werden könne, Frieden mit Spanien zu schliefsen, eine Mitteilung, die Elisabeth als Drohung auffafste und deshalb auch in vornehmem und anmafsendem Tone beantwortete. Denn es ging ihr sauer ein, in Heinrich etwas anderes als ihren Schützling zu sehen. Zwar war er ihr natürlicher Bundesgenosse gegen Spanien, allein sie pflegte nie zu helfen, wenn sie nicht selbst ihre Rechnung dabei fand, und die religiöse Frage trat vor dem Interesse Englands in den Hintergrund. Wie sie den Provinzen nur infolge der reifsenden Fortschritte Parmas zuhilfe gekommen war, um nicht eine Küste in Feindeshand sich gegenüber zu haben, so schickte sie Essex den Hugenotten erst dann zur Unterstützung, als der Feind in der Bretagne gelandet war, um den Zugang zum Kanal für Handel und Schiffahrt vielleicht ebenso unsicher und gefährlich zu machen, als die Nordsee bereits durch Dünkirchen geworden war. Ein einiges und mächtiges Frankreich war für sie ebenso sehr eine Drohung als ein übermächtiges Spanien, deshalb sah sie auch die Versöhnung Heinrichs mit der Ligue mit scheelen Augen, und die Aussicht auf einen französisch-spanischen Friedensschlufs mufste sie vollends in Harnisch bringen. Aber Heinrich war nicht gesonnen, sich diese Bevormundung länger gefallen zu lassen, und sein Gesandter sagte dem englischen Geschäftsträger rundheraus ins Gesicht, „dafs Ihre Majestät seinen Herrn nunmehr lange genug mit wiederholten Ermahnungen und Klagen belästigt habe, dafs man dies ruhig hingenommen habe, so lange Heinrich IV. König von Mantes, Dieppe und Lobiers gewesen wäre; nun er aber Meister von Paris wäre, würde kein

Diener ihm raten können, solche Worte für gute Münze anzunehmen" [1]).

Daſs die Staaten an dem unglücklichen Verlauf der Kriegsoperationen keine Schuld treffen konnte, ist aus der bisherigen Schilderung ihrer beinahe übermenschlichen Anstrengungen ersichtlich. Aber dennoch blieben auch ihnen die bittersten Vorwürfe nicht erspart, Heinrich verübelte ihnen die voreilige Räumung von Huy, die Rückberufung Philipps von Nassau mit seinen Truppen, wie überhaupt die weit hinter seinen Erwartungen zurückgebliebene Unterstützung mit Truppen, und Buzanval fügte seinen Klagen darüber die Drohung bei, daſs, wenn die Staaten den König in dem Kriege, in den er hauptsächlich durch ihr Zuthun verwickelt worden sei, nicht besser unterstützten, er keinen Plan habe, sich und sein Reich zugunsten anderer aufzuopfern [2]). Diese Drohung, mit Spanien Frieden zu schlieſsen, verfehlte ihre Wirkung nicht, um so weniger als die Bemühungen des Papstes in diesem Sinne im Haag sehr wohl bekannt waren. Die Staaten nahmen deshalb den Unterhalt von zwei gascognischen Regimentern auf ihre Rechnung, verstärkten die Garnison von Calais und schickten dem hartbedrängten Kameryk unter Justinus von Nassau zwanzig Compagnieen zuhilfe, die zwar die Übergabe der Festung nicht verhindern konnten, aber doch zur Rettung der Seeplätze das meiste beitrugen. Und dies geschah, während man zuhause selbst um Truppen verlegen war, und Überschwemmungen und Hungersnot auf die hochbesteuerte Bevölkerung mit der ganzen Schwere der damaligen Zeit drückten.

Daſs Elisabeth diese intimen Beziehungen der Staaten zu Frankreich mit miſsgünstigem Auge ansah, läſst sich begreifen, ihr Geiz und ihre Eifersucht bäumten sich gegen das Bewuſstsein auf, daſs die Staaten, die sie noch

1) v. Deventer, Gedenks. II, 20 und Einl. v und vi.
2) Fruin, Tien jaren 196 und v. Deventer II, 62 sqq. 68 s sqq.

mit Geld und Truppen unterstützte, sich durch so reichliche Hilfe auf ihre Kosten Frankreich verpflichten konnten. Denn immer noch war der Vertrag von 1585 in Kraft, aber seit einer Reihe von Jahren hatte sie ihn auf eine für ihre Schützlinge sehr onerose Weise ausgelegt: die stipulierte Truppenzahl war niemals vollzählig unter den Fahnen, eigenmächtig hatte sie das Kontingent unter Vere gegen Frankreich verwendet, aber regelmäfsig schickte sie ihre Truppen mit Anfang des Winters in die Provinzen ins Quartier. Die schmähliche Behandlung, die man ihrem Liebling Leicester hatte zuteil werden lassen, hatte sie ebenfalls noch nicht vergessen, und das freundliche Einvernehmen, das nach dem Untergang der Armada zwischen ihr und den Staaten bestanden hatte, wich bald einer in offene Feindseligkeiten ausartenden Erbitterung. Durch den Angriff Spaniens stand Elisabeth mit Philipp auf dem Kriegsfufse, und da der holländische Handel in die spanischen Häfen nach dem Weggange Leicesters schwunghafter als je betrieben wurde, so beklagte sie sich wiederholt bei den Staaten, dafs diese ihren Feinden nicht nur Lebensmittel, sondern selbst Kriegsbedarf zuführten. Von Worten kam es bald zu Thaten, indem englische Kaper holländische Schiffe aufgriffen, diese nach England brachten, und die Schiffer oft durch Anlegung von Daumenschrauben zur Angabe des vollen Wertes ihrer Ladung zu zwingen suchten [1]). Aber mit dem Vertrage von 1585 hielt die Königin die Staaten an einem unzerreifsbaren Bande fest, das sie nach Belieben lockerer oder straffer anziehen konnte, und sie wufste überdies recht gut, dafs die Sympathieen der protestantischen Bevölkerung in den Provinzen ihr und nicht dem abtrünnigen Heinrich gehörten, weshalb sie sich der oligarchischen Staatenregierung gegenüber, die bei der Menge keineswegs beliebt war, nach Belieben viel herausnehmen

1) Motley, Kap. 27.

durfte. Dieser Einsicht verschloss sich letztere auch keineswegs; daher ihre umständliche Vorsicht bei den Verhandlungen mit Frankreich, wo es doch nach der Kriegserklärung des letzteren nahegelegen hätte, dafs Heinrich mit der Republik ein förmliches Bündnis geschlossen hätte. Darauf hatten auch einige Räte der französischen Krone hingearbeitet, aber die Staaten gingen auf das Anerbieten nicht ein; hatte sich doch Elisabeth von der Eifersucht so weit hinreifsen lassen, dafs sie den von Bouillon mit den Staaten verabredeten Einfall in Artois und Hennegau höchlich mifsbilligte! Nunmehr da sie sah, dafs sich das Verhältnis zwischen den Staaten und Heinrich stets intimer gestaltete, hielt sie den richtigen Augenblick gekommen, um erstere die ganze Last ihres Übergewichtes fühlen zu lassen. Denn nicht nur verlangte sie, dafs die Staaten fortan für den Unterhalt der englischen Truppen selbst sorgen sollten, sondern sie drang darauf, dafs mit der Rückbezahlung der seit 1585 gemachten Vorschüsse schon jetzt ein Beginn gemacht werden müsse. Nach dem Wortlaute des Vertrages sollte damit erst nach Beendigung des Krieges angefangen werden, allein Elisabeth behauptete, dafs die Staaten, sobald sie wollten, einen erträglichen Frieden schliefsen könnten. Für den Augenblick gab sie zwar nach, da die Staaten sich bereit erklärt hatten, die englische Flotte durch eine gröfsere Anzahl ihrer eigenen Kriegsschiffe gegen eine neue aus Spanien erwartete Armada zu verstärken, aber es dauerte nicht lange, so wiederholte sie ihre Anmahnungen, und da sie noch stets im Besitze der Pfandstädte war, so verfehlten diese auch ihre Wirkung auf die Dauer nicht [1]).

Indessen hatte Philipp den Erzherzog Albert, den Bruder Ernsts, und den jüngsten Sohn Kaiser Maximilians,

1) v. Deventer II, 86 sqq. 85 sqq und Einl. xxviii und xxix; ferner: p. 158 u. 10 u. xxxii.

zum Generalstatthalter ernannt. Derselbe war in Madrid unter den Augen des Königs erzogen worden, hatte eine Zeit lang als Vizekönig Portugal zur Zufriedenheit Philipps verwaltet und war dann dem jungen Kronprinzen als Mentor beigegeben worden. Der König hätte ihn am liebsten in Spanien bei sich behalten, allein Albert verlangte selbst, in die Niederlande zu kommen, wozu ihn aufser dem Verlangen nach einem eigenen unabhängigeren Wirkungskreis auch der Wunsch seiner Mutter bestimmt hatte, die jetzt endlich ihren Lieblingswunsch, das Zustandekommen einer Heirat zwischen Isabella und ihrem Sohn, in Erfüllung gehen sah. Albert war zwar Kardinal, aber er hatte die höheren Weihen nicht empfangen, sein Stand brachte es also mit sich, dafs seine Sendung keinen vorherrschend kriegerischen Zweck haben konnte. Überdies war mit Fuentes auch das System der unnachsichtlichen Strenge und der rücksichtslosen Kriegführung verschwunden, denn der 70jährige Philipp war mehr als je entschlossen, die Hand zum Frieden und zur Versöhnung zu bieten.

Und in der That brachte der Erzherzog kein geringes Angebinde mit. In seinem Gefolge erschien Philipp Wilhelm, der älteste Sohn Oraniens, den seiner Zeit Alba von der Hochschule Löwen weg nach Spanien hatte bringen lassen. Achtundzwanzig Jahre hatte derselbe hier, zwar gut behandelt, aber doch als Gefangener gelebt, und die ihm hier zuteil gewordene Erziehung hatte einen ebenso treuen Anhänger Philipps, wie einen ergebenen Sohn der Kirche aus ihm gemacht. Aber das Andenken seines Vaters hielt er in hohen Ehren, und als in Madrid ein spanischer Offizier in seiner Gegenwart in ungeziemenden Worten über Oranien sich auszulassen wagte, warf er ihn zum Fenster hinaus, dafs er auf dem Platze tot blieb. Und als ihm nach seiner Ankunft in Brüssel der Präsident Richardot zu verstehen gab, dafs der König ihn wieder in den Besitz der seinem Vater konfiszierten Güter

setzen wolle, wenn er sich entschliefsen wolle, den Erben von Balthasar Gerard eine jährliche Leibrente von 18000 Gulden aus dem Ertrag derselben auszubezahlen, zog er seinen Dolch und hätte den Präsidenten niedergestochen, wenn die Anwesenden es nicht verhindert hätten [1]). Sowohl in Oraniens Apologie, wie in der Abschwörungsakte hatte die mit den Landesprivilegien streitende Wegführung und Gefangenhaltung des jungen Oranien einen der Hauptbeschwerdepunkte gegen Philipp gebildet, aber dieser verfolgte mit der Freigebung des Prinzen noch einen anderen Zweck: er wollte durch ihn auf die Freunde und Anhänger seines Vaters wirken, und ihn gegen Moritz, der die glänzendsten Anerbietungen Spaniens rückhaltslos abgewiesen, ausspielen. Die Staaten, welche diese Absicht des Königs durchschauten, ersuchten deshalb den Prinzen in einem höflichen, aber sehr entschiedenen Schreiben, seinen Besuch in den nördlichen Provinzen auf eine gelegenere Zeit zu verschieben, worauf er ihnen in würdiger Weise antwortete, dafs er stets bereit sei, seinem Vaterlande zu dienen. Und in der That hat er seiner Devise getreu — ein zwischen Gegenwinden unbeweglich vor Anker liegendes Schiff — die Neutralität zwischen den beiden Parteien in sehr gewissenhafter Weise bewahrt, er steht in dieser Hinsicht unendlich hoch über den Söhnen Egmonts, die dem Henker ihres Vaters in der unterwürfigsten Weise gedient haben.

Einen weiteren Beweis der versöhnlichen Gesinnung des Königs sollte der Handelsstand erfahren. Im Anfang des Jahres 1596 war an einem Tage auf alle in spanischen und portugiesischen Häfen liegenden niederländischen Schiffe — es waren ihrer etwa 500 — Beschlag gelegt worden. Der Handel wurde von diesem Schlag bis ins innerste Mark getroffen, und es waren nicht nur die in Aussicht stehenden zahllosen Bankerotte, welche eine unge-

1) Motley, Kap. 32.

heuere Verwirrung hervorzubringen drohten, sondern man befürchtete das Auslaufen einer neuen Armada, welche durch die in Beschlag genommenen Schiffe verstärkt werden sollte. Man kann sich deshalb die Freude denken, welche die vom König verfügte Aufhebung dieser Beschlagnahme hervorrief, und da man wuſste, daſs dieselbe auf die Fürsprache Alberts erfolgt war, so hatte dieser seine Friedensoperationen sicher mit einem sehr geschickten Zuge eröffnet. Allein zu etwas weiterem als einem Momente dankbarer Aufwallung kam es nicht; war man schon längst gewöhnt, hinter jedem von Philipp gemachten entgegenkommenden Schritt die gefährliche Schlinge zu suchen, so wuſste man in den Provinzen recht gut, daſs Spanien den niederländischen Handel einmal nicht mehr entbehren konnte, und in Spanien wird in erster Linie die Befürchtung den Ausschlag gegeben haben, daſs die von den spanischen Häfen ausgeschlossenen Kauffahrer sich in Kaper verwandelten, welche auch für fremde Schiffe die Fahrt und den Handel nach Spanien unmöglich machten.

Wurde Albert auch nicht mit demselben rauschenden Gepränge und den hochgespannten Erwartungen wie sein Bruder empfangen, so lagen die Verhältnisse, unter denen er sein Amt antrat, viel günstiger für ihn. Er brachte ansehnliche Summen mit, und aus der Hand von Fuentes empfing er ein wohlausgerüstetes, schlagfertiges Heer. Durch sein königliches, taktvolles Auftreten hatte er die belgischen Groſsen im Handumdrehen für sich gewonnen, die mit Freuden dem zukünftigen Schwiegersohn den Gehorsam leisteten, den sie dem barschen Fuentes und dem intriganten Ibarra verweigert hatten, und mit der Abreise der letzteren schien auch die Hoffnung auf eine wirklich nationale Regierung wieder aufzuleben. Da er sich bald von der Resultatlosigkeit der mit dem Norden eröffneten Friedensunterhandlungen überzeugt hatte, stand es fest, daſs in dieser Hinsicht nur durch eine energische und glückliche Kriegführung etwas erreicht werden konnte.

Es fehlte in diesem Augenblick allerdings an einem tüchtigen Truppenführer, da Mondragon und Verdugo eben gestorben waren, allein in Savigny, Herrn von Rosne, einem eifrigen Ligisten und glühenden Feinde Heinrichs IV., der in seine Dienste trat, fand er einen trefflichen Feldherrn, wie er sich ihn nicht besser wünschen konnte, und es will jedenfalls viel sagen, dafs dieser sich bei den Spaniern, die jedem Fremden mit Misstrauen und Verachtung zu begegnen gewohnt waren, einen geachteten Namen zu verschaffen wufste.

Heinrich IV. hatte indessen, nachdem er zum Entsatze Kameryks zu spät gekommen war, mit seinem Heere das starke La Fère, welches die Ligisten früher den Spaniern als Waffenplatz eingeräumt hatten, belagert, wobei er von einigen holländischen Truppen trefflich unterstützt wurde. Acht Monate lang hatte es die Festung ausgehalten, und jetzt war ein Entsatzversuch Alberts zu erwarten. Dies wünschte der König gerade, der sich sehr stark verschanzt hatte, und den bei der Einschliefsung La Fères — denn aus Mangel an grobem Geschütz und sonstigem Kriegsmaterial konnte er an eine Beschiefsung oder Bestürmung nicht denken — die Geduld auszugehen schien. Anfangs April setzte sich das spanische Heer, 18000 Mann stark, gegen La Fère in Bewegung, wandte sich aber plötzlich um und erschien vor Calais. Rosne war es, der diesen Rat gegeben, denn er kannte den schwachen Zustand der Festung und wufste, dafs die Verteidigungswerke seit ein paar Jahren verfallen waren. Heinrich jubelte, da er Calais für uneinnehmbar hielt, aber ehe der Gouverneur der Picardie die Besatzung verstärken konnte, war der Zugang von der Landseite schon versperrt, und unbegreiflicherweise hatte man das Anerbieten der vor der Stadt kreuzenden holländischen Wachtschiffe, Verstärkungen in die Stadt zu bringen, nicht angenommen. In Holland, wo man die Gefahr der Lage vollkommen zu würdigen wufste, war Moritz nach Zee-

land geeilt, hatte in aller Eile Truppen einschiffen lassen, um mit ansehnlicherer Macht selbst zu folgen, allein der Succurs kam zu spät, die Stadt hatte sich schon übergeben, und nur das Kastell hielt noch stand. Im Hafen von Plymouth lag gerade eine starke zu einem Angriff auf Spanien bestimmte Flotte; wäre diese jetzt vor Calais erschienen, so hätte sie den Feind zum Abzug genötigt, da Heinrich mit zahlreicher Reiterei in der Nähe stand. Unverweilt sandte dieser deshalb auch einen Gesandten nach England und bat in dringendster Weise um schleunige Hilfe, allein Elisabeth glaubte jetzt den günstigsten Augenblick gekommen, um die Verlegenheit ihres Bundesgenossen auszunützen, und sie verlangte als Lohn für ihre Hilfe dasselbe Calais, an dessen Besitz vielleicht die Zukunft Heinrichs und seines Thrones hängen konnte. Entrüstet wies Heinrich das Ansinnen ab, da er Calais lieber an seinen Feind, als an einen solchen Freund verlieren wollte, er verlangte Hilfe ohne alle und jede Bedingung, selbst den Vorschlag Elisabeths, den Platz ein Jahr lang zu „bewahren“, wies er zurück, und so mufste die Festung nach einem verzweifelten Kampfe kapitulieren [1]) (22. April 1596).

Das war ein harter Schlag sowohl für Frankreich als für die Staaten. Letztere hatten von Dünkirchen schon genug zu leiden, und Calais, in feindlichem Besitz, drohte ihrer Schiffahrt noch viel empfindlicheren Schaden, um so mehr, da die gehorsamen Provinzen, die bisher durch die Holländer vom Meere abgeschnitten waren, nunmehr aus Calais die nötige Zufuhr empfangen konnten. Alsbald wurden denn auch die verfallenen Festungswerke hergestellt, der Hafen verbessert und Stadt und Umgegend der Provinz Flandern einverleibt, denn Spanien schien nicht gesonnen, die wertvolle Beute fahren zu lassen.

1) Motley, Kap. 32.

Da Albert nicht wagte, den König, dessen Heer durch die zu erwartende Übergabe von la Fère bald frei werden mußte, in offenem Felde anzugreifen oder sich von ihm angreifen zu lassen, so hatte er seine Truppen nach Flandern zurückgeführt. Im Norden war man eine Zeit lang im Unsichern, nach welcher Seite hin die spanischen Waffen sich zuerst richten würden; Moritz, der für Ostende fürchten mußte, hatte den Platz in aller Eile mit dem Nötigsten versehen, so daß der Erzherzog sich entschloß, das vor einigen Jahren von Moritz eroberte Hulst zu nehmen. Dasselbe hatte eine Garnison von 3000 Mann, und die Umgegend war durch Öffnung der Schleusen zu einer Insel gemacht worden, so daß die Festung sich in ausgezeichnetem Verteidigungszustand befand. Und wirklich entfaltete Albert auch seine ganze Energie, um sich des Platzes zu bemächtigen, mit härtester Rücksichtslosigkeit opferte er sein Kriegsvolk auf, denn er mußte sich auf eine langwierige Belagerung gefaßt machen, als zu seiner angenehmen Überraschung die Besatzung zur Übergabe geneigt war. Am 18. August kapitulierte Hulst, aber spanische Augenzeugen versicherten, daß bei einer etwaigen Bestürmung noch so viele Schwierigkeiten zu überwinden gewesen wären, daß der Erfolg sehr fraglich sein mußte, in keinem Falle aber war die Übergabe durch die Not gerechtfertigt. Moritz war zu schwach gewesen, um einen Entsatz zu wagen, denn ein Teil der staatischen Kriegsmacht half König Heinrich la Fère belagern, die englischen Truppen unter Francis Vere waren auf der Flotte, die von Plymouth gegen Spanien ausgelaufen war, den Festungen durfte man keine Truppen entziehen, da man nicht wissen konnte, wohin Albert seinen Angriff richten würde, und so blieben höchstens 2000 Mann verfügbar, mit denen Moritz nicht viel mehr anfangen konnte, als daß er die Bewegungen des Feindes scharf beobachtete. Dieser aber hatte den Besitz von Hulst doch zu teuer bezahlt: 5000 Mann, unter

ihnen Rosne selbst, lagen tot vor der Stadt, während die Besatzung nur 500 Mann verloren hatte. So ist es zu begreifen, dafs der Kardinal mit seinen erschöpften Kräften an keine neue Unternehmung mehr denken konnte; Ende 1596 fiel den Staaten ein Brief in die Hände, worin Albert den König von Spanien dringend um neue Truppen bat, ohne welche er kaum imstande wäre, sich notdürftig zu verteidigen.

Aber Philipp war in seinem Leben wohl noch nie weniger imstande gewesen, die verlangte Hilfe zu leisten, als in diesem Augenblick. In England wufste man, dafs in den spanischen Häfen an der Ausrüstung einer neuen Armada gearbeitet wurde, Elisabeth beschlofs, einem solchen Besuch durch einen unerwarteten Gegenbesuch zuvorzukommen, und zu diesem Zweck hatte man während des ganzen Jahres grofsartige Rüstungen gemacht, und im Frühjahr 1596 lagen auf der Rhede von Plymouth 17 grofse und 150 kleine englische und 18 holländische Kriegs- und Transportschiffe mit mehr als 6000 Mann Landungstruppen, darunter die 2200 altgedienten Soldaten unter Vere und Ludwig Günther von Nassau mit etwa 1000 adeligen Freiwilligen; es war dies dieselbe Flotte, um deren Unterstützung Heinrich so dringend zum Schutze von Calais gebeten hatte. Den Oberbefehl über die Landungstruppen hatte Lord Essex, während der alte Howard, unabhängig von ihm, die Flotte kommandierte. Der glänzende Raubzug der englisch-holländischen Flotte nach Cadix ist bekannt: am 1. Juli war die im Hafen liegende spanische Flotte in wenigen Stunden vernichtet, eine reiche, nach Westindien bestimmte Kauffahrteiflotte wurde von den Spaniern selbst verbrannt, und die Landungstruppen unter Essex eroberten nach einem kurzen Gefecht Stadt und Festung, und jetzt flatterte vom Walle einer spanischen Feste die

1) Fruin, Tien jaren, p. 252. 253.

Geusentrikolore! Nunmehr wäre der rechte Augenblick gewesen, die spanische Monarchie ins Herzzu treffen: von Cadix aus konnte man einen Teil Andalusiens verwüsten, wo man nur die Moriskos aufzurufen brauchte, um dem König unberechenbare Verlegenheiten zu schaffen, während das unlängst mit brutaler Gewalt niedergeworfene Arragon sicher auch kein müfsiger Zuschauer geblieben wäre. Aber unbegreiflicherweise und trotz der Vorstellungen von Essex, Vere und des holländischen Admirals van Warmond, zog Howard, nachdem Cadix niedergebrannt war, mit seiner Flotte ab, er wagte nicht, sich in Cadix einzuschliefsen, da bei der Plünderung die Vorräte im Leichtsinn vernichtet worden waren und auf eine sichere Zufuhr nicht gerechnet werden konnte. Auf diesen Schlag, der Spanien noch viel härter traf und dessen Folgen noch viel schlimmer waren als der Untergang der Armada, folgte in demselben aber noch ein zweiter: eine ansehnliche aus mehr als 60 Segeln bestehende Schiffsmacht mit 8000 Soldaten an Bord, die wahrscheinlich zu einer Landung in Irland bestimmt waren, wurde im Oktober beim Cap Finisterre durch einen Sturm fast vollständig vernichtet; in einer Nacht gingen 40 Schiffe mit 5000 Menschen unter. Fast ebenso unheilvoll wie der materielle Schaden, war die vor den Augen der Welt dargelegte Ohnmacht Spaniens, und mit unverhohlener Freude sah man allenthalben in Europa die Demütigung der verhafsten Monarchie. Dazu kam aber noch ein unverzeihlicher Mifsgriff des Königs selbst. Ärgerlich über den hohen Zinsfufs, den er für die geliehenen Summen zu bezahlen hatte, und über die Verpfändung von Staatseinkünften aller Art, setzte er durch ein einfaches Dekret den Zinsfufs der Staatsschulden willkürlich herab und annullierte gleichzeitig die bisher abgeschlossenen Verpfändungskontrakte. Es war dies das zweite Mal, dafs Philipp seinen Gläubigern sein Wort brach und sich und den Staat bankrott erklären liefs,

aber die harte Lehre, die ihm das Jahr 1575 in dieser Hinsicht gegeben, war schon längst wieder vergessen. Natürlich mufste er bald darauf seine Anordnung selbst wieder umstofsen, denn um den Gang der spanischen Staatsmaschine nur in der allernotdürftigsten Weise zu erhalten, mufste Anlehen auf Anlehen geschlossen werden [1].

IX.

Die Eroberung von Calais hatte nicht verfehlt, in England einen tiefen Eindruck zu machen, und laut murrte das Volk in London über die allzu weit getriebene Vorsicht und Zurückhaltung des alten Burleigh. Instinktiv begriff man hier, dafs Spanien im Besitze dieses Platzes England, Frankreich und die Niederlande zugleich bedrohen konnte und dafs ein solcher Hafen einen Anschlag auf England für Spanien leicht und gefahrlos machen konnte, denn an dem Mangel eines ähnlichen Zufluchtsortes war die Unternehmung der ersten Armada gescheitert; und da um jene Zeit in Spanien eine neue ausgerüstet wurde, so fürchtete man nicht mit Unrecht, dafs Calais der Hauptstützpunkt eines Angriffs auf England sein würde. Für Elisabeth war die Situation damit natürlich verändert; lag es in ihrem Interesse, Frankreich nicht allzu sehr erstarken zu lassen, so dafs dieses sich der bevormundenden Rolle Englands entziehen und dessen Unterstützung fortan entbehren konnte, so konnte sie es viel weniger dulden, dafs Spanien wieder eine Seemacht ersten Ranges wurde und sich in unmittelbarer Nähe der englischen Küste festsetzte, da ein zweites Dünkirchen im Kanal dem aufstrebenden englischen Handel den Todesstofs versetzen mufste. Dazu kam aber noch ein anderer, die englischen Interessen durchkreuzender Umstand: die Gefahr lag nahe, dafs Heinrich, entmutigt

1) **Fruin** l. c., p. 361—364. **Motley**, Kap. 33. **Bor** IV.

durch eine Reihe schwerer Unglücksfälle und erbittert über den cynischen Egoismus seiner Bundesgenossin sich zum Frieden mit Spanien hinneigen konnte. Und in der That arbeiteten nicht nur die einflufsreichsten Räte der französischen Krone auf dieses Ziel hin, sondern es war bekannt, dafs der Papst für eine Versöhnung der beiden katholischen Mächte thätig war, um sie bei gelegener Zeit gegen das ketzerische England zu gebrauchen. Als deshalb Heinrich nach dem Falle von Calais zwei Vertraute nach England schickte und kurzweg das Dilemma stellte: entweder die Hilfe England, um sich zu verteidigen, oder Frieden mit Spanien, um sich zu retten, begriff Elisabeth, dafs sie jetzt gegen den König einen andern Ton anzuschlagen hätte, Unterhandlungen wurden eröffnet, und nach längerem Bieten und Feilschen kam endlich ein Vertrag zustande, wobei beide Parteien sich verpflichteten, keinen einseitigen Frieden mit Spanien zu schliefsen. Aber mit dem gewohnten Geize hatte Elisabeth auch jetzt dafür gesorgt, dafs die Hauptlast von Frankreich zu tragen war; sie wollte Heinrich mit 4000 Mann unterstützen, aber diese wurden in einem später beigefügten Zusatzartikel auf 2000 Mann zurückgebracht, und diese sollten überdies nur in der Pikardie verwendet werden [1]).

Diese Hilfe hatte für Heinrich allerdings sehr wenig zu bedeuten, aber die Hauptsache für ihn war, dafs er jetzt England, wenn auch nur dem Namen nach, als förmlichen Bundesgenossen neben sich hatte. Denn der Beitritt Englands sollte eine europäische

1) Fruin l. c., p. 373, und v. Deventer II, Einl. p. XIX. Fruin nimmt das Vorhandensein von zwei Verträgen an, eines offenen, durch den die Staaten getäuscht wurden, und eines geheimen; nach v Deventer wurde nur ein Vertrag geschlossen, und die vor den Staaten geheim gehaltenen Bestimmungen (statt 4000 nur 2000 Mann) erst später in einem Zusatzartikel definitiv festgestellt.

Koalition gegen die spanisch-österreichische Monarchie ermöglichen, und Heinrich rechnete dabei nicht nur auf die Staaten, sondern auch auf Schottland, Dänemark und verschiedene deutsche protestantische Fürsten.

Es war Heinrichs Wunsch gewesen, dafs die Staaten als gleichberechtigtes Mitglied in den Bund eintreten sollten, allein Elisabeth hielt es unter ihrer Würde, eine Republik, der gegenüber sie noch immer die Beschützerrolle zu spielen gewohnt war, als ihresgleichen zu behandeln. Aber der französische Bevollmächtigte bestritt Cecils Bedenken so erfolgreich, dafs Elisabeth, um Frankreich den Vorsprung abzugewinnen, sich beeilte, die Staaten selbst zum Beitritt einzuladen. Am 31. Oktober 1596 wurde die Urkunde in Haag unterzeichnet, und die Generalstaaten verpflichteten sich, 4000 Mann Hilfstruppen zu liefern, die in französischen Dienst treten sollten und mit einem eigenen Heere von 8000 Mann den Feind an den Grenzen zu beschäftigen. Dagegen waren sowohl Heinrichs wie der Staaten Bemühungen, um Schottland, Dänemark und einige protestantische Fürsten zum Beitritt zu vermögen, vergeblich gewesen; Heinrichs Abgesandter Ancel, der im Anfang des Jahres 1597 das Reich durchreiste, brachte nur Ausflüchte und Entschuldigungen mit, denn die deutschen Fürsten hatten auch nicht eine Ahnung von dem Ungewitter, das sich später über ihren Häuptern zusammenzog und dessen Ausbruch Oldenbarnevelt und andere hellersehende Staatsmänner mit richtigem Scharfblick vorausgesehen hatten.

Der Abschlufs dieser Tripelallianz ist in der That ein bedeutungsvoller Markstein in der Geschichte der Republik. Zum erstenmale trat sie als selbständige, von England und Frankreich als ebenbürtig anerkannte europäische Macht auf, und darin lag natürlich die stillschweigende Anerkennung ihrer Unabhängigkeit. Von nicht geringerer Bedeutung war die dadurch herbeigeführte Veränderung im Verhältnis zu England, denn

das drückend empfundene Band steter Bevormundung war, wenn auch nicht durchschnitten, doch bedeutend gelockert. In Anbetracht dieses Vorteils konnte man sich dem von England und Frankreich gestellten Verlangen, den Handel nach Spanien und Portugal aufzugeben, kaum entziehen. Amsterdam widersetzte sich zwar der Maſsregel, aber Elisabeth bekam dieses Mal doch ihren Willen, wiewohl schon im folgenden Jahre holländische Schiffe wieder in die spanischen Häfen segelten, ohne sich um die Klagen Englands zu bekümmern [1]; dagegen hatte Heinrich den Staaten einen sehr vorteilhaften Handelsvertrag bewilligt.

Die Folgen sind nicht zu berechnen, welche eine ernste Ausführung dieses Vertrages und eine energische Kriegführung nach sich gezogen hätte. Um die spanische Herrschaft in den südlichen Provinzen wäre es dann für immer geschehen gewesen, und die nördlichen hätten nicht nötig gehabt, noch ein halbes Jahrhundert für ihre Unabhängigkeit zu kämpfen. Es war aber ebenso sehr die Ohnmacht Heinrichs wie die gegenseitige Eifersucht zwischen England und Frankreich, welche die Erwartungen, die man von dieser Tripelallianz hegte, zu Schanden machte. Während England sich seinen Verpflichtungen entzog, waren es die Staaten, welche ihre Kräfte wirklich in dem vom Vertrage geforderten Umfang entfalteten; dafür hatten aber auch sie mit Heinrich die ganze Last des Krieges zu tragen.

Der Krieg begann für die Verbündeten unter nicht ungünstigen Auspicien. Infolge des spanischen Staatsbankrotts und der vor Hulst erlittenen Verluste war der Kardinal nicht imstande, sich an eine gröſsere Unternehmung zu wagen; seine Reiterei, die Artois beschützen sollte, war von Biron geschlagen worden, und zur groſsen Freude des Nordens wurde nun diese Provinz greulich

1) van Deventer II, 156.

selbst bedroht, und der Verlust von Calais mufste jetzt doppelt schmerzlich gefühlt werden. Einen Augenblick stand Heinrich rat- und mutlos da, aber sein Entschlufs war bald gefasst und schon nach einigen Wochen lag Biron vor Amiens. Dem dringenden Wunsche Heinrichs, den Feind sofort energisch anzugreifen, konnten die Staaten nicht entsprechen, da sie noch im unsichern waren, wohin der Kardinal mit seinem Heere sich zuerst wenden würde, und überdies konnte es nicht in ihrem Interesse liegen, die ganze spanische Macht an die staatische Grenze zu locken, und erst als man die Gewifsheit hatte, dafs Albert zum Entsatz von Amiens aufgebrochen war, kam auch Moritz unverweilt ins Feld. Mit 7000 Mann Fufsvolk und 1200 Reitern marschierte er ostwärts, in seinem Gefolge war aufser Hohenlo und Wilhelm Ludwig auch der 14jährige Friedrich Heinrich, sein jüngster Bruder, der hier den ersten Schritt auf seiner glänzenden militärischen Laufbahn machte. Unversehens erschien er vor Rheinberg im Kölnischen, denn mit richtiger Berechnung wollte er dem Feind zuerst den Pafs über den Rhein abschneiden, worauf von selbst die Befreiung von ganz Twenthe folgen mufste. Am 19. August kapitulierte die Stadt nach zehntägiger Belagerung und im Anfang November waren Meurs, Grol, Breevoert, Enschede, Ootmarsum, Oldenzaal und Lingen erobert und damit alles nördlich vom Rhein liegende Gebiet der Staaten vom Feinde gesäubert. Mit einem allgemeinen Bufs- und Bettag wurde dem Himmel für das Glück gedankt, dafs nunmehr „der Garten der sieben Provinzen“ geschlossen war.

Während dieser Zeit hatte sich Albert mit 20000 Mann in Bewegung gesetzt, um Amiens zu entsetzen. Aus Geldmangel hatte er erst im August den Feldzug beginnen können, aber er mufste sich bald überzeugen, dafs die Zeiten der Liga für immer vorbei waren, denn während die Hugenotten mit verschränkten Armen ruhig zusahen und sich über die Verlegenheiten ihres abgefallenen

Genossen freuten, waren es gerade die früheren Ligueurs, vor allen Mayenne, die den König trefflich und mit hingebendem Eifer unterstützten. Albert zog denn auch ab, und bald darauf, am 19. September, war Amiens in Heinrichs Besitz.

Wenn Elisabeth bei diesen Ereignissen die teilnamlose Zuschauerin gespielt hatte, so mag dies allerdings seinen tieferen Grund in dem Wunsche gehabt haben, den Krieg soviel als möglich in die Länge zu ziehen und dadurch Spanien und Frankreich zugleich zu schwächen; sie hatte aber ihr Geld und ihre Truppen zu einer Unternehmung nötig gehabt, an der das Schicksal Englands hängen konnte. Seine letzten Kräfte zusammenfassend, hatte Philipp noch einmal eine Armada ausgerüstet, nicht um England selbst anzugreifen, sondern um eine Landung in dem aufständischen Irland zu versuchen, und Fuentes war zum Oberbefehlshaber der Landungstruppen bestimmt. Wie das letzte Mal gedachte Elisabeth auch jetzt, ihrem Feinde zuvorzukommen und Essex an die spanischen Küsten zu schicken, um die in den Häfen von Ferrol und Lissabon liegende Flotte zu vernichten. Zu diesem Zweck hatte sie von den Staaten ein Geschwader von 20 Kriegsschiffen verlangt und auch erhalten, und wieder wurden Veres Truppen, etwa 1000 Mann, aus dem Land gezogen, um die Flottenbesatzung zu verstärken. Im Juli segelte die Flotte, an 100 Schiffe stark, mit 6000 Mann an Bord, unter dem Befehl von Essex aus, um, wie früher bei Cadix, die spanische Flotte im Hafen von Ferrol anzugreifen und sich der aus Amerika kommenden Silberflotte zu bemächtigen. Aber weder das eine noch das andere gelang; heftige Stürme beschädigten die englische Flotte, so daſs sie, ohne irgendetwas ausgerichtet zu haben, wieder nachhause kehren muſste, und die Silberflotte kam glücklich in Spanien an. Daſs Elisabeth nach diesem Miſsgeschick noch weniger als je geneigt war, ihren Bundesgenossen zu unterstützen, ist begreiflich.

Es war unter diesen Umständen nicht zu verwundern, wenn die von Zeit zu Zeit von spanischen Unterhändlern gemachten Friedensanträge bei Heinrich ein geneigtes Ohr fanden. Noch ehe die Tripelallianz unterzeichnet war, hatte Richardot Aussicht auf Zurückgabe aller von den Spaniern eroberten Plätze gegeben [1]) und die politische Ehrlichkeit jener Zeit war nicht so skrupulös, daſs man sich nicht leichten Herzens einer Verpflichtung, wenn sie oneros zu werden anfing, entschlagen hätte. Übrigens war es auch hohe Zeit, daſs Heinrich seinem erschöpften Volke einige Zeit Ruhe gönnte; hatte es sich schon alsbald nach der Kriegserklärung an Spanien gezeigt, wie wenig zureichend Heinrichs Mittel waren, so war es für ihn auf die Dauer unmöglich, von England und Deutschland verlassen und nur von den gutgesinnten, aber schwachen Provinzen unterstützt den ungleichen Kampf noch länger fortzuführen. Anderseits war auch Philipp fest entschlossen, Frankreich einen ehrenvollen Frieden zu bewilligen, denn das Hauptmotiv seiner Kriegführung bestand seit dem Übertritt des ketzerischen Königs und seit der Erteilung der päpstlichen Absolution nicht mehr; es war überdies mehr als hohe Zeit, daſs dem unerträglichen Zustande in den südlichen Niederlanden ein Ende gemacht wurde, Brabant und Flandern hatten seit Jahren unendlich viel gelitten, und seit dem Kriege mit Frankreich waren hauptsächlich die wallonischen Provinzen in gründlicher Weise heimgesucht worden; der spanische Monarch selbst war alt und abgelebt und wünschte seinem an Körper und Geist schwachen Sohne das Reich im Frieden zu hinterlassen und die Provinzen, die er seiner Lieblingstochter Isabella abtreten wollte, muſsten wenigstens gegen Frankreich gesichert werden. Auch der Papst wünschte den Frieden zwischen den zwei katholischen Mächten, damit Österreich gegen die

1) van Deventer II, 134.

Türken unterstützt würde und Spanien gegen das ketzerische England freie Hand bekäme. Deshalb fand der General der Cordeliers, der nach der Reihe Madrid, Brüssel und Frankreich besuchte, überall bereitwilliges Gehör, und nachdem durch die Eroberung von Amiens für die französische Waffenehre genügend gesorgt war, trug auch Heinrich kein Bedenken mehr, in Unterhandlungen zu treten.

Obwohl ihm die Haltung Elisabeths das volle Recht gegeben hätte, einen Separatfrieden zu schliefsen, so wollte er doch zuvor durch einen öffentlichen Akt der Welt zeigen, warum Frankreich sich genötigt sah, die Bundesgenossenschaft zu verlassen. Er liefs sowohl den Staaten wie England erklären, dafs entweder der Krieg mit Energie geführt werden müsse, um die Spanier aus den Niederlanden zu vertreiben oder dafs er sich zu einem Frieden unter günstigen Bedingungen entschliefsen werde; wünschten seine Bundesgenossen das letztere nicht, so müfsten sie ihm die Mittel zu einer andern Kriegführung anweise Als Buzanval am 6. November 1597 den Generalstaaten diese Eröffnung machte, fühlten diese auch den vollen Ernst der Lage, und obwohl sie überzeugt waren, dafs die Frage über Krieg und Frieden nicht mehr von dem Umfang der von ihnen in Aussicht zu stellenden Hilfe abhänge, so richteten sie an den König doch einen sehr energischen Brief, worin sie auf die von ihnen in diesem Jahre erzielten Resultate hinwiesen und ihm namentlich zu Gemüt führten, dafs der Feind selbst den Frieden nur für einen Waffenstillstand halte, den er zu neuen Rüstungen gebrauche [1]. Um nichts unversucht zu lassen, schickten sie Kriegsschiffe nach der Bretagne, um Heinrich zum Ausharren im dem immer noch fortdauernden Krieg zu bestimmen, und sie beschlossen, zwei Gesandtschaften, die eine nach Frankreich, die andere nach England, ab-

1) Bor IV.

zuordnen, um für die Instandhaltung der Tripelallianz zu wirken. Eine ähnliche Erklärung wie den Generalstaaten hatte Heinrich auch der englischen Regierung machen lassen, aber sein Gesandter konnte sich alsbald überzeugen, dafs Burleigh zum Frieden hinneigte, dafs man aber auf Heinrich wegen seines eigenmächtigen Vorgehens im hohem Grade erbittert war; die Aussicht auf irgendwelche Unterstützung wurde natürlich nicht gegeben, englische Gesandte sollten sich zugleich mit denen der Staaten bei Heinrich einfinden [1]).

Aber der Lauf der Ereignisse war nicht mehr zu hemmen. Schon bei der zweiten Zusammenkunft in Vervins (im nördlichen Frankreich) liefs einer der Unterhändler Alberts, Tassis, die Maske fallen und erklärte offen, dafs er die Vollmacht habe, Frankreich die Herausgabe aller eroberten Plätze ohne alle und jede Bedingung anzubieten und überhaupt auf der Grundlage des Friedens von Cateau-Cambresis zu verhandeln. Mehr hätte Heinrich nicht wünschen oder hoffen können, aber dennoch erklärte er dem Drängen der spanischen Unterhändler gegenüber, dafs er den Frieden nicht eher unterzeichnen werde, als bis seine Bundesgenossen sich über ihre Teilnahme an demselben erklärt hätten. Aber es verliefen noch ein Paar Monate, bis die niederländischen und englischen Gesandten ankamen, denn fortwährender Südwind hatte die Abreise derselben verzögert. England war durch den jungen Cecil, die Provinzen durch Oldenbarnevelt und Justinus von Nassau vertreten; Ende März trafen sie den König in Angers. Dafs der Advokat von Holland selbst mit der Leitung der Unterhandlungen betraut worden war, bewies die hohe Wichtigkeit und das Lebensinteresse, welches die Republik an dem Resultat der Besprechungen hatte. Denn Elisabeths Haltung war jetzt zweideutiger als je, schon lange wufste man in den Provinzen, dafs aus verschiedenen Ursachen, unter denen Handelsinteressen die

1) van Deventer II, 168.

erste Rolle spielten, die frühere Sympathie für die niederländischen Angelegenheiten einer gefährlichen Gleichgültigkeit Platz gemacht hatte, und die niederländischen Gesandten konnten sich im ersten Augenblick überzeugen, dafs bei Elisabeths Räten das Verlangen nach Frieden ebenso grofs war als bei Heinrich. Indessen war Cecil scheinbar angewiesen, nicht ohne die Staaten mit dem Feinde zu unterhandeln.

Oldenbarnevelt legte dem König einen detaillierten Plan zur Fortsetzung des Krieges vor. Mit 12 000 Mann sollte Prinz Moritz in Belgien einfallen, mit einem königlichen Heere vereint Brabant besetzen und den Erzherzog aus Brüssel vertreiben; aufserdem konnte Heinrich auf die Unterstützung eines starken staatischen Geschwaders rechnen, und im Verein mit England werde es dann wohl gelingen, Calais zu erobern. Die letzte Zusammenkunft fand auf dem Kastell von Nantes statt, wohin die Gesandten dem König gefolgt waren, und es war gewifs eine treffende Huldigung, die dem grofsen niederländischen Staatsmann gebracht wurde, wenn selbst Cecil verlangte, dafs Oldenbarnevelt im Namen der Bundesgenossen das Wort führen sollte. In einer meisterhaften Rede widerlegte er nicht nur die von Frankreich angeführten Gründe für den Frieden, sondern bewies auch die Notwendigkeit der Fortsetzung des Krieges. Auf das Bündnis mit den beiden Königreichen habe die Republik ihre Zukunft und ihre Mittel basiert, werde letztere verlassen, so sei dies der gröfste Schaden für die beiden Reiche, dann müsse man sich wieder von Philipp das Gesetz vorschreiben lassen und zusehen, dafs ein feindliches Heer jeden Augenblick bereit sein könne, in Frankreich und England einzufallen. „Meine Herren!“ — schlofs er seine Rede —, „die Könige von Frankreich haben es stets bedenklich gefunden, einen mächtigen Fürsten in den Niederlanden zuzulassen; Beweis dafür die Art und Weise, wie man gegen die Tochter des Herzogs Karl von Burgund vor-

gegangen ist. . . . Lasse man die Niederlande aufrichtig und offen von Spanien getrennt sein, nicht scheinbar und trügerisch, und soweit kann man es unzweifelhaft bringen, wenn man mit diesem Bund thut, was man recht und ehrlich zu thun schuldig ist.“ Diese Rede, deren Grundton das unerschütterliche Streben der Republik nach Erhaltung ihrer Unabhängigkeit und die Identifizierung der Interessen der beiden Mächte mit denen seines Landes war, machte auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck. Cecil wünschte, Elisabeth hätte sie hören können, und er drang einen Augenblick sogar darauf, die Unterhandlungen abzubrechen. Allein der Friede war bei Heinrich eine schon beschlossene Sache, und Villeroy teilte Oldenbarnevelt den festen Entschlufs des Königs mit, auf der ihm von Spanien gebotenen Grundlage den Frieden anzunehmen, aber in der Absicht des Königs liege es, denselben nur so lange zu halten, bis Frankreich wieder zu Kräften gekommen sei. Dieselbe Versicherung erhielt Oldenbarnevelt in einer vertraulichen Zusammenkunft aus dem Munde Heinrichs selbst; drei oder vier Jahre habe er nötig, um die Hilfsmittel seines Reiches zu ordnen und zu entwickeln, und so lange müfsten die Niederländer den Krieg allein führen; er werde sie aber nicht verlassen, Truppen und Ingenieurs sollten ihnen stets zur Verfügung stehen, und die von ihnen erhaltenen Vorschüsse werde er ebenfalls zurückerstatten — dann gedenke er, den jetzt suspendierten Krieg mit neuer Energie und unter günstigeren Verhältnissen wieder aufzunehmen. So wurde der Friedens von Vervins am 2. Mai 1598 unterzeichnet, Frankreich hatte nach seiner Meinung seinen Verpflichtungen gegen seine Bundesgenossen Genüge geleistet, das Anerbieten, für die Republik einen Waffenstillstand von sechs Monaten zu bedingen, wurde von Oldenbarnevelt ohne weiteres verworfen, aber dennoch schied er von Heinrich im besten Einvernehmen [1]).

1) Vgl. über die Friedensverhandlungen und diese Gesandt-

Zu derselben Zeit, in der Oldenbarnevelt nach Frankreich abgeordnet wurde, war eine andere Gesandtschaft zu demselben Zwecke an Elisabeth geschickt worden. Cecil ersuchte den Advokaten, seinen Rückweg über England zu nehmen und mit der Königin selbst zu unterhandeln. Oldenbarnevelt glaubte, sich dieser Bitte nicht entziehen zu dürfen, denn nunmehr hing die Zukunft der Provinzen von der Haltung Englands ab. Der greise Burleigh mit Lord Buckhurst sprachen einem Frieden mit Spanien laut das Wort, während Essex auf Fortsetzung des Krieges drang. Als die Gesandten am 27. Mai bei Elisabeth zugelassen wurden, wurden ihnen die üblichen Vorwürfe zwar nicht erspart, denn die Königin befand sich, wie gewöhnlich, bei derartigen Gelegenheiten, in schlechter Laune, und sie schien es ihnen auch übel zu nehmen, daſs sie den ihnen von Spanien angebotenen Frieden nicht angenommen hatten. Aber dies schien nur so, sie drohte mit dem Frieden, um einen anderen Zweck zu erreichen; sie wollte von dem Vertrage von 1585 entbunden werden und ihre den Provinzen gemachten Vorschüsse zurückerhalten. Dies war aber für die Provinzen ein sehr heikler Punkt. Jetzt, wo die ganze Wucht des Krieges allem Anscheine nach von ihnen allein zu tragen war, sollten sie noch diese unerschwingliche Last auf sich nehmen. In den letzten zehn Jahren hatten sich die Kriegskosten verdoppelt; vorher hatten 200000 Gulden im Monat für ordentliche und 900000 Gulden im Jahr für auſserordentliche Kriegsausgaben genügt, nunmehr beliefen sich die jährlichen Extrakosten auf 500000, die laufenden Bedürfnisse für den Monat aber auf 426000 Gulden [1]). Und um diese Summen zu finden, muſsten die an und für sich schon hohen

schaft: van Deventer II, 161. 165. 169 (Carons Depeschen an die Generalstaaten über englisch-französische Unterhandlungen) 176—224 (Instruktion Oldenbarnevelts und dessen genauer Bericht über den Verlauf der Sendung).

1) Bor IV

Steuern noch mehr erhöht werden; wie sollte man also die nach Millionen zählende Schuldforderung Elisabeths ausgleichen können? Dazu kam aber noch ein anderer Umstand, der wie ein Alp auf den Niederlanden liegen mufste: die Königin hatte für ihre Vorschüsse die Schlüssel von Holland und Zeeland, Briel und Vlissingen, in Händen, und für diese konnte sie von Spanien jeden Augenblick den vollen Betrag ihrer Schuldforderung, wahrscheinlich noch viel mehr, bekommen. Wenn man auch ziemlich sicher überzeugt war, dafs die Königin eine solche Niederträchtigkeit nicht begehen würde, so wufste man doch nicht, wessen man sich von ihrem Nachfolger zu versehen hatte. Wenn Elisabeth mit Spanien Frieden schlofs, so wären die von ihr besetzten Städte neutrales Gebiet geworden und hätten den niederländischen Handel mit innerer Notwendigkeit an sich gezogen, und mit der Verarmung der Provinzen hätte auch ihre Widerstandskraft aufgehört. Allen Einreden und Entschuldigungen Oldenbarnevelts gegenüber blieb aber die englische Regierung taub, die Gesandtschaft ging nachhause, um die nötigen Instruktionen zu holen (30. Mai).

Die Staaten, die sich der Gefahr der Lage in vollem Umfange bewufst waren, waren denn auch zu den schwersten Opfern entschlossen. Wieder mufste Oldenbarnevelt die Reise nach England machen. In echt geschäftsmäfsiger Weise wurde geboten und gefeilscht, die englische Rechnung war übertrieben hoch, aber Elisabeth bestand auf ihrem Schein, am letzten Juli liefs sie Oldenbarnevelt und Caron zu sich kommen und teilte ihnen mit, dafs sie ihre letzte und definitive Antwort innerhalb 24 Stunden erwarte; würde sie von dieser nicht zufriedengestellt sein, so werde sie ohne Zögern mit Spanien Frieden schliefsen. Endlich kam man dahin überein, dafs die Staaten statt der von Elisabeth geforderten 14 Millionen Pfund vlämisch 8 Millionen bezahlten, und davon sollten, so lange England mit Spanien Krieg führte, jährlich

300000, im entgegengesetzten Falle aber 200000 Pfund abgetragen werden. Außerdem mußten sich die Staaten verpflichten, England in gewissen, näher umschriebenen Fällen mit Schiffen und Kriegsvolk zu unterstützen, wogegen der Vertrag von 1585 dahin modifiziert wurde, daß Elisabeth von jetzt an zu keiner weiteren Hilfeleistung mehr verpflichtet, sondern daß diese ihrem freien Willen überlassen war. Die Pfandstädte hielt sie aber noch fest in ihren Händen, und erst verschidene Jahre später gelang es Oldenbarnevelt, sie auszulösen. So große Opfer diese Übereinkunft — bekannt als „Vertrag von Westminster" — von den Staaten auch forderte, so hatte sie für die Republik doch auch ihre Lichtseiten; denn nicht nur war die Masse des Volkes, die an Elisabeth immer noch mit beinahe abgöttischer Verehrung hing, zufriedengestellt, sondern das durch den Vertrag von 1585 ins Leben gerufene Abhängigkeitsverhältnis, das, je länger je mehr als drückende Last empfunden wurde, war bedeutend gelockert worden. Zwar war noch ein Engländer Mitglied des Staatsrates, aber dieser hatte auf die Geschäfte so gut wie gar keinen Einfluß, seit die Generalstaaten sich unter Oldenbarnevelt der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten bemächtigt hatten, und statt der zweifelhaften, oft hinderlichen militärischen Unterstützung Englands hatte man ein einziges, ausschließlich den Statthaltern untergebenes Heer [1]). Was aber vor allem ins Gewicht fiel, war, daß Elisabeth den Frieden mit Spanien nicht unterzeichnet hatte.

1) Vgl. van Deventer II, 232 sqq (erste Gesandtschaftsreise Oldenbarnevelts nach England) 246 (Ansprache Oldenbarnevelts an Elisabeth), 252 (Gutachten Oldenbarnevelts, um Elisabeth vom Friedensschluß abzuhalten), 259 sqq. (zweite Gesandtschaft, Konferenz zwischen Oldenbarnevelt und Buckhurst und letztes Angebot der niederländischen Gesandten). Ferner: Bor IV. Reyd I, 335 sqq. Fruin, Tien jaren, p. 417—425.

X.

Noch während der Verhandlungen über den Frieden hatte sich das Gerücht verbreitet, daſs Philipp die Niederlande seiner Tochter abzutreten gedenke, welche dann den Erzherzog Albert heiraten sollte. Die offizielle Bestätigung folgte bald aus Madrid.

Was mochte wohl den König dazu bestimmt haben, dieses Glied von seiner Monarchie abzuschneiden, nachdem er 40 Jahre lang die militärische und finanzielle Kraft Spaniens an dessen Erhaltung vergeudet hatte, und war es ihm mit der Abtretung überhaupt Ernst, oder gehörte dieselbe in die Kategorie der politischen Heuchelstücke, die Kette und Einschlag seiner Politik bildeten?

Kein Staatsmann der damaligen Zeit konnte den geringsten Zweifel darüber hegen, daſs der Besitz der Niederlande die Grundlage der Groſsmachtsstellung Spaniens in Europa war. „Sie waren für den König eine Citadelle in den Flanken der Christenheit, ihnen verdankte er seine Beziehungen, die Achtung seines Namens und seine Gröſse in Deutschland, Ostland, Polen, Schweden, Dänemark und anderen Ländern, die ohne den Besitz der Niederlande vom König von Spanien wie von einem indischen Fürsten sprechen würden, der ihnen weder Böses noch Gutes thun kann; nur durch sie ist er in der Lage, Frankreich und England zu bekriegen, ihnen verdankt er den Erfolg seiner Waffen in Italien, weil sie den edelsten Teilen Frankreichs so nahe sind, denn so oft von hier aus eine Armee in die Picardie geworfen wird, dann hören alle auswärtigen Beziehungen für Frankreich auf, das herbeieilen muſs, um den Brand im eigenen Hause zu löschen, und gezwungen ist, dem Bundesgenossen Spaniens in Italien freies Spiel zu lassen [1].“ Kaiser Karl hatte bekanntlich

1) Fruin, Tien jaren, p. 403, Anm. Die Ausführung Daniels van der Meulen gegen Richardot.

den Besitz der Niederlande für sein Reich höher angeschlagen als den Indiens, und niemals hätte derselbe in eine Abtretung derselben gewilligt. In der That scheinen derartige Bedenken im Rate Philipps auch geäufsert zu sein, da man zuerst daran dachte, der Infantin Portugal oder Neapel als Heiratsgut abzutreten. Anderseits sprachen aber auch wichtige Gründe für die Scheidung. Mit den Niederlanden warf Spanien zugleich die Last eines Krieges von sich ab, an dem es seine besten Kräfte bis dahin hoffnungslos vergeudet hatte; überdies wufste jeder Spanier, dafs der Aufstand hauptsächlich in dem Hasse gegen die Fremden wurzelte, und es liefs sich zuversichtlich erwarten, dafs mit der Einkehr einer nationalen Regierung auch die Ursache des Widerstandes weggenommen sein würde. Schon zehn Jahre früher war in Madrid der Gedanke geäufsert worden, dafs eine wirkliche und dauerhafte Befriedigung der Niederlande nur auf dem angegebenen Wege möglich sei [1].

Ausschlaggebend bei der ganzen Staatsaktion war natürlich der persönliche Standpunkt des Königs. Alt, abgelebt und sichtbar dem Grabe nahe mufste er auf ein der Hauptsache nach verfehltes Leben zurückblicken, denn der Zweck, zu dessen Erreichung ihm die spanische Grofsmachtsstellung nur das Mittel gewesen war, der Sieg und die Herrschaft der katholischen Kirche, war verfehlt worden: in Deutschland hielten Katholiken und Protestanten einander noch die Wage, das Hugenottentum war in Frankreich nicht ausgerottet worden, sondern stand nach dem Untergange der Ligue zwar als Minderheit, aber immer noch achtunggebietend da, England hatte sich unter Elisabeth für immer der Autorität des Papstes entzogen, und die Provinzen, die er nach eigenem Geständnis lieber verlieren als mit Ketzerei befleckt sehen wollte,

1) Gachard, Corresp. de Phil. II, LXXIX und Gachard, Relations, p. 240.

waren zu einem kräftigen protestantischen Gemeinwesen herangewachsen, mit denen man schon auf der Grundlage religiöser Gleichberechtigung unterhandeln mufste. Was noch zu retten war, mufste deshalb gerettet werden, und wenn nun Philipp sah, dafs der Aufstand hauptsächlich der Unterstützung Englands und Frankreichs seine Erfolge verdankte, so mufste sich ihm von selbst der Gedanke aufdrängen, dafs diese Hilfe in dem Augenblick aufhören würde, in welchem die Ursache der Eifersucht Englands und Frankreichs wegfielen, d. h. wenn die Niederlande ein selbständiger, von Spanien unabhängiger Staat würden. In diesem Falle lag auch die Möglichkeit nahe, den Norden wieder mit dem Süden zu versöhnen und den Triumph der katholischen Kirche schliefslih doch zu sichern. Und für die Realisierung dieses Planes boten Isabella und Albert die sichersten Garantieen, die Einbufse, die Spanien bei der Abtretung erlitt, war dann mehr als reichlich vergütet. Noch einige Stunden vor seinem Tode ermahnte er die Infantin, in dem Lande, zu dessen Regierung sie berufen war, den alleinseligmachenden Glauben zu befördern.

Allein die Zeitgenossen konnten nicht glauben, dafs es ihm wirklicher Ernst mit der Abtretung war, man suchte und fand bald in ihr einen jener diplomatischen und politischen Kunstgriffe, durch welchen Philipp auf einem Schleichwege zu erreichen suchte, was ihm durch gewaltsame Mittel nicht gelungen war. Man hielt die Abtretung nur für eine scheinbare und temporäre, die, wenn Albert in der That den Erwartungen Philipps entsprochen hätte, wieder zurückgenommen werden würde. Den Beweisgrund für diese Vermutung fand man in der Sicherheit, die der König hatte, dafs die Ehe Alberts und Isabellas unfruchtbar bleiben würde [1]). Allein letztere Annahme ist in keiner Weise festgestellt und bewiesen, die behaup-

1) „Lettres et negociations du seigneur de Buzanval et de François Aerssen" (herausgegeben von G. G. Vreede), p. 190.

tete Impotenz Alberts beruht auf einer von Mund zu Mund gehenden Überlieferung und gehört in die Kategorie des Diplomatenklatsches, der gerade um diese Zeit an allen europäischen Höfen in üppigster Blüte aufwucherte; überdies konnte Philipp mit Rücksicht auf die schwache Gesundheit des Kronprinzen eine kinderlose Ehe seiner Tochter gar nicht wünschen. Eben weil man nicht glauben konnte, daſs der König sich freiwillig einer seiner wichtigsten Provinzen entäuſsere, suchte man nach einem betrügerischen Motiv, wozu das angegebene Gerücht am besten verwertet werden konnte. Man hat aber keinen Grund, letzterem mehr zu glauben, als der offen ausgesprochenen Absicht des sterbenden Königs [1]).

Mit der Abtretung bezweckte Philipp aber noch keine vollständige Unabhängigkeit von Spanien, und diese halbe Maſsregel verbunden mit der Art und Weise, wie er sie ausführte, charakterisiert freilich wieder den König, der sich bis zum letzten Augenblick gleich geblieben ist. Denn es blieb nicht lange verborgen, daſs neben der Abtretungsurkunde noch geheime Artikel bestanden, welche den Staatsakt zu einem halben Possenspiel machten. Albert hatte sich damit einverstanden erklären müssen, daſs die wichtigsten Plätze der Niederlande von spanischen Truppen besetzt blieben, und dies war den Zeitgenossen auch nicht verborgen geblieben, die natürlich bald darum wuſsten, daſs die Erzherzöge — so wurden Albert und Isabella zusammen gewöhnlich genannt — dem Namen nach souverän und unabhängig, in der That aber doch nur spanische Statthalter waren [2]). Durch das Zugeständnis einer halben Selbständigkeit hatte sich überdies Spanien in sehr unbequemer Weise die Hände gebunden: seine Unterstützung im Krieg gegen den Norden konnte

1) Vgl. Fruin, Tien jaren, p. 404—409.
2) Gachard, Corresp. de Phil. II, XCIII, und Bor IV.

Albert doch nicht entbehren, aber wo Philipp früher einfach befohlen hatte, mufste er jetzt mit einer Regierung unterhandeln, die nicht verhindert werden konnte, ihren eigenen Weg zu gehen und gegebenenfalls ihr Interesse von dem Spaniens zu trennen.

Infolge der Übertragung säumte Albert keinen Augenblick, um mit den Staaten in Unterhandlungen zu treten. Es war ihm gelungen, einen angesehenen Kaufmann in Leiden, Daniel van der Meulen, unter dem Vorwande von Familienangelegenheiten nach Brüssel zu locken, um ihn über die Möglichkeit, mit den Staaten einen Frieden zu schliefsen, zu sondieren. Hier vernahm von der Meulen aus Richardots Munde zuerst, dafs die Unterhandlungen zwischen Philipp II. und Heinrich IV. in Vervins fortgesetzt werden sollten, und dieser machte ihn auch auf die Gefahren aufmerksam, denen sich die Staaten, von Frankreich verlassen, nunmehr aussetzten. Er und Havrech versicherten, dafs die Erzherzöge mit der blofsen Anerkennung ihrer Souveränität zufrieden sein würden, dafs im Norden alles so bleiben solle, wie bisher, Privilegien und Religionsfreiheit nicht ausgenommen, aber bald zeigte sich, dafs jeder Frieden, dessen Grundlage die Anerkennung der Souveränität einer katholischen Regierung bilden mufste, für die Staaten unannehmbar war. In Brüssel war noch unlängst eine arme Dienstmagd um ihres reformierten Glaubens willen öffentlich verbrannt worden, man wufste also im Norden, wessen man sich auf die Dauer zu versehen hatte: zuerst die den Staaten abgedrungene Duldung der öffentlichen Ausübung der katholischen Religion, dann schrittweise Chikanierung und schliefsliche Verfolgung und Unterdrückung des Calvinismus. Denn in allen Verhandlungen mit Spanien gebot die Maxime, dafs man den Ketzern sein Wort nicht zu halten brauche, die äufserste Vorsicht, und so beschlossen denn auch die Staaten, nachdem sie van der Meulen Rapport gehört hatten, die Unterhandlungen mit den

Erzherzog abzubrechen [1]). Was sie in diesem Entschlusse noch bestärkte, war die Entdeckung eines im Mai 1598 gegen das Leben von Moritz geplanten Anschlags, bei dem die unter besonderer Protektion Alberts stehenden Jesuiten von Douay die Hand im Spiele gehabt hatten.

Aber Philipp hatte seinen sehnlichsten Wunsch noch in Erfüllung gehen sehen; der Frieden mit Frankreich war unterzeichnet und die Heirat seiner Tochter und seines Sohnes, des Thronerben, gesichert. Er starb am 13. September 1598, und mit Rücksicht auf die Niederlande, als deren Beherrscher er hier allein in Betracht kommen kann, kann auf ihn das bekannte Wort Buckles angewendet werden, dafs die Welt unter gewissenhaften Thoren weit mehr gelitten hat als unter verständigen Bösewichtern. Ungefähr ein Jahr später, in den ersten Tagen des September 1599, hielt Albert mit Isabella seinen feierlichen Einzug in Brüssel.

Drittes Kapitel.

Die Republik und ihre Einrichtung. Handel und Wohlfahrt. Fortsetzung des Krieges. Der zwölfjährige Bestand.

I.

So standen die Provinzen, von Frankreich und England im Frieden von Vervins sich selbst überlassen, allein, und Spanien konnte von nun an seine ganze Macht gegen sie konzentrieren. Konnte man schon mit Rücksicht auf

1) Vgl. van Deventer II, 172 und Fruin, Tien jaren (Berichterstattung Daniel v. d. Meulens).

die Schwäche und Erschöpfung des letzteren mit einigem Vertrauen in die Zukunft blicken, so lag in dem natürlichen Verhältnis Englands und Frankreichs zur Republik eine gewisse Bürgschaft ihrer Fortexistenz. Denn Spanien war ein viel zu gefährlicher Nachbar für Frankreich, als dafs Heinrich IV. jemals darein hätte willigen können, dafs alle 17 Provinzen jenem verfügbar waren, um von zwei Seiten Frankreichs Flanken jeden Augenblick zu bedrohen. Aus diesem Grunde hatte auch Heinrich, dem es daran liegen mufste, die Wunde am siechen Körper der spanischen Monarchie offen zu halten, der Republik zur Fortführung des Krieges seine geheime Unterstützung in Aussicht gestellt, denn nur so konnte Frankreich zur Entwickelung seiner eigenen Hilfsmittel der hochnötigen Ruhe geniefsen. Auf der andern Seite — und Oldenbarnevelt hatte dies Elisabeth gegenüber mit überwältigenden Gründen blofsgelegt — war es für England ein Lebensinteresse, dafs die niederländischen Häfen nicht in spanischen Besitz kamen. Freilich war damit noch keineswegs die Sicherheit gegeben, ob die von beiden gewährte Hilfe auch nachhaltig genug wäre, um mit Erfolg den Krieg fortsetzen zu können; denn das Mafs und der Umfang ihrer geheimen oder offenen Unterstützung hing von ihrer Willkür ab. Die Lebensfrage für die Republik war vorderhand nur die, England von einem Friedensschlusse mit Spanien zurückzuhalten, denn die Pfandstädte gaben Elisabeth das Mittel in die Hand, um von Spanien alles bewilligt zu erhalten, was sie nur wünschte. Eine passive Haltung Englands bei gehöriger Unterstützung durch Frankreich war deshalb das Kühnste, das man unter den damaligen Umständen hoffen durfte. Aber gerade letztere wurde mehr und mehr chimärisch, seitdem der päpstliche und spanische Einflufs am französischen Hofe wieder Oberwasser hatte. Es gab demnach nur ein Mittel, aus der gefährlichen Isolierung befreit zu werden, und dieses bestand eben in dem engeren Anschlufs an die eine

der beiden Mächte; aber um dies zu erreichen, durfte man nicht mit leeren Händen kommen, man mufste durch Anspannung seiner Leistungsfähigkeit zeigen, was man gegebenen Falls bieten konnte.

Es war unter diesen Umständen für die Republik ein nicht hoch genug anzuschlagender Segen, dafs ihre auswärtige Politik von einem Manne geleitet wurde, der die komplizierten Beziehungen der fremden Mächte zu einander mit scharfem Auge durchschaute und sie an das Interesse seines Landes zu fesseln wufste. Um sich einen Begriff von der Art und Weise zu machen, wie Oldenbarnevelt allmählich das Ressort der auswärtigen Angelegenheiten in seiner Hand vereinigte, mufs man sich die staatsrechtlichen Zustände vergegenwärtigen, wie sie sich seit Leicesters Weggang gestaltet hatten.

Wir sahen oben, dafs der Staatsrat die Exekutivbehörde der Republik war. Als sich Utrecht, Holland und Zeeland im Jahr 1583 zu der bekannten engeren Union vereinigt hatten, wurde zugleich eine Instruktion für diesen Staatskörper festgestellt, der dem Prinzen von Oranien als hoher Obrigkeit zur Seite stehen sollte. Nach Wilhelms Tod wurde eine neue Instruktion für denselben entworfen (15. August 1584), die mit der ersten fast vollständig übereinstimmte. Mit Leicesters Ankunft schrumpfte die Bedeutung desselben noch mehr zusammen, denn er hatte faktisch nur eine beratende Stimme, während ihm vorher die Oberleitung des Kriegswesens zu Land und zur See übertragen worden war (Art. 12 der Instr. vom Jahr 1584). Als Leicester die Provinzen verliefs, wurde dem Staatsrat durch Plakate vom 5. Februar und 12. April 1588 zwar wieder die Oberleitung, so weit sie sich auf die Landesverteidigung und was mit ihr zusammenhing, übergeben, allein das Marinewesen wurde ihm entzogen und dafür eine selbständige Oberintendanz der Admiralität errichtet, die aber bald in die Hände der Generalstaaten selbst überging. Dafs man die Machtbefugnis des Staats-

rates so viel als möglich zu beschränken suchte, hatte seinen Grund in erster Linie darin, dafs man sich scheute, einem Kollegium, in dem ein englischer General und zwei Engländer Sitz und Stimme hatten, einen grofsen Einflufs einzuräumen. Dazu kam aber noch ein anderes Moment: während die Mitglieder der Generalstaaten ihren Eid nicht sämtlichen Provinzen, sondern nur der Provinz, die sie abgeordnet hatte, leisten mufsten und an die besondere Instruktion ihrer Provinz gebunden waren, war der Staatsrat das einzige Kollegium, dessen Mitglieder „ihren eigenen Provinzen abschwören mufsten, um allein für die Generalität zu sein". Dafs Holland in diesem Falle keinen seinen Leistungen und seiner Macht entsprechenden Einflufs ausüben konnte, dafs es dann nicht mehr zu sagen hatte als jede andere Provinz, ist schon oben gezeigt worden. Man begreift deshalb auch leicht, warum Holland und sein Advokat die Entscheidung über wichtige Fragen lieber den Generalstaaten überwiesen, in denen der Einflufs Hollands doch der ausschlaggebende war. Seit 1590 war Oldenbarnevelt vom Zutritt zum Staatsrat ausgeschlossen, und um so mehr hatte der Advokat deshalb ein Interesse daran, ein Kollegium, das sich seinem Einflufs vollständig entzogen hatte, zur Bedeutungslosigkeit herabzudrücken. Auch Moritz fand seine Rechnung besser dabei, die Kriegsangelegenheiten ausschliefslich unter Aufsicht einer Delegation der Generalstaaten zu leiten, als jeden Schritt und jede Mafsregel der Beratung und Genehmigung des Staatsrates zu unterwerfen [1]). Schon Elisabeth hatte darüber geklagt, dafs der getroffenen Vereinbarung zuwider die wichtigsten Fragen der Beratung und Entscheidung des Staatsrates entzogen würden und die Mitglieder des letzteren selbst beriefen sich wiederholt, natürlich vergeblich, auf das ihnen zustehende

1) v. Slingelandt, Staatsk. geschr. III, 6—11. v. d. Kemp, Leven van Maurits I, 297. 265.

Recht [1]). Daher war es auch nur die logische Folge des veränderten Zustandes, wenn die Generalstaaten, die der ursprünglichen Bestimmung gemäfs nur von Zeit zu Zeit zusammentreten sollten, im Jahr 1593 ihre Sitzungen für permanent erklärten, und es braucht kaum gesagt zu werden, dafs der Urheber dieses Beschlusses Oldenbarnevelt ist, der seit 1589 seine Provinz in den Generalstaaten vertrat [2]). Die regelmäfsige Anwesenheit des Advokaten stand also in genauem Zusammenhang mit der richtigen Würdigung der Rolle, welche Holland in der Generalität zu spielen hatte, und es verstand sich dann von selbst, dafs der Vertreter der mächtigsten Provinz der Union auf die Deputierten der anderen Provinzen einen Einflufs erhielt, der in demselben Grade steigen mufste, in dem seine persönlichen Eigenschaften und seine Geschäftskenntnis für unentbehrlich gehalten wurden. Wenn man bedenkt, dafs Handel und Schiffahrt bei auswärtigen Unterhandlungen häufig die Hauptrolle spielten, dafs die Geldfrage bei allen Bündnissen mit fremden Mächten in den Vordergrund trat, und dafs in diesen beiden Beziehungen Hollands Interesse und Leistungsfähigkeit den unbestrittenen Ausschlag geben mufste, so begreift man auch, dafs der Advokat von Holland bald das Ressort der auswärtigen Angelegenheiten in seiner Hand vereinigte; er unterhielt die regelmäfsige Correspondenz mit dem Gesandten der Republik, er leitete die Unterhandlungen und unterzeichnete die Verträge mit fremden Mächten, er besprach die Interessen seines Landes und dessen Verhältnis zu anderen Reichen mit den fremden Diplomaten im Haag, und die wichtigsten Missionen wurden von ihm selbst

1) Die Expedition nach Flandern (1600) wurde mit vollständiger Umgehung des Staatsrats entworfen und vorbereitet; erst zu allerletzt wurde ihm der Beschlufs mitgeteilt. v. d. Kemp II, 64. 251—255.

2) „Hy compareerde ordinaris in de Vergadering der Staten Generaal“, van Deventer II, LXXIV.

wahrgenommen. Dadurch wurde Oldenbarnevelt von selbst der beinahe unbeschränkte Leiter der auswärtigen Politik der Staaten, und im Auslande wuſste man mit dieser Thatsache auch zu rechnen. Als Heinrich IV. im Jahr 1596 durch Buzauval den Plan seiner Kriegsoperationen den Generalstaaten eröffnen lieſs, befahl er diesem ausdrücklich, sich zuerst an Oldenbarnevelt zu wenden; 1589 klagten die Räte Elisabeths, „daſs der Advokat alles regiere, daſs niemand ihm zu widersprechen oder eine andere Meinung als die seinige vorzutragen wage", und wenn Hugo Grotius später sagt: „Sein Einfluſs ist auch nicht so groſs gewesen, daſs nicht ich und andere in der Versammlung von den seinigen abweichende Gutachten gegeben haben", so ist dies ebenfalls nur ein schlagendes Argument für die Allmacht des Advokaten [1]). Seine Staatsstücke zeichnen sich zwar weniger durch Eleganz der Form und Schönheit der Sprache aus, aber sie sind Meisterwerke klarer Darstellung und scharfer Sachbehandlung, und „wäre die Sprache, in der sie geschrieben sind, eine Weltsprache geworden, so würden sie ein würdiger Kommentar für die Geschichte und Politik jener Tage sein, und man würde darin Ansichten und Theorieen entdecken, die ihrer Zeit weit voraus waren" (Motley).

Aber noch viel mehr forderte von der Arbeitskraft des Advokaten die Wahrnehmung und Ordnung der inneren Verhältnisse selbst. Es ist schon oben gezeigt worden, wie gerade diejenigen Bestimmungen der Utrechter Union, welche ihre eigentliche Lebensfähigkeit begründen, und einen organischen Zusammenhang der Provinzen ins Leben rufen sollten, gar nicht zur Ausführung kamen. Statt einer gleichmäſsigen, über alle Provinzen zu verteilenden und hauptsächlich aus indirekten Auflagen zu findenden Besteuerung, womit die Ausgaben für den Krieg bestritten werden konnten, hatte man zu dem

1) Bor III, und „Verantwoordingh", p. 282.

heillosen Quotensystem gegriffen, wobei das Selbständigkeitsgefühl der einzelnen Provinzen am besten seine Rechnung fand. Denn jetzt hing die Höhe des Beitrages vom guten Willen der einzelnen Provinz ab, und die eine suchte sich auf Kosten der anderen ihrer Verpflichtungen zu entschlagen, und selbst „während der ernsthaftesten Lage im Kriege haben sie keinen Anstand genommen, einander zu betrügen“ [1]). Die Rückstände in den Beiträgen erreichten denn auch manchmal eine beträchtliche Höhe, und es kam wiederholt vor, daſs Holland erklären muſste, keine weiteren Verbindlichkeiten eingehen zu können, ehe die anderen Provinzen ihren Verpflichtungen nachgekommen sein würden. Es gehörte in solchen Fällen eine übermenschliche Überredungsgabe dazu, um die säumigen und widerspenstigen Elemente zum Bewuſstsein ihrer Pflicht zu bringen. Ein noch viel ärgerer Krebsschaden war die Militärverfassung der Republik, die mit der Finanzverwaltung in engstem Zusammenhang stand, oder eigentlich aus ihr sich notwendigerweise entwickelte. Da die Beiträge jeder Provinz zur Unterhaltung der Truppen verwendet wurden, so gewöhnte diese sich auch daran, das von ihr geworbene und bezahlte Kontingent als ihr eigenes zu betrachten, über welches ihr auch das freie Verfügungsrecht zustand. Friesland hatte, wie oben gezeigt wurde, seine Beteiligung an dem von Moritz zu eröffnenden Feldzuge von der Bedingung abhängig gemacht, daſs zuerst der Norden vom Feinde gesäubert werden sollte, und als die Eroberung Hulsts statt der Belagerung Steenwyks beschlossen wurde, hielt es zuerst einfach seinen Beitrag zurück, und als es später seinen Willen doch duchsetzte, begann Zeeland, das auf die Eroberung Geertruidenbergs drang, Schwierigkeiten zu machen, so daſs Moritz erst vierzehn Tage später, als er gehofft hatte, ins Feld rücken konnte. So wenig ein

1) van Deventer III, 142.

unter den Generalstaaten stehendes Heer bestand, gab es einen Bundesfeldherrn und in der That ist Moritz auch niemals Generalkapitän der Union gewesen. Dafür hatte aber nicht nur der Staatsrat und Oldenbarnevelt mit den Generalstaaten einen wichtigen Einfluſs auf die Leitung des Krieges, sondern die bei dem gerade unternommenen Feldzug am meisten interessierten Provinzen hatten ihre besonderen Deputierten im Hauptquartier, die die speziellen Ansichten und Wünsche ihrer Auftraggeber oft sehr nachdrücklich zu äuſsern wuſsten. Die Autorität, die Moritz auf militärischem Gebiet ausübte, verdankte er also nicht so sehr dem genau umschriebenen Wirkungskreis seines Amtes, als vielmehr dem Gewichte seiner Verdienste und dem Vertrauen auf seine militärische Erfahrung. Bei diesem System, das eine Transaktion um die andere nötig machte, war es für die Republik ein Glück, daſs sich zwei Männer, wie Moritz und Wilhelm Ludwig, in die Heeresleitung teilten, und daſs ihnen ein erprobter Staatsmann von dem Einfluſs und der Arbeitskraft Oldenbarnevelts treu zur Seite stand.

Die Regierungsform in den Provinzen war nach Leicesters Rücktritt eine durch und durch oligarchische geworden. Die Staaten der einzelnen Provinzen waren die Souveräne, aber diese selbst wieder waren von den Vroedschappen und Regenten der einzelnen Städte abhängig, so daſs schlieſslich in der Hand der letztern die höchste und letzte Gewalt ruhte. Je mehr der Aufstand an Boden gewann, desto geringer wurde auch der Einfluſs und die Bedeutung der Ritterschaft, früher neben der Geistlichkeit des wichtigsten Mitgliedes der Staaten, da sie nicht nur ihren Stand, sondern auch das platte Land und die kleineren Städte vertrat. Ein groſser Teil des Adels kam auf dem Schlachtfeld oder auf dem Schaffot um oder wurde als spanischgesinnt und königstreu verbannt, und als auſser den sechs gröſsten auch noch zwölf

kleinere [1]), früher durch die Ritterschaft vertretene Städte Sitz und Stimme in der Staatenversammlung von Holland erhielten, war das frühere Verhältnis umgekehrt, die Städte nahmen an Ansehen und Reichtum zu, und der Adel trat in den Hintergrund; statt den Ton anzugeben und die entscheidende Stimme zu haben, mufste er folgen, und wenn man ihm Ehrenhalber auch noch den Vortritt gab, so war sein Einflufs doch gleich null. Die Städte begriffen denn auch recht gut, dafs, wenn der Aufstand jemals bezwungen werden würde, auch in dieser Hinsicht der frühere Zustand zurückkehren würde, und es war nicht nur die religiöse Frage, welche dem Widerstande gegen Spanien, auch wenn er scheinbar erschlaffte, stets wieder neues Leben einhauchte, sondern ebenso sehr die Voraussicht, dafs dann wieder die spanischgesinnten Seigneurs das die Staaten beherrschende Element würden, „an denen die Magistrate der Städte hängen würden, wie von altersher gebräuchlich war“ [2]). Dafür liefs man sich auch im Norden den Spott der Südniederländer ruhig gefallen, die sich über den souveränen „Hans Müller, Hans Brauer, Hans Bäcker und Hans Käsehändler“ lustig machten, die in Holland den Herrn spielten [3]).

Und in der That waren die Regenten und Vroedschappen der Städte kleine Potentaten, denn aus ihrer Mitte gingen die Deputierten in die Staaten und in die Generalstaaten, und da die Landboten an das Mandat ihrer Auftraggeber gebunden waren, und die meisten Be-

1) Die Reihenfolge der in den Staaten von Holland sitz- und stimmberechtigten Städte ist: Dordrecht, Haarlem, Delft, Leiden, Amsterdam, Gouda, Rotterdam, Gorkum, Schiedam, Schoonhoven, Briel, Alkmaar, Hoorn, Enkhuyzen, Edam, Monnikendam, Medemblik und Purmerende.

2) van Meteren XIV. Nur in Gelderland hatte die Ritterschaft den gröfsten Teil ihres alten Einflusses behalten.

3) Bor III. In einer Prouninck zugeschriebenen Schmähschrift.

schlüsse mit Stimmeneinheit gefafst werden mufsten, so brauchte nicht einmal die kleinste Stadt für die Wahrung ihrer Privilegien und Ansprüche bange zu sein. Die Vroedschappen ergänzten sich selbst und wählten aus ihrer Mitte die Bürgermeister und Schöffen, und wenn auch in den meisten Städten der Statthalter das Ernennungsrecht aus einer ihm angebotenen Kandidatenliste hatte, so kamen auf dieser doch keine der herrschenden Richtung widerstrebenden Elemente vor. Um die Bürgerschaft brauchte man sich nicht zu bekümmern; das frühere Gewohnheitsrecht, dafs in wichtigen Angelegenheiten die Hauptleute der Schutterijen und Gilden gehört wurden, war im Jahre der Abschwörung beseitigt worden [1]), und als Nymegen erobert war, wurde auch hier diese Art Volkstribunat abgeschafft, da der Statthalter von Friesland „diese Form der Regierung des gemeinen Mannes, als eine Quelle fortwährender Zwietracht“, nicht billigen konnte. Nach Leicesters Abgang, der sich in erster Linie auf das Volk gestützt hatte, waren die Machthaber natürlich noch ungünstiger gegen jede Einmischung des Volkes in die öffentlichen Angelegenheiten gestimmt. Und merkwürdigerweise liefs sich dieses den veränderten Zustand auch gutwillig gefallen, Stellenjägerei war ihm damals noch fremd, es war zufrieden, wenn es unter geordneten Zuständen seinen Geschäften nachgehen und Geld verdienen konnte, und die Regenten, die in steter Fühlung und Berührung mit allen Volksklassen waren, sorgten nur für ihr eigenes Interesse, wenn sie die Regierung in einer diese befriedigenden Weise führten. Wenn man die verschiedenartig gemischten Elemente der Bevölkerung berücksichtigt, von der noch ein grofser, vielleicht der überwiegende Teil dem katholischen Glauben treu geblieben war, aus seinen Sympathieen für Spanien kein Hehl machte, und na-

1) Kluit I, 263.

mentlich gegen die Fortsetzung des grofse Opfer fordernden Widerstandes protestierte, so wird man es den damaligen Machthabern nicht verargen können, wenn sie nur durch eine solche, jeden Einflufs des Volkes ausschliefsende Verfassung für das Wohl und die Erhaltung der Republik sorgen zu können glaubten, und es ist deshalb keine paradoxe Behauptung, wenn man sagt, dafs die Regenten aus Liebe zur Freiheit die politischen Rechte der Bürger verkürzten [1]). Und wie weit man hierin zu gehen wagte, zeigt ein Beschlufs der Staaten von Holland vom Jahre 1591. Vorher konnte der Städter, der sich durch seine Regenten vernachteiligt glaubte, diese vor dem Provinzialgerichtshof und dem hohen Rate belangen; in diesem Jahre aber erhielten beide Kollegien die Weisung, in Zukunft, ehe sie die Klage eines Privatmannes gegen eine städtische Regierung annähmen, letzterer zuerst Einsicht in die Prozefsakten zu geben, und dann erst sollte erwogen werden, ob der Prozefs angestrengt werden dürfe oder nicht! Damit war also faktisch jeder Prozefs gegen die Regierung unmöglich gemacht, und die Rechtlosigkeit des einzelnen Individiums war noch gröfser, da die Städteregierungen das Recht hatten, ihnen verdächtige Personen ohne Angabe des Grundes aus ihrem Weichbilde zu verbannen [2]).

Und dennoch, oder vielleicht gerade wegen dieser oligarchischen Verfassung, genofs das Volk eine damals im übrigen Europa unbekannte Freiheit. Das Recht, seine Gedanken frei zu äufsern, galt bei allen Fremden, die Holland besuchten, als ein eigentümlicher Zug des niederländischen Volkscharakters und von diesem Rechte wurde auch zu jeder Zeit ein sehr ausgiebiger Gebrauch gemacht. Von einer Beschränkung der Prefsfreiheit war

1) Fruin, Tien jaren, p. 43 sqq.
2) Kluit III, 52.

kaum die Rede; Bücher, die man in anderen Staaten nicht zu drucken wagte, erschienen in Amsterdam, und kein Land der damaligen Zeit kann eine solche Flut von Pasquillen und fliegenden Schmähschriften aufweisen als Holland. Man mufs natürlich nicht glauben, dafs die Regenten ihrer Zeit an Einsicht und Vorurteilslosigkeit so weit voraus waren, dafs sie diese Freiheit als ein dem Volke zustehendes Recht ohne Weiteres anerkannt hätten, denn die Staaten mischten sich oft in sehr handgreiflicher Weise in die von den Professoren in Leiden vorgetragenen Meinungen und drangen häufig auf Bestrafung ungezogener Pamphletisten, — sondern die souveräne Stellung der Städte brachte dies von selbst mit sich: ein aus der einen Stadt verbannter unzufriedener Schreier fand Schutz und Redefreiheit in einer anderen, und was man hier nicht zu drucken wagte, konnte dort ungehindert erscheinen; eine Einmischung der Staaten hätte nur die Eifersucht auf die Privilegien verschärft, und man hätte es geradezu als Ehrensache betrachtet, nicht nachzugeben [1]).

Es war also eine vielköpfige Regierung, mit der man zu thun hatte, und wenn man sich erinnert, dafs nach Oraniens Tod die Deputierten der Staaten in dem ihnen von ihren Auftraggebern genau vorgeschriebenen Sinne abzustimmen hatten, so hatten die Vroedschappen der stimmberechtigten Städte das Heft in den Händen; zeigte sich die eine oder andere in Geldsachen, wozu Stimmeneinheit erforderlich war, widerwillig, so mufste sie auf dem Wege der Überredung zur Nachgiebigkeit gebracht werden, aber auf diese Weise blieben die dringendsten

1) Selbst ein Mann wie Hugo Grotius, der seiner Zeit in vielen Beziehungen so weit voraus war, hielt Prefsfreiheit für schädlich Non minimum ego istius reipublicae malum arbitror, tantam in plebe libellis concitanda proterviam, vetitam saepe, et tunc novo edicto, nec repressam tamen, dum acris indago et graves poenae repudiantur ut libertati contraria. Historiarum, lib. XVII, p. 543.

Angelegenheiten oft Wochen lang unerledigt, und man kann sich einen ungefähren Begriff von der Arbeitslast machen, die auf die Schultern des Advokaten gelegt war, der diese Hindernisse erst Schritt für Schritt beseitigen mufste, ehe er eine Angelegenheit in den Staaten von Holland, und dann erst in den Generalstaaten behandeln und durchtreiben konnte. Es war nur die Darstellung der thatsächlichen Verhältnisse, wenn er die Aufforderung Elisabeths, mit Spanien sich zu vergleichen, mit der Bemerkung zurückwies, dafs nicht nur jede Provinz, sondern auch jede Stadt ihren besonderen Frieden mit dem Feinde abschliefsen wolle, und Heinrichs IV. spätere Souveränitätsgelüste konnte er mit demselben Argumente abfertigen. So lange der Kampf um die Existenz dauerte, war es möglich, dafs das Bewufstsein der Gefahr die Sonderinteressen zum Schweigen brachte, aber mit dem Wegfall der letzteren mufsten die zentrifugalen Elemente auch ungestört ihren verderblichen Einflufs ausüben. Und diese Achillesferse am Leibe der Republik hatten schon Zeitgenossen mit scharfen Augen entdeckt. Als nach dem Tode des Erzherzogs Ernst durch Havrech mit dem Norden Unterhandlungen über den Frieden eröffnet wurden, war ein Brief von Justus Lipsius bekannt geworden, jenes früheren Professors in Leiden, der von Ehrgeiz und Eitelkeit getrieben, auf die spanische Seite trat und der tiefgesunkenen Universität Löwen durch den Glanz seines Namens wieder einiges Ansehen zu geben wufste. Ihm war die schwache Seite der Staatenregierung nicht entgangen, er sah mit intuitivem Blicke die noch schlummernden Keime politischer und religiöser Zwietracht, und er begriff, dafs zur Entwickelung derselben nichts nötig war als der Wegfall der Gefahr, die bis dahin allein die widerstrebenden Elemente zusammengehalten hatte, und mit cynischer Offenheit riet er deshalb der Regierung in Brüssel, unter jeder Bedingung, auch unter Anerkennung der Unabhängigkeit und der

republikanischen Regierungsform mit dem Norden einen Bestand zu schliefsen, da die alsdann mit innerer Notwendigkeit ausbrechenden Parteizwiste von selbst zur Unterwerfung unter Spanien führen müfsten [1]. Dieser Brief, der gegen den Willen des Schreibers veröffentlicht wurde, trug damals viel dazu bei, um jeden Gedanken an Frieden fallen zu lassen, und wenn im staatsmännischen Programme Oldenbarnevelts die Forderung obenan stand, nie mit Spanien Frieden zu schliefsen, so wird unter seinen Motiven die Rücksicht auf die Staatsverfassung der Republik in erster Linie ausschlaggebend gewesen sein.

Niemand hatte für diese Unzulänglichkeiten ein offeneres Auge, als der Advokat selbst. Als im Jahr 1607 die Aussichten auf einen längeren Waffenstillstand mehr und mehr an Boden gewannen, war er es, der darauf drang, der Republik ein festeres Gefüge zu geben. „Die vereinigten Niederlande sind nicht eine Republik, sondern sieben verschiedene Provinzen, von denen jede ihre eigene Regierungsform hat und die mit einander nichts gemeinschaftlich haben, als das, wozu man sich kontraktmäfsig behufs der Verteidigung verbunden hat . . . . . darum, wenn diese Not und Gefahren aufhören würden, und wenn man den Frieden wohl gemacht zu haben glaubte, so würde diese Regierung durch Eifersucht und unsere Schläfrigkeit sofort in die äufserste Anarchie und Verwirrung verfallen, und dies ist einer der Hauptpunkte, womit der Feind seinen Zweck erreichen zu können glaubt. Denn wenn wir nicht eine Regierung mit gehöriger Autorität haben, um diese Lande zu regieren, die Provinzen und Städte in ordentlicher Einigkeit zu halten, die unwilligen zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen zu zwingen, ... ohne auf die Rapporte und Gutachten der Provinzen und Städte zu warten, so müssen wir verloren gehen; denn

1) Fruin, Tien jaren, p. 202.

wenn man die Machinationen des Feindes bei allen Provinzen vorbringen und sie ihnen beweisen müfste, damit diese dann darüber beschliefsen, ob es nötig sei, sich zu verteidigen oder nicht, so würden viele Städte verloren gehen, ehe man von den anderen ihren Beschlufs erhält, und zwar nach dem Sprichwort: „dum Romae deliberatur, Saguntum perit“ [1]).

Das einfache Mittel, diesem Übelstande die gefährliche Spitze abzubrechen, lag ziemlich nahe und konnte sicher von niemandem mit besserem Erfolg angewendet werden, als von Oldenbarnevelt selbst: man durfte nur die republikanische Staatsform in eine monarchische verwandeln. Man irrt, wenn man glaubt, dafs die republikanische Überzeugung in den Provinzen schon derart in Fleisch und Blut übergegangen sei, dafs man die monarchische Regierungsform mit der Freiheif der Individuen und Gemeinden für unvereinbar gehalten habe; im Gegenteil, man war überzeugt, dafs unter letzterer die Regierung des Landes und die Leitung des Kriegswesens an Ordnung und Energie nur gewinnen konnten, und im Jahr 1598 sprachen die Generalstaaten Elisabeth gegenüber als ihre Überzeugung aus: „Dafs die Freiheit in der That auch von denjenigen genossen werde, die unter einem Fürsten in guter Justiz nach ihren Rechten und Privilegien regiert werden.“ Auf der anderen Seite hatte man beim Abschlufs der Tripelallianz gesehen, wie gerade die Regierungsform dem Eintritt der Republik als eines gleichberechtigten, ebenbürtigen Faktors im Anfange sehr bedenkliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt hatte. Nach einem Fürsten brauchte man aber nicht lange zu suchen, und auch der Ehrgeiz und die Arbeitskraft Oldenbarnevelts hätte neben Moritz sicher noch einen lohnenden Wirkungskreis gefunden. In der That scheint sich auch

1) van Deventer, Gedenkstukken III, 142. 143 (Memorie van Oldenbarnevelt).

der Advokat nach der Ermordung Oraniens mit dem Gedanken getragen zu haben, die letzterem zugedachte gräfliche Würde auf Moritz zu übertragen, allein der Plan kam damals nicht zur Ausführung, und erst beim Abschlufs des Friedens von Vervins tauchte er wieder auf. Als die holländischen Gesandten sich eben zur Abreise anschickten, liefs Heinrich IV. den Advokaten zu sich kommen, und nachdem er ihm noch einmal die Versicherung seiner freundschaftlichen und aufrichtigen Gesinnung gegen die Republik gegeben, sprach er den Wunsch aus, „dafs Prinz Moritz zum Herrn der Niederlande gemacht würde, da man unter einem Fürsten allen Schwierigkeiten besser gewachsen sein würde, als unter der Regierung der Staaten“. Auch Elisabeth wäre damit vollständig zufrieden gewesen, und durch Caron liefs sie die Staaten auffordern, den Prinzen Moritz zu wählen, wenn sie einen Fürsten annehmen wollten, denn niemanden gönne sie diese Würde lieber als ihm. Dafs die Sache in den Staaten von Holland und auch in den Generalstaaten zur Sprache gebracht wurde, ist sicher, wiewohl wir über den näheren Gang dieser Angelegenheit nichts wissen, aber ebenso sicher scheint es zu sein, dafs Oldenbarnevelt damals in der That ebenso für die Erhebung von Moritz wirkte, wie er sie vier Jahre später bekämpfte. Aber der Ausführung des Gedankens schienen sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegengestellt zu haben; Moritz selbst, der jetzt seine eigenen Verdienste um die Republik, und nicht mehr, wie vor vierzehn Jahren nur die seines Vaters als Rechtstitel anführen konnte, hätte niemals eine Souveränität von der „Herren Staaten Gnaden“ angenommen, und anderseits scheint der Widerspruch der Provinzen und Städte ein derartiger gewesen zu sein, dafs Oldenbarnevelt den Plan fallen liefs; denn abgesehen davon, dafs mit der Realisierung desselben auch das von Holland bis jetzt geltend gemachte Übergewicht wegfallen mufste, durfte er gerade

in jetzigem Augenblick, wo die Republik auf ihre eigenen Kräfte angewiesen war, am wenigsten daran denken, einen so inhaltsschweren und folgenreichen Plan wie einen Zankapfel unter Regenten und Volk zu werfen [1]).

II.

Die beinahe ans Wunderbare grenzenden Resultate, welche die Republik bis jetzt aufzuweisen hatte, lassen sich ohne ein fast beispielloses Widerstandsvermögen nicht denken, und es braucht keines besonderen Nachweises, dafs die materiellen Faktoren desselben nicht minder schwer ins Gewicht fallen müssen, als die idealen und sittlichen. Denn ohne hohe wirtschaftliche Blüte, ohne ein ins Riesenhafte angewachsenes Volkskapital wäre es schlechterdings unmöglich gewesen, dafs ein paar Provinzen jahrzehntelang den Kampf mit einer Weltmonarchie aushalten, ohne dafs letzterer die Unterwerfung gelingt. Ist auch ein guter Teil dieses glücklichen Ablaufes auswärtigen Verwickelungen, mit denen Spanien zu gleicher Zeit zu thun hatte, und den Folgen der Mifswirtschaft im inneren der Monarchie zuzuschreiben, so mufsten an die Leistungsfähigkeit der aufständischen Niederländer doch noch Anforderungen gestellt werden, deren Befriedigung nach unseren heutigen Anschauungen beinahe ins Reich des Mythus gehört. Der selbstloseste Patriotismus, die aufopferndste Hingebung uud der glühendste Religionseifer können auf die Dauer, wenn sie irgendwelche nachhaltige, in die äufsere Erscheinung tretende Wirkung äufsern sollen, der realen Machtmittel nicht entbehren, und lange vor Montecuculi wufsten die Provinzen ebenso gut als Philipp, dafs die drei Erfordernisse zum Kriegführen sich in dem Worte „Geld“ zusammenfassen liefsen.

1) Fruin, Tien jaren, p. 435—438.

Und aus welcher beinahe unversiegbaren Quelle nahm man dieses in der von den Verhältnissen gebotenen Menge, und aus welchen verborgenen Adern wurde diese Quelle fortwährend gespeist?

Es wurde im ersten Bande schon auf den grofsen Reichtum hingewiesen, der die südlichen Niederlande vor allen Ländern Europas auszeichnete, denn Antwerpen war nach der Auffindung des Seeweges nach Ostindien das Emporium Europas geworden. Unter der burgundischen Herrschaft stiegen Handel und Gewerbefleifs zu ungeahnter Blüte empor, und wenn auch Flandern und Brabant die übrigen Provinzen durch den Glanz ihres Reichtums überstrahlten, so hatten diese doch an der allgemeinen Wohlfahrt ihren verhältnismäfsigen Anteil. Der Handel mit Deutschland hatte sich schon seit einigen Jahrhunderten auf den Norden konzentriert, ohne Brügge oder Antwerpen zu berühren, kam das deutsche Holz und deutscher Wein den Rhein und die Yssel herab und rief einen lebhaften Handel hervor. Besonders war es die Schiffahrt, welche der Süden dem Norden fast ausschliefslich überliefs, und dieser allein verdankte letzterer auch seine Blüte und seinen Reichtum. Hand in Hand mit der Schiffahrt ging die Fischerei, und seit Wilhelm Beukelzoon das Einpökeln des Herings erfunden hatte, wurde der Heringsfang eine Goldmine; Holland und Zeeland wurden bald der Hauptsitz desselben, im Jahr 1562 besafs Holland 400, Zeeland 200 und Flandern nur 100 Schiffe, die auf den Heringsfang auszogen. Durch die Ausfuhr des Herings, welche man gröfstenteils selbst in die Hand nahm, wurde die Schiffahrt von selbst bedeutender, das zum Einpökeln nötige Salz mufste zum grofsen Teil aus der Ferne geholt werden, und holländische und zeeländische Schiffe führten dasselbe bald aus den Häfen von Brouage und Rochelle, von Santa Maria und San Lucar an; Hoorn und Enkhuizen hatten schon im Jahr 1475 eine Flotte von 70 mit Salz beladenen Schiffen in

See. Da man in den Ostseehäfen das zur Fischerei nötige Salz ebenfalls aus Holland bezog, welches gewöhnlich mit Getreide bezahlt wurde, so wurde dieses in kurzer Zeit auch der Mittelpunkt eines Getreidehandels, der ebenso, wie der Fischfang, einen wahren Goldregen über die Einwohner ausschüttete. Hatten im Anfang die Ostseestädte das Getreide noch mit eigenen Schiffen nach Holland gebracht, so war dies schon im Anfang der Regierung Karls V. anders geworden, und die Ostseefahrt befand sich fast ausschliefslich in holländischen Händen. Da Karl V. den niederländischen Kaufleuten die gleichen Rechte in Spanien verlieh wie den einheimischen, und letztere durch den gröfseren Gewinn vom Handel mit Amerika verlockt, sich allein mit diesem beschäftigten, so war der Handel mit Spanien, und damit auch die gesamte Frachtfahrt, der Umsatz der Produkte des Nordens und Ostens gegen die Erzeugnisse des Südens und die Anfuhren aus Amerika und Asien bald in holländischen Händen. Was zu dieser Blüte noch besonders beitrug, war der Verfall der Hansa; aus früheren Bundesgenossen waren die niederländischen Städte bald Konkurrenten und schliefslich Gegner geworden, die überall siegreich das Feld behaupteten. Braucht es noch besonders hervorgehoben zu werden, dafs die Bevölkerung in grofsartigem Mafsstabe zunahm, dafs Dörfer und Städte so dicht neben einander, wie sonst nirgends in Europa, sich erhoben und erweiterten, und dafs auch dem heimischen Boden selbst reiche Schätze abgewonnen wurden? Alle Fremde, die vor dem Beginn des Aufstandes die nördlichen Provinzen, besonders Holland besuchten, können kaum Worte genug finden, um ihre Bewunderung über den Wohlstand, an dem alle Klassen der Bevölkerung gleichmäfsig teilnahmen, über die blühenden Dörfer mit den zierlichen, reinlichen Häusern, über die rührigen Städte, über den Unternehmungsgeist, Nüchternheit, Fleifs und Sparsamkeit der Bewohner auszudrücken.

Und der Aufstand selbst diente nur dazu, um Holland und Zeeland noch reicher und mächtiger zu machen. Von dem Augenblick an, in welchem beide Provinzen vom Feinde gesäubert waren, und der Süden der Schauplatz des Kampfes wurde, zogen sich Handel, Schiffahrt und Gewerbefleifs nach dem Norden. Kaum hatte Parma Antwerpen erobert, so schlossen holländische und zeeländische Schiffe die Scheldemündungen, und im Laufe weniger Jahre war die Stadt verarmt und entvölkert, denn ihr Handel war nach Amsterdam gezogen. Die Tuchfabrikation und die Leineweberei, der Stolz Flanderns, liefs sich mit den ausgewiesenen Protestanten im Norden nieder, Leiden lieferte das feinste Tuch und Haarlem die schönste Leinewand; der Maitresse Heinrichs IV. konnten die Staaten kein kostbareres Geschenk verehren (1598) als ein Stück dieser Leinewand, wovon die Elle vierzehn Gulden kostete. Und als zu gleicher Zeit ein Teil dieser Industrie auch nach England verpflanzt wurde, und die Wollenzufuhr von dorther beschränkt wurde, holten die Holländer das ungefärbte Tuch aus den englischen Fabriken, färbten es selbst und führten es dann als eigenes Fabrikat aus. Zu welcher Höhe sich indessen Schiffahrt und Handel entwickelt hatten, beweist die Thatsache, dafs die Handelsflotte von Holland und Zeeland allein dreimal so grofs war als die englische, im Jahre 1601 segelten 1500 holländische und zeeländische Heringsfänger aus, und im ersten Jahre der Regierung von Jakob I. beschäftigten sich über 20000 Menschen mit diesem Beruf. Die Schiffahrt selbst rief wieder eine ganze Reihe von Industriezweigen ins Leben. Nicht weniger als 1000 Schiffe wurden am Ende des Jahrhunderts Jahr für Jahr gebaut, und die Erfindungen und Verbesserungen im Schiffsbau, über die man sich mitunter zuerst lustig machte, fanden bei anderen seefahrenden Nationen bald Nachahmung. Das nötige Holz mufste nicht nur angeführt, sondern auch gesägt werden, und seitdem ein west-

friesischer Dorfbewohner die Windsägemühlen erfunden hatte, liessen sogar Fremde ihr Holz hier sägen, und Holland ist von nun an der Mittelpunkt des europäischen Holzhandels. Mit der Zunahme der Bevölkerung stieg natürlich auch der Wert des Grund und Bodens, und man begann um diese Zeit kostbares Land durch Eindeichen dem Wasser zu entwuchern, schnell war dasselbe mit Viehherden bedeckt, und holländischer Käse und Butter fehlten auf keinem Markte Europas. Holland und Handel waren gleichbedeutende Worte, und während die holländischen Schiffe, die zuerst im Eismeer erschienen, von den Russen im Anfang brabantische Schiffe genannt wurden, und die Holländer, die zuerst auf Java gelandet waren, von den Portugiesen den Namen Flamengos erhielten, dauerte es nicht lange, bis jeder Einwohner der nördlichen Provinzen bei den Fremden schlechtweg ein Holländer hiefs. „Gleichwie da kein Gras mehr wächst, wo das Pferd des türkischen Kaisers seinen Fufs hingesetzt hat, so ist es mit dem Wachstum anderer Nationen da vorbei, wo die Holländer ihr Banner aufgepflanzt haben, um Handel zu treiben“ [1]).

Es trat noch ein Umstand hinzu, der zur raschen Steigerung der Volkswohlfahrt im Norden ebenso kräftig beitrug, wie er den noch tieferen wirtschaftlichen Verfall des Südens bewirkte. Bekanntlich fand infolge der reichen Silbersendungen aus Amerika in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts eine Geldentwertung statt, die einer Verdoppelung der Preise gleichkam. In den Niederlanden trat diese Preissteigerung sehr plötzlich ein, und allgemein hörte man klagen, „dafs alles, was zur Haushaltung nötig sei, so teuer geworden wäre, und dafs, was im Jahre 1588 ein ehrliches Gehalt gewesen, jetzt (1595) sehr klein geworden sei“. Für die nördlichen Provinzen konnte die durch die allgemeine Preissteigerung

1) Baudaert IV, 179.

hervorgebrachte Vermehrung des allgemeinen Tauschmittels nur vorteilhaft wirken, sie belebte die Arbeitskraft und den Unternehmungsgeist, während im Süden, wo beide daniederlagen, dieselbe eine Quelle der Verarmung wurde; denn „was man hier früher stübersweise erübrigt und erspart hatte, wurde jetzt schellings- und guldenweise verzehrt“. Wenn man bedenkt, daſs im Anfange der Regierung Karls V. in Westfriesland noch die ursprünglichste Naturalwirtschaft herrschte — die Bauern bezahlten den Mahllohn mit Eiern, und die Waschfrau, welche die Kopftücher der deftigen friesischen Bäuerinnen mit Seife statt mit Taubenmist wusch, erhielt ein Ei für ihre Mühe, während 32 Eier einen Stüber galten —, so kann man sich die plötzliche Umwälzung denken, welche durch das unerwartete Einströmen von Silber herbeigeführt wurde [1]).

Wenn man den Handel wie überhaupt das wirtschaftliche Leben in der Republik mit demjenigen in anderen gleichzeitigen Staaten vergleicht, so fällt alsbald ein groſser Unterschied in die Augen: während hier Regierung und Obrigkeit alles nach genauen Vorschriften regelt, während hier Einfuhr und Ausfuhr durch Zölle oder willkürliche Beschränkungen den finanziellen Bedürfnissen des Staates dienstbar gemacht, oder nach dem freundschaftlichen oder feindlichen Fuſse, auf dem man mit anderen Ländern stand, erlaubt, beschränkt oder ganz verboten wurde, herrschte in der Republik sowohl für den einheimischen wie für den fremden Kaufmann unbegrenzte Freiheit; man sieht hier die Gesetze, nach denen sich das wirtschaftliche Leben der Gesellschaft regelt, schon zu einer Zeit in voller Wirksamkeit, wo noch niemand an ihre wissenschaftliche Formulierung oder ihre ökonomische Begründung dachte. Weit entfernt, daſs die damaligen Machthaber ihrer Zeit so weit vorausgewesen wären, daſs

1) Vgl. Fruin, Tien jaren, p. 265. 266.

sie mit klarer Einsicht in die Gesetze der Volkswirtschaft einer freien Handelspolitik gehuldigt hätten — denn an Versuchen, um die Freiheit Einzelner zu beschränken, hat es keineswegs gefehlt, aber sie waren Ausnahmen —, wird man bei näherem Zusehen alsbald finden, dafs diese gegen die ganze Signatur jener Zeit so grell abstechende Freiheit ihren Erklärungsgrund ebenso sehr in den inneren staatsrechtlichen Zuständen wie in den Handelsinteressen der Republik selbst hat. Bei der Selbständigkeit und Autonomie der einzelnen Provinzen und Städte war die Einführung gleichmäfsiger Vorschriften für den auswärtigen Handel von vornherein ausgeschlossen; schon die Eifersucht hätte die eine Provinz bewogen, den fremden Kaufleuten gröfsere Begünstigungen einzuräumen als eine andere, und so brachte das eigene Interesse von selbst die Forderung ungestörter Freiheit mit sich. Die Niederlande vermittelten, wie gezeigt wurde, den Handel zwischen dem Westen und Osten von Europa, und wenn die Kaufleute der Ostsee sich gewöhnten, selbst nach dem Westen und Süden zu fahren, ohne die holländischen Häfen zu berühren, dann hätte der holländische Handel den Todesstofs erhalten. Um daher die Scheidung zwischen Osten und Westen aufrecht zu erhalten, und die fremden Kaufleute in die niederländischen Häfen zu locken, gab es nur ein Mittel, und allerdings ein unfehlbares: man mufste den fremden Kaufmann in jeder Weise begünstigen, man mufste ihn geringere Steuern und Zölle bezahlen lassen als irgendwo anders, und ihm eine Freiheit der Bewegung einräumen, die er in keinem anderen Lande fand. Dies hatte man schon unter den Grafen und noch mehr unter den burgundischen und österreichischen Landesherren gethan, und es versteht sich von selbst, dafs die Staaten, welche die letzteren zu dieser Politik gezwungen hatten, nunmehr, da sie selbst die Souveränität hatten, auf dem eingeschlagenen Wege weiter gingen. Vollständige Freiheit des Handels blieb denn auch Regel, Leicesters Ver-

such, den Handel der Provinzen mit Spanien zu verbieten, nahm das bekannte klägliche Ende, Elisabeths Klagen über die schamlose Gewinnsucht der Holländer, welche dem Feinde die Waffen gegen sich selbst und ihre Bundesgenossen in die Hand lieferten, wurden ignoriert, und um das Murren der urteilslosen Menge brauchten sich die Machthaber nicht zu kümmern. Dafs aber von England aus alles versucht wurde, um dem Handel der Provinzen Hindernisse in den Weg zu legen, wobei die Eifersucht die Haupttriebfeder war, ist schon gezeigt worden, denn die englischen Kaper nahmen die nach Spanien fahrenden holländischen Schiffe, und der Schaden, den die Kaufleute dadurch in drei Jahren erlitten, wurde 1589 auf drei Millionen Pfund vlämisch berechnet [1]).

Die greulichste Plage für den Handel waren die dünkirchenschen Seeräuber. Zwar liefs die Admiralität den Hafen dieses Räubernestes sorgfältig bewachen, gröfsere Handelsflotten wurden von Kriegsschiffen begleitet, und die Kosten dieses Sicherheitsdienstes kamen der Republik jährlich auf etwa eine Million zu stehen. Trotz der schärfsten Blokade entwischte doch hin und wieder ein kühner Korsar, überfiel ein unbegleitetes Schiff, nahm die Ladung weg und forderte für den Schiffer enormes Lösegeld; manchmal wurde die Heringsflotte überfallen, und da viele Heringsjäger als taufgesinnt sich nicht verteidigten, ja nicht einmal Waffen an Bord haben wollten, so war der Schaden jahraus jahrein ein beträchtlicher. Man kann sich denken, in welcher Weise der Kampf mit diesen Schiffen, auf denen der Auswurf aller Nationen diente, geführt wurde: Pardon wurde weder gegeben noch genommen; die Bemannung eines genommenen Korsaren wurde entweder über Bord geworfen [2]) oder ans Land

1) Bor III.

2) Schon seit 1587 waren die Seekapitäne eidlich verpflichtet worden, ihnen „die Füfse zu spülen“, d. h. sie ins Meer zu werfen.

gebracht und ohne weitere Förmlichkeiten aufgeknüpft; fiel ein holländisches Schiff in ihre Hände, dann nagelten sie die Schiffer häufig mit Händen und Füfsen aufs Verdeck fest, gaben das Schiff mit vollen Segeln dem Winde preis oder liefsen es sinken. Man begreift deshalb, wie die Republik im Jahr 1600 ein Heer daran wagte, um das Räubernest zu zerstören [1]). Aber es dauerte noch lange, bis dieser Pfahl im Fleische der Republik entfernt werden konnte (1644); dagegen war der fortwährende Kampf mit diesen Seeräubern eine treffliche Übungsschule für die niederländische Marine, Tromp und de Ruyter haben hier ihre Laufbahn begonnen.

Aber derartige Hindernisse und Unfälle kamen bei der mit Riesenschritten sich steigernden Volkswohlfahrt kaum in Betracht. Neue Absatzwege und Bezugsquellen wurden gesucht und gefunden: als während der achtziger Jahre die Küstenländer des Mittelländischen Meeres infolge mehrjährigen Mifswachses von einer Hungersnot heimgesucht wurden, wagten es einige holländische Schiffe, im Jahr 1590 durch die Strafse von Gibraltar nach Genua, Neapel und Venedig zu segeln und Ostseegetreide zu verkaufen; das den Italienern zuerst wunderbare Ereignis wurde bald eine alltägliche Erscheinung, denn im Jahr 1597 segelten schon mehr als 400 grofse Getreideschiffe aus Holland und Zeeland nach dem Süden, und mit der Vermehrung der Ausfuhr hielt auch die Einfuhr gleichen Schritt; „1589 kamen in einer Woche 600 mit Getreide beladene Getreideschiffe aus der Ostsee nach Amsterdam, 1601 gingen innerhalb drei Tage zwischen 800 und 900 Schiffe nach der Ostsee unter Segel, mehr als 30000 Menschen beschäftigten sich mit der Fahrt, und die Amsterdamer Regierung konnte deshalb auch den Generalstaaten erklären, dafs niemand daran zweifeln möge, wie diese Lande hinsichtlich der Kauffahrtei und der

1) van Meteren XXII, 429. 430.

Menge der Schiffe die Königreiche von England und Frankreich so weit übertreffen, dafs damit kaum ein Vergleich gemacht werden könne [1]).“ Von Italien ging es unaufhaltsam weiter nach den türkischen Häfen, und der Vermittelung Heinrichs IV. hatte es die Republik 1598 zu danken, dafs ihre Schiffe unter französischer Flagge in den Seestädten des Grofsherrn Handel treiben durften. Um dieselbe Zeit hatten holländische Schiffe Schweden umschifft und die Mündung der Dwina aufgesucht, wo eben der Grund von Archangel gelegt wurde, und bald sahen sich die Engländer, die bisher den Handel allein gehabt hatten, im Kampfe mit unternehmenden Konkurrenten. Die Chikanierungen und die mehrmaligen Beschlagnahmen, denen die holländischen Schiffe in den spanischen Häfen zeitweise ausgesetzt waren. trieb diese von selbst nach den spanischen Kolonieen. Als die Salzhäfen von Santa Maria und San Lucar für sie geschlossen wurden, segelten sie nach den Kapverdischen Inseln, wo sie das an den Klippen in unermefslichen Vorräten liegende Salz nur wegzuschöpfen hatten; von da führte der Weg von selbst an die Küste von Guinea und die anderen portugiesischen Besitzungen, und nachdem 1593 von Medemblik aus die erste Reise an die Goldküste gemacht war, waren die Portugiesen in wenigen Jahren von den unverzagten Eindringlingen überflügelt, und in ohnmächtiger Wut mufsten sie es mit ansehen, wie die holländischen Kaufleute sich des Handels mit den Eingeborenen bemächtigten, die Flüsse hinauffuhren und neue Märkte suchten und gründeten [2]).

Es war nicht zu erwarten, dafs man auf halbem Wege stehen blieb, ohne an die Pforte des bis jetzt nur von Spaniern und Portugiesen besuchten Wunderlandes Indien selbst anzuklopfen, denn Philipp, der seinen rebellischen

1) Fruin, Tien jaren, p. 233.
2) van Meteren XXII, 329.

Unterthanen die spanischen Häfen verschlofs, wies ihnen selbst den Weg, auf dem sie sich mit Gewalt holen sollten, was ihnen eine verblendete Politik verweigerte. Schon nach dem Untergang der Armada hatte la Noue prophezeit: „Spanien dachte Flandern in England zu erobern, aber noch viel sicherer kann Niederland Spanien in Indien besiegen“ [1]). Die Zeit dazu war angebrochen, und der Nimbus, der den spanischen und portugiesischen Namen durch kühne Entdeckungen und Eroberungen in fernen Weltteilen noch umgab, sollte schneller verschwinden, als er erworben worden war.

Der Seeweg nach Indien war damals so wenig als vorher ein Geheimnis, man braucht nur das Itinerario von Jan Huygen Linschoten aufzuschlagen, um alsbald zu sehen, wie verschiedene portugiesische Schiffer, welche Indien besucht hatten, genaue Beschreibungen der verschiedenen Kurse gemacht und veröffentlicht hatten, und überdies hatten schon vor Jahren Drake und Cavendish den indischen Archipel von den Molukken bis zum Kap der guten Hoffnung durchkreuzt. Schon vor Houtman hatten verschiedene Niederländer in Lissaboner Handelskontoren einen Einblick in den indischen Handel bekommen, der alle Schichten des Volkes durchdringende Unternehmungsgeist hatte die feurige Jugend schon vorher in die Ferne getrieben, denn eine feine, gründliche, weltmännische Bildung war damals ohne einen längeren Aufenthalt im Auslande und gröfsere Reisen undenkbar. Linschoten ging, 17 Jahre alt, nach Spanien, Lissabon, Goa, blieb fünf Jahre in Indien, und überall auf seinen Reisen war er Niederländern in den verschiedensten Lebensstellungen begegnet; nach dreizehnjähriger Abwesenheit kam er in sein Land zurück, das mit Staunen die Wunder des Ostens in seiner bald darauf erschienenen Reisebeschreibung las.

1) „Archives“, II. Serie I, 85.

Aber noch flöfste der portugiesische Name zu viel Achtung nnd Furcht ein, als dafs man es ohne weiteres gewagt hätte, die Fahrt zu unternehmen, obwohl Linschoten selbst den tiefen Verfall des See- und Kriegswesens und den jämmerlichen, beinahe wehrlosen Zustand der portugiesischen Faktoreien in überzeugender Weise geschildert hatte. Man suchte nach einem andern Weg, auf dem man Indien erreichen konnte, man glaubte den Norden Asiens umschiffen zu können und dann über China und Hinterindien ans Ziel zu gelangen, ohne dem Feind zu begegnen. Die Ehre, die nördliche Durchfahrt versucht, den Plan dazu entworfen und selbst ausgeführt zu haben, gebührt dem Chef eines grofsen Handelshauses, das sich nach dem Falle Antwerpens in Middelburg niedergelassen hatte, dem Kaufmann Balthasar de Moucheron, dem Spröfsling eines edlen normandischen Geschlechts. Im Jahr 1598 hatte er sich mit bewaffneter Hand in den Besitz der Insel del Principe an der Guineaküste gesetzt, und im Osten, Westen und Süden hatte er grofsartige Handelsbeziehungen. Jahrelang hatte er sich mit seinem Plane getragen, und da die Verhältnisse unter Wilhelm von Oranien an eine Ausführung desselben nicht denken liefsen, so ergriff er jetzt um so feuriger die Gelegenheit; Moritz, Oldenbarnevelt und die Staaten von Holland wurden dafür gewonnen, sie nahmen seinen Vorschlag an, und schon am 5. Juni 1594 segelten zwei leichte Schiffe, mit Linschoten als Kommissär der Staaten an Bord, nach dem Norden. Amsterdam hatte der Expedition für eigene Rechnung noch zwei Schiffe beigefügt, die auf den Rat des Predikanten Plancius, der durch seine heftige Orthodoxie ebenso bekannt war wie durch seine geographischen und nautischen Kenntnisse, einen andern Kurs nahmen. Nach vier Monaten kehrten die Schiffe zurück, ihren Zweck, zu untersuchen, ob eine nördliche Durchfahrt möglich sei, hatten sie erreicht, und voller Hoffnung ging man an die Ausführung einer zweiten Expedition mit sieben Schiffen.

So sicher rechnete man auf das Gelingen derselben, dafs die Schiffe schon mit Waren beladen wurden, welche man an die Völker, mit denen man in Berührung kam, verkaufen wollte. Aber nach vier Monaten kehrte die Flotte wieder unverrichteter Sache zurück, die Staaten sahen deshalb von weiteren Versuchen ab, überliefsen das weitere dem Unternehmungsgeiste Einzelner und setzten einen Preis auf die Auffindung der nördlichen Durchfahrt [1]). Noch einmal wagte man die Unternehmung, Amsterdam rüstete zwei Schiffe aus unter Heemskerk, dem späteren Helden von Gibraltar als Kommissär, und Wilhelm Barentsz als ersten Steuermann. Diese mit den furchtbarsten Mühsalen und Entbehrungen verbundene Expedition, die auf Nowaja Semblja überwinterte, lebt noch heute, von der Poesie verherrlicht, im Munde des Volkes fort. Die Fahrten nach dem Norden brachten zwar keinen materiellen Gewinn, allein sie waren ein sprechender Beweis des feurigen Unternehmungsgeistes gewesen, der im jugendlichen Körper der Republik wohnte, und sie haben den Ruhm Hollands, als eines seefahrenden Volkes, für alle Zeiten an die Sterne geschrieben. Noch heute leuchtet dieser kühne, durch keine Widerwärtigkeiten gebeugte Mut den Nachkommen als strahlendes Vorbild, und die zahlreichen, in den letzten zehn Jahren unternommenen Nordpolfahrten haben nicht sowohl einen wissenschaftlichen Zweck, als vielmehr die Aufgabe im Auge, dem Vaterlande in der Schule von Entbehrungen und Gefahren einen tüchtigen Stamm von unerschrockenen Seeleuten heranzuziehen [2]).

1) Nordenskjöld soll in der That auf die Ausbezahlung des Preises Anspruch gemacht haben.

2) Vgl. über diese Expeditionen: Motley, Kap. 36. Linschoten hat eine Beschreibung der zwei ersten Reisen, Gerrit de Veer eine solche der ersten und dritten herausgegeben, wobei er die Papiere und Karten von Barendtsz, der während der Expedition an Entkräftung starb, gebraucht hatte.

Die zweite Expedition nach dem Norden war noch nicht ausgesegelt, als schon eine andere Expedition ausgelaufen war, um auf dem gewöhnlichen Wege um das Kap der guten Hoffnung Indien zu erreichen. Amsterdam hatte sich wieder an die Spitze gestellt, und die Ehre, den Plan entworfen zu haben, gebührt den in Gouda geborenen Brüdern Houtman, die in früher Jugend nach Lissabon gegangen waren, und hier den indischen Handel und die Fahrt nach Indien aus eigener Anschauung kennen gelernt hatten. Amsterdammer Kaufleute gaben das nötige Geld, die Staaten ihre Zustimmung, freilich unter der Bedingung, dafs sie nur friedlichen Handel trieben und sich aller Feindseligkeiten enthalten sollten, und so segelten vier gut ausgerüstete und zahlreich bemannte Schiffe unter Cornelis Houtman um das Kap durch die Strafse von Mozambique direkt nach Java, welche Insel alsbald umschifft wurde. „Jetzt kam zum erstenmale die Geifsel des portugiesischen Stolzes und der portugiesischen Habsucht nach Indien, denn im Monat September vernahm man in Goa, dafs die ersten holländischen Schiffe, welche diese Meere zu befahren wagten, in Titancona auf dem Wege nach der Insel Sunda gesehen worden waren“, sagt ein portugiesischer Geschichtschreiber [1]). Die Expedition selbst war ziemlich kläglich abgelaufen, nach einer Abwesenheit von 3½ Jahren kam sie mit der Hälfte der Mannschaft, nachdem sie ein Schiff verloren, und mit einer mittelmäfsigen Ladung Spezereien zurück —, aber dennoch wurden in Amsterdam alle Glocken geläutet, als die heimgekehrten Schiffe auf der Rhede die Anker fallen liefsen [2]). Und dazu hatte man auch alle Ursache: denn einmal hatte man im Süden gefunden, was man im Norden vergeblich gesucht

1) Fruin, Tien jaren, p. 256.

1) „De Journalen der eerste reis der Nederlanders naar Oost-Indië“, im Gids, 1868, Bd. II.

hatte, und dann hatte man die handgreiflichen Beweise von der Unmacht der Portugiesen mitgebracht, die nicht einmal die Mittel besafsen, um eine Hand voll Abenteurer zu vertreiben, und sich darauf beschränken mufsten, gegen die fremden Eindringlinge die eingeborenen Fürsten aufzuhetzen. Alsbald wurde denn zu einer zweiten, aus acht Schiffen bestehenden Expedition geschritten [1]), und verlockt durch den reichen in Aussicht stehenden Gewinn, entstanden in unglaublich kurzer Zeit neben der schon bestehenden noch eine Anzahl anderer Compagnieen, drei in Amsterdam, zwei in Rotterdam, zwei in Zeeland, und eine in Delft, und im Jahre 1598 segelten schon für Rechnung von drei dieser Compagnieen 28 grofse Ostindienfahrer aus. Aber die gegenseitige Konkurrenz drohte in Indien den Markt zu verderben, man begriff, dafs man in diesem Falle vom Prinzip des freien Handels abweichen mufste, und nach vieler Mühe gelang es endlich Oldenbarnevelt, die einzelnen Compagnieen, die einander schon entgegenarbeiteten, zu einer einzigen zusammenzuschmelzen und die grofse ostindische Compagnie zu bilden (1602), der das ausschliefsliche Monopol der Schiffahrt und des Handels nach Indien übertragen wurde.

Zu gleicher Zeit suchten sich fünf holländische Schiffe durch die Magellansstrafse zwischen Patagonien und Feuerland hindurch den Weg nach dem Südpol zu bahnen; fünf volle Monate blieb die kleine Flotte unter einem furchtbaren Klima und dem Wüten der entfesselten Elemente in dieser gefährlichen Strafse, die man damals noch für den einzigen Weg bei einer Reise um die Erde hielt. Ehe die kühnen Seefahrer die Strafse verliefsen, errichtete der Admiral de Cordes zur Erinnerung an diesen Zug am Strande bei der westlichen Mündung

1) Gerlach, De tweede scheepstocht der Nederlanders naar Oostindië, im Gids, 1872, Bd. IV.

der Strafse ein Denkmal, und am anderen Tage wurde hier der „Orden vom losgelassenen Löwen“ (Ontbonden leeuw) gestiftet, dessen Ritter sich verpflichteten, „durch keine Gefahr oder Not oder Furcht vor dem Tod sich bewegen zu lassen, etwas zu unternehmen, was gegen ihre Ehre oder zum Nachteil ihres Vaterlandes und der begonnenen Reise wäre, sondern Leib und Leben zu wagen, um ihrem Erbfeinde allen möglichen Abbruch zu thun und die holländische Flagge in allen Weltteilen aufzupflanzen, aus denen der König von Spanien seine Schätze sammelte, mit denen er den Krieg gegen die Niederlande führte [1].“ Und was ist die tiefsinnige Sage vom „fliegenden Holländer“ anders, als die Personifikation des Volkes selbst, dessen Element das Meer ist, und das vom Schicksal dazu ausersehen war, stets vorwärtsstürmend, die behagliche Ruhe des häuslichen Herdes verschmähend, nie mit dem Erreichten und Gefundenen sich zufrieden gebend, die Seen zu durchkreuzen, der Gefahr unerschrocken zu trotzen und das Leben, das jeden Tag gewagt wurde, mit kühnem Mut neu zu gewinnen?

„Welch ein Schauspiel“, sagt Fruin, „bot die Republik in diesen Tagen Europa dar! Die Engländer haben auf das Grab William Pitts geschrieben, dafs er den Krieg den Interessen des Handels dienstbar zu machen wufste. Wie sehr wurde seine Politik von dem übertroffen, was die holländischen Staatsmänner dieser Zeit ausgerichtet haben! Gegen den mächtigsten König, dem die Schätze beider Indien zugebot stehen, führt ein kleines Land Krieg; durch Deiche und Mühlen mit Mühe über Wasser gehalten, ohne andere Mittel als die, welche ihm eigener Fleifs und eigene Einsicht verschaffen, und der Krieg wird eine Quelle des Wohlstandes. Auf allen Seen flattert die holländische Flagge, es giebt Plätze, die mehr Schiffe, als Häuser haben, und der König von

1) Motley, Kap. 36 (Schlufs).

Spanien, meint der Geschichtschreiber van Meteren, wenn er alle diese Wohlfahrt ansieht, mag wohl an der Unterwerfung so mächtiger Provinzen verzweifeln.“ Und welches Selbstbewuſstsein muſste die Brust des Bürgers schwellen, der diesen Reichtum selbst geschaffen hatte, wenn der Fremde von allem, was er auf seinen weiten Reisen gesehen und erlebt hat, Holland als dem Wunderlande die Ehrenkrone zuerkennt, wenn vor dem Glanz der Städte ihm die Worte des Staunens versagen, und wenn selbst der Feind beim Anblick solcher Herrlichkeit seinen Haſs vergiſst und die Ursache seiner Schande bewundert! Was Hutten von seiner Zeit sagte: „Jetzt, just jetzt ist es eine Lust zu leben; denn Groſses führwahr giebt es zu thun und zu arbeiten, rettend zu erhalten, und wagend neu zu bilden“, gilt auch von dieser Periode. Nirgends sonst in Europa besaſs der Bürger und Bauer dieses Selbstgefühl, wie hier. „Wir“, sagen die Direktoren der ostindischen Compagnie, „wir, die wir die besten Kaufleute und die kühnsten Seeleute der Welt sind“, und als der verjagte König von Böhmen, der die Gastfreundschaft der Staaten genoſs, einmal auf der Jagd einen Hasen auf dem Rübenacker eines Bauers verfolgte, eilte dieser, der den König wohl kannte, mit einer Heugabel bewaffnet herbei, und derselbe muſste sich entschuldigen! In Deutschland und Frankreich hatte damals bekanntlich der Hirsch mehr Recht, als der Bauer [1]).

Daſs mit dem Einströmen solcher Reichtümer die alte Einfachheit verschwinden muſste, leuchtet ein, und an Warnungsstimmen fehlte es keineswegs. Man glaubt den alten Cato klagen zu hören, wenn der Dichter Spieghel sich nach der Zeit zurücksehnt, wo noch allein der Pflug und die Milchkuh Wert hatte, oder wenn Everard van Reyd unter einem tiefen Seufzer klagt: „Vor wenigen Jahren pflegte man die Stärke allein aus der Kleie zu

1) van Meteren XVI, 320—330.

machen, aber jetzt wird so viel Getreide dazu vergeudet, daſs man groſse Städte damit ernähren könnte". Wie einfach die Lebensweise gewesen, geht daraus hervor, daſs Louise de Coligny die erste Karosse in die Provinzen brachte. Auch für die sittlichen Gefahren des Reichtums war man nicht blind. „Um des Gewinnes willen würde der holländische Kaufmann durch die Hölle fahren, und wenn die Segel dabei versengt würden", im Jahr 1611 muſste holländischen Kaufleuten bei hoher Strafe verboten werden, an die Korsaren im Mittelländischen Meere Lebensmittel und Munition zu verkaufen, und die Bürgerhauptleute von Utrecht erklärten 1585: „daſs der holländische Kaufmann für Geld alles feil habe, er würde seinen Gott verkaufen, wenn er ihn nur liefern könnte", und des Gewinnes wegen scheute man sich auch nicht, den Glauben zu verleugnen, denn viele Levanteschiffe hatten Heiligenbilder an Bord, eines derselben trug den Namen Santa Maria am Spiegel [1]). Als der Marquis von Spinola 1608 der Friedensunterhandlungen wegen im Haag weilte und mit fürstlicher Pracht auftrat, verlangten viele Mitglieder des Magistrats im Haag und der Generalstaaten, daſs die Thüren des von Spinola bewohnten Hauses während seiner Mahlzeiten geschlossen würden, da man von dem Anblick von so viel Luxus und Üppigkeit einen demoralisierenden Einfluſs auf den Volksgeist befürchtete [2]). Aber die Zeit, wo die „Strafen Jerobeams, der kurz auf Salomos glückliche Regierung und die Goldschiffe von Ophir folgte", auch über die Republik kommen sollten, lag noch in weiter Ferne. Denn der Reichtum und der Luxus waren noch in jenem Stadium, das die idealen Faktoren des menschlichen Lebens zu erhebender äuſserer Entwickelung gelangen läſst. Dem Vorbilde Hollands mit Leiden folgten die Staaten von Friesland

1) Arend, Vervolg, III. Teil, IV. St., p. 520.
2) Motley, Kap. 50.

und errichteten im Jahr 1585 „trotz der bedenklichen Zeiten“ in Franeker eine hohe Schule, „um das Vaterland zu einer Pflanzschule für Gottes Kirche, und einem Sitze von Künsten und Wissenschaften zu machen.“ Van der Does rechnete sich das Verdienst, Justus Lipsius, den berühmten damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Kenner des Tacitus, aus Belgien nach Leiden gezogen zu haben, zu gröſserer Ehre, als den Ruhm, den er während der Belagerung erworben [1]). Als es gelungen war, Scaliger für Leiden zu gewinnen, wurde ihm der Rang vor dem Rector magnificus gegeben, er bekam für die damalige Zeit einen enormen Gehalt, und zum Halten von Vorlesungen war er gar nicht verpflichtet, man begnügte sich mit der Ehre seiner Gegenwart, und als Salmasius von den Niederlanden Abschied nahm, salutierte ihn die Flotte von Holland wie einen Fürsten! Das waren sicher keine Krämers- und Heringsseelen, jene Kaufleute, die in den Konsistorien saſsen und Philipp II. für die ungehinderte Duldung ihres Glaubensbekenntnisses dreiſsig Tonnen Goldes anboten! Reichtum, der durch eigene Kraft und Anstrengung erworben wird, geht stets mit vernünftiger Sparsamkeit Hand in Hand; aber das, was wir heute Komfort nennen, konnte auch der mittlere Bürger in seinem Hause genieſsen. Dazu kam noch, daſs Frömmigkeit und Gottesfurcht der Habsucht wie der Üppigkeit einen heilsamen Zügel anlegten. Für die Armen hatte man immer eine offene Börse, und Scultetus, der im Jahre 1612 über Holland nach England reiste, wunderte sich in Amsterdam über nichts so sehr, als daſs überall für „Kranke und Arme, für Greiſse und Waisen so vortrefflich gesorgt wäre, und daſs dies in Gebäuden geschehe, so groſsartig, daſs er nicht wisse, ob er sie Gotteshäuser oder Paläste nennen müsse [2]).“

1) „Gloria cuique sua est. Justum impertisse Batavis
Laus mea et haec pluris obsidione mihi.“

2) Fruin, Tien jaren, p. 270.

Dafs der Besitz von Geld auch dem geringeren Manne ein hohes Selbstgefühl gab, ist oben an einem Beispiel gezeigt worden. Hohe Geburt ohne Reichtum galt in Holland nichts, und der arme „kahle“, aber adelsstolze Junker aus Drenthe oder Overyssel war eine stehende Lieblingsfigur des Amsterdamer Theaterpublikums.

Eine damals im übrigen Europa unbekannte Rechtssicherheit herrschte deshalb auch in der Republik, und während in Paris noch ein ganzes Jahrhundert lang Morde auf offener Strafse und Zweigefechte an der Tagesordnung waren, machte im Jahre 1610 die Thatsache, dafs im Haag ein angesehener Mann bei Nacht auf der Strafse ermordet wurde, ungeheueres Aufsehen, da „man hierzulande an solche Mordthaten nicht gewöhnt war“. Hand in Hand damit ging eine exemplarische Sittenstrenge, der Abscheu vor allem, was spanisch hiefs, hatte dafür gesorgt, dafs das Volk von der Ansteckung der spanischen lasciven und liederlichen Sitten bewahrt wurde, und die schändlichen Ausschweifungen fremder, namentlich französischer Gesandten, skandalisierten die öffentliche Meinung oft in hohem Grade [1]).

Welchen Kontrast zu diesem allen bildete der Süden! Das üppige Brabant und Flandern, das unter Karl V. kaum zu regieren gewesen war, lag in dumpfer Unterworfenheit zu Philipps II. Füfsen. Der Aufruhr war unterdrückt und die katholische Kirche die allein herrschende, aber Leben, Rührigkeit, Unternehmungsgeist waren verschwunden. Antwerpen lag verödet da, seit-

1) Vgl. van Meteren X, 425. Arend, Vervolg, III. Teil, II. St., p. 641, und III. Teil, IV. St., p. 272. In „Historische Novellen“ von Bosboom-Toussaint wird erzählt, wie der spanisch gesinnte Schout von Dordrecht, der unterwürfige Diener Philipps II., aus dessen Hand er eine vornehme spanische Frau genommen, „sich hundertmal des Tages bei dem Gedanken ertappte, um wie viel glücklicher er mit der nüchternsten holländischen Hausfrau sein würde.“

dem es sich Parma ergeben hatte, die Stadt von 1567 verhielt sich nach dem Bericht eines Reisenden zu der von 1588 wie Tag zu Nacht, massenhaft standen die Häuser leer, wer sie bewohnen wollte, erhielt noch Geld. Während im Norden der Boden Stück für Stück mit grofsen Kosten dem Wasser entwuchert wurde, gab Parma 1591 in einem Plakate jedermann die Erlaubnis, den wüst liegenden Boden in Flandern ohne Pachtgeld für eigene Rechnung zu bebauen, so lange sich nicht der rechtmäfsige Eigentümer selbst anmeldete [1]). Da Handel und Gewerbefleifs stille stand, und von aufsen keine Zufuhr kam, so trat bei Mifswachs die Hungersnot in der schrecklichsten Gestalt auf: 1587 wüteten mit dieser zugleich Pest und Tod, Städte und Dörfer entvölkerten sich und hungerige Wölfe nisteten sich in den verlassenen Wohnungen ein und zerrissen das noch übriggebliebene Vieh. Und so sehr war das früher so jäh aufbrausende Volk abgestumpft und entnervt, dafs es all diesen Jammer in ruhiger Ergebung in sein Los über sich ergehen liefs. In den ersten zwanzig Jahren des Aufstandes war es der Süden, der in feuriger Entrüstung über die spanische Mifswirtschaft die Losung zum Widerstand gegeben, von hier aus verpflanzte er sich nach dem Norden, der nur zögernd und saumselig folgte. Bald ist es umgekehrt und der Schwerpunkt der nationalen Bestrebungen liegt im Norden, wohin auch die unternehmendsten Männer sich flüchten. Wenn man die Herkunft bedeutender Regenten, Gelehrter, Kaufleute und Prediger berücksichtigt, die zum Ruhme Hollands in erster Linie beigetragen haben, erstaunt man über die grofse Zahl derer, die in Belgien geboren waren: Aerssens, der Griffier der Generalstaaten und Vater des staatischen Gesandten in Paris, Caron, der Gesandte am englischen Hofe, de Sille, der Pensionär von Amsterdam, Lipsius, die Zierde von

1) van Meteren XVI, 331.

Leiden, Gomarus der Anführer des orthodoxen Kalvinismus, Plancius der Geograph, van Meteren, der Kaufmann und Geschichtschreiber, Moucheron, der Unternehmer der Nordpolfahrten, und Wsselinx, der Stifter der westindischen Compagnie und der Niederlassungen in Amerika — sie alle waren Belgier [1]), hatten ihren Reichtum und ihren Unternehmungsgeist nach dem Norden mitgenommen, wo man sie mit offenen Armen empfing, und dieses neue Blut, das in den jungen kräftigen Körper der Republik einströmte, hat einen nicht geringen Anteil an der Blüte und Machtentwickelung des Nordens gehabt. Und der Süden versuchte nicht einmal mehr an seinen Ketten zu rütteln: bei der Überrumpelung von Huy hatte man auf eine Erhebung der Bevölkerung gegen die Spanier gerechnet, allein sie blieb ruhig, und als Moritz 1600 seinen Zug nach Flandern unternahm, trat ihm das Volk sogar feindlich entgegen, und die Bauern erschlugen die Nachzügler des staatischen Heeres. Und was man im Süden mit dem Auftreten Alberts und Isabellas gehofft hatte, eine nationale Regierung, war doch nicht in Erfüllung gegangen, hinter dem Herrscherpaare verbarg sich das spanische System mit allen seinen Fehlern und Schwächen und die Anläufe, welche die belgischen Staatsmänner und Generalstaaten zur Beseitigung desselben machten, scheiterten ebenso am Mangel des Nationalitätsgefühls, das während des langen Druckes abhanden gekommen war, wie an der Demoralisierung und Entnervung des Volkes überhaupt. War es dem Norden deshalb zu verübeln, wenn er standhaft alle Friedensanträge und höhnend jeden Versuch der Wiedervereinigung zurückwies? Nicht einmal die Katholiken dort beneideten das Los ihrer Glaubensgenossen im Süden.

1) Fruin, Tien jaren, p. 219.

III.

Die hochtrabende Versicherung, die Daniel van der Meulen dem Präsidenten Richardot gegeben hatte, daſs die nördlichen Provinzen, von Frankreich und England im Stiche gelassen „feraient la guerre avec plus de discommodités mais aussi avec plus d'animosité et aigreur“ sollte nicht in Erfüllung gehen [1]), denn mit Ausnahme des kühnen Bravourstücks von Nieuwpoort hatten die staatischen Waffen zu Lande nicht viele Erfolge aufzuweisen, denn wieder zeigten sich die Nachteile eines nur defensiv geführten Krieges.

Mendoza, der Admiral von Arragon, der Stellvertreter Alberts während dessen Abwesenheit, zog anfangs September 1598 mit einem Heere von 25000 Mann über die Maas, um sich des Herzogtums Jülich-Cleve zu bemächtigen, die Rheinlinie zu besetzen und von hier aus in den Norden einzufallen. Er eroberte Orsoy, Meurs und Rheinberg, dessen Verstärkung die Staaten versäumt hatten, und plünderte und brandschatzte das ganze Land, wobei er überall den Protestantismus nach Kräften ausrottete und die katholische Religion wieder einführte. Moritz hatte nur ein Heer von 8000 Mann zusammenbringen können, denn die Ausgaben der letzten Jahre hatten die Staaten über ihre Kräfte angestrengt, und er lagerte sich deshalb im Gelderschen Waard, um einen spanischen Einfall abzuschlagen. Mendoza indessen verfolgte seinen Siegeszug: Wesel kaufte für 100000 Gulden eine feindliche Besatzung ab, aber Rees und Emmerich fielen in seine Macht. Am 8. November überschritt das spanische Heer die Grenze und nahm nach kurzer Belagerung das Städtchen Deutechem. Moritz hatte eine äuſserst schwierige Aufgabe zu erfüllen: er durfte den viermal stärkeren Feind keinen Augenblick aus dem Auge

1) van Deventer II, LVI.

verlieren, mufste ihn stets durch kleinere Scharmützel beschäftigen, ihn durch schnelle Hin- und Hermärsche über seine geringe Macht täuschen, die Grenzstädte Zutfen, Lochem und Doesburg beschützen und namentlich den Feind verhindern, im Winter, wenn die Flüsse dicht gefroren waren, mit Übermacht in die Provinzen einzufallen. Und in der That entledigte sich Moritz dieser Aufgabe mit solchem Geschick, dafs der Amirant keinen entscheidenden Schlag zu führen wagte; gerade hier glänzte das Feldherrntalent des Prinzen in noch viel schönerem Lichte, als wenn ihm eine brillante Waffenthat gelungen wäre. Elisabeth selbst, sonst nicht gerade verschwenderisch mit Lobeserhebungen, verlieh ihrer Bewunderung für Moritz lauten Ausdruck [1]). Nachdem er dem Feinde noch Emmerich entrissen, legte er sein Heer in die Winterquartiere, jedoch so, dafs er jeden Augenblick über eine genügende Truppenzahl verfügte, um den Spaniern die Zufuhr abzuschneiden. Aber durch Geldmangel waren auch diese verhindert worden, etwas Namhaftes auszurichten, obwohl die Flüsse zweimal zugefroren gewesen waren.

Nachdem Moritz die Wintermonate dazu benutzt hatte, um für die verschiedenen Dienstzweige der Artillerie und des Pionierwesens eingehende Instruktionen auszuarbeiten und einzuführen, zog er im März 1599 sein Heer wieder bei Doesburg zusammen und legte es in die Verschanzungen des Gelderschen Waards. Er hatte den 15000 Spaniern nur 4000 Mann entgegenzustellen, aber erstere rührten sich nicht vor Ende April. Der Versuch Mendozas, sich der Schenkenschanze zu bemächtigen, scheiterte und er beschlofs daher, bei Crevecoeur in den Bommeler Waard zu fallen und Bommel zu nehmen. Das Fort Crevecoeur wurde zwar erobert, aber seine Anschläge auf Bommel mifslangen dank der Umsicht von Moritz vollständig; dagegen war es dem Feinde ge-

1) v. d. Kemp II, 44. 199 (Caron aan de Staaten-Generaal).

lungen, auf einem wichtigen strategischen Punkte, der Maas und Waal zugleich beherrschte, ein starkes Fort, die St. Andreasschanze, aufzuwerfen. Am 4. Juni war die Belagerung Bommels abgebrochen worden, und auch der Versuch in den Tielerwaard zu dringen, war durch Moritz vereitelt worden. Beide Heere lagen eine Zeit lang einander unthätig gegenüber, Wilhelm Ludwig eroberte zwar Deutechem wieder zurück, aber die Hoffnung, dafs ein zum Schutz der von den spanischen Truppen gräulich mifshandelten Städte Cleve und Jülich heranziehendes Heer dem Prinzen die Hände frei machen würde, um eine gröfsere Unternehmung zu wagen, flog in Rauch auf, da die deutschen Truppen meuterten und unverrichteter Dinge auseinanderliefen. Moritz beschränkte sich also wieder auf die Beobachtung des Feindes, der die schönste Gelegenheit hatte, auf den zugefrorenen Flüssen einen Einfall in die Republik zu wagen. Allein Meutereien legten auch seine Kräfte lahm, Moritz hatte am 17. November Emmerich besetzt, und wenn ihm auch ein Handstreich auf Crevecoeur und Herzogenbusch mifslang, so fiel dafür im Januar 1600 das wichtige Wachtendonk bei Venlo in Graf Ludwigs Hand. Bald darauf hatten die unbezahlten Besatzungen von Crevecoeur und St. Andreas, meistens Wallonen, das frühere Beispiel spanischer Truppen in solchen Fällen nachgeahmt, eine „italienische Republik" mit einem Eletto errichtet, und beide Forts nach kurzer Belagerung dem Statthalter überliefert, in dessen Dienst dann auch die meisten der Aufrührer traten. Es wurde ein eigenes Regiment aus ihnen formiert, „die alten Geusen" und der junge Friedrich Heinrich, Oraniens jüngster Sohn, zum Oberst desselben ernannt.

Diese Art der Kriegführung, deren Kostspieligkeit in keinem Verhältnis zu den erzielten Vorteilen stand, gefiel aber den Staaten keineswegs. Die Hin- und Hermärsche der Truppen und die Städtebelagerungen, bei

denen viel Munition verbraucht wurde, kosteten viel Geld, und man hielt es deshalb für zweckmäſsiger, durch ein paar kräftige Offensivstöſse den Feind zu vertreiben. Um die Billigkeit dieser Forderung zu begreifen, muſs man bedenken, daſs die Quoten der einzelnen Provinzen für das Jahr 1599 die Summe von 5 800 000 Gulden betrugen, während die Einnahmen nur 4 600 000 ergaben; trotz einer neuen Steuer von einem halben Prozent auf alle unbewegliche und einem halben Prozent Verkaufssteuer auf alle bewegliche Habe wuchs das Defizit in der Kriegskasse unaufhaltsam an. Auſserdem erlitt in diesem Augenblick der Handel starke Einbuſse, da durch äuſserst strenge Plakate der Erzherzoge jeder Verkehr zwischen den aufrührerischen Provinzen und den übrigen Teilen der spanischen Monarchie verboten worden war. Um dafür einen Ersatz zu finden, hatten die Staaten unter dem Admiral van der Does, dem Abgott der niederländischen Matrosen, eine Flotte von 75 Kriegsschiffen gegen die spanischen Kolonieen ausgerüstet. Allein die Expedition schlug gänzlich fehl: die kanarischen Inseln und St. Thomas wurden zwar in gewöhnlicher Weise heimgesucht und geplündert, allein es brach auf der Flotte eine ansteckende Krankheit aus, der van der Does selbst zum Opfer fiel; in Brasilien, wohin man sich alsdann wandte, wurde ebenfalls nichts ausgerichtet, nachdem unterwegs mehr als 1000 Mann gestorben waren; und als die Flotte im Winter wieder nach Holland zurückkam, waren von sämtlichen Offizieren nur zwei Kapitäne übrig geblieben, während verschiedene Schiffe höchstens sechs Mann gesunde dienstfähige Besatzung zählten [1]. Man begreift deshalb, daſs Oldenbarnevelt und mit ihm die Staaten angesichts der erschöpften Mittel und der Unmöglichkeit, diese Art der Kriegführung auf die Dauer zu beköstigen, anderseits aber auch, um den

1) Motley, Kap. 37. Bor IV. van Meteren XXI.

mehr und mehr sinkenden Mut der Bevölkerung, die des Krieges müde zu werden begann, zu heben, auf eine mit den konzentrierten Kräften der Republik zu beginnende Unternehmung drangen. Als Moritz mit der Verteidigung des Bommelerwaards beschäftigt war, erschien Oldenbarnevelt im Hauptquartier, und am 17. Mai waren die Generalstaaten in Gorcum, um mit Moritz die Sache weiter zu überlegen. Diesen aber konnte das Ansinnen der Staaten trotz aller vorgebrachten Gründe ebenso wenig überzeugen, wie den Statthalter von Friesland; beide hielten es für unvorsichtig und unverantwortlich, mit unzureichenden Mitteln den starken Feind anzugreifen und alles, selbst die Zukunft der Republik, auf einen Wurf zu setzen; selbst Haudegen, wie Vere und la Noue, erkannten die Unmöglichkeit eines offensiven Vorgehens unumwunden an [1]. Was den Staaten vorschwebte, war ein Einfall in Brabant oder Flandern, und nachdem man die Gewifsheit erlangt hatte, dafs der Feind rings um Ostende grofsartige Schanzwerke aufführen liefs, und der Besitz dieses wichtigen Platzes also gefährdet erschien, wurden Oldenbarnevelts und der Staaten Vorstellungen noch dringender und gebietender. Um ihnen zu Willen zu sein, hatte Moritz durch die Rittmeister Bax und Dubois im November 1599 einen Einfall in Brabant machen lassen, allein das ungünstige Wetter verhinderte die Ausnützung desselben.

Aber es waren noch Rücksichten ganz anderer Art, welche Oldenbarnevelt bestimmten, auf seiner Forderung zu beharren. Um diese Zeit fanden wieder Unterhandlungen zwischen England und Spanien statt und die Sache hatte diesesmal ein um so drohenderes Ansehen, als der spanische Gesandte Vezreyken die Abtretung der Pfandstädte an Spanien zur Sprache gebracht hatte [2].

1) v. d. Kemp II, 50—70.
2) Motley, Kap. 37.

Hielten die Staaten Elisabeth einer solchen Treulosigkeit auch nicht für fähig, so wufste sie doch, dafs auf irgendwelche nachhaltige Unterstützung von ihrer Seite seit dem Vertrage von Westminster nicht mehr zu rechnen war. So blieb nur Frankreich übrig, und unter den politischen Faktoren, mit denen der Leiter der auswärtigen Politik der Staaten in diesem Augenblick zu rechnen hatte, mufste die von Heinrich IV. nach dem Friedensschlusse gemachte geheime Zusage in den Vordergrund treten, der zufolge er nach einigen Friedensjahren den Krieg gegen Spanien wieder aufnehmen werde. Zwar hatte er Frieden geschlossen, aber zwischen den Höfen von Paris und Madrid herrschte ein kühles Verhältnis, und die Möglichkeit, dafs die Geldunterstützungen, die die Republik bis jetzt von Heinrich IV. gezogen, sich in eine bewaffnete Intervention zu ihren Gunsten verwandeln könne, lag damals sehr nahe. Um aber so weit zu kommen, mufsten die Provinzen erst zeigen, was sie vermochten, und durch eine mit glücklichem Erfolge belohnte Kraftanstrengung ihrem Bundesgenossen den vollen Preis für seine Hilfe vor Augen halten. Dieser konnte aber allein in den spanischen Grenzprovinzen bestehen, zu deren Eroberung für Frankreich die Staaten schon wiederholt ihre Unterstützung in Aussicht gestellt hatten [1]. Diese Politik Oldenbarnevelts wurde denn auch, wenigstens was England betrifft, durch den Erfolg gerechtfertigt: unter dem Kanonendonner von Nieuwpoort ging die spanisch-englische Friedenskonferenz resultatlos auseinander.

Von diesem Gesichtspunkte aus mufs man den nunmehr unternommenen Feldzug nach Flandern betrachten. Der Plan ging dahin, die feindlichen Werke vor Ostende zu zerstören, Nieuwpoort zu nehmen, und sich dann Dünkirchens zu bemächtigen. Der Augenblick dazu

1) (Buzanval an Villeroi) bei van Deventer II, LXIV.

schien um so günstiger, als die Zustände in den südlichen Provinzen das jämmerlichste Bild von Elend und Verwirrung darboten und die Meutereien unter den Truppen an der Tagesordnung waren. So wenig als vorher war aber Moritz geneigt, sich in die gewagte Unternehmung einzulassen, Wilhelm Ludwig sprach laut seine Entrüstung über diese Tollkühnheit aus, selbst ein Sieg, prophezeite er, werde keine Früchte tragen, während die Folgen einer Niederlage nicht zu übersehen wären. „Es ist alles das Werk von Oldenbarnevelt und der Langröcke“, sagte Everard van Reyd, „wir werden in eine Sackgasse geführt, wir gehen unter das caudinische Joch.“ Auch Vere hatte sich nachdrücklich gegen den Feldzug ausgesprochen, aber dennoch wurde er unternommen und es ist jedenfalls ein sprechender Beweis für den beinahe übermenschlichen Einflufs und die unerschütterliche Standhaftigkeit des Advokaten, dafs er endlich seinen Willen doch durchsetzte; Moritz, der schliefslich ja nur der Diener der Staaten war, fügte sich und traf dann auch mit der ihm eigenen Energie die nötigen Vorkehrungen. In tiefster Stille und geheimnisvoll gingen diese vor sich, und während der Erzherzog sich um den Rhein besorgt machte, sammelte sich am 19. Juni das staatische Heer bei Rammekens an der Schelde, die mit mehr als 1300 gröfseren und kleineren Fahrzeugen bedeckt war. Es war ein stattliches Gefolge, das im Stabe von Moritz den Zug mitmachte: aufser seinem Bruder Friedrich Heinrich und den Brüdern des friesischen Statthalters, Ernst und Ludwig Günther von Nassau, sah man hier drei Grafen von Solms, einen Fürsten von Anhalt und einen Herzog von Holstein; auf den ausdrücklichen Wunsch von Moritz hatten sich die Generalstaaten dem Zuge angeschlossen, natürlich wollte er damit zu kennen geben, auf wem die Verantwortlichkeit für den Ablauf der Unternehmung eigentlich ruhte.

Das staatische Heer, 12000 Mann Fufsvolk und 3000

Mann Reiterei mit 30 Kartaunen und 7 Feldstücken, lauter gut ausgerüstete, von trefflichem Geist beseelte Soldaten, zogen zwischen Gent und Brügge hindurch nach Nieuwpoort, während von der Flotte die nötige Munition nach Ostende gebracht wurde. Vom ursprünglichen Plan, das Heer zur See nach Ostende zu führen, war man wegen des ungünstigen Windes abgewichen, aber man hatte dadurch einen verhängnisvollen Aufenthalt bewirkt. Nun ging es mitten durch das feindliche Land hindurch über Assenede, Eeklo, Male, nahe an Brügge vorbei nach Oudenburg und Ostende, wo man am 27. Juni ankam. Die spanischen Besatzungen der Schanzen um Ostende waren geflohen und letztere wurden alsbald von staatischen Truppen besetzt, während sich die Generalstaaten in Ostende häuslich einzurichten begannen. Am 30. Juni brach Moritz nach Nieuwpoort auf, konnte es aber des morastigen Grundes wegen erst am folgenden Tage erreichen; 13 Tage hatte der Marsch gedauert. Auch die Flotte war hier indessen angekommen.

Indessen hatte Albert, dem es gelungen, die meuternden Soldaten zum Gehorsam zu bringen, sich ebenfalls marschfertig gemacht, am 29. Juni musterte er sein dem staatischen an numerischer Stärke — nur die staatische Reiterei war doppelt so zahlreich als die seinige — fast gleichkommendes Heer in der Nähe von Gent und dirigierte dasselbe nach Nieuwpoort. Sowohl Moritz als die Generalstaaten waren von dem plötzlichen Erscheinen des Feindes nicht wenig überrascht, man hatte geglaubt, dafs der Erzherzog zum mindesten Monatsfrist nötig habe, um im Felde erscheinen zu können, aber Bote auf Bote bestätigte das unaufhaltsame Heranrücken des Feindes. Vere und Moritz waren geteilter Meinung über den Angriff, aber letzterer setzte seinen Plan durch: er fand es nicht ratsam, dem Feinde mit seinem ganzen Heere entgegenzurücken, sondern beschlofs, ihn an der östlichen Seite des Hafens von Nieuwpoort zu erwarten und da

der gröfste Teil seiner Truppen noch auf der Westseite stand und wegen der gerade herrschenden Flut nicht schnell genug übergesetzt werden konnte, so schickte er den Grafen Ernst mit 1500 Mann Fufsvolk und 500 Reitern an die Brücke bei Leffinghem, um diesen einzig möglichen Durchgangspunkt zu besetzen und den Feind aufzuhalten, damit er selbst seine Truppen übersetzen und in Schlachtordnung bringen konnte. Allein als Ernst ankam, hatte die Hauptmacht die Brücke schon hinter sich, nichtsdestoweniger griff der Nassauer mutig an, der Erzherzog, der zuerst glaubte, das ganze staatische Heer vor sich zu haben, wurde zum Stehen gebracht, Ernst erlitt eine furchtbare Niederlage, aber der Hauptzweck seiner Diversion war doch erreicht: der Feind war aufgehalten worden, und indessen hatte Moritz Zeit gehabt, sein Heer in Schlachtordnung zu stellen. Die Flüchtlinge, die die Nachricht von der Niederlage brachten, liefs Moritz schnell auf die Schiffe bringen und verbot ihnen bei Todesstrafe die Verbreitung des Unfalls, aber Ostende, wohin sich der Strom der Fliehenden gewandt hatte, bot ein Bild der Verzweiflung dar.

Und jetzt fafste Moritz einen Entschlufs, wie ihn einem so ruhigen, alles mit eiserner Ruhe erwägenden Feldherrn nur die Verzweiflung eingeben kann: er sandte die Flotte weg, und jetzt mufste sein Heer, den Feind vor und das Meer hinter sich, siegen, wenn es nicht untergehen wollte. Friedrich Heinrich und die übrigen Personen von Rang hatten sich geweigert, dem Wunsche von Moritz gemäfs sich auf den Schiffen zu entfernen, er selbst ritt durch die Glieder, sprach den Soldaten Mut ein, machte sie auf die Unmöglichkeit, zu entrinnen, aufmerksam und ermahnte sie, ihre Pflicht zu thun. Es war 3 Uhr nachmittags, als der Kampf begann. Lange schwankte dieser unentschieden hin und her, die spanische Infanterie drang unaufhaltsam vor, eine staatische Reitereicharge mifslang und drohte das ganze Heer in

Verwirrung zu bringen, Veres Fufsvolk wurde geworfen, er selbst mufste verwundet aus der Schlacht getragen werden, diese schien für die Republik schon verloren, als Moritz, einen günstigen Augenblick erspähend, seine Reservereiterei eingreifen liefs, wodurch zuerst die spanische Reiterei in Verwirrung kam, welche sich dann auch dem Fufsvolk mitteilte. Nach dreistündigem Kampfe war das spanische Heer vollständig geschlagen und auf der Flucht, mehr als 3000 Tote und Verwundete lagen auf dem Schlachtfeld, 120 Fahnen und 600 Gefangene, unter diesen auch der Amirant von Arragon, fielen den Siegern in die Hände. Der Erzherzog selbst war mit genauer Not der Gefangenschaft entgangen, prahlend hatte er der Erzherzogin geschrieben, er werde ihr bald Moritz einliefern, worauf diese laut ihre Neugierde ausdrückte, „wie sich dieser von Nassau wohl anstellen würde, wenn er vor sie gebracht werde“. Moritz stieg vom Pferde, weinte vor Freude und dankte Gott laut für die ihm erwiesene Gnade, während die Staaten öffentliche Dankgottesdienste in den Kirchen anordneten. An demselben Tage vor 302 Jahren — 2. Juli 1298 — hatte ein anderer Habsburger in der Schlacht von Göllheim bei Worms dem Kaiser Adolf von Nassau Krone und Leben genommen, und jetzt hatte Moritz seinen kaiserlichen Ahnherrn gerächt. Merkwürdigerweise nahm Vere später den Ruhm des Tages für sich allein in Anspruch und beschuldigte den Statthalter, verkehrte Mafsregeln getroffen, sich während der Schlacht im Hintertreffen aufgehalten und an dieser gar keinen Anteil genommen zu haben [1]).

1) Über die Schlacht bei Nieuwpoort vgl. v. d. Kemp II, 62 bis 78. 256sqq. Die farbenreiche Schilderung Motleys (Kap. 38), wo in einem Anhang Veres Prätensionen widerlegt sind; „Arch.“ II. Serie, II, 14—41. Anthonis Duyck, Journal II, 661—681. W. J. Knoop, De slag van Nieuwpoort, im Gids, 1869; Fruin in Nyhoffs Bydragen, Jahrg. 1868, p. 75sqq.

Überall, wo der spanische Name gehaſst war, legte man laut seine Freude über den herrlichen Sieg an den Tag, Elisabeth war des Lobes für die Staaten und Moritz voll, und Heinrich IV. konnte seine Freude kaum verhehlen. Diese Sympathieen und der neue Feldherrnruhm, mit dem sich Moritz bedeckt hatte, waren aber auch das einzige Resultat des flandrischen Feldzuges; weder Nieuwpoort noch Dünkirchen konnten genommen werden, und mit einer Eile, als ob es eine Niederlage erlitten hätte, räumte das staatische Heer wieder Flandern. Und dennoch ist der Vorwurf, daſs die ganze Expedition ein groſser Miſsgriff gewesen, ein ungerechter. Es ist schon gezeigt worden, daſs die Rücksichten auf eine damals im Bereiche der Möglichkeit liegende Kriegserklärung Frankreichs an Spanien die Expedition unbedingt erforderte und der Rechnungsfehler, der bei ihrem Entwurf gemacht wurde, kann sicher nicht ausschlieſslich Oldenbarnevelt zur Last gelegt werden, denn niemand konnte vermuten, daſs das durch Meutereien und Finanznot lahmgelegte spanische Heer in so unglaublich kurzer Zeit eine so plötzliche Kraftentwickelung entfaltete und daſs der Erzherzog trotz seiner Niederlage doch noch stark genug war, um das staatische Heer zu verhindern, die Früchte seines Sieges zu pflücken [1]). Eine weitere miſsliche Folge dieses Feldzugs war der seit dieser Zeit mehr und mehr zutage tretende Zwiespalt zwischen Moritz und Oldenbarnevelt, obwohl auch hier wieder nicht auſseracht gelassen werden darf, daſs die diplomatischen Beziehungen zum Auslande, welche der Advokat in erster Linie zu vertreten hatte, auch in der Folge oft in sehr schneidenden Kontrast zu den strategischen Absichten des Statthalters traten. Die Republik bezog damals nicht nur von Heinrich IV., sondern auch von verschiedenen deutschen Fürsten (Kurpfalz, Brandenburg, Ansbach, An-

1) van Deventer II, LXIII.

halt) Subsidien [1]) und Elisabeth hatte wenigstens die Erlaubnis zu staatischen Werbungen in ihrem Reiche gegeben; diese alle beanspruchten das Recht, ein Wort bei der Kriegführung der Republik mitzusprechen; verlangten die deutschen Fürsten, daſs vor allem Rheinberg den Spaniern wieder entrissen werden sollte, so drangen Heinrich und Elisabeth [2]) mit demselben Nachdruck auf einen wiederholten Einfall in Flandern. Es war daher keineswegs bloſse Eifersucht der Staaten auf Moritz, wenn sie diesem in der Folge wiederholt die Mittel zu einer Belagerung in gröſserem Stil verweigerten, diese dagegen für einen zweiten Feldzug nach Brabant oder Flandern in bereitwilligster Weise zur Verfügung stellten, sondern die Rücksicht auf Frankreich, dessen Stimme um so mehr in Betracht kommen muſste, als sein Wiedereintritt in den Krieg für die Republik eine Lebensfrage war. Nach dem lebhaften Interesse, das Heinrich IV. an der Erhaltung Ostendes nahm, nach der Verschwörung Birons und den damit in Zusammenhang stehenden spanischen Truppenanhäufungen an der französischen Grenze hatten die Staaten allen Grund zu erwarten, daſs sich der König offen gegen Spanien erklären würde. Wenn es aber so weit kam, durften die Staaten nicht wieder, wie das letzte Mal, die Hauptlast des Krieges auf Frankreichs Schultern wälzen, sondern sie muſsten ihre Werbung mit einem Angebinde unterstützen, dessen Wert die Chancen und Kosten eines Krieges aufbot [3]).

Daſs aber unter diesem Zwiespalt der Forderungen der staatischen Diplomatie und der von Moritz geleiteten Kriegführung die bei einem einträchtigen Zusammenwirken beider mit Wahrscheinlichkeit zu erwartenden strategischen Resultate höchst kümmerlich ausfallen muſs-

1) Während des Jahres 1600 betrugen diese 100000, im folgenden 200000 Gulden.

2) v. d. Kemp II, 93. v. Reyd, p. 445.

3) van Deventer II, 330. 332. 335.

ten, bewiesen die folgenden Jahre. Das Jahr 1600 lief zu Ende, ohne daſs nach der Rückkehr der Truppen aus Flandern noch etwas unternommen worden wäre, die finanzielle Erschöpfung hatte beide Parteien zur Unthätigkeit verurteilt. Dagegen sammelte im folgenden Jahre der Erzherzog seine Kräfte zu einem Hauptschlage: das noch im Besitz der Staaten befindliche Ostende sollte um jeden Preis erobert werden. Von hier aus geschahen regelmäſsige Plünderungszüge in das umliegende Gebiet, und die Staaten von Flandern boten dem Erzherzog eine monatliche Subsidie von 300000 Gulden an, wenn der diesen „Dorn aus dem Fuſse des belgischen Löwen" entfernen würde und Albert selbst war um so mehr dazu geneigt, als Ostende, in staatischen Händen, sowohl die Schiffahrt auf der Schelde, als eine gehörige spanische Machtentfaltung zur See verhinderte. Anfangs Juli 1601 erschien er mit seinem Heere vor der Stadt, und nunmehr begann die dreijährige Belagerung, welche den Spaniern etwa 80000 Mann kostete und die durch die groſsartigen Ausfälle, die sinnreichen Verteidigungsmittel, die groſsen Inundationen und die treffliche Verwendung der Artillerie eine der merkwürdigsten Episoden der neueren Kriegsgeschichte bildet. In Ostende führte den Oberbefehl zuerst Charles van der Noot, dann Vere, der Mitte Juli mit etwa 3000 Soldaten die Besatzung verstärkte.

Die Staaten hatten gewünscht, daſs Moritz sich alsbald gegen Ostende in Bewegung setzen sollte, um den Feind in seinen Belagerungsarbeiten zu stören, um so mehr, da Elisabeth für diesen Fall die Aussicht auf die Sendung ansehnlicher Hilfstruppen gegeben hatte [1]. Allein Moritz und der Statthalter von Friesland waren anderer Meinung, sie hielten das staatische Heer nicht für stark genug, um damit einen Angriff auf den Erzherzog zu

1) v. d. Kemp II, 311.

wagen, überdies vertrauten sie auf die Widerstandskraft Ostendes, um eine Belagerung erfolgreich auszuhalten, man müsse vielmehr den Feind seine Kräfte an dieser Stadt vergeuden lassen, und viel besser wäre es, wenn man durch die Belagerung einer andern Stadt ihn zwingen könne, seine Streitkräfte zu teilen. Diese Ansicht drang durch, am 12. Juni erschien Moritz mit 10000 Mann vor Rheinberg, das sich ihm am 30. Juli ergab. Am 7. August fiel Meurs in seine Hand, und da ihn die verstorbene Gräfin von Meurs zu ihrem Erben ernannt hatte, liefs er sich als Landesherr von der Grafschaft huldigen. Dem wiederholten Andringen der Staaten, jetzt etwas für Ostende zu thun, setzte er wieder eine entschiedene Weigerung entgegen, und er begann dafür die Belagerung von Herzogenbusch, die er aber schon nach 20 Tagen wegen des schnell eingetretenen Frostes, der die Flüsse für den Feind gangbar machte, aufheben mufste. Im Jahr 1602 wiederholte sich dasselbe Spiel, nur dafs dieses Mal Moritz den Staaten zu Willen war und mit einem 23000 Mann starken Heere sich zu einem Einfall in Brabant anschickte. An Maastricht vorbei wandte er sich nach Tienen, aber hier hatte sich der inzwischen aus seiner mehrjährigen Gefangenschaft befreite Amirant von Arragon mit 20000 Mann so stark verschanzt, dafs Moritz von einem Angriffe absehen mufste, da jener einer Schlacht sorgfältig auswich. Der Statthalter entschlofs sich deshalb zur Belagerung von Grave, und am 18. Juli kam er vor der Festung an. Damit waren die Generalstaaten wieder nicht einverstanden, und sie begaben sich in pleno mit dem Staatsrat in das Lager des Statthalters, der nach ihrer Meinung viel zu viel Zeit auf die Eroberung dieses Platzes verwendete. Denn Moritz hatte sich zuerst gegen einen Angriff von aufsen verschanzen müssen, da ihm der Amirant auf dem Fufse gefolgt war, ein Angriff desselben wurde auch abgeschlagen, und Grave mufste am 19. September kapitulieren. Finanzielle Erschöpfung bei

den Staaten und eine in grofsartigem Stile ausgebrochene Meuterei bei den Spaniern zwangen beide Teile während des Jahres 1603 zu verhältnismäfsiger Unthätigkeit. Es waren dieses Mal die besten Feldtruppen Alberts, die wegen Nichtbezahlung des Soldes den Gehorsam verweigert, die Stadt Hoogstraten in Besitz genommen und nach früheren Vorgängen wieder eine italienische Republik proklamiert hatten. Sie wandten sich an Moritz, um im Notfalle auf staatisches Gebiet übertreten zu dürfen, was ihnen auch, als Friedrich van den Berg mit 10000 Mann zu ihrer Züchtigung heranrückte, bewilligt wurde, indem sie sich in Oosterhout niederliefsen. Unterstützt von den Meuterern, rückte der Statthalter zum Entsatze von Hoogstraten vor, worauf sich van den Berg schleunigst aus dem Staube machte (Anfang August). Später wurde den Meuterern Grave eingeräumt, und es ist jedenfalls ein Beweis des grofsen Respektes, den die rohe Soldateska vor Moritz hatte, dafs sie ihm später, als sie sich mit Albert versöhnt hatten, die Festung in aller Ordnung wieder übergaben. Eine nochmals gegen den Willen der Staaten unternommene Belagerung Herzogenbuschs scheiterte wieder, da der Erzherzog selbst zum Entsatze herbeigeeilt war. Dagegen machte Moritz durch ein Beispiel blutiger Strenge dem Feinde begreiflich, dafs die Republik sich die Verhöhnung des Völkerrechts nicht mehr geduldig gefallen liefs. Ein holländisches Schiffersboot war kurz vorher vor Ostende den Spaniern in die Hände gefallen, welche die gesamte Bemannung alsbald aufknüpften. Als nun der Erzherzog über die Lösung der Gefangenen unterhandeln wollte, liefs ihn Moritz sagen, dafs zuerst das Wiedervergeltungsrecht geübt werden müsse, und am 20. September 1603 wurden von den 200 Gefangenen durch das Los 12 zum Galgen verurteilt; 11 wurden gehängt, einer erhielt infolge der Fürbitte eines jungen Mädchens Gnade; zugleich drohte Moritz für jeden hingerichteten Kriegsgefangenen in Zukunft

zwei Spanier hängen zu lassen. Endlich im Jahre 1604 schien man in der Republik doch eines Sinnes geworden zu sein, es sollte ein energischer Entsatzversuch Ostendes gemacht werden. Im April setzte sich Moritz von Willemstad aus in Bewegung, landete am 25. April in Cadsant, nahm denselben Tag noch drei feindliche Schanzen, eroberte hintereinander Ysendyk und Aardenburg und begann am 19. Mai die Belagerung von Sluis. Die Stadt konnte des großen Umfangs ihrer Festungswerke wegen nicht wohl regelmäßig belagert oder bestürmt werden, und so entschloß sich Moritz, dieselbe auszuhungern, da sie schlecht mit Lebensmitteln versehen war. Ende Juli sollte Spinola einen Ersatzversuch wagen, er wurde aber am 16. August von Moritz mit großem Verlust zurückgeschlagen, und die Stadt ergab sich dann drei Tage darauf dem Statthalter. Aber auch die Tage Ostendes waren gezählt, der eben von Moritz vorbereitete Entsatzversuch kam nicht mehr zur Ausführung, da die Stadt am 20. September 1604 kapitulierte, nachdem sie 3 Jahre und 80 Tage belagert worden war [1]). Der Erzherzog hatte einen Stein- und Sandhaufen gewonnen, und der Gewinn von Sluis wog den Verlust Ostendes mehr als zur Genüge auf. Indessen ist nicht zu leugnen, daß die Haltung von Moritz viel zum Falle der Stadt beigetragen hat; mit einer an Starrsinn grenzenden Hartnäckigkeit verweigerte er seine Mitwirkung zu allen Vorschlägen, die Stadt zu entsetzen; im Anfange wäre es auch kein allzu gewagtes Unternehmen gewesen, die begonnenen Belagerungsarbeiten zu stören, und hätte sich Moritz alsbald nach der Einnahme von Sluis entschließen können, dem Drängen der Generalstaaten nachzugeben und sofort gegen Ostende vorzurücken, so hätte die Stadt in elfter Stunde vielleicht noch gerettet werden können, so aber ging mit weitläufigen Beratschlagungen die beste Zeit verloren.

1) Über die Belagerung vgl. Motley, Kap. 39. 40. 42. 43.

Konnte man mit den erreichten Resultaten im allgemeinen zufrieden sein, so brachte das Jahr 1605 eine Reihe von Unglücksfällen über die Republik, wie man sie seit dem Tode Oraniens nicht mehr erlebt hatte. Das zur Belagerung Ostendes gebrauchte spanische Heer war frei geworden, und in dem Genueser Ambrosius Spinola hatte Albrecht einen Feldherrn gefunden, der kühn den Vergleich mit Parma aushalten konnte und bei der auf staatischer Seite in der Kriegführung gestörten Eintracht für die Republik doppelt gefährlich werden mufste. Es galt dieses Mal nichts Geringeres, als eine Wegnahme Antwerpens zu wagen, wozu sich Moritz nach längerem Zögern endlich entschlossen hatte. Mitte Mai liefs er den Grafen Ernst Casimir von Bergen op Zoom aus mit 7000 Mann die Schelde hinauffahren, aber infolge niedrigen Windes waren die Schiffe lange unterwegs, und als sich die Truppen Antwerpen näherten, war zu ihrem Empfang alles wohl vorbereitet, und Ernst mufste unverrichteter Dinge abziehen. Nachdem Moritz sich des starken Schlosses von Woude, von dem aus die Schiffahrt unsicher gemacht werden konnte, bemächtigt hatte, wollte er sein Heer Anfangs Juni wieder in Flandern einmarschieren lassen, allein Spinola schlug eine Brücke über die Schelde und lagerte sich so in der Nähe der staatischen Truppen, dafs diese nichts ausrichten konnten. Eine Zeit lang lagen beide Heere einander unthätig gegenüber; da Moritz schwächer war, mufste er sich auf scharfe Beobachtung seines Gegners beschränken, aber während er der festen Überzeugung war, dafs Spinola es auf Rheinberg abgesehen, weshalb er unter Ernst von Nassau einen Teil seines Heeres zur Verstärkung dieses Platzes absandte, und zum Schutze von Sluis an seinem bisherigen Standplatze blieb —, vernahm er plötzlich am 1. August, dafs Spinola mit 13000 Mann den Rhein und die Maas überschritten, den Grafen von Bucquoy mit 7000 Mann in der Nähe von Cöln zurückgelassen und in Eilmärschen

in der Richtung nach Friesland und Groningen vorwärts rückte. Die List des Genuesers war vollständig gelungen, am 8. August stand er vor Oldenzaal, das sich nach drei Tagen ergab, dann zog er nach Lingen, das ihm am 18. August ebenfalls die Thore öffnete, und wäre er mit gleicher Schnelligkeit weiter vorwärts gerückt, so hätte er die meisten Plätze an der östlichen Grenze der Republik, die in schlechtem Verteidigungszustand waren, mit leichter Mühe erobern können. Moritz war am 4. August von Flandern aufgebrochen und sammelte sein Heer in Deventer, wohin sich auch der Staatsrat begab. Auf Andringen Groningens und Frieslands wurde beschlossen, die Hauptmacht des Heeres bei Coevorden zu konzentrieren und Spinola zu beobachten. Dieser hatte sich am 14. September nach dem Rhein zurückgezogen, wohin ihm Graf Ernst folgen mufste; Moritz selbst kam nach und schlug sich in der Nähe von Wesel im Angesichte des Feindes nieder, aber ein Angriff der staatischen Truppen (8. Oktober) bei Mühlheim an der Ruhr mifslang vollständig durch die Schuld der Reiterei, die einen Augenblick selbst das ganze Heer in Verwirrung zu bringen drohte, und Spinola eroberte hierauf am 27. Oktober Wachtendonk und am 5. November Cracau, während Moritz vergeblich einen Anschlag auf Gelder versuchte.

Man kann sich denken, wie es Moritz zumute war, der diesen Erfolgen seines Gegners ruhig zusehen mufste. Das Mifsgeschick dieses Jahres hatte seinen Feldherrnruhm verdunkelt und den Spinolas auf seine Kosten vermehrt, die Staaten gaben laut ihre Unzufriedenheit über seine Kriegführnng zu erkennen, und der nur durch glänzende Erfolge auf die Dauer zu gewinnende grofse Haufen hatte Nieuwpoort und Sluis längst vergessen. Und dennoch mufs man bei gehöriger Berücksichtigung aller Umstände der Taktik des Statthalters die volle Bewunderung zollen: gegen einen beinahe dreimal stärkeren

Feind durfte und konnte er keine kräftige Offensive wagen, und dafs Spinola keine bedeutenderen Resultate aufzuweisen hatte, verdankte die Republik seiner behutsamen Kriegführung. Für einen Feldherrn, wie Moritz, gehörte jedenfalls ein gröfserer Mut dazu, dem oft wiederholten Drängen der Staaten, eine gröfsere Schlacht zu wagen, mit eiserner Ruhe entgegenzutreten und sich mit weiser Mäfsigung auf den eigenen Kraftbereich zu beschränken, als mit rascher Hand nach dem verführerischen Preise eines rasch erkämpften Sieges zu greifen. Dafs der über die Ziele des Krieges und die Art der Führung desselben zwischen ihm und den Staaten seit einer Reihe von Jahren herrschende und zuletzt zu einer gewissen Erbitterung sich steigernde Zwiespalt seinen lähmenden Einflufs ebenfalls geltend machen mufste, ist deutlich; ein Feldherr, der mit Widerwillen an die Ausführung der ihm übertragenen Aufgabe geht und an ihrer glücklichen Lösung selbst zweifelt, kämpft für eine verlorene Sache.

Unter solchen Auspicien und der hochgestiegenen Finanznot durfte man auch von dem folgenden Feldzug im Jahr 1606 nicht allzu viel erwarten. Und doch wäre im Anfange desselben eine schöne Gelegenheit gewesen, die Scharten des vorigen Jahres wieder auszuwetzen, denn Spinola hatte sich nach Spanien begeben, um frische Truppen und Geld zu holen, aber die Beschränktheit der Mittel zwang die Staaten zu einer defensiven Kriegführung. Ende Mai war Spinola zurückgekommen und begann alsbald mit bedeutender Übermacht seine Operationen. Zwei spanische Heere, das eine unter Bucquoy, das andere unter Spinolas eigener Führung sollten von zwei verschiedenen Seiten in die Provinzen einfallen. Ersterer wurde zurückgeschlagen, aber Spinola wufste die Wachsamkeit des Statthalters wieder zu täuschen; während dieser glaubte, der Feind habe es auf Deventer abgesehen, entblöfste er Lochem, das denn auch alsbald (23. Juli) genommen wurde. Der Versuch, die Yssel zu überschreiten, wurde durch die

Tapferkeit des Drostes von Salant zwar vereitelt, dagegen ging Spinola alsbald mit voller Energie an die Belagerung von Grol, das sich am 14. August ergeben mufste. Da er empfindlichen Mangel an Lebensmitteln litt, brach er nach dem Rheine auf, um Rheinberg zu belagern, Moritz folgte ihm, und beide Heere standen sich wieder bei Wesel gegenüber. Zu einer Schlacht kam es auch diesmal nicht, Spinola war stark verschanzt, und Moritz wagte nicht, Rheinberg von der einzig möglichen Seite, der östlichen aus, zu entsetzen, da er sich zu weit von den Grenzen hätte entfernen müssen, er versuchte dafür einen vergeblichen Angriff auf Venlo (30. September). Am 2. Oktober war Rheinberg wieder eine spanische Stadt, aber Geldmangel und Meuterei im eigenen Heere verhinderten Spinola, etwas Weiteres zu unternehmen; während er in Ruhrort seine Kräfte wieder zu sammeln begann, hatte Ernst von Nassau am 29. Oktober Lochem wieder zurückerobert, und schon am 1. November stand Moritz vor Grol, zu dessen Wiedergewinnung eine Belagerung nach den Regeln der Kunst beginnen sollte. Allein unaufhörliche Regengüsse erschwerten die Arbeiten, und plötzlich stand Spinola am 6. November mit beinahe 9000 Mann dem Statthalter gegenüber, der es für unmöglich gehalten hatte, dafs der Feind in solcher Schnelligkeit sein Heer wieder zusammenbringen und einen für undurchdringbar gehaltenen Morast mit diesem überschreiten könnte. Auch jetzt weigerte sich Moritz, eine Schlacht zu liefern, obwohl die Wahrscheinlichkeit eines Sieges über Spinola, dessen Truppen durch den anstrengenden Marsch erschöpft waren, eine sehr grofse gewesen wäre; denn der dritte Teil des staatischen Heeres war erkrankt, und so beschlofs Moritz am 12. November die Belagerung aufzuheben und sein Heer in die Garnisonen zu verteilen, während sich Spinola nach dem Rheine zurückzog [1]).

1) Über die Kriegsjahre 1601 – 1606 vgl. v. d. Kemp II,

Und damit waren die Kriegsoperationen abgelaufen, der Kampf um die Unabhängigkeit, der nahezu vierzig Jahre gedauert hatte, war ausgegangen wie ein aus Mangel an Öl erlöschendes Licht, aber dafür begann jetzt die Arbeit der Diplomatie mit Intriguen und Gegenintriguen, und für die folgenden funfzehn Jahre schweigt dann das Kriegsgetöse in den Niederlanden. Vorher aber hatten die kühnen Söhne der Republik auch im fernen Osten die Spanier vor den Waffen ihres Vaterlandes zittern gemacht, und Heldenthaten, wie sie die Welt seit dem Tage von Lepanto nicht mehr gesehen, erhoben den niederländischen Namen bis an die Sterne.

Es konnte natürlich nicht ausbleiben, dafs die von den spanischen Häfen ausgeschlossenen Niederländer, welche die indischen Spezereien nunmehr an ihren Erzeugungsorten selbst holten, auch hier mit den Spaniern in bewaffneten Konflikt gerieten. Sie gebrauchten ein einfaches, aber höchst wirksames Mittel, um sich auf den dortigen Märkten festzusetzen: sie traten als Bundesgenossen der einheimischen Fürsten auf, welche von dem kastilianischen Hochmut ebenso viel zu leiden hatten wie von der portugiesischen Habsucht, und da die spanischen Flotten trotz numerischer Übermacht im Kampfe mit holländischen Kauffahrteischiffen fast immer den kürzeren zogen, so öffneten sich letzteren auch überall die Häfen und Märkte. Als im Jahr 1602 der Admiral Hurtado de Mendoza mit einer stattlichen Flotte vor Bantam auf der Insel Java erschien, um diese Stadt für ihre Freundschaft mit den Holländern zu züchtigen, mufste er, von nur fünf Kauffahrteischiffen unter Wolfaert angegriffen und geschlagen, unverrichteter Dinge abziehen; der kühne Schiffer segelte weiter nach Banda, und zwischen diesem und der Republik wurde ein Handelsvertrag geschlossen; dasselbe

93—122 und 311 sqq. Ferner Bor, van Meteren und Hugo Grotius.

war schon vorher mit den Königen von Ternate, Tidore, Candy (auf Ceylon) und Djohore (auf der Küste von Malakka) geschehen. In dieser Strafse war es, wo Jakob Heemskerk, der Nordpolfahrer, mit zwei kleinen Schiffen eine grofse mit mehr als 1000 Soldaten bemannte und mit kostbaren Stoffen beladene spanische Galeere wegnahm. Mit einem der mächtigsten Fürsten im indischen Archipel, dem Sultan von Atjeh (Atchin), demselben Reiche, das heute noch nach mehr als zehnjährigem Kampfe den niederländischen Waffen trotzt, wurde ein Handels- und Freundschaftsvertrag geschlossen, und der Beherrscher dieses Reiches ordnete eine Gesandtschaft nach dem fernen Westen ab, die auf zwei zeeländischen Schiffen die Reise machte, und schon unterwegs Gelegenheit hatte, die Überlegenheit ihrer neuen Freunde aus eigener Anschauung kennen zu lernen, indem auf der Höhe von St. Helena eine reich beladene und stark bemannte spanische Galeere von den zwei kleinen Kauffahrteischiffen genommen wurde. Die Gesandtschaft wurde von Moritz, der sich eben vor Grave befand, feierlich empfangen, und die Fremden mögen, als sie die Belagerungsarbeiten des Statthalters sahen, nicht wenig erstaunt gewesen sein.

In rascher Aufeinanderfolge hatten sich, wie schon gesagt wurde, verschiedene Compagnieen mit verhältnismäfsig bedeutendem Kapital für den Handel nach Ostindien gebildet: drei in Amsterdam, zwei in Rotterdam, zwei in Zeeland und eine in Delft. Die Eifersucht derselben auf einander und die gegenseitige Konkurrenz drohten aber den indischen Markt vollständig zu verderben; was die Portugiesen von den Eingeborenen für 1 kauften, mufsten die Niederländer mit 8 bezahlen, es stand zu erwarten, dafs noch neue Compagnieen sich bilden würden, und da alle anderen Staaten in ihren indischen Handel Einheit und Regelmäfsigkeit gebracht hatten, und überdies der Wohlstand der Provinzen auch von der Blüte des indischen Handels abhing, so trug man kein Bedenken, von dem bisher

befolgten System unbeschränkter Freiheit abzuweichen, die verschiedenen Compagnieen in eine zu verschmelzen und dieser das ausschliefsliche Monopol der Fahrt und des Handels nach Ostindien zu übertragen [1]). Das Octroi, hauptsächlich Oldenbarnevelts Werk, datiert vom 29. März 1602, und damit war die niederländische ostindische Compagnie ins Leben gerufen, die die reichsten Quellen der Wohlfahrt, des Überflusses und der Macht eröffnete. Sie allein hatte das Recht, um östlich vom Kap der guten Hoffnung Handel zu treiben und durch die Magellansstrafse zu fahren; für dieses Privileg hatte sie an die Generalstaaten 25 000 Gulden zu bezahlen; ihr Kapital betrug 6 600 000 Gulden. Das System der Compagnie bestand hauptsächlich in der Besetzung fester Punkte, besonders auf den Inseln, in der Gewinnung der einheimischen Fürsten durch Ehrenbezeugungen, in der Regierung der Eingeborenen durch einheimische Oberhäupter und in deren Namen und in der Respektierung der Sitten, namentlich aber der Religion der Bewohner. Obenan stand die Pflicht strenger Geheimhaltung und eine genaue Aufsicht über alle Beamte, die nur nach Verdienst und von der untersten Rangstufe an befördert wurden. Die Oberleitung lag in der Hand von 17 Personen (bewindhebber), welche aus den 60 Direktoren der Kammern genommen wurden; deren gab es sechs, die von Amsterdam sollte die Hälfte der Einlage, die von Zeeland $^1/_4$, die drei Kammern der Maas, d. h. die von Delft, Rotterdam und dem Noorderkwartier (Hoorn und Enkhuyzen) jede $^1/_{16}$ geniefsen. Dieses Octroi, so urteilte der damals im Haag gefangene Amirant von Arragon, würde Spanien nicht minder schädlich sein als die Union von Utrecht. Noch in demselben Jahre segelte unter dem Admiral Wybrand van Waerwyck eine Flotte von 14 Schiffen aus, und 1603 folgte eine zweite unter Steven van der

1) van Deventer II, 311.

Hagen [1]) von 13 Schiffen. Letztere entriſs den Portugiesen Amboina, und es dauerte nicht lange, so waren diese fast vollständig aus den Molukken vertrieben und der Gewürznelkenhandel ausschlieſslich in den Händen der Compagnie. Besonderen Ruhm erwarb sich der Admiral Matelief; zwar gelang ihm die Eroberung Malacas nicht, doch schlug er eine spanische Flotte vollständig, suchte dann, wiewohl vergeblich, auch mit China Handelsbeziehungen anzuknüpfen und kehrte im Jahre 1608, mit Ruhm beladen, nach Holland zurück. Im Jahr 1605 konnte die Compagnie nur 15, aber 1606 75 und 1607 40 % austeilen!

Während zuhause der Krieg zu Lande schlaffer und schlaffer wurde und sich die Parteien nahezu das Gleichgewicht hielten, hatten die Flotten der Republik auch in den europäischen Gewässern die Ehre ihrer Flagge mit Ruhm gehandhabt. Im Jahr 1602 wurde eine von Friedrich Spinola, einem Verwandten des Feldherrn gleichen Namens, in Spanien ausgerüstete Kaperflotte in der Nähe der englischen Küste fast vollständig aufgerieben, und als derselbe im folgenden Jahre seinen Versuch wiederholte, verlor er gegen den Admiral Joost de Moor am 25. Mai Schlacht und Leben. Als im Jahr 1604 der Erzherzog in Neapel frische Truppen angeworben hatte, sollten dieselben, statt den langen Marsch durch Italien und Deutschland zu machen, auf Transportschiffen zur See in die Niederlande gebracht werden; allein der Versuch fiel übel aus: auf der Höhe von Dover wurde die Flotte von dem holländischen Admiral Haultain angegriffen und beinahe ohne Gegenwehr vernichtet; der gröſste Teil der transportierten Truppen wurde gefangen genommen und kurzweg über Bord geworfen. Als aber derselbe Admiral im

1) Über die früheren Thaten dieses Seemanns vgl. P. A. Tiele, Steven van der Haghens aventuren van 1575—1597 door hem selven verhaald. Hist. Genootsch., Jahrg. 1883.

September 1606 mit einer starken Flotte ausgesandt wurde, um die aus Westindien kommende spanische Silberflotte zu nehmen, begegnete er nicht dieser, sondern der gesamten Kriegsflotte des Admirals Louis de Fazardo; Haultain wich der Übermacht und liefs seinen Vizeadmiral, Reinier Klaassen, im Stich, der sich noch mehrere Tage nur mit seinem Schiffe verzweifelt gegen die ganze spanische Macht wehrte und sich dann in die Luft sprengte. Die weitaus glänzendste Waffenthat war jedoch der Sieg Jakob van Heemskerks über die spanisch-portugiesische Flotte bei Gibraltar (25. April 1607) [1]. Nicht nur wurde die aus 21 grofsen Schiffen bestehende spanische Flotte vollständig vernichtet, sondern auch die Bemannung kam gröfstenteils um, da die Holländer die über Bord gesprungenen und mit den Wellen kämpfenden Feinde ohne weiteres in die Tiefe stiefsen. Wäre Heemskerk, der gleich im Anfange der Schlacht fiel, am Leben geblieben, so hätte man sich sicher Gibraltars bemächtigt, so aber zog man es vor, bei den azorischen und kanarischen Inseln und an der Küste Portugals auf heimkehrende Westindienfahrer Jagd zu machen.

IV.

Man hat gesehen, wie schon während der Unterhandlungen über den Frieden von Vervins von spanischer Seite nichts unversucht gelassen wurde, um auch die Republik zum Niederlegen der Waffen zu bewegen. Noch in demselben Jahre, in welchem Richardot und Daniel van der Meulen vergeblich eine gemeinschaftliche Basis zu einem Vergleich gesucht hatten, kam der Kanzler von

1) Eine drastische Schilderung bei Hugo Grotius XVI und Motley, Kap. 47.

Brabant, Wilhelm Maes, selbst nach dem Haag, um die Angelegenheit noch einmal mit Oldenbarnevelt zu besprechen, auch jetzt wieder mit demselben Resultat [1]). Als im Frühjahr 1600 die Generalstaaten der südlichen Provinzen in Brüssel zusammengekommen waren, war eine ihrer ersten Forderungen, dafs die Regierung der Erzherzoge die Unterhandlungen mit der Republik wieder aufnehmen solle. In Geertruidenberg fand eine Zusammenkunft von Bevollmächtigten beider Parteien statt, nachdem vorher „sowohl dem Advokaten wie dem Prinzen Moritz die weitgehendsten, auch die höchstgespannten Forderungen des Ehrgeizes und der Habsucht befriedigenden Anerbietungen“ gemacht worden waren. Wie immer, scheiterte auch dieses Mal der Versuch an den diametral auseinandergehenden Forderungen: bei den südlichen Provinzen stand die Unverbrüchlichkeit des Gehorsams gegen die Erzherzoge und die exklusive Handhabung der katholischen Religion im Vordergrunde, während der Norden in erster Linie auf die Preisgebung dieser beiden Prinzipien drang; Oldenbarnevelt erklärte geradezu, dafs jede Unterhandlung bei Menschen vergeblich sei, die die Spanier ruhig in ihrem Lande, sie im Besitze ihrer stärksten Festungen und in der Regierung der Provinzen liefsen, die sie sogar den Eingeborenen in jeder Hinsicht vorzögen und denen sie alte Rechte und Privilegien geopfert hätten. Mit dem vollen Bewufstsein eigener Kraft und Stärke wurde erklärt, dafs die Republik, seitdem fremde Mächte mit ihr als einem unabhängigen Staat verhandelt hätten, es unter ihrer Würde finden müsse, mit Spanien oder Albert sich weiter einzulassen [2]). Auch der Amirant machte während seiner mehrjährigen Gefangenschaft im Haag verschiedene Bestechungsversuche, absichtlich dehnte

1) Durch die Expedition des Amirants nach dem Rhein wurden diese Unterhandlungen abgebrochen.

2) Vgl. darüber Gachard, Actes des États généraux de 1600, p. 772—782 und van Deventer II, LVII u. 286—289.

er jene ein volles Jahr länger aus, als notwendig war, Oldenbarnevelt ging scheinbar auf seine Anträge ein, bis der Spanier endlich merkte, dafs er zum besten gehalten worden sei. Bald darauf entwickelte Philipp Wilhelm, des Schweigers ältester Sohn, in Paris vor Aerssen neue Pacifikationsvorschläge: der Erzherzog mit allen Spaniern solle das Land verlassen, und Philipp Wilhelm würde statt seiner das Land regieren, während Moritz im Norden gehandhabt werden sollte [1]. Je dringender, häufiger und weitgehender die spanischen Anträge und Zugeständnisse wurden, desto weniger fühlte man im Haag die Neigung, die dargebotene Hand zu ergreifen, der Sieg von Nieuwpoort hatte der Republik in den Augen Frankreichs und Englands ein erhöhtes Prestige gegeben, hinter dem eisernen Willen und der unerschütterlichen Energie Oldenbarnevelts stand die gerade damals mehr als je gegründete Hoffnung des Ausbruches eines französisch-spanischen Krieges (s. p. 756) und ein thatkräftiges Eingreifen Elisabeths. Schon die Geertruidenberger Unterhandlungen hatten sowohl in Paris als in London arge Verstimmung hervorgerufen, namentlich Elisabeth hatte Caron gegenüber laut ihre Entrüstung über die angeblichen friedlichen Neigungen der Staaten ausgesprochen, und im Mai 1602 kam der Oberstlieutenant Ogle mit dem Bericht nach dem Haag, dafs 3000 Mann englische Truppen bereit ständen, um dem belagerten Ostende zuhilfe zu kommen [2]. Endlich war trotz der erbärmlichen Schlaffheit der deutschen protestantischen Fürsten [3] die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dafs man sich dort doch noch in letzter Stunde aufraffen würde und die Warnungen des unermüdlichen Johann von Nassau den gewünschten Erfolg hätten. Von diesem Standpunkt aus ist das Verhalten

1) van Deventer II, 313 sqq.
2) van Deventer II, 318.
3) „Archives" II. Serie II, 100. 145. 154.

Oldenbarnevelts bei allen spanischen Unterhandlungsversuchen zu beurteilen; so lange die Aussicht auf auswärtige Hilfe nicht vollständig verflogen war, wies er alle Anträge zurück, erst als er sich überzeugt hatte, dafs trotz aller Opferbereitwilligkeit der Republik — und deshalb hatte er ja stets auf die flandrischen Expeditionen im Gegensatz zu Moritz gedrungen [1]) — bei Heinrich IV. lediglich nichts zu erreichen war, als er sah, dafs der Thronwechsel in England auch einen Systemwechsel der englischen Politik zur Folge hatte, — erst dann trat er in Unterhandlungen ein, die zum zwölfjährigen Bestand führten. Aber gerade während dieser Zeit glänzt die unvergleichliche diplomatische Kunst des Advokaten und vor allem ist die Art und Weise, wie er von der gegenseitigen Eifersucht zwischen England und Frankreich zum Vorteil der Republik Gebrauch zu machen wufste, bewundernswert, denn er mufste sich dabei nicht nur seiner Feinde, sondern auch seiner Freunde erwehren.

Gegen das Ende des Jahres 1604 nämlich trat Heinrich IV. mit dem Plan hervor, eine französische Compagnie für den Handel nach Indien zu errichten, und die Staaten sollten dazu ihre Unterstützung und Mitwirkung verleihen. Ob der König dabei allein von dem Wunsche ausging, um auch seine Unterthanen an den Vorteilen teilnehmen zu lassen, welche die ostindische Compagnie in Holland in Aussicht stellte, oder ob er die Anregung dazu aus Holland selbst erhalten hat, wo sich verschiedene Kaufleute in ihren Erwartungen getäuscht fühlten

1) Vgl. die drei Berichte Aerssens an Oldenbarnevelt bei Deventer II, 323sqq. Jedesmal, wenn sich das staatische Heer aus Flandern oder Brabant zurückzog, war auch eine Abkühlung der Sympathieen Heinrichs IV. für die Republik bemerkbar. Daher ist auch die sowohl bei van der Kemp als bei Motley stets wiederkehrende Darstellung, als habe der Advokat aus purem Eigensinn und aus Mifsgunst gegen Moritz die Expeditionen nach Flandern durchgetrieben, verkehrt.

und die Leitung eines derartigen Unternehmens in Frankreich an sich ziehen wollten, mag dahingestellt bleiben, wahrscheinlich haben beide Faktoren zusammengewirkt — ein volles Jahr lang drang der König in die Staaten und verlangte ihre Mitwirkung. Oldenbarnevelt, der wohl sah, daſs es sich hier für die Republik um die Erhaltung oder den Verlust des ostindischen Handels überhaupt handelte, erklärte zwar mit der diplomatischen Höflichkeit eines Weltmannes, „daſs der Verlust der Compagnie für die Staaten lange nicht so schädlich sein würde als der Verlust der Freundschaft des Königs“, aber er fügte sogleich hinzu, „daſs, wenn S. M. gut beraten wäre, sie den Ruin der genannten Compagnie nicht zulassen würde, um so weniger, als bei ihrem Untergange weder die Franzosen, noch irgend eine andere Nation ferneren Zugang nach Indien haben würden, da allein die Waffen und Flotten der Republik denselben offen hielten.“ Schwerlich hätten derartige Vorstellungen bei Heinrich IV. etwas gewirkt, aber glücklicherweise war sein Gesandter Buzanval selbst als Aktionär an der Compagnie beteiligt, und er zeigte sich deshalb auch nicht besonders eifrig in der Befolgung und Ausführung der ihm aus Paris zugehenden Befehle. Als der König im März 1606 auf diesen Plan wieder zurückkam, warnte ihn Buzanval, die Würde der Majestät nicht durch eine neue Weigerung zu kompromittieren, da die Compagnie, besonders aber Amsterdam, sich eine Einmischung der Staaten in ihre Angelegenheiten nie und nimmer gefallen lassen würde [1]).

Aber Sorgen ganz anderer Art beschäftigten den leitenden Staatsmann, als am 24. März 1603 Königin Elisabeth gestorben war. Die Nachricht rief allenthalben die gröſste Bestürzung hervor, denn trotz aller Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit gegen die Staaten war sie doch die natürliche Bundesgenossin und aufrichtige Freundin

1) Vgl. van Deventer II, 11 sqq.; 26. 30. 46. 50.

derselben gewesen. Mit ihr — dies fühlte man instinktiv — war auch das bisherige Prinzip der englischen Politik, Bekämpfung Spaniens zu jeder Zeit und mit allen Mitteln, zu Grabe getragen worden, und wessen man sich von ihrem Nachfolger versehen zu müssen glaubte, beweist der Umstand, dafs Moritz daran dachte, Vlissingen durch einen Handstreich zu nehmen, weil man fürchtete, Jakob möchte die Pfandstädte den Spaniern ausliefern. Er liefs auch die Staaten nicht lange im Unklaren, eine Gesandtschaft, an deren Spitze Oldenbarnevelt stand, erhielt zwar viele schöne Worte, ja in dem durch die Bemühungen de Rosnys, des Herzogs von Sully, der damals als Gesandter Heinrichs IV. ebenfalls beim englischen Hofe erschienen war [1]), zwischen Frankreich und England zustande kommenden Vertrag von Hampton-Court (Juli 1603) hatte sich Jakob zur Beschirmung der Republik verpflichtet; dies hinderte ihn aber nicht, im Sommer 1604 mit Spanien einen Friedens- und Freundschaftsvertrag zu schliefsen, in welchem die Republik kurzweg ihrem Schicksal überlassen wurde. In Art. VII wurde zwar stipuliert, dafs König Jakob sich an die von seiner Vorgängerin übernommene Verpflichtung, die Pfandstädte nur an diejenigen zurückzugeben, welche sie verpfändet hatten, ebenfalls halten werde, allein es wurde die Bestimmung beigefügt, dafs diese Verpflichtung für ihn aufhöre, wenn die Staaten sich weigern sollten, mit Spanien einen billigen Vergleich einzugehen [2]). Doch waren Oldenbarnevelts Befürchtungen vorderhand noch unbegründet, denn es zeigte sich bald, dafs Jacob für sich und sein Reich in erster Linie den Frieden begehrte, denn er hatte im eigenen Hause wahrlich genug zu thun, um den Nationalhafs zwischen Schotland und England zu beschwichtigen;

1) „Archives", II. Serie, II, 202. 206. 224.

2) Hugonis Grotii Annales XIII, 453. van Meteren XXV, 404.

sein Reich stand den Staaten ebenso wie den Erzherzogen für ihre Truppenwerbungen offen, und die holländischen Kaper, die allen Handel zwischen England und den südlichen Provinzen unmöglich machten, konnten ungestört ihrem Handwerk obliegen — im November 1604 waren allein 50 Schiffe aufgebracht worden — und erst später, als spanische Heiratspläne bei Jacob zur fixen Idee geworden waren, liefs sich die Sache für die Republik gefährlicher ansehen [1]).

So blieb dieser nur übrig, sich an die protestantischen deutschen Fürsten oder an Frankreich näher anzuschliefsen. Damals war es, wo der Plan, die 17 Provinzen dem Deutschen Reiche einzuverleiben, greifbare Gestalt annahm, dieselben sollten zwei Kreise bilden, aber ihre Privilegien und Beziehungen mit anderen Staaten ungeschmälert aufrecht erhalten können. Der Kurfürst von der Pfalz und Johann von Nassau nahmen den Vorschlag mit Begeisterung auf, obwohl der staatische Gesandte in Deutschland, Peter van Brederode, bekannte, nicht begreifen zu können, dafs die wahre und dauerhafte Heilung der Republik von einem so kranken Körper wie dem Reich kommen könne; dagegen war es vorauszusehen, dafs Spanien und die Erzherzöge so wenig als der Kaiser ihre Einwilligung dazu geben würden. Oldenbarnevelt selbst wird kaum im Ernste an die Möglichkeit der Ausführung geglaubt

1) Kurz nach dem Friedensschlusse zwischen Spanien und England war ersteres mit dem Vorschlag einer Heirat des Prinzen von Wales mit der Infantin hervorgetreten; die 17 Provinzen sollten die Mitgift bilden und Jacob mufste seine Hilfe zur Unterwerfung des Nordens versprechen, wofür ihm eine Summe von einer Million Dukaten versprochen wurde. Jacob war zu allem bereit, allein Salisbury setzte dem Andringen Spaniens zum Abschlufs einer englisch-spanischen Allianz nur ausweichende Antworten entgegen, da er befürchtete, dafs in diesem Falle die Republik sich vollständig in die Arme Frankreichs werfen würde. Die Pulververschwörung machte aber allen diesen Combinationen ein Ende. van Deventer III, 74.

haben; wenn er die Sache dennoch anregte, so geschah dies hauptsächlich mit Rücksicht auf Art II des Vertrages von Hampton-Court, wo sich Heinrich IV. und Jakob I. verpflichtet hatten, beim Könige von Spanien und Albert die Aufnahme der Provinzen in den Reichsverband zu befürworten; kam dann der Plan infolge der Weigerung Spaniens nicht zur Ausführung, so fielen die Vorwürfe darüber auf den Feind zurück, und die Republik konnte sich mit Recht auf ihren guten Willen berufen [1]).

Es konnte also nur Frankreich für eine thatkräftige Hilfe ernstlich in Betracht kommen. Aber Heinrich IV. schien weniger als je entschlossen, aus seiner passiven Zuschauerrolle herauszutreten. Er hätte zwar nichts lieber gesehen als eine Fortdauer des Krieges zwischen England und Spanien, und die Geldunterstützungen, die die Republik seit 1598 von ihm bezog, bewiesen, daſs sein Interesse nichts weniger als eine Pacifikation der Provinzen verlangte. Auf der andern Seite konnte er aber die vollständige Vertreibung der Spanier aus den südlichen Provinzen ebenso wenig wünschen. Denn in Frankreich waren die Verhältnisse jetzt wesentlich anders: der frühere Hugenotte stützte sich nunmehr in erster Linie auf die früheren Häupter der Ligue, die ihm auch fast ausnahmslos treu und ergeben dienten, während seine einstigen Glaubensgenossen teils murrend beiseite standen, teils eine mehr oder weniger feindselige Haltung gegen ihn einnahmen, wie der Herzog von Bouillon deutlich bewies. Wenn er nun dem Norden den Süden erobern half, so konnte er nicht verhindern, daſs unmittelbar an der Grenze seines Reiches ein protestantischer Staat entstand, auf den die unzufriedene hugenottische Partei gestützt den ältesten Sohn der Kirche in schwere Verlegenheit bringen konnte. Deshalb be-

1) „Archives“, II. Serie, II, 223. 226. 232. 240, und die folgende Correspondenz zwischen Johann von Nassau and Brederode. van Deventer III, ıx und x.

wegte sich auch Heinrichs innere Politik mehr und mehr in katholischem Fahrwasser: die Tridenter Beschlüsse waren auf sein ausdrückliches Verlangen in Frankreich proklamiert worden, und jetzt gestattete er den Jesuiten die Rückkehr nach Frankreich. Dafs die Räte seiner Krone stets das innigste Einvernehmen mit Rom befürworteten, ist schon hervorgehoben worden, und auch der Hugenot Sully war unter den eifrigsten Vorkämpfern des Friedens mit Spanien, denn nur so konnte er seiner doppelten Aufgabe, den Staatsschatz zu füllen und für die teueren Liebhabereien seines Königs fort und fort Geld zu schaffen, genügen, und überdies war seine Tochter mit dem Herzog von Espinoy verheiratet, dessen reiche Einkünfte in demselben Verhältnis gesichert waren, in welchem Alberts Herrschaft an Festigkeit gewann.

Deshalb hatte aber Heinrich seine weiter reichenden Entwürfe keineswegs aufgegeben. Aus den Berichten Buzanvals, wie auch aus dem Ablauf der letzten Feldzüge des Statthalters mochte er sich genügend überzeugt haben, dafs die Republik, von England im Stich gelassen, und allein auf die unzureichenden französischen Unterstandsgelder angewiesen, sich von nun an auf die Verteidigung ihres Besitzstandes beschränken mufste. Wenn er also weitere Hilfe in Aussicht stellte, so verstand es sich von selbst, dafs die Staaten nicht mit leeren Händen zu ihm kommen durften. Zwar hatten die verschiedenen Einfälle der staatischen Truppen in Flandern und Brabant in erster Linie bezweckt, den König zu einer offenen Kriegserklärung an Spanien zu bewegen, die Staaten waren bereit, mit Ausnahme der Seeplätze ihm ganz Flandern zu überlassen, allein die Expeditionen blieben resultatlos, weil die sicher erwartete französische Mitwirkung ausgeblieben war. Je mehr also die Wahrscheinlichkeit einer französischen Aktion in den Hintergrund trat, zu desto gröfseren Opfern mufsten sich die Staaten bereit erklären, wenn die französische Geldunter-

stützung fortdauern sollte, zumal auch auf die Eroberung Flanderns infolge des ungünstigen Ablaufs der letzten Kriegsoperationen nicht mehr zu rechnen war. Buzanval hatte deshalb in Paris den Vorschlag gemackt, als Vergütung der gemachten und noch zu machenden Vorschüsse sich den Besitz der Stadt Sluis übertragen zu lassen, ein Vorschlag, der bei Heinrich ein sehr geneigtes Ohr fand; aber ehe dieser weiter ging, wollte er sich zuerst von dem Zustande der Republik selbst, ihren Hilfsmitteln und dem Geiste der Bevölkerung überzeugen, und er sandte deshalb Ende 1605 St. Aubin nach dem Haag. Aubins Bericht scheint noch unter dem geblieben zu sein, was Heinrich der Kraft der Republik zugetraut hatte, denn sonst hätte er es wohl nicht gewagt, dieser ohne weiteres den Dolch auf die Brust zu setzen. Denn im Frühjahr 1606 erschien Aerssen unerwartet im Haag und Heinrich liefs durch diesen den Staaten erklären, dafs er geneigt sei, den Erzherzogen den Krieg zu erklären, wenn ihm die volle Souveränität über die Provinzen übertragen würde! Jetzt wufste man in der Republik wenigstens, woran man mit Heinrich IV. war, und dafs ein mächtiger Bundesgenosse unter Umständen noch gefährlicher werden könne als ein siegreicher Feind. Die Staaten waren denn auch „sehr perplex“ [1]).

Für den nächsten Augenblick ging die Gefahr zwar vorbei, da die geheimen Unterhandlungen zwischen Spanien und England und sein Streit mit dem Herzog von Bouillon den König vollauf beschäftigten, aber im Spätjahr nahm Heinrich den Plan wieder auf. Es ist interessant, Oldenbarnevelts ebenso kluge wie entschiedene Haltung in dieser heiklen Frage zu beobachten: während Aerssen der Meinung war, unter dem Drang der Verhältnisse scheinbar auf die Forderungen Heinrichs ein-

1) van Deventer III, 71. 73.

zugehen, um die gewünschte Hilfe zu erhalten, während man nachher sich auf den Widerstand der Staaten berufen könne — „offrons tout et on n'osera pas accepter" —, ging der Advokat offen und ehrlich zuwerke. Der Gesandte wurde angewiesen, dem König vorzuhalten, daſs die Staaten seine Meinung vollständig teilten, daſs sie aber durchaus nicht die Befugnis hätten, in einer so wichtigen Angelegenheit einen Beschluſs zu fassen, denn nicht nur alle Provinzen, sondern alle Städte und Gemeinden müſsten ihre Zustimmung geben, so daſs der ganze Plan des Königs leicht Schiffbruch leiden könne; überdies würden weder England noch Spanien leidliche Zuschauer dabei bleiben, ein daraus entstehender Krieg brächte Frankreich keinen Vorteil, wohl aber der Republik den sicheren Untergang. „Nicht mit derartigen Unterhandlungen", schrieb er im Oktober 1606 an Aerssen, „wäre uns zu helfen, sondern allein mit Thaten und dann mit Ernst, Kontinuation und groſser Macht." Das Auftreten Oldenbarnevelts, ebenso vorsichtig wie entschieden, überzeugte denn auch Buzanval selbst, der seiner Regierung den Rat gab, den Krieg zu beginnen, ohne auf eine Änderung in der Landesregierung zu dringen. Nicht einmal zur Abtretung von Sluis hatte sich der Advokat verstehen wollen [1]), denn er konnte den französischen Prätensionen einen Schachzug entgegensetzen, der das Spiel für die Republik gewinnen muſste: die Friedensunterhandlungen mit Spanien, die eben im Gang waren, muſsten ein Bündnis mit der Republik für Frankreich jetzt begehrenswert machen, und aus dem durch die spanischen und französischen Forderungen dargestellten Parallelogram der Kräfte konnte sich als Resultante die Freiheit und Unabhängigkeit der Republik ergeben.

Daſs in letzterer seit geraumer Zeit das Verlangen

1) van Deventer III, 83—100.

nach Frieden mehr und mehr um sich griff, war nicht zu leugnen und ist auch sehr begreiflich. Die Steuern, die zur Bestreitung der Kriegskosten dienen mufsten, hatten die äufserste Grenze der Tragkraft des Volkes erreicht. Die Kriegskasse der Generalstaaten wies ein Defizit von neun Millionen Gulden auf, in den einzelnen Provinzen zusammen war dasselbe auf 18 Millionen gestiegen; aufser den durch die Quoten gedeckten Mitteln erforderte der Krieg noch eine aufserordentliche monatliche Ausgabe von 300 000 Gulden, und dabei mufsten noch jährlich die Summen zur Rückerstattung der von Elisabeth gemachten Vorschüsse gefunden werden. Die 200 000 Gulden, die Pfalz und Brandenburg schickten, und die Unterstandsgelder Heinrich IV. kamen gegen diese Ausgaben kaum in Betracht und Oldenbarnevelt hatte letzterem rundweg erklären lassen, dafs ohne den doppelten Betrag der französischen Subsidien an eine erfolgreiche Weiterführung des Krieges nicht zu denken sei [1]. Dazu trat noch ein anderer Gesichtspunkt: das Geschlecht, das den Kampf gegen Spanien aufgenommen und mit übermenschlicher Anstrengung fortgeführt hatte, war allmählich vom Schauplatz verschwunden, an die Stelle der alten Geusen, die persönlich gegen Spanien gefochten, waren unternehmende Kaufleute getreten, welche zwar freudig das Geld zur Bezahlung gemieteter Truppen aufbrachten, aber jedenfalls noch viel freudiger Schätze auf Schätze stapelten und einen Frieden, in dem sie ihr Vermögen vergröfsern und dieses in Ruhe geniefsen konnten, einem ruhmvollen Kriege vorzogen. Dazu kam noch die grofse Anzahl Katholiken der Republik, die dem Frieden mit Spanien schon längst das Wort geredet hatten, während eigentlich nur die Predikanten und die unter ihrem Einflufs stehenden unteren Volksklassen für die Fortsetzung des Krieges eiferten. Rechnet man

1) van Deventer III, 98 u. p. xxix u. 311.

dazu noch die äufserst unglückliche Kriegführung des Statthalters während der zwei letzten Jahre, so wird man das allseitige Verlangen nach Ruhe und Frieden nur natürlich finden müssen.

Noch viel dringender wurde dieses Bedürfnis aber auf spanischer Seite empfunden. Wie Oldenbarnevelt berechnete, hatte der 40jährige Krieg Spanien 200 Millionen Dukaten und 300 000 Soldaten gekostet, und welches Resultat hatte es erreicht? Anlehen auf Anlehen mufsten geschlossen werden, um das regelmäfsige jährliche Defizit zu decken, die antwerpenschen Kaufleute hielten ihre Börsen für die Regierung seit dem Bankrott Philipps geschlossen, und auch die genuesischen Bankiers verweigerten den Kredit. Die westindischen Silberflotten fielen häufiger in die Hände englischer und holländischer Kaper, als sie einen spanischen Hafen erreichten; in den südlichen Niederlanden lag der Ackerbau darnieder, der Handel stand still, und die wiederholten Meutereien des spanischen Heeres ruinierten die Landbevölkerung vollends. Als Spinola im Frühjahr 1606 mit Verreyken nach Madrid geschickt wurde, verlangte er monatlich 300 000 Goldgulden, um den Krieg mit einiger Aussicht auf Erfolg führen zu können, während Verreyken auf die Aussendung einer spanischen Seemacht in die belgischen Gewässer drang, um die Schiffahrt und den Fischfang der Holländer zu zerstören und ihnen dadurch die Mittel zur Fortsetzung des Widerstandes zu nehmen. Aber woher beides nehmen? Die Flotte hatte man hochnötig, um die Halbinsel selbst zu beschützen, und wie einst Philipp II. hatte auch sein Sohn und Nachfolger oft keinen Maravedi in der Kasse.

Diese Umstände mögen das Madrider Kabinett bestimmt haben, die Erzherzoge zu neuen Friedensunterhandlungen mit der Republik zu ermächtigen. Es wird wohl nicht unwahrscheinlich sein, dafs die Souveränitätsgelüste Heinrichs IV. auch am spanischen Hofe bekannt wurden, wo

man es natürlich bedenklich finden mufste, Frankreich in den Niederlanden festen Fufs fassen zu lassen. Aufserdem sah Spanien durch die eben im Werden begriffene Errichtung einer westindischen Compagnie seine Besitzungen in Amerika und die reichen Anfuhren von dorther mehr als je bedroht, denn man mufste befürchten, dafs an einer solchen in der Republik gegründeten Compagnie alle der spanischen Monarchie feindlich gesinnten Fürsten teilnehmen würden. Aber alles dies wäre vielleicht nicht imstande gewesen, Spanien zum Fallenlassen der Bedingung, an der bis jetzt alle Friedensunterhandlungen gescheitert waren, zu bewegen und auf der Grundlage der Unabhängigkeit und Freiheit der Republik zu verhandeln, wenn nicht mit dem Herzog von Lerma eine andere Politik, und zwar die des Friedens, ans Ruder gekommen wäre. Im Gegensatz zu den übrigen Räten Philipps III. sprach er der Anerkennung der Souveränität der Provinzen das Wort, und dafs er mit seiner Ansicht durchdrang, beweist die im Anfang des Jahres 1607 vom König erteilte Ermächtigung, um auf dieser Basis mit der Republik zu unterhandeln [1]).

Aber es dauerte bis April 1609, ehe sich beide Parteien geeinigt hatten, und dann war kein definitiver Friede, sondern nur ein zwölfjähriger Waffenstillstand zustande gekommen. Dafs dieses Resultat für die erschöpften Provinzen erreicht werden konnte, ist das Werk Oldenbarnevelts, der hier nicht nur vor spanischen Überlistungsversuchen auf seiner Hut sein, sondern zuerst den Widerstand der von Moritz angeführten Kriegspartei im eigenen Lande brechen mufste.

Nachdem die Generalstaaten einen im Jahr 1605 von Kaiser und Reich gemachten Vermittelungsversuch höflich, aber entschieden abgelehnt hatten [2]), erschien im

1) Über Lerma vgl. Ranke, xxxv—xxxvi, p. 162 sqq.
2) van Meteren VIII, 498.

Mai 1606 Walraven van Wttenhorst in Begleitung von Johan Gevaerts, des Sekretärs von Turnhout, im Haag, der im Namen der Erzherzoge die weitgehendsten Zugeständnisse für den Fall, dafs man zum Frieden bereit sei, anbot. Bald darauf erschien Werner Cruwel, ein Kaufmann in Brüssel, bei seinem Verwandten, dem Greffier Aerssen, dem Vater des französischen Gesandten, am 8. Februar 1607 hatte derselbe eine geheime Unterredung mit Moritz, Oldenbarnevelt und dem Greffier, worin er zu erkennen gab, dafs er im Auftrage Richardots komme, dafs die Erzherzöge geneigt seien, über einen Waffenstillstand zu unterhandeln, und dafs Pater Neyen selbst nach dem Haag kommen würde, um die Unterhandlungen zu eröffnen [1]. Johann Neyen, General des Franziskanerordens, der bei den folgenden Verhandlungen auf spanischer Seite die Hauptrolle spielte, war in Antwerpen geboren, wo sein Vater einen Vertrauensposten bei Wilhelm von Oranien bekleidet hatte. Sowohl in Brüssel wie in Madrid hatte er viel am Hofe verkehrt, feine, einschmeichelnde Manieren, sowie seine genaue Kenntnis der Sprache und Zustände der Republik machten ihn zum Unterhändler äufserst geschickt, um so mehr, da er „ein offenes Äusfere zur Schau trug, zugleich sehr listig und gegen jedes Schamgefühl gewaffnet war und sich aus einer Abweisung oder schimpflichen Behandlung nicht viel machte" [2]. Am 25. Februar kam derselbe, mit gehöriger Vollmacht versehen, nach dem Haag. Was schon Werner Cruwel versichert hatte, dafs die Erzherzoge die Souveränität der Staaten anerkennen wollten, wurde auch von Neyen im vollsten Umfange bestätigt. Damit war zwar das Hindernis, an dem alle bisherigen Vermittelungsversuche sich zerschlagen hatten, aus dem Wege

1) v. d. Kemp III, 98sqq. und van Deventer III, 103. 106. 107. 108sqq.

2) Hugo Grotius XVI.

geräumt, allein dadurch war ebenso sehr das Mifstrauen der niederländischen Staatsmänner aufs neue rege geworden, die in dem unerwarteten, gänzlich unmotivierten Zugeständnis nur eine der Republik von Spanien gelegte Falle erblickten, um jene desto sicherer zu Fall zu bringen. Die Staaten verlangten deshalb vor allem, dafs die Bestätigung jeder etwa zu erreichenden Vereinbarung vom König selbst auszugehen habe, und dafs die Erzherzoge, sowie jener auf die Führung aller Wappen und Titel, woraus irgendwelches Recht auf die vereinigten Provinzen abgeleitet werden könne, verzichten sollten. Neyen erschien zu verschiedenen Malen in den Generalstaaten, seine Forderung, dafs die unter Jakob Heemskerk gegen Spanien ausgelaufene Flotte alsbald zurückgerufen werden solle, wurde abgeschlagen; erst wenn die Zustimmung des Königs zu den Verhandlungen eingelaufen sei, hiefs es, könne davon die Rede sein. Indessen wurde in der Mitte Aprils ein achtmonatlicher Waffenstillstand abgeschlossen, der jedoch nur den Feindseligkeiten zu Lande ein Ende machen sollte; zur See dauerte der Krieg nach wie vor fort.

Am Madrider Hof war indessen der Wind umgeschlagen; Philipp III., von der Kriegspartei gewonnen, hatte Ibarra nach Brüssel gesandt, um dem Erzherzog gegenüber die Anerkennung der Souveränität der Republik wieder rückgängig zu machen, und als Verreyken Ende Juli im Haag erschien und die königliche Ratifikation vorlegte, zeigte es sich, dafs dieselbe die Souveränität der Provinzen mit keinem Wort berührte, vielmehr kurzweg von den Erzherzogen als den Souveränen der Niederlande sprach. Der Grofsauditor mufste unverrichteter Dinge die Versammlung verlassen, und zugleich wurden ihm die Geschenke, mit welchen Neyen und Spinola Bestechungsversuche gemacht hatten, wieder zugestellt. Einige Tage später (2. August) noch einmal vor die Generalstaaten citiert, erklärte er, dafs die Erzherzoge

bereit wären, eine andere, mehr zusagende Vollmacht aus Spanien kommen zu lassen, soferne man sich nur entschliefsen könne, die Flotte zurückzurufen. Und in der That war man ihm in letzterer Hinsicht auch zu Willen, Oldenbarnevelt versicherte ausdrücklich, dafs man dies nur gethan habe, um den Erzherzogen gefälllig zu sein, und zugleich überreichte er Verreyken eine von ihm entworfene Vollmacht, für deren Unterzeichnung durch den König eine Frist von sechs Wochen bewilligt wurde. Zu diesem Zweck wurde Neyen nach Madrid geschickt.

Indessen war schon vorher (24. Mai 1607) Jeannin mit Buzanval im Haag erschienen, um mit dem Nachfolger des letztern bei den Staaten, dem Herrn von Russy an den Unterhandlungen teilzunehmen. Gewifs hätte Heinrich IV. nichts lieber gesehen als eine Fortsetzung des Krieges, dazu wäre aber eine bedeutende Erhöhung der Unterstandsgelder notwendig gewesen, wozu sich der König nicht verstehen wollte. Überdies war er über den Abschlufs des Waffenstillstandes, der ohne seine Mitwirkung erfolgt war, einigermafsen erbittert, König Jakob war ebenfalls zu keinem entscheidenden Schritt zugunsten der Staaten zu bewegen, und endlich spielten bei ersterem, wie alsbald gezeigt werden soll, spanische Heiratsvorspiegelungen eine sehr entscheidende Rolle. Es ist deshalb sehr bemerkenswert, wie die französischen Gesandten im Anfang ihres Auftretens die Kriegspolitik von Moritz und des Statthalters von Friesland unterstützten, wie sie aber nach und nach im Sinne der Oldenbarneveltschen Friedenspartei thätig waren, die schon abgebrochenen Unterhandlungen wieder anzuknüpfen wufsten, um schliefslich in Verein mit Spanien die prinzipiellen Forderungen der Republik zu bestreiten.

Der Antagonismus zwischen Moritz und Oldenbarnevelt, welcher der allgemeinen Annahme zufolge in der Schlacht von Nieuwpoort seinen Ursprung hatte, beginnt jetzt greifbare Gestalt anzunehmen, und bald war die Re-

publik in zwei Lager geschieden, von denen das eine sich um Moritz scharte und die bedingungslose Fortsetzung des Krieges verlangte, während Oldenbarnevelt mit seiner die Mehrheit bildenden Partei das Friedenswerk beförderte. Es ist schon wiederholt auf die Differenzen hingewiesen worden, welche sich aus der staatischen, Frankreich gegenüber befolgten Politik und den von Moritz vertretenen rein militärischen und strategischen Interessen ergaben. So lange Moritz in jugendlichem Alter war, hatte er sich der bewährten Führung des Advokaten, der für seine Familie so viel gethan, willig anvertraut, in der Leicesterschen Periode hatten beide die nationale Politik vertreten und niemand in der Republik wird mit gröfserem Stolz auf den Kriegsruhm seines Zöglings geblickt haben, als Oldenbarnevelt. Aber aus dem thatendurstigen Jüngling war indessen ein gereifter Mann geworden, den die Mitwelt unter die ersten Feldherren des Jahrhunderts zählte, und der 18jährige Jüngling, den Oldenbarnevelt gegen Leicester ausgespielt hatte, stand jetzt in der vollen Manneskraft. Es wird und mufs aber stets eine Zeit kommen, wo auch die mit den reinsten und besten Absichten verliehene Protektion als eine drückende Last empfunden wird, wo sich der Stolz und das Ehrgefühl des Mannes dagegen aufbäumt, nichts weiter als die ausführende Hand des denkenden Gehirns zu sein, und wir sehen hier die Wiederholung desselben Verhältnisses und desselben Prozesses, der sich zwischen Granvella einer- und den Seigneurs und der Statthalterin anderseits vollzogen hatte, denn auch sie waren der Bevormundung des Kardinals müde geworden. Wie dieser mag auch Oldenbarnevelt im Bewufstsein seiner hervorragenden Verdienste und seiner Unentbehrlichkeit nicht immer den richtigen Takt besessen haben, um Anstofs zu vermeiden; es wird nicht ausgeblieben sein, dafs man Moritz mehr als einmal und vielleicht deutlicher, als es nötig war, zu verstehen gegeben hat, dafs er nur der

Diener der Generalstaaten sei und als solcher ihre Befehle auszuführen habe. Wenn auch die nach der Schlacht von Nieuwpoort unter dem Volke kolportierte Erzählung, der Statthalter habe den Advokaten, der ihm zu seinem Siege gratulieren wollte, einen Schuft genannt und ihn ins Gesicht geschlagen, unwahr ist, so beweist sie doch, daſs das Zerwürfnis zwischen beiden schon so weit gediehen war, daſs es sich vor den Augen des Volkes nicht mehr verbergen lieſs. Daſs die durch den Einfluſs Oldenbarnevelts eröffneten und trotz aller spanischen Chikanen fortgesetzten Friedensunterhandlungen die Kluft zwischen beiden noch erweitern muſsten, ist klar. Moritz war Soldat und nur Soldat, auſser dem Kriege hatte er kaum ein anderes Interesse, und die Schleichpfade der Politik und Diplomatie widerten ihn ebenso an wie theologische und kirchliche Zänkereien. Sein Ruhm als Feldherr hatte in den letzten fünf Jahren bedeutende Einbuſse erlitten, Heinrich IV. hatte sich über die Kriegführung des Statthalters in sehr geringschätzender, wegwerfender Weise geäuſsert, und nun war ihm durch den in Aussicht stehenden Frieden die Gelegenheit genommen, die verwelkten Lorbeeren wieder grünen zu lassen, und dagegen kam natürlich bei einem Manne wie Moritz die Geldfrage, d. h. der Wegfall oder die Verringerung des Gehalts des nach einem Frieden entbehrlich gewordenen Feldherrn kaum in Betracht. Aber nicht nur persönliche Motive drängten ihn in die Opposition gegen den Advokaten, sondern hochernste Bedenken, der patriotischen Überzeugung einer von Vaterlandsliebe glühenden Brust entsprossen, machten ihn zu dessen erbitterten Gegner. In dem Briefe, welchen Jeannin am 20. September 1608 an seinen König schrieb, sind dieselben mit divinatorischem Scharfblick entwickelt; die Gründe, die Moritz den Bevollmächtigten gegenüber geltend machte, sind folgende: „man könne nicht wissen, ob die Provinzen nach Ablauf des Bestandes dieselben Freunde

hätten wie jetzt, um sie zu unterstützen; der König von Spanien verfüge alsdann über bedeutendere Mittel, um den Krieg zu erneuern, als jetzt, wo seine Finanzen erschöpft seien; das Volk, durch den Bestand an Ruhe gewöhnt, würde dann das spanische Joch lieber tragen, als den Krieg wieder aufnehmen; während des Bestandes werde man das nötige Geld zum Unterhalt der Garnisonen nicht aufbringen wollen, die dann zum Schutz der Provinzen und Grenzstädte nicht mehr zureichen würden, hauptsächlich wegen der grofsen Menge Katholiken, die nur durch Gewalt bei der Union gehalten werden können; um letztere unschädlich zu machen, gebe es kein anderes Mittel, als um ihnen freie Religionsübung zuzugestehen, was aber mit den bestehenden Gesetzen und der Sicherheit des Staates nicht wohl vereinbar sei; überdies bestehen schon Keime der Zwietracht zwischen den Städten und Provinzen, welche während des Friedens sich weiter entwickeln und dem Feinde die Mittel zu heimlichen Anschlägen verschaffen würden [1])." Die Ereignisse während des Bestandes und die schlaffe Kriegführung nach Ablauf desselben haben die Befürchtungen des Statthalters in ihrem vollen Umfang bestätigt, und die französischen Gesandten konnten nicht umhin, dem König von dem gewaltigen Eindruck, den diese Vorstellungen auf sie gemacht, Rechenschaft zu geben. Fügen wir noch hinzu, dafs auch der Statthalter von Friesland, dessen Leben eine ununterbrochene Kette der hervorragendsten Verdienste um das Wohl der Provinzen bildet und dessen politischer Scharfblick von niemand in Zweifel gezogen werden kann, bis zum letzten Augenblick jedwede Unterhandlung mit Spanien bekämpfte, so wird wohl niemand den Statthalter egoistischer Absichten oder starren Eigensinns beschuldigen wollen. Schritt für Schritt wich er von seinem zähe verteidigten Standpunkt zurück, er

1) Jeannin, Negoc. II, 479.

schrieb an die Staaten, Städte und an Einzelne, um sie vor den Gefahren des Friedens zu warnen, und als er sah, daſs das Spiel für ihn verloren war, fügte er sich ohne weiteres, und er reichte sogar dem Gegner die Hand zur Versöhnung.

Und wer wollte auf der andern Seite an der Reinheit der Absichten des Advokaten im geringsten zweifeln? Ebenso fest wie für Moritz stand für ihn die Forderung, daſs nur auf der Basis der unumwundensten Anerkennung der Souveränität der Republik seitens des spanischen Königs der Weg der Unterhandlungen betreten werden dürfe. In dem zur Veröffentlichung bestimmten Aktenstück, in welchem die der Verfassung der Union anhaftenden Mängel und Gefahren mit rücksichtsloser Offenheit bloſsgelegt werden, warnt er vor dem hastigen Verlangen nach Frieden. „Wie ein aufrichtiger, sicherer Friede“, heiſst es hier, „für das höchste Gut zu halten ist und man die Gefahren und Unfälle eines Krieges allein darum erträgt, ... so ist im Gegenteil ein falscher, unsicherer, betrügerischer Friede als das höchste Übel zu vermeiden.“ Als die Unterhandlungen schon im Gange waren, als die von Verreyken mitgebrachte königliche Ratifikation von den Generalstaaten für ungenügend befunden wurde, als man in dem langen Ausbleiben Neyens in Spanien nur eine der bekannten Treulosigkeiten des letzteren zu erkennen glaubte, war es Oldenbarnevelt, der eine Offensivallianz mit Frankreich wieder in den Vordergrund stellte. In diesem Sinne schrieb er an François Aerssen, der namentlich dem König an dem Beispiel des eben erfochtenen Sieges von Gibraltar zeigen solle, welcher Kraftentfaltung die Republik noch fähig wäre; er hatte schon die Instruktion für eine an Heinrich IV. abzuordnende Gesandtschaft entworfen, die dem König vorstellen sollte, daſs die Republik imstande wäre, im Verein mit Frankreich den Krieg noch fortzuführen, und daſs sie von

den dazu nötigen 18 Millionen Gulden selbst $^2/_3$ aufbringen könne. Aber Heinrich weigerte sich, die Gesandtschaft zu empfangen, und die Instruktion blieb Entwurf. Und als endlich die königliche Ratifikation aus Spanien angekommen war und unter dem Druck Frankreichs und Englands die Friedensunterhandlungen begonnen wurden, trat Oldenbarnevelt in dieselben erst ein, als sich die Generalstaaten durch ein Schutz- und Trutzbündnis mit Heinrich IV. den Rücken gedeckt hatten [1]). Es war und blieb seine feste Überzeugung, dafs die Republik, auf sich angewiesen, den ferneren Lasten des Krieges nicht gewachsen wäre, und erst als das letzte Mittel fehlgeschlagen hatte, um sich einer Unterstützung Englands und Frankreichs zu versichern, griff er zu dem nach seiner Ansicht allein übrig bleibenden Ausweg. Aber wie immer, wenn zwei Parteien mit leidenschaftlicher Erbitterung einander gegenüberstehen, wurden auch hier die lautersten Absichten alsbald verdächtigt und das Geschrei der Menge, dafs der Advokat die Provinzen an Spanien verraten wolle, nahm bald überhand. Von einer Reihe von Unvorsichtigkeiten, die er sich zu Schulden kommen liefs, und die den über ihn ausgestreuten Gerüchten neue Nahrung zuführten, kann er freilich nicht freigesprochen werden. Schon bei dem Empfange von Wttenhorst war er nicht mit der gewünschten Offenheit zu Werke gegangen, denn er hatte dem erzherzoglichen Unterhändler hinter dem Rücken von Moritz erlaubt, Holland und Gelderland zu bereisen und für den Frieden thätig zu sein [2]); mehr als einmal geschah es, dafs wichtige Besprechungen vor Moritz geheim gehalten wurden, dafs der Advokat der andern Partei oft einen Wink zugehen liefs, um die ins Stocken geratenen Unterhandlungen wieder in Gang zu bringen; er hatte die Zurück-

1) van Deventer III, 134. 137. 148. 161—163.
2) v. d. Kemp III, 3.

rufung der Flotte von Gibraltar gegen den energischen Protest von Moritz durchgesetzt; auf sein Zuthun war Spinola zu den Friedensunterhandlungen zugelassen worden, obgleich man vor der Gefahr gewarnt hatte, einem Manne den Zugang in die Republik zu gestatten, der besser als ein anderer imstande wäre, ihre Hilfsmittel und Schwächen zu beurteilen; er hatte wiederholt in die Verlängerung der den Spaniern zur Beibringung der notwendigen Instrumente und Vollmachten gesetzten, aber von diesen absichtlich versäumten Frist bewilligt und endlich, was ihn in den Augen des Volkes am meisten gravieren mufste, er hatte von Heinrich IV. ein bedeutendes Geldgeschenk angenommen, das zwar eine Belohnung für frühere Dienste war, aber im gegebenen Augenblick seinen Gegnern als gefährliches Verdächtigungsmittel dienen konnte. Rechnet man dazu noch seine Willfährigkeit, um die von Spanien und Frankreich geforderte Duldung der katholischen Religion zuzugestehen, worin Moritz und seine Partei den ersten Nagel zum Sarge der Republik sahen, — wer wird es dann nicht begreifen, dafs die bei der Kriegspartei herrschende Erbitterung allmählich in einen tödlichen Hafs überging und dafs Moritz schliefslich selbst an der Lauterkeit der Absichten seines Gegners zweifelte?

Indessen war Pater Neyen aus Madrid zurückgekehrt und hatte die königliche Ratifikationsurkunde mitgebracht (24. Oktober 1607). Sie wich zwar von der durch die Generalstaaten angenommenen Form einigermafsen ab und enthielt den bedenklichen Zusatz, dafs sie null und nichtig sein würde, wenn der Vertrag über Frieden oder Bestand nicht zustande käme und die Parteien sich über die Religionsfrage wie über andere Punkte nicht einigen könnten, — sie wurde jedoch am 2. November von den Generalstaaten vorbehältlich der Zustimmung der einzelnen Provinzen angenommen, welch' letztere innerhalb sechs Wochen zu erfolgen hatte. Der Stein des

Anstofses war hauptsächlich die von Spanien geforderte und von den französischen Bevollmächtigten kräftig unterstützte Bedingung der freien katholischen Religionsübung gewesen; Moritz und mit ihm Wilhelm Ludwig hatten sich bis zum letzten Augenblick dagegen gesträubt, aber Oldenbarnevelt war mit seiner Meinung schliefslich doch durchgedrungen, die königliche Ratifikation anzunehmen. Der Waffenstillstand vom 4. Mai, der indessen abgelaufen war, wurde von den Generalstaaten erneuert, und am 23. Dezember wurde den Erzherzogen offiziell notifiziert, dafs man geneigt sei, über den Frieden zu unterhandeln. Zeeland hatte dagegen gestimmt, denn Moritz war in dieser Provinz Markgraf und erster Edler, und verfügte als solcher über drei von den sieben Stimmen, aber auf die Vorstellungen Jeannins hatte er schliefslich doch, wenn auch mit Widerwillen, seine Zustimmung zur Eröffnung der Unterhandlungen gegeben. Ehe dieser aber begannen, war es Oldenbarnevelt gelungen, mit Frankreich am 25. Januar 1608 ein Offensiv- und Defensivbündnis abzuschliefsen. Dafs dasselbe keinen andern, als nur einen formellen Wert hatte, und dafs Heinrich IV., der den Frieden unter allen Umständen durchtreiben wollte, wohl wufste, dafs er damit zugunsten der Republik durchaus keine onerose Verpflichtung auf sich nahm, steht namentlich im Hinblick auf die zweideutige Haltung Frankreichs während der Verhandlungen fest; das Bündnis war abgeschlossen worden, um den erregten und mifstrauischen Gemütern wenigstens den Schein einer Garantie zu geben, von Spanien nicht betrogen zu werden. England war demselben nicht beigetreten auch Dänemark und Brandenburg nicht, die Oldenbarnevelt dazu eingeladen hatte [1]).

Am 5. Februar 1608 erschienen die Bevollmächtigten der Erzherzöge — Spinola, Mancicidor, der Geheim-

1) van Deventer III, 161—163.

schreiber des Königs von Spanien, Richardot, Verreyken und Pater Neyen — in den Generalstaaten, wo natürlich Oldenbarnevelt die Unterhandlungen leitete [1]. Alsbald zeigten sich die unvereinbaren Forderungen und Gegenforderungen. Während Oldenbarnevelt nötigenfalls die öffentliche Ausübung der katholischen Religion in Städten mit starker katholischer Bevölkerung, wie Utrecht, Haarlem, Amsterdam und Rotterdam zugestanden hätte, blieb er dagegen in der Frage der indischen Fahrt unerschütterlich, und während die spanischen Bevollmächtigten als unumgängliche Vorbedingung des Friedens das Aufgeben derselben durch die Republik verlangten, hielten die Generalstaaten an derselben als an einem unveräufserlichen, ihnen zukommenden, überhaupt nicht mehr diskussionsfähigen Rechte fest. Und wie hätte die Republik, ohne selbst Hand an ihre Existenz zu legen, hierin Spanien zu willen sein können? Mehr als 20 000 Menschen waren an der indischen Fahrt beteiligt, die Compagnie hatte in Indien 40 Schiffe mit 5000 Seeleuten, und 1800 Mann waren auf mehr als 100 grofsen Schiffen mit der Salzfahrt nach dem Westen beschäftigt; Matelief hatte die spanische Macht in Indien bereits ins Herz getroffen, und in der Republik hatte schon lange die Überzeugung tiefe Wurzeln geschlagen, dafs die Übermacht Spaniens allein dann gebrochen werden könne, wenn diese Hauptquelle seiner reichen Hilfsmittel versiegte.

Sowohl hinsichtlich der Religionsfrage wie der der spanischen Fahrt unterstützten die französischen Bevollmächtigten rückhaltlos die spanischen Forderungen. Heinrich IV. hielt den Augenblick für geeignet, den früher beiseite gelegten Plan der Errichtung einer französisch-indischen Compagnie wieder aufzunehmen, vielleicht liefs sich die niederländische Compagnie einfach nach Frank-

1) Das Protokoll derselben vom 1. Februar 1608 bis 4. März 1609 bei van Deventer III, 168 sqq.

reich versetzen, und bei diesem Vorhaben konnte er der Unterstützung von Isak le Maire ebenso sicher sein wie der Unzahl anderer Mifsgünstiger, die am indischen Handel nicht teilnehmen durften, und das Monopol der Compagnie, das gesetzlich unanfechtbar war, von aufsen her zu erschüttern suchten. Dafs auch die beiden englischen Gesandten, Winwood und Spencer, in dieser Frage eines Sinnes mit ihren französischen Kollegen waren, läfst sich aus der Eifersucht Englands leicht erklären [1]). Aber Oldenbarnevelt sagte den französischen Unterhändlern frei ins Gesicht: „que pour les articles de la souveraineté, de la religion et du commerce des Indes, ils (die Staaten) n'en quitteront jamais rien, quand ils devraient périr“.

Für Heinrich IV. bestand aber damals noch eine weitere Rücksicht, um für Spanien Partei zu ergreifen. Auch ihm spukten, wie seinem englischen Kollegen, spanische Heiratsprojekte im Kopfe, Rom und die Jesuiten arbeiteten mit Hochdruck an ihrer Verwirklichung, und kurz, nachdem der erste Waffenstillstand abgeschlossen war, liefs Heinrich IV. durch seinen Gesandten in Madrid den dortigen Hof darüber sondieren. Zu diesem Zweck durfte er nicht mit leeren Händen kommen, er mufste sich vor allem verpflichten, seine bisherige Unterstützung der Republik zu entziehen, und in der That brachte ihn die spanische Partei auch zu der Erklärung, dafs, wenn die Staaten sich weigerten, die beiden Punkte — freie katholische Religionsübung und Aufgeben der indischen Fahrt — zu bewilligen, er die Hand von ihnen abziehen werde [2]). Bei einem solchen Rückhalt begreift man auch, warum Spanien bei den Verhandlungen mit solch zäher Halsstarrigkeit auf seinen Forderungen bestand, ja der päpstliche Nuntius gab dem Erzherzog zu bedenken, ob es in diesem Falle nicht wünschenswerter wäre, den Krieg

1) van Deventer III, 220. 241. 245.
2) Peckius an den Erzherzog. van Deventer III, 250.

sofort wieder aufzunehmen. Während Neyen in Spanien vergeblich auf seine Abfertigung wartete, war Don Pedro de Toledo nach Paris gegangen, um eine französisch-spanische Allianz abzuschliefsen [1]. Jetzt glaubte man aber auf spanischer Seite, schon einen Schritt weiter gehen zu können, und man verlangte nichts mehr und nichts weniger von Heinrich, als dafs er die widerspenstigen Provinzen selbst mit Waffengewalt unter den Gehorsam der Erzherzoge zurückbringe [2]. Es war sicher nicht allein das Ehrgefühl, das ihn abhielt, auf diese Zumutungen einzugehen, sondern eine Vermehrung und Befestigung der spanischen Macht lag überhaupt nicht in seinen politischen Plänen. Indessen war die Antwort aus Spanien eingelaufen, und da Philipp III. erklärte, kein Jota von seinen Forderungen fallen zu lassen, so wurden am 25. August 1608 die Verhandlungen abgebrochen. Aber ein solcher Verlauf stimmte mit den Absichten Heinrichs IV. vollkommen überein, und während seine Bevollmächtigten zuerst einen längeren Waffenstillstand bekämpft und auf den Abschlufs eines definitiven Friedens angedrungen hatte, arbeiteten sie jetzt um so unverdrossener für das Zustandekommen eines längeren Bestandes. Wäre ein Frieden geschlossen worden, so hätte der König seine Souveränitätsansprüche wohl alsbald wieder geltend gemacht; nunmehr schien ihm eine längere Waffenruhe beim Zustandekommen einer spanischen Heirat beinahe noch erwünschter. „Wenn der Waffenstillstand“, so kalkulierte er, „nur sieben Jahre dauert, so wird mein Sohn alt genug sein, um die projektierte Heirat zu vollziehen, und dann müssen sie ihre gegenwärtigen Anerbietungen aufrecht erhalten“ [3], d. h. der Infantin die Niederlande als Brautschatz geben. Durch den Vorschlag

1) van Deventer III, 216.
2) Ibid., p. XLV. XLVI.
3) Ibid., p. 261.

eines Waffenstillstandes hatte sich der König mit bewunderungswürdigem Geschick aus der schiefen Stellung gezogen, in die er sich durch gleichzeitige Verhandlungen mit der Republik und mit Spanien gebracht hatte. Darin lag auch der Grund, warum Jeannin im Entwurf des Waffenstillstands die Souveränität der Republik absichtlich mit sehr zweifelhaften Ausdrücken verklausuliert hatte, Heinrich wollte sich sowohl Spanien, wie den Staaten gegenüber die Hände frei halten. Damit stimmt auch die dem englischen Gesandten gegenüber gemachte Äufserung des Königs vollständig überein; als dieser fragte, ob der König die Republik auch nach dem Abschlufs des Bestandes noch einige Jahre zu unterstützen gedenke, verneinte er die Frage, „weil er den König von Spanien nicht beleidigen wolle“, und als der Gesandte meinte, dafs die Staaten frei seien, antwortete Heinrich kurzweg: „sie sind frei, aber nicht souverän“ [1]).

Als die definitiv ablehnende Antwort aus Spanien gekommen war, glaubte Moritz mit der Kriegspartei das Spiel gewonnen zu haben. Aber die erneuerten Anstrengungen Jeannins belehrten ihn bald eines anderen, und mit nicht mehr zu verhaltendem Ingrimm sah er auch Oldenbarnevelt für die französischen Vorschläge gewonnen. Der Statthalter hielt einen längeren Waffenstillstand für die Republik noch für viel gefährlicher als einen definitiven Frieden, und seine Erbitterung gegen den Advokaten führte wiederholt zu stürmischen Scenen zwischen beiden. Damals war es, wo Jeannin an den König die Gründe des Statthalters darlegte, welche einen Frieden für die Republik nicht rätlich erscheinen liefsen, und etwa zu derselben Zeit schickte Moritz einen gewissen Lambert nach Paris, um persönlich in demselben Sinne zu wirken, wiewohl dieser Sendbote sich seines Auftrages in sehr ungeschickter, den König beleidigender Weise entledigte.

1) van Deventer III, 275 u. XLVII.

Während Wilhelm Ludwig Friesland und Groningen bearbeitete, wandte sich Moritz an alle Städte von Holland, sowie an die Provinzen Gelderland, Utrecht und Overyssel [1]; trefflich zustatten kam ihm dabei die Instruktion, welche einer der spanischen Gesandten in seiner Wohnung absichtlich oder aus Versehen zurückgelassen hatte, in welcher die spanischen Unterhändler angewiesen waren, auf eine Wiedervereinigung der Provinzen unter den Erzherzogen und die Wiederherstellung des katholischen Kultus anzudringen. Aber auch dies half nichts mehr. Am 14. Oktober fand man in der Frühe auf der Staffel eines Hauses im Haag drei Briefe, den einen an die Generalstaaten, den anderen an die Staaten von Holland und den dritten an Reinier Pauw, den Bürgermeister von Amsterdam, in denen der Bestand als eine listige Erfindung des Feindes dargestellt wurde, während Oldenbarnevelt den Tod verdient habe, weil er denselben durch arglistige Mittel durchtreiben wollte. Der Brief wurde in den Staaten von Holland vorgelesen, und Oldenbarnevelt kam um seine Entlassung ein, die er auf dringendes Ansuchen derselben zurücknahm, und man begreift, dafs sein Einflufs von nun an nur um so gröfser wurde: von den 18 stimmfähigen Städten von Holland hatte er 12 auf seine Seite gebracht, während auch die Edeln seine Seite hielten.

Aber trotz aller Geneigtheit zum Frieden aufseiten der Republik wäre dieser ohne den Druck Frankreichs auf Spanien doch nicht zustande gekommen. Am spanischen Hofe hatte die Kriegspartei wieder Oberwasser bekommen, aber Villeroi drohte sowohl dem Nuntius wie Don Pedro de Toledo, dafs eine Weigerung Philipps III., den Bestand zu genehmigen, den französischen König bewegen würde, der Republik, die er dann kräftig unterstützen würde, den Bruch anzuraten. Die belgischen

1) v. d. Kemp III, 174. 130.

Unterhändler, namentlich Richardot, setzten die Unterhandlungen einfach fort, als ob sie die Zustimmung Philipps in der Tasche hätten. Alberts Beichtvater, Inigo de Brizuela, mufste noch in den letzten Tagen des Jahres 1608 nach Madrid reisen, ja Richardot wollte im Januar 1609 die Vermittelung des Papstes anrufen — bis endlich Brizuela aus Spanien mit der Ermächtigung zum Abschlufs des Bestandes zurückkehrte; Lerma hatte schliefslich doch das Spiel gewonnen [1]). Am 25. März fand eine Zusammenkunft der beiderseitigen Bevollmächtigten in Antwerpen statt und am 9. April 1609 wurde endlich der zwölfjährige Bestand geschlossen [2]).

Alles, was die Republik von Anfang an verlangt hatte, war zugestanden worden: die volle, unbedingte Freiheit des Staates und Verzichtleistung Spaniens auf alle der Souveränität im Wege stehenden Rechte und Ansprüche, den Handel und die freie Fahrt nach Indien hatte man gehandhabt, während man sich hinsichtlich der Katholiken zu lediglich nichts als vagen Zusagen verpflichtet hatte.

Wohl durfte Oldenbarnevelt mit Stolz auf dieses Resultat zurückblicken, der Trèvessaal im Haag ist heute noch der stumme, aber beredte Zeuge des unvergleichlichen Talentes des grofsen Staatsmannes der Republik. Und dennoch, man mag die Sache betrachten. von welcher Seite man will, der Abschlufs des Bestandes war nicht im Interesse der Provinzen. Die Ironie des Schicksals hat es so zu fügen gewufst, dafs derselbe Mann, der die Republik einst mit sicherm, festem Blick vom Untergang gerettet hat, mit eigener Hand die erste Axt an die Wurzel ihrer Existenz legen mufste. Denn jetzt hatten

1) van Deventer III, XLIX, L u. LI, u. 222—227. 267. 269. 272. 276.

2) Das Protokoll über die Verhandlungen in Antwerpen bei van Deventer III, 281—304.

die zentrifugalen Kräfte üppige Gelegenheit, ihren übermächtigen Einfluſs auszuüben und einen Augenblick drohte das schwache Band der Union vollständig zerissen zu werden.

Der Bestand war in erster Linie im Hinblick auf die Erschöpfung der Provinzen und den desolaten Zustand der Geldmittel geschlossen worden. Waren in der That alle Hilfsmittel erschöpft, und stand man an der Grenze der Leistungsfähigkeit? Trotz aller von Oldenbarnevelt ins Treffen geführten Ziffern über die Höhe des Defizits und der stets wachsenden Kriegsausgaben muſs die Frage verneint werden. Wozu die Republik noch imstande war, bewies Oldenbarnevelt selbst in der Instruktion für die von Heinrich IV. nicht angenommene Gesandtschaft, wo er unbeschwerten Herzens die Zusage geben konnte, daſs zu den für eine energische Führung des Krieges notwendigen 18 Millionen Gulden die Republik 12 beitragen werde! Wenn man ferner bedenkt, daſs der ins Riesenhafte angewachsene Handel, der blühende Landbau, der Fischfang, vor allem aber die glücklichen Operationen der ostindischen Compagnie wie aus einem nie versiegenden Füllhorn Schätze über Schätze in den Schoſs des Landes ausschütteten, so kommen diese Klagen über die Unerschwinglichkeit weiterer Steuern zu einem guten Teil auf Rechnung des schon jetzt sich breit machenden Krämergeistes, der am liebsten den erworbenen Reichtum in Ruhe genieſsen will. Erst bei vollständiger Erschöpfung aller Widerstandsmittel wäre der Friedensschluſs ein unabweisliches Gebot gewesen, aber angesichts einer die Meere beherrschenden Flotte und eines bis zum Abschluſs des Bestandes schlagfertig dastehenden Heeres lohnt es sich kaum der Mühe, darüber noch ein Wort zu verlieren. Oldenbarnevelt hat übrigens selbst sein möglichstes gethan, um den aggressiven Geist des Volkes herabzudrücken: nicht nur waren während der Friedensverhandlungen die Garnisonen verringert worden, sondern er hatte sich mit aller

Energie der Gründung einer westindischen Compagnie widersetzt, die gegen Spanien mindestens eine ebenso furchtbare Geifsel geworden wäre wie die ostindische; aber er legte ihrem Auftreten absichtlich Schwierigkeiten in den Weg, weil sie nach seinem eigenen Geständnis das begonnene Friedenswerk vereiteln mufste. Abgesehen jedoch von allem hätte gerade das hastige Drängen des Feindes nach einem Friedensschlufs eine noch energischere Kriegführung seitens der Republik zur Folge haben müssen; was der Todfeind für sich selbst feurig wünscht, darf kein Staatsmann freiwillig gewähren, und an die goldene Regel des „Timeo Danaos et dona ferentes“ scheint der Advokat damals auch nicht gedacht zu haben. Was er dagegen wissen konnte und auch wissen mufste, war die vollständige Mittellosigkeit des Feindes und die Erschöpfung der im Todeskampfe zuckenden südlichen Provinzen, und wenn man nun sah, wie Spanien Schritt für Schritt sich aus seinem bei Anfang der Verhandlungen eingenommenen Standpunkt drängen liefs, so bedurfte es doch einer äufserst geringen Kombinationsgabe, um zu begreifen, dafs man es mit einem zu Boden geschlagenen Gegner zu thun hatte, dem man nur noch den Gnadenstofs zu versetzen brauchte. Moritz hatte in richtiger Würdigung der Lage unerschütterlich an dem Dogma festgehalten, dafs Heinrich IV. die Republik auf die Dauer doch nicht verlassen werde; trotz seines wankelmütigen Charakters und seiner Liebäugeleien mit Spanien hätte es das Lebensinteresse Frankreichs nie dulden können, dafs sämtliche 17 Provinzen wieder unter Spanien kämen, und selbst ein so notorischer Schwachkopf wie Jacob I. hätte sich als König von England freiwillig oder von seinem Volke gezwungen auf denselben Standpunkt stellen müssen. Wenn man auch den Widerstand von Moritz, der mit dem Frieden seine Rolle ausgespielt sah, teilweise auf persönliche Motive zurückführen will, so hätte doch die Stimme des Statthalters von Friesland, dieses Urbildes von Vorsicht und tiefer

politischer Bildung, einigermaſsen ins Gewicht fallen müssen. An der Reinheit und Lauterkeit der Absichten Oldenbarnevelts kann nicht gezweifelt werden. Das wüste Geschrei über verräterische Pläne erschien als der natürliche Schaum auf den hochgehenden Parteiwogen; aber wie es gewöhnlich geht, wer mit der Überzeugung, nur das Gute zu wollen, eine Sache beginnt, kommt bald unter die Herrschaft eines starren Eigensinns, der unwillkürlich vor allen Gegenvorstellungen und den realen Verhältnissen Ohren und Augen verschlieſst. Während der Friedensverhandlungen sah der Advokat seinen persönlichen Einfluſs ins Imposante wachsen, seine ihm beigegebenen Kollegen muſsten sich mit der bescheidenen Rolle bedeutungsloser Figuranten begnügen, und das dadurch gesteigerte Bewuſstsein der Unentbehrlichkeit hat ihn zu dem Machtstaumel geführt, der absolut nichts mehr neben und über sich dulden konnte. Es unterliegt keinem Zweifel, Moritz hätte bei Fortsetzung des Krieges die wenigen von Spinola eroberten Plätze wieder gewonnen, dann wäre der „hollandsche tuin“ wieder geschlossen gewesen und der Feind hätte nicht einen Bestand, sondern einen bedingungslosen Frieden bewilligt.

Schon während der Verhandlungen hatte sich der Krebsschaden der Unionsverfassung verschiedenemale in sehr drastischer Weise gezeigt, und die früher von Oldenbarnevelt gegen Elisabeth geäuſserte Befürchtung, daſs bei einem Friedensschlusse nicht nur jede Provinz, sondern fast jede Stadt ein besonderes Abkommen mit dem Feinde zu treffen wünsche, war in Erfüllung gegangen. Gelderland, das seiner Friedenssehnsucht am lautesten Luft machte, war alsbald bereit gewesen, die ostindische Fahrt dem Frieden zum Opfer zu bringen, Zeeland, von Moritz beeinfluſst, hatte sich eine Zeit lang von den Verhandlungen entfernt gehalten, hatte an dem Prinzip festgehalten, daſs keine Provinz durch die andere überstimmt werden könne, und erst auf das Zureden des Statthalters

waren seine Deputierten wieder in den Generalstaaten erschienen, Friesland nahm ebenfalls eine Zeit lang eine Sonderstellung ein, und die verschiedenen stimmberechtigten Städte hatten ebenfalls nicht gesäumt, ihre besonderen Anliegen, Bedenken und Wünsche geltend zu machen. Die Souveränität der einzelnen Provinzen hatte während des Krieges to tiefe Wurzeln geschlagen, daſs von einer Union derselben im strengen Sinne des Wortes kaum mehr die Rede sein konnte; was man gemeinschaftlich ausgerichtet hatte, war mehr das Resultat freiwilliger Zusammenwirkung als staatsrechtlicher Verpflichtung gewesen. Jetzt wäre es Zeit gewesen, durch die Schaffung einer kräftigen Zentralgewalt der Union neues Leben einzuhauchen, und niemand in der Republik hat diese Notwendigkeit deutlicher erkannt und entschiedener verlangt, als gerade Oldenbarnevelt [1]), und Heinrich IV. hatte durch Jeannin ebenfalls auf eine Verbesserung der Regierungsform andringen lassen. Schon beim Anfang der Friedensverhandlungen war die Revision der Utrechter Union zur Sprache gebracht worden, aber im November 1608 erklärten alle Provinzen auſser Zeeland, daſs für eine Veränderung der bestehenden Regierungsform keine Gründe vorlägen. Jeannin, der natürlich die Übertragung der vollen Souveränität auf Moritz nicht wünschte, um den bekannten Ansprüchen seines eigenen Herrn noch eine Hinterthür offen zu halten, hatte den Vorschlag gemacht, Moritz an die Spitze eines Staatsrates, als der Exekutivbehörde der Union, zu stellen, und im März 1609 wurde den Generalstaaten der Plan vorgelegt, Moritz zum Generalgouverneur der Union zu machen; aber der Vorschlag fand weder damals, noch im August desselben Jahres, wo er noch einmal vorgelegt wurde, Beifall [2]). Wird man

1) van Deventer III, 137sqq.

2) v. d. Kemp III, 75. 265. 266. van Deventer III, 280. Jeannin IV, 97sqq. 125. 132. Groen van Prinsterer, Handboek, p. 186.

zu weit gehen, wenn man Oldenbarnevelt beschuldigt, dafs er es gewesen ist, der, obwohl er den Antrag selbst einbrachte, alles hintertrieben hat? Es fehlt zwar jeder positive Beweis dafür, allein er war in den Staaten von Holland allmächtig, und diese gaben den Ton in den Generalstaaten an; wenn also der Advokat nur im entferntesten gewollt hätte, so hätte er die Sache ohne weiteres durchgesetzt. Aber wozu sollte er auch freiwillig nur einen Titel von der beinahe unbeschränkten Macht aufopfern, die die Verhältnisse in seiner Hand vereinigt hatten? nicht einmal den ihm von Jeannin zugedachten Vorsitz im Staatsrate wollte er annehmen, er wufste, dafs er unbestritten doch der erste Mann der Republik war, wie sollte er daran denken, in bescheidenen Hintergrund zu treten und Moritz seine Stelle einräumen? [1]).

Man mufs in der That die ans Unglaubliche grenzende Nachgiebigkeit des letzteren bewundern; als er sah, dafs Oldenbarnevelt das Spiel gewonnen, gab er den Widerstand auf und fügte sich; selbst erschien er in der Staatenversammlung, bedankte sich für die Erhöhung seines Gehaltes und versicherte, dafs er dem Lande während des Bestandes mit demselben Eifer dienen werde und dafs die von ihm gegen den Abschlufs desselben gemachten Einwendungen nur im Interesse des allgemeinen Wohles gemacht worden seien [2]). Aber höchst kränkend war für ihn die Art und Weise, in der Oldenbarnevelt sich seines ältesten Bruders Philipp Wilhelm annahm und diesen in den Vordergrund zu bringen suchte. Schon bei der Teilung der Nachlassenschaft Oraniens hatten sich beide entzweit; hatten die Staaten früher unumwunden den Wunsch ausgedrückt, vom Besuch des gut katholischen und königs-

1) Über den nach Abschlufs des Bestandes von Louise de Coligny bei Oldenbarnevelt gemachten Versuch, dem Statthalter die Souveränität zu übertragen, vgl. Meine Abhandlung in der „Hist. Zeitschrift“ XXXV, 388. 389.

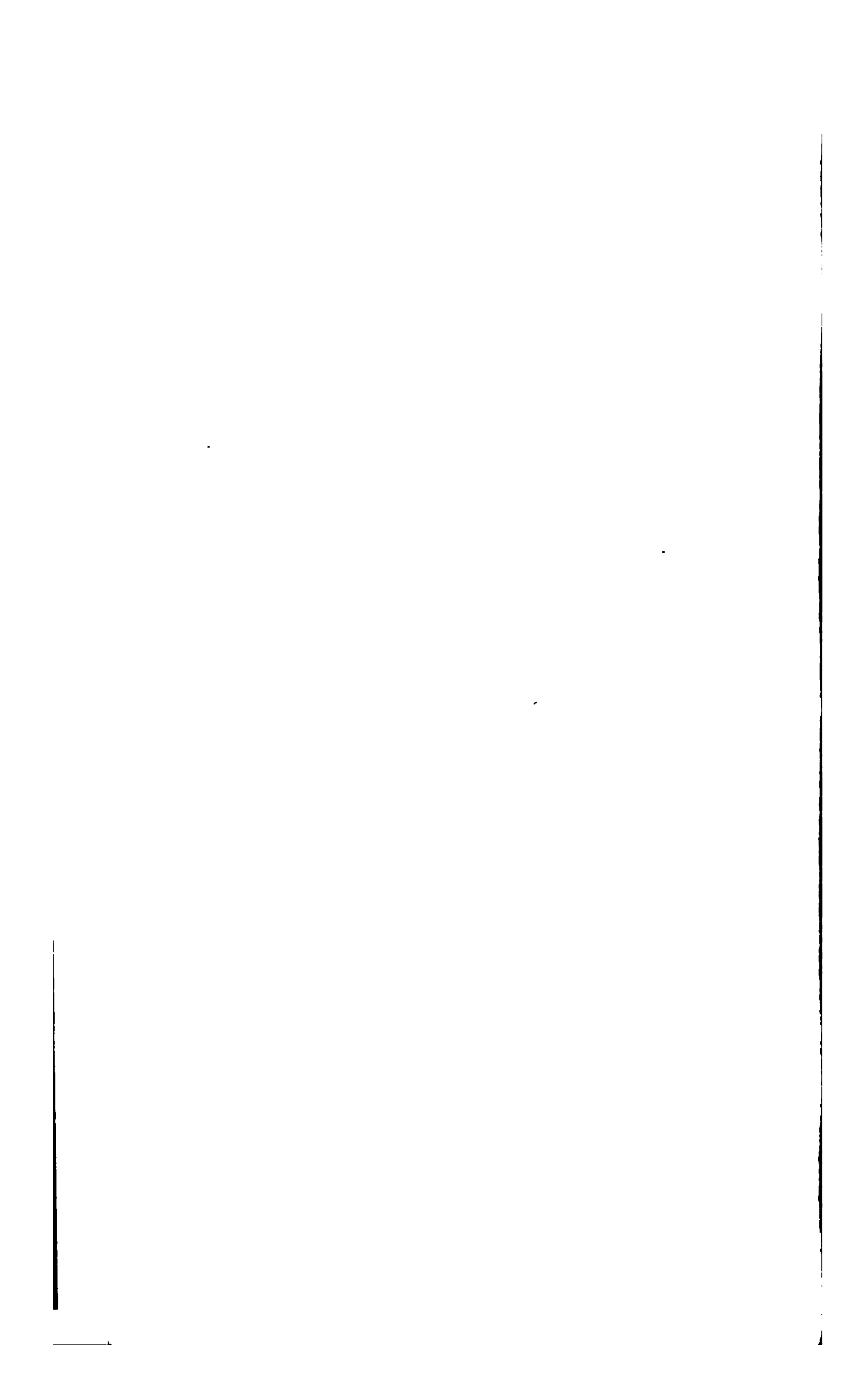
2) v. d. Kemp III, 253.

treuen Prinzen verschont zu bleiben, so konnte dieser jetzt ungehindert in seine Baronie Breda kommen, welche Oldenbarnevelt sogar zu neutralem Gebiet zu erklären bereit war. Ob Oldenbarnevelt mit dem Prinzen weitergehende Absichten hatte, kann nicht ausgemacht werden; sicher ist, daſs der letztere wiederholt den Wunsch aussprach, sich seinem Vaterlande nützlich machen zu können, daſs ein groſser Teil des Volkes an dem Erstgeburtsrecht festhielt und den sanften, nachgiebigen Prinzen seinem jüngeren Bruder vorzog, während die Sympathieen der Katholiken ihm von selbst gehörten. Jedenfalls hat Oldenbarnevelt für Philipp Wilhelm in einer Weise gesorgt, welche nicht nur die Eifersucht, sondern selbst das Miſstrauen von Moritz rege machen muſsten. Wenn man daran denkt, daſs der Advokat später in dem Streit der Remonstranten und Kontraremonstranten Friedrich Heinrich dem Statthalter, also den Bruder dem Bruder, gegenüberzustellen gedachte, so hat die Annahme, daſs Oldenbarnevelt ähnliche Absichten mit Philipp Wilhelm gehabt haben mag, groſse Wahrscheinlichkeit für sich [1]). Das Einvernehmen zwischen dem Statthalter und dem Advokaten aber war wiederhergestellt worden, freilich nur äuſserlich, denn wer weiſs nicht, daſs zurückgesetzter und gekränkter Ehrgeiz jenen Haſs nähren und groſsziehen, der nur in der Demütigung oder Vernichtung des Gegners Befriedigung findet?

1) v. d. Kemp III, 69 sqq. 258, und die Fragen 308—312 beim Verhör Oldenbarnevelts.

Fünftes Buch.

Der Bestand und der letzte Kampf um die Unabhängigkeit.



Erstes Kapitel.

Kirchliche und politische Zwiste in der Republik. Oldenbarnevelts Sturz und Hinrichtung.

I.

So lange für Wilhelm von Oranien noch die gegründete Aussicht bestand, sämmtliche 17 Provinzen zu einem Gemeinwesen zu vereinigen, hatte er auch stets auf Gleichberechtigung der beiden Kulte und auf vollständige Gewissens- und Religionsfreiheit gedrungen. Auf der ersten Staatenversammlung in Dordrecht wurde ausdrücklich beschlossen, „dafs Religionsfreiheit bestehen soll und dafs ein jeder seine Religion öffentlich, in Kirche oder Kapelle, wie es der Obrigkeit gutdünken wird, frei ausüben kann, ohne dafs jemand hierin belästigt werden darf; ferner, dafs die Geistlichen in ihrem Stande nicht gekränkt werden sollen" [1]. Aber die Verhältnisse vereitelten diese Absichten, das calvinistische Volk sah in der katholischen Religion nur die des Feindes, die Plakate mit Schafott und Scheiterhaufen waren für dasselbe die logische Konsequenz des Katholicismus und da viele Katholiken, erbittert über die Verfolgungen und Mifshandlungen, denen sie sich ausgesetzt sahen, in deutlicher Weise ihre Sympathieen für Spanien an den Tag legten, so konnten die Staaten auch auf die Dauer dem Drän-

1) „Nederl. Ryksarchief" I, 41.

gen und den Forderungen der calvinistischen Bevölkerung keinen Widerstand bieten; schon im Jahr 1573 wurde der Beschlufs des vorigen Jahres zurückgenommen und die öffentliche Ausübung der katholischen Religion verboten. Oranien mufste 1575 den Staaten dasselbe Zugeständnis machen, bei der Pacifikation von Gent hatten sich Holland und Zeeland in religiöser Beziehung ihre Sonderstellung vorbehalten, einzelne Städte waren zwar dem Religionsfrieden von Matthias unter der Bedingung der ausschliefslichen Handhabung der katholischen Religion beigetreten, aber ein Volksauflauf genügte häufig, um das Verhältnis umzukehren, und wenige Monate nach der Pacifikation von Gent wurde die öffentliche Ausübung der katholischen Religion an keinem Platze mehr in Holland und Zeeland geduldet. Der 13. Artikel der Utrechter Union enthielt zwar ebenfalls die Bestimmung, dafs jeder in seiner Religion frei bleiben solle und deswegen nicht belästigt werden dürfe, aber die andern Provinzen folgten bald dem Beispiele Hollands und Zeelands und verboten die öffentliche Ausübung jeder andern Religion, mit Ausnahme der reformierten. Johann von Nassau reformierte mit Hilfe seiner Truppen Gelderland und Overyssel, in Friesland und Groningen that später Wilhelm Ludwig dasselbe, den Katholiken in Groningen wurden kurzweg die Kirchen weggenommen und den Protestanten übergeben, dasselbe war in Nymegen geschehen, als sich die Stadt 1591 an Moritz übergeben hatte [1]), auf dem platten Lande wurden die Geistlichen eingeladen, sich von der Wahrheit der neuen Lehre zu überzeugen und dann als Predikanten an der Spitze ihrer Gemeinden zu bleiben oder im Weigerungsfalle ihre Stellen niederzulegen. Aber zu einer ausdrücklichen gesetzlichen Erklärung, welche die protestantische Religion zur Staatsreligion erklärte, kam es nicht, obwohl wiederholt darauf angedrungen

1) v. d. Kemp. IV, 8.

wurde [1]); faktisch war die kalvinistische Kirche doch die Staatskirche.

Aber trotz aller Gewaltmaſsregeln war es doch nicht gelungen, den Katholicismus in einer Weise zu vertilgen, wie dies in katholischen Ländern mit dem Protestantismus geschehen war; zur Zeit Oldenbarnevelts bilden die Katholiken nach seiner Behauptung noch die Mehrheit und zwar nicht nur in Gelderland, Friesland, Overyssel, Groningen und Utrecht, sondern selbst in Holland, wo in einer Konferenz von Predikanten und Deputierten aus den Staaten im Jahre 1587 konstatiert wurde, daſs nicht der zehnte Teil der Einwohner der Provinz reformiert sei [2]), und später, 1618, gab Oldenbarnevelt dem englischen Gesandten Carleton die Versicherung, daſs die Papisten noch immer den reichsten und angesehensten Teil der Bevölkerung bilden und daſs die Protestanten nicht den dritten Teil der Bewohner ausmachen [3]).

Und dennoch hat eine Minderheit den andern Teil zu rechtlosen Staatsbürgern herabgedrückt, die kein öffentliches Amt bekleiden durften, aber zu den öffentlichen Lasten und den vom Kriege geforderten Opfern in derselben Weise herangezogen wurden, wie die Protestanten. Man braucht nach den Ursachen dieser auffallenden Erscheinung nicht lange zu suchen. Bei den meisten Katholiken war der Haſs und die Abneigung gegen Spanien ebenso stark, wie bei den Calvinisten und wenn sie mit den letzteren gemeinschaftlich den Aufstand begünstigten und förderten, so unterstützten sie dadurch die Sache des Protestantismus, und die kräftige, geschlossene calvinistische Minderheit muſste auf die Dauer das Übergewicht gegen eine katholische Mehrheit erhalten und behaupten,

1) Wyn, Byvoegsels X, 72.

2) Bor II.

3) Carleton I, 220. Aus dem Zusammenhang, in welchem diese Erklärung steht, geht übrigens die Übertreibung Oldenbarnevelts deutlich genug hervor. Vgl. v. d. Kemp IV, 35.

von der bekanntlich ein Teil im geheimen mit Spanien sympathisierte [1]). An keinem andern Beispiel kann die dem Calvinismus innewohnende staatenbildende Kraft so deutlich gezeigt werden, als an diesem. Festigkeit der Überzeugung, unerschütterliches Vertrauen in die Göttlichkeit seiner Sache, unbezwingbarer Mut und eiserne Standhaftigkeit sicherten ihm Vorrang und Herrschaft. Und dieses Bewufstsein war im Laufe zweier Jahrzehnte schon derart in Fleisch und Blut übergegangen, dafs selbst Oldenbarnevelt sich der öffentlichen Meinung fügen und die beim Abschlufs des Bestandes von Spanien und Frankreich zugleich geforderte öffentliche Ausübung der katholischen Religion verweigern mufste oder wenigstens nicht unbedingt zugestehen durfte.

Aber trotz aller Plakate und der wiederholten Erneuerung derselben war das Los der Katholiken in der Republik ein unendlich besseres und erträglicheres, als das der Protestanten zu derselben Zeit in katholischen Ländern. Das Prinzip der Gewissensfreiheit hatte zu tiefe Wurzeln geschlagen, als dafs man an der Bestimmung der Utrechter Union gerüttelt hätte, nach welcher niemand um seines Glaubens willen lästig gefallen und gestraft werden konnte. Die Fortpflanzung dessen, was in den Augen der herrschenden Menge als „abscheuliche Abgötterei“ betrachtet wurde, wurde zwar verhindert, allein das Gewissen blieb stets ein unantastbares Heiligtum, und im häuslichen Kreise konnten Andersdenkende ungehindert ihren Gottesdienst abhalten. Im Grunde genommen waren auch nur die unteren Volksklassen intolerant, die gebildeteren Stände und die Regenten der Städte waren einer Verfolgung abgeneigt, sie mufsten zwar unter dem Einflufs der Predikanten scharfe Plakate ausfertigen, allein dieselben blieben häufig unausgeführt. Und dazu rieten aufser Billigkeitsrücksichten

1) „Archives“, II. Serie I, 61, avis au Comte de Leicester.

auch noch andere, sehr triftige Gründe: man durfte die zahlreichen Katholiken durch systematische Verfolgung nicht zur Verzweiflung bringen, dafs sie offen ins Lager des Feindes übergingen; ferner brachte das Handelsinteresse den religiösen Eifer häufig zum Schweigen, da eine entschiedene Verfolgung eine Menge bedeutender Handelshäuser vertrieben hätte [1]). Die Habsucht einzelner Beamten trug ebenfalls dazu bei, dafs die Plakate ein toter Buchstaben blieben, denn manche erlaubten gegen Bezahlung einer Geldsumme die freie Ausübung der katholischen Religion, und aus diesem Amtsmifsbrauch wurde bald ein Gewohnheitsrecht. Die Thatsache, dafs die Ausweisungsbefehle gegen fremde Geistliche, namentlich Jesuiten, häufig wiederholt werden mufsten, beweist ohnedies die laxe Handhabung der Plakate [2]). Die restriktiven Mafsregeln gegen die Katholiken, die wirklich angewendet wurden, waren eine Pflicht der Vorsicht und der Selbsterhaltung: der Zutritt zu öffentlichen Ämtern konnte den Papisten unmöglich gestattet werden und wenn im Jahre 1596 bestimmt wurde, dafs, wer auf Jesuitenschulen oder belgischen Universitäten seine Erziehung erhalte, dadurch nicht nur zur Bekleidung eines Amtes für unfähig erklärt, sondern für jeden Monat, den er daselbst zubrachte, um hundert Gulden gestraft werden solle, — so wollte man dadurch eine antinationale Erziehung der Jugend verhindern [3]). Erst die französische

1) Vgl. den Brief an Alberdingk Thym in der Vorrede von Nuyens „Geschiedenis der Nederlandsche beroerten", und „Relazione di Girolamo Trevisano anno 1620" (herausgeg. von Hist. Genootschap in Utrecht, Neue Serie nr. 37), p. 416, „in Amsterdam werden täglich 12—14 Messen in Privathäusern gelesen, und niemand verhindert es, obwohl es jedermann weifs".

2) van Deventer III, 275.

3) Im Jahr 1647 wurden in Emmerich 43 Jesuitenzöglinge, Kinder von staatischen Unterthanen, verhaftet, aber auf Befehl des Staatsrats wieder freigegeben. „Vervolg op Arend", 3. Teil, 5. Stück, p. 775.

Revolution gab den Katholiken in der Republik die vorenthaltene staatsbürgerliche Gleichberechtigung zurück.

Auch die Juden empfanden es, dafs sie in ein Land gekommen waren, das sich der Inquisition erwehrt hatte. Unter Karl V. war ihnen der Aufenthalt in den Niederlanden wiederholt verboten worden, und die Ketzerrichter sorgten dafür, dafs die betreffenden Plakate kein toter Buchstabe blieben. Als aber im Jahr 1595 der Unterschout von Amsterdam mit seinen Dienern auf geheime Konventikel von Katholiken Jagd machte, entdeckte er zufällig eine Versammlung von Juden, die den grofsen Versöhnungstag feierten. Erst vor wenigen Jahren waren sie aus Spanien vor der Inquisition geflohen, man beschlofs, sie zu dulden, verpflichtete sie aber, für das Land und die Regierung zu beten. Bald strömten aus der pyrenäischen Halbinsel noch andere Glaubensgenossen nach Amsterdam, und im Jahr 1598 wurde daselbst ihre erste Synagoge gestiftet. Auch aus Deutschland wanderten viele Juden ein und auch ihnen wurde nichts in den Weg gelegt; übrigens hielten sich die portugiesischen Juden von den deutschen strenge abgeschlossen, Heiraten zwischen beiden kamen bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts fast gar nicht vor, jene bildeten die Aristokratie, diese das Proletariat. Da dieselben mit den Küstenländern des Mittelländischen Meeres viele Handelsbeziehungen hatten, so wurde Amsterdam bald der Hauptsitz des Levantehandels. Wenn man bedenkt, dafs sie sich trotz der Verachtung, von der sie auch hier getroffen wurden, doch noch glücklich fühlten, so giebt dies einen ungefähren Mafsstab für ihre Behandlung in anderen Staaten; irgendwelche Rechte hatten sie auch in der Republik nicht, Ehen zwischen Christen und Juden waren verboten und wurden mit der Verbannung des christlichen Teiles bestraft [1]).

1) J. Hartog, De Jooden in het eerste jaar der bataafsche vryheid, im Gids, Jahrg. 1875, p. 119. 120.

Ebenso wenig wie die Katholiken und Juden hatten auch die anderen protestantischen Sekten das Recht freier öffentlicher Religionsübung. Zwar wurden Zwinglianer, Lutheraner und Taufgesinnte mit gröfserem Wohlwollen behandelt als die Papisten, allein man verhinderte auch sie in der Fortpflanzung ihrer Lehre, die man auf diese Weise aussterben lassen zu können glaubte, um dann alle von Rom abgefallenen Christen in einer Kirche zu vereinigen. In diesem Wunsche begegneten sich Staaten und Predikanten; Wilhelm von Oranien, Leicester und Oldenbarnevelt hatten stets für die äufsere Einheit der protestantischen Kirche geeifert und gewirkt, man verschmähte selbst Gewaltmafsregeln nicht, wie das Beispiel der lutherischen Gemeinde in Woerden beweist, der man einfach ihre Kirche wegnahm und den Reformierten gab. Indessen sorgten die toleranten Regenten zum Ärger und Verdrufs der Predikanten dafür, dafs die betreffenden Plakate nicht allzu strenge ausgeführt wurden; denn jene gehörten meistens zu den sogen. Libertinern oder Neutralisten, welchen das allgemeine, dem Christentum zugrunde liegende Prinzip mehr galt als der Unterschied zwischen Katholicismus und Protestantismus; daher waren ihnen theologische Zänkereien auch zuwider, und sie verabscheuten Priesterzwang ebenso sehr wie eine Predikantenherrschaft. Dieser Libertinismus, dessen Ursprung eher bei den Humanisten als bei den Reformatoren zu suchen ist, hatte sowohl unter Protestanten als unter Katholiken zahlreiche Anhänger; zu den erstern gehörte Oldenbarnevelt, dessen Wahlspruch war: nil scire tutissima fides, zu den letzteren Elbertus Leoninus, der Kanzler von Gelderland und der Dichter Spieghel.

Es konnte auf die Dauer nicht ausbleiben, dafs bei dem Mangel einer gesetzlich geregelten Kirchenordnung Kompetenzkonflikte zwischen der weltlichen Obrigkeit und den Ansprüchen der Geistlichen entstanden. Die Staaten, welche den zelotischen Eifer der letzteren kann-

ten, hatten von Anfang an Bedenken getragen, der Kirche die verlangte Autonomie zu gewähren, sie wollten die oberste Leitung der kirchlichen Angelegenheiten so viel als möglich in ihrer Hand behalten, und der im Jahre 1576 ausgearbeitete Entwurf einer Kirchenordnung beweist deutlich, von welchem Prinzip die Staaten ausgingen: nach demselben sollten die Predikanten, Kirchenältesten und Diakonen von den Stadtregierungen ernannt werden, das Abhalten von Synoden wurde erschwert und von den zu ernennenden Predikanten durfte keine Unterzeichnung irgendwelcher Glaubensformel verlangt werden. Glücklicherweise kam der Entwurf nicht zur Ausführung, denn im entgegengesetzten Falle wäre jede Gemeinde ein abgesonderter Kirchendistrikt geworden, und den jeweiligen Launen eines Magistrats, dessen Mehrheit oft selbst nicht einmal der reformierten Kirche angehörte, preisgegeben gewesen. Die Predikanten dagegen verlangten: freie Ernennung durch den Kirchenrat, freies Versammlungsrecht desselben und Abhaltung von Provinzial- und Generalsynoden zu bestimmten Zeiten, Handhabung der Einheit der Kirche durch obligatorische Unterzeichnung der Glaubensformeln und Ausstofsung der schismatischen Elemente. Man wird die Berechtigung dieser Forderungen nicht bestreiten können, allein die Regierung, der der Einflufs der Geistlichen auf die Gemeinden ohnedies schon unbequem genug war, fürchtete durch die Bewilligung solcher Forderungen vollends das Heft aus den Händen zu geben; denn wenn der Kirche Zensur und Ausstofsung der ihr mifsliebigen Elemente zustand und wenn auf der anderen Seite nur Mitglieder der reformierten Kirche die Fähigkeit hatten, ein öffentliches Amt zu bekleiden, so wäre die Ernennung und Besetzung der Magistrate in letzter Instanz natürlich nur eine von der Kirche selbst zu entscheidende Frage über Rechtgläubigkeit oder Heterodoxie gewesen. Unter Leicester war allerdings eine von einer Nationalsynode aus-

gearbeitete Kirchenordnung zustande gekommen, allein nach seinem Weggang wurde sie beiseite geschoben, Oldenbarnevelt suchte einen Mittelweg einzuschlagen, indem er der Kirche zwar möglichst freien Spielraum liefs, aber gegen etwaige Übergriffe derselben die Berufung von Predikanten und die Ernennung von Ältesten und Diakonen auch von der Zustimmung weltlicher Mitglieder, die im Kirchenrat Sitz und Stimme hatten, abhängig machte; die Unterzeichnung irgendwelcher Glaubensformel wurde nicht verlangt, die Zensur beruhte zwar bei der Provinzialsynode, aber die Staaten hatten das Recht, in dieselbe aus ihrer Mitte so viele Abgeordnete zu schicken, als sie für gut fanden, und die Beschlüsse wurden natürlich durch Stimmenmehrheit gefafst. Es ist dies die Kirchenordnung von 1591.

Was aber bei den meisten Transaktionen zwischen zwei scharf sich gegenüberstehenden Prinzipien stets zu geschehen pflegt, trat auch hier ein: weder die Geistlichen, noch die Magistrate fühlten sich befriedigt; einzelne der letzteren fanden die Rechte des Staates noch nicht scharf genug umschrieben, sie wollten die unbedingte Unterordnung der Kirche, und an ihrem Widerspruch scheiterte denn auch die Annahme des von Oldenbarnevelt ausgearbeiteten Entwurfs, die Kirche blieb rechtlos und war der Willkür von Regenten und Geistlichen, beziehungsweise dem jeweiligen Übergewicht der einen oder anderen Partei überliefert. Wie weit der Staat zu gehen wagte, zeigt eine Resolution der Staaten von Holland vom 16. März 1598, wo einfach die Abhaltung des Abendmahls in Beyerland vorläufig suspendiert wurde, weil in der Gemeinde Zwistigkeiten ausgebrochen waren! „Wir sind wie der Hund, der das Halsband tragen mufs und an demselben nach Belieben festgelegt wird“, heifst es in einer Eingabe verschiedener Predikanten [1]).

Man sieht, dafs der Provinzialismus auch auf kirch-

1) Fruin, Tien jaren, p. 310 sqq.

lichem Gebiete sich geltend zu machen gewufst hatte, und statt nach einer nationalen Kirchenordnung zu streben, begnügte sich jede Provinz, auf die Utrechter Union gestützt, die kirchlichen Angelegenheiten in ihrem Gebiete selbständig zu regeln, und da in Holland das provinzielle Souveränitätsbewufstsein am stärksten entwickelt war, so sträubte man sich hier auch am meisten gegen die Abhaltung einer nationalen, allgemeinen Synode, wenigstens einer solchen, wie sie von den Predikanten begehrt wurde. Nicht als ob Oldenbarnevelt und seine Gesinnungsgenossen die Vereinigung der verschiedenen Sekten in einer sie alle umfassenden Kirche bestritten hätten — denn niemand war von der Notwendigkeit dieser Einheit mehr überzeugt, als der Advokat selbst —, allein gerade deshalb wollte er sich nur zu einer Synode verstehen, welche sich zu einer Revision des Glaubensbekenntnisses herbeilassen würde, so dafs alsdann bei einem möglichst allgemein gehaltenen christlichen Glaubensbekenntnis, welches auf die seiner Meinung nach untergeordneten Fragen kein allzu grofses Gewicht legte, die Gründung einer gemeinsamen niederländischen Kirche herbeigeführt würde, welche den verschiedenen protestantischen Sekten den Eintritt nicht allzu sehr erschwerte. Dagegen sträubten sich aber die orthodoxen Protestanten, denn eine neue Beratung über das Dogma schlofs von selbst den Zweifel an der Richtigkeit und Unfehlbarkeit desselben in sich. „Wozu sollte man denn eine Revision der symbolischen Bücher vornehmen? Etwa den Libertinern und anderen unruhigen Köpfen zu Gefallen? Wer würde ihnen zulieb die Wahrheit verkürzen wollen? Ein jeder hat sich dem Glaubensbekenntnis zu fügen, und wenn die Obrigkeit ihre Pflicht thun würde, so müfste sie allen Götzendienst und jede falsche Religion verbieten und ausrotten, dann würde die Macht der Wahrheit sich von selbst bei allen geltend machen [1]).“

1) Fruin, Tien jaren, p. 307.

Dies war der Standpunkt des echten Calvinismus und dafs er denselben unerschütterlich festhalten mufste, wenn er sein Lebensprinzip nicht preisgeben wollte, bedarf wohl keines Beweises. Es war die Lehre von der Prädestination oder Gnadenwahl, diesem Eckstein der reformierten Kirche, an der von verschiedenen Seiten seit längerer Zeit gerüttelt worden war [1]). Sie bildete ja den Hauptunterschied zwischen der römischen und der reformierten Kirche, in jener konnte die Seligkeit durch gute Werke, in dieser allein durch Gottes Gnade erworben werden; dort spielte der freie Wille, ohne den der Mensch keine guten Werke vollbringen kann, eine Rolle, hier wurde der Glaube, wodurch der Mensch der göttlichen Gnade teilhaftig wird, nicht dem freien Willen des Menschen, sondern Gottes gnädiger Vorherbestimmung, die für alle Zeiten und von Ewigkeit her festgesetzt ist, zugeschrieben. Gab man also die Prädestination preis, so erschütterte man die Grundlage der reformierten Kirche. Schon in den neunziger Jahren hatten einzelne, wie Coolhaas in Leiden, Herberts in Dordrecht, Wiggertsz in Hoorn, besonders aber der in Amsterdam geborene Coornhert eine von der Prädestination abweichende Lehre verkündet [2]); als aber im Jahre 1602 Arminius, Predikant in Amsterdam, als Professor nach Leiden berufen worden war, hatte der Zwiespalt im Schos der reformier-

1) Art. 16 des im Jahr 1562 festgestellten Glaubensbekenntnisses definiert dieselbe folgendermafsen: „Gott zeigt sich barmherzig, indem er diejenigen aus dem Verderben zieht und erlöst, die er nach seinem ewigen und unveränderlichen Ratschlufs in Jesus Christus, unserem Herrn, ohne Berücksichtigung ihrer Werke auserkoren hat; er zeigt sich gerecht, indem er die anderen in ihrem Fall und Verderben läfst, worein sie sich selbst geworfen haben."

2) Vgl. Groen van Prinsterer, Handboek, p. 189, und über Coornhert: Fruin, Tien jaren, p. 323 sqq. Eine treffliche Schilderung desselben findet man auch in dem Roman: „Der Graf Leicester in den Niederlanden", von Bosboom-Toussaint. Coornhert ist der eigentliche Vorläufer der Remonstranten.

ten Kirche schon einen sehr akuten Charakter angenommen; im Familienkreise, in der Schenke, auf öffentlichem Wege, auf Flüssen und Seen wurde die Gnadenwahl besprochen, bestritten und verteidigt, und auch der im Jahre 1609 erfolgte Tod von Arminius machte dem Streit kein Ende, vielmehr wurde derselbe durch die Berufung des gleichgesinnten Vorstius aufs neue angefacht [1]).

Bei der grofsen Erbitterung, mit der sich die Parteien gegenüberstanden, war ein Schisma zu befürchten. Aber dieses mufste nach der festen Überzeugung Oldenbarnevelts um jeden Preis vermieden werden. Im Jahre 1608 waren Arminius und sein Gegner Gomarus vor den hohen Rat citiert worden, und bald darauf kam die Angelegenheit vor das Forum der Staaten von Holland, wo Gomarus erklärte, dafs er mit den Meinungen von Arminius vor dem Richterstuhl Christi nicht zu erscheinen wage. Für Oldenbarnevelt und die Staaten kam es in erster Linie darauf an, den nach ihrer Meinung untergeordneten dogmatischen Zänkereien [2]) die gefährliche Spitze abzubrechen, und deshalb wurden beide Parteien wiederholt zum Frieden und zum Schweigen ermahnt. Damit war aber die rein religiöse Frage eine politische geworden, die Staaten, welche ihr Hoheitsrecht über die Kirche niemals aufgegeben, dieser vielmehr die von Anfang an verlangte Autonomie beharrlich verweigert hatten, mufsten entweder beide Parteien zwangsweise in der Kirche vereinigt halten oder sich entschieden auf die Seite einer derselben stellen, was dann gleichbedeutend mit der gewaltsamen Unterdrückung der anderen gewesen wäre. Die Anhänger von Arminius wären mit der Bei-

1) Vgl. Rogge, Het beroep van Vorstius tot hoogleeraar te Leiden, im Gids 1873.

2) Dafs Oldenbarnevelt mit seinen religiösen Ansichten durchaus auf kontraremonstrantischem Boden stand, wurde von Waläus, der ihm in der letzten Nacht seines Lebens beistand, versichert.

legung des Streites in erstgenannter Richtung zufrieden gewesen, denn damit wären sie als gleichberechtigte Mitglieder der Kirche anerkannt worden, und die Art und Weise, wie Oldenbarnevelt von Anfang an zu der Frage Stellung genommen hatte, bewies auch, daſs er sie nur in diesem Sinne gelöst wissen wollte. Da die Streitigkeiten sich fast ausschlieſslich auf die Provinzen Holland und Utrecht beschränkten — denn in Zeeland, Groningen und Friesland gab es beinahe keine, in Overyssel und Gelderland nur wenige Arminianer —, so hielt der Advokat um so entschiedener an dem durch die Utrechter Union (art. XIII) den Staaten gewährleisteten Rechte fest. In einzelnen Städten, wie in Leeuwarden, Alkmaar und Utrecht, war es schon zu bedenklichen Unruhen gekommen, die fast durchweg in einem den Arminianern günstigen Sinne beigelegt wurden, und ermutigt durch die Unterstützung der Staaten von Holland, deren sie sich sicher wuſsten, legten sie diesen im Januar 1610 die aus fünf Artikeln bestehende Remonstranz vor. Ohne die Gegenpartei gehört zu haben, beschlossen die Staaten von Holland am 22. August, daſs die arminianischen Predikanten wegen der in der Remonstranz ausgedrückten Meinungen der kirchlichen Zensur nicht unterworfen werden sollten. Da die Gomaristen in Süd- und Nordholland ersucht hatten, in einer Provinzialsynode die Remonstranz wiederlegen zu dürfen, so fand eine Konferenz im Haag statt, bei der sie die sogenannte Kontraremonstranz einreichten (März 1611). Beide Teile hatten nunmehr ihren Standpunkt formuliert, und Remonstranten und Kontraremonstranten standen sich jetzt als zwei Parteien in einer und derselben Kirche gegenüber. Als ob die Staaten den daraus entbrennenden Streit in seiner ganzen Heftigkeit vorhergesehen hätten, ermahnten sie die Lehrer, einander mit brüderlicher und christlicher Liebe zu begegnen und die streitigen Punkte in ihren Predigten maſsvoll und ruhig zu behandeln

(20. Mai), und einige Zeit darauf (15. November) wurden die Zuwiderhandelnden mit Strafen bedroht.

Man mag über den Standpunkt der Kontraremonstranten urteilen, wie man will, so war die Handlungsweise der Staaten von Holland genau betrachtet doch parteiisch und ungerecht. Natürlich waren die Remonstranten zufrieden gestellt; was sie gewollt hatten, war erreicht, denn ihre Lehre war staatlich als die der reformierten Kirche anerkannt worden. Aber die Kontraremonstranten waren gezwungen worden, mit Menschen in kirchlicher Gemeinschaft zu bleiben, von denen sie sich nach Pflicht und Gewissen scheiden mufsten, und es war für sie unerträglich, zu den Angriffen, welche nach ihrer Überzeugung die Grundlage des Christentums erschütterten, schweigen zu müssen. Das Mittel, den Streit auf eine beide Parteien befriedigende Weise beizulegen, lag sehr nahe: entweder die Regierung mufste durch eine nationale Synode auf ordnungsmäfsigem Wege die theologische Streitfrage entscheiden lassen und dann den Verurteilten gestatten, aus der Kirche auszutreten und nach dem Beispiele der Lutheraner oder Taufgesinnten eine eigene Kirche zu stiften, oder wenn sie beiden Teilen in einer und derselben Kirche die gleichen Rechte zuerkennen wollte, dann mufste sie doch zugeben, dafs sie sich von einander in zwei Gemeinden absonderten, die sich im Laufe der Zeit vielleicht wieder miteinander vereinigen konnten [1]. Aber weder zu dem einen noch zu dem anderen wollte man sich entschliefsen. Eine nationale Synode wollte Oldenbarnevelt nur zulassen, wenn sich dieselbe zu einer Revision der Glaubensartikel verstehen wollte, um den Lutheranern und anderen Sekten den Eintritt in die Staatskirche zu ermöglichen; die Kontraremonstranten aber sträubten sich dagegen, dafs eine Synode um der

1) Vgl. Fruin, Hugo de Groot en Maria van Reigersbergh, im Gids, Jahrg. 1858, 2. Teil, p. 305. 306.

Möglichkeit eines Irrtums wegen ihr eigenes Bekenntnis in Zweifel ziehe, ebenso wenig als „ein Richter einen ehrlichen Mann, allein weil er sündigen könnte, in Untersuchung ziehen darf“. Was die Staaten in ihrem Widerstande gegen eine solche nationale Synode noch bestärken mufste, war der schon erwähnte Umstand, dafs sich die kirchlichen Streitigkeiten auf Holland und Utrecht beschränkten, ihrem provinziellen Souveränitätsgefühl wollte es nicht einleuchten, dafs eine nach ihrer Meinung interne Angelegenheit der Entscheidung der übrigen Provinzen anheimgestellt würde, eine Entscheidung, die nicht zweifelhaft sein konnte, da letztere durchaus antiremonstrantisch waren und den Staaten von Holland gegenüber die Ansicht vertraten, dafs die Sache der reformierten Kirche nicht eine provinzielle, sondern eine die ganze Union berührende Angelegenheit sei. Wenn man den Mafsstab des formellen Rechtes anlegt, dann war Holland unstreitig in seinem Rechte, denn alle anderen Provinzen hatten ihre religiösen Angelegenheiten ebenfalls selbständig und unabhängig von der Generalität geregelt, und der 13. Artikel der Union macht auch jede weitere Diskussion über die Frage überflüssig. Aus diesem Grunde hätten die Staaten von Holland allenfalls in die Abhaltung einer Provinzialsynode, die unter ihrer strengen Aufsicht und Leitung gestanden hätte, eingewilligt, denn hier wäre gegründete Aussicht gewesen, den Remonstranten zum Sieg zu verhelfen. Aber auch zu dem anderen Ausweg, die Zuerkennung gleicher Rechte an beide Teile in einer und derselben Kirche, konnte sich Oldenbarnevelt nicht entschliefsen, denn er bildete einen zu scharfen Kontrast gegen seine bis jetzt befolgte nivellierende Kirchenpolitik. Es blieb also, wenn man die gezwungene Vereinigung beider Teile durchsetzen wollte, nichts übrig, als die Widerspenstigen durch Zwangsmafsregeln zum Bleiben in der Kirche zu zwingen.

Und von diesen wurde auch ein sehr ausgiebiger Ge-

brauch gemacht. Durch einen Beschlufs vom 22. Dezember 1614 handhabten die Staaten von Holland ihre früheren Resolutionen, und in den Städten mit remonstrantischer Obrigkeit begannen jetzt ärgerliche Verfolgungsscenen. Da sich die Kontraremonstranten überall da, wo die Kanzeln ausschliefslich im Besitze remonstrantischer Lehrer waren, gewissenshalber gezwungen sahen, die Kirchen zu meiden, so suchten sie in Privathäusern und Scheunen ihren Gottesdienst zu halten; allein auch dies wurde ihnen bald unmöglich gemacht. In Schoonhoven wurde ein Predikant und ein Ältester verbannt, der Provinzialgerichtshof sistierte zwar die Mafsregel, aber ein paar Jahre später liefs der Baljuw den Prediger von der Kanzel entfernen und aus der Stadt führen (5. März 1617), sein Nachfolger wurde im Gebet unterbrochen und ebenfalls aus der Stadt verjagt. Ein Plakat von Schieland verbot alle Konventikel, die Häuser, Scheunen, Schiffe, Kähne und Felder, wo sie abgehalten wurden, verfielen dem Fiskus, Prediger und Eigentümer wurden um 300 Gulden gestraft; ebenso untersagte der Magistrat von Utrecht den Kontraremonstranten alle religiösen Zusammenkünfte in Häusern, Kirchen und Klöstern. Wo diese dagegen, wie in Amsterdam, die Mehrheit hatten, blieben sie ihren Gegnern ebenfalls nichts schuldig, und in Mifshandlungen derselben äufserte sich das rücksichtslos ausgeübte Wiedervergeltungsrecht [1]. Die

1) Mit Ausnahme vom Haag und Rotterdam waren die unteren Volksklassen in den Städten Hollands kontraremonstrantisch, während die Mitglieder der Magistrate, ausgenommen von Amsterdam, Enkhuizen, Edam und Purmerende, remonstrantisch waren. Dordrecht war noch unentschieden. Nur in Leiden, wo gleich viele remonstrantische und kontraremonstrantische Lehrer waren, die miteinander Kirchenrat hielten, der Reihe nach predigten und das Abendmahl reichten, während die Bürger da zur Kirche gingen, wo es ihnen gefiel, — bestand ein Einvernehmen zwischen beiden Parteien.

Regierung aber hatte einen gefährlichen Weg eingeschlagen, auf dem sie unmöglich stille stehen konnte.

II.

Als teilnahmloser Zuschauer hatte bis jetzt Moritz den Streit mitangesehen, es war zwar nicht unbekannt, daſs er den Kontraremonstranten ziemlich wohl wollte, aber nichts bewies seine Parteinahme für oder gegen dieselben [1]). Sein früherer Hofprediger Uytenbogaert, mit dem er auch später auf sehr freundschaftlichem Fuſse stand, obwohl derselbe einer der remonstrantischen Wortführer war, mag wohl auch dazu beigetragen haben, daſs er zunächst nicht feindlich gegen die Remonstranten auftrat. „Ich bin Soldat“, sagte er, „und kein Gelehrter, dies sind theologische Dinge, welche mich nichts angehen“, und hinsichtlich der Prädestination wird bekanntlich die Äuſserung von ihm erzählt, er wisse nicht, ob sie grün oder blau aussehe. So viel steht fest, daſs er bei verschiedenen Gelegenheiten beide Parteien sehr eindringlich zum Frieden ermahnte; selbst dann, als sich die Kontraremonstranten mit ihren Beschwerden an ihn wandten, riet er ihnen zur Geduld und zur Mäſsigung. Ja, als Oldenbarnevelt zu Anfang des Jahres 1616 seine direkte Mitwirkung zur Unterdrückung der widerspenstigen Kontraremonstranten im Haag verlangte, äuſserte er nichts als den Wunsch, neutral bleiben zu mögen. Dagegen nahm sich derselben der englische Gesandte um so energischer an, denn Jakob I., den Heinrich IV. bekanntlich einen Kapitän in den Wissenschaften und einen

1) Die Sympathieen von Moritz für die Kontraremonstranten sind schon aus dem Grunde erklärlich, weil diese fast durchweg gegen, die Remonstranten aber für den Bestand geeifert hatten. Triglandt, Kerk. Gesch. 1650, p. 3.

Doktor in den Waffen zu nennen pflegte, hatte dem Kirchenstreit in der Republik von Anfang an mit großer Teilnahme gefolgt. Im Jahre 1611 hatte er gegen die Ernennung von Vorstius zum Professor in Leiden feierlich protestieren lassen, und die Folge davon war, daß dieser sein Amt nicht antrat, sondern als Privatmann in Gouda lebte, bis die Synode von Dordrecht ihn förmlich absetzte. Später, als Moritz dem Advokaten offen entgegentrat, war es Carleton, der ersteren wiederholt mit seinem Rat treu zur Seite stand, ihn vor unüberlegten Schritten warnte, aber auch zu energischem Auftreten ansporte. Man braucht nur die Korrespondenz dieses ausgezeichneten Diplomaten nachzuschlagen, um sich alsbald von seinem Scharfblick und der Sicherheit, mit der er die Zustände beurteilte, zu überzeugen [1]).

Der zweite Band in der zweiten Serie der von Groen van Prinsterer herausgegebenen „Archives ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau" enthält den Briefwechsel des Statthalters mit seinem Vetter Wilhelm Ludwig, dem Statthalter von Friesland. Wer diese Briefe mit einiger Aufmerksamkeit liest, den muß die Unentschiedenheit, die Ratlosigkeit, der Mangel an jeder Willenskraft bei Moritz ebenso überraschen, wie ander-

1) Man hat den König von England der Inkonsequenz beschuldigt, weil er die Puritaner in seinem eigenen Lande verfolgte und die Calvinisten in den Niederlanden unterstützte. Was seinen persönlichen Standpunkt betrifft, so war er überzeugungstreuer Calvinist; aber die englischen Puritaner behandelte er nicht wegen ihrer Glaubenslehre feindlich, sondern weil sie sich weigerten, in ihm den von Gott eingesetzten Verteidiger des Glaubens anzuerkennen, der mit Hilfe der bischöflichen Hierarchie seine Unterthanen auf dem rechten Wege zu erhalten hatte. Mit seinem bischöflichen System und seinen cäsaropapistischen Ideen harmonierte natürlich der Arminianismus besser als der Calvinismus, aber sein Eifer für die Orthodoxie und zugleich für die Unantastbarkeit seiner königlichen Autorität erklären diesen Widerspruch. Vgl. Ranke, Englische Geschichte II, 7. 14.

seits der klare, die Verhältnisse rasch durchdringende Blick des Grafen, seine Entschlossenheit und energische Thatkraft aus jeder Zeile entgegentritt. Wilhelm Ludwig und nur er ist es gewesen, der dem Statthalter den Weg zeigte, den er einzuschlagen hatte, bei ihm holte sich Moritz in jedem einzelnen Falle Rat, und von Leeuwarden erscholl fortwährend der unermüdliche Weckruf. Selbst von ganzem Herzen und mit voller Überzeugung Kontraremonstrant hält er ihm vor, dafs die Religion, das Lebensprinzip des Staates, in Gefahr sei, ihm, dem Sohne des Vaters, der für die Religion sein Leben feil hatte, gezieme es, die unterdrückte Minderheit zu beschützen. Der Graf wünscht am liebsten eine gesetzmäfsige und friedliche Lösung der Frage, aber diese ist nur durch die Einberufung einer Synode zu ermöglichen; als die Gegner Gewalt zu brauchen Miene machen, fordert er den Statthalter zu energischem Handeln auf, Ehre, Pflicht und Gewissen gebieten ihm solches. Und Moritz blieb gegen diese wiederholten Ermahnungen und Bitten seines Vetters auch nicht taub [1]).

Im Haag, wo sich der Zwist auf eine besonders in die Augen fallende Weise äufserte, war der kontraremonstrantisch gesinnte Predikant Rosäus abgesetzt worden, die Kirchen blieben ihm daselbst verschlossen, und er predigte deshalb jeden Sonntag im benachbarten Ryswyk. Etwa 700 Kontraremonstranten begaben sich dahin, und da der Weg nach genanntem Dorfe im Winter sehr schmutzig war, so erhielten sie von ihren Gegnern den Spitznamen: „Dreckgeusen“. Endlich beschlossen dieselben, ihre religiösen Zusammenkünfte im Haag selbst zu halten, um so mehr, da die Staaten von Holland sich im Dezember 1616 getrennt hatten und voraussichtlich

1) In dem hauptsächlich zur Widerlegung Motleys („Life and death of John of Barneveld“) herausgegebenen Werke: „Maurice et Barneveld, étude historique“ hat Groen van Prinsterer die betreffende Correspondenz (p. 4*—76*) ebenfalls abdrucken lassen.

vor März 1617 nicht mehr zusammenkamen, so dafs also das betreffende Bittgesuch der Kontraremonstranten unerledigt blieb. Der Magistrat hatte zwar die Thüren des von ihnen gemieteten Gebäudes zunageln lassen (8. Januar 1617), aber der Buchhalter von Moritz, Enoch Much, stellte ihnen sein Haus zur Verfügung. Jetzt bekam die Sache doch ein anderes Aussehen, die Machthaber im Haag wufsten nun, woran sie mit Moritz waren, und am 13. Januar fand auf Veranstaltung des Staatenausschusses (gecommitteerde Raden) eine Konferenz statt, in der aufser den zwei ältesten Mitgliedern des hohen Rats, des Hofes von Holland und der Rechenkammer auch alle im Haag anwesenden Edlen, die Mitglieder der Staaten waren, und der Magistrat der Stadt erschienen; der Statthalter war ebenfalls gebeten worden, den Beratungen beizuwohnen. Als er um seine Ansicht über die Lage befragt wurde, liefs er statt der Antwort die Protokolle der Staaten von Holland holen und die Stelle aufschlagen, die seine Erhebung zum Statthalter (1586) enthielt. Als der Eid vorgelesen wurde, durch den er und die Staaten verpflichtet waren, die reformierte Religion zu schützen, sagte er mit fester Stimme: „Diesen Eid werde ich halten und diese Religion handhaben, so lange ich lebe!“ Als ihn Oldenbarnevelt fragte, ob man denn die Predikanten öffentlich predigen lassen wolle, dafs das eine Kind zur ewigen Verdammnis, das andere zur Seligkeit geboren sei, meinte Moritz, dafs diese Lehre nicht so widersinnig sei, wenn sie auch gepredigt werde. Der Advokat suchte das Gespräch mit der Bemerkung abzubrechen, dafs er kein Theolog sei, aber Moritz erwiderte kurz: „Das bin ich auch nicht, lafst deshalb die Theologen sich versammeln, die Synode zusammenkommen und die Frage entscheiden, dann sind wir sie los.“ Dem energischen Auftreten des Statthalters hatten es die „Dreckgeusen“ denn auch zu danken, dafs ihnen die Spitalkirche überlassen wurde, die bis jetzt der englischen Gesandtschaft

zur Abhaltung ihres Gottesdienstes gedient hatte; dieselbe zeigte sich aber bald als ungenügend und viel zu klein. Auf wiederholtes Drängen hatte sich der Magistrat endlich entschlossen, die Klosterkirche, die damals als Geschützgießerei diente, zu ihrem Gebrauche einrichten zu lassen. Man scheint jedoch den Umbau nicht besonders beschleunigt, ihm vielleicht Schwierigkeiten in den Weg gelegt zu haben, die Kontraremonstranten wurden ungeduldig, und nachdem sie beinahe ein halbes Jahr gewartet hatten, nahmen sie am 9. Juli, an einem Sonntag, gewaltsamen Besitz von der Kirche, Rosäus hielt eine Predigt und taufte drei Kinder auf die Namen: Wilhelm, Moritz und Heinrich. Vierzehn Tage später — am 23. Juli — begab sich Moritz mit großem Gefolge nach der Klosterkirche, er war begleitet von seinem Vetter Wilhelm Ludwig, der aus Friesland gekommen war, das Gefolge der beiden Statthalter bestand aus den vornehmsten Personen ihrer Hofhaltung und aus dem Stabe von Moritz, alle zu Pferd. Als er über die Zugbrücke ritt, welche über den seitdem gedämmten Graben führt, der den Binnenhof von dem Buitenhof trennte, und als er sich durch die Gevangenpoort dem herrlichen Kneuterdyk entlang nach dem Voorhout begab, folgte ihm eine unabsehbare Menschenmenge, und es war, als ob der ruhmgekrönte Feldherr ins Feldlager wegritt, um neue Lorbeeren zu erwerben. Die Klosterkirche erhielt von dieser Zeit an den Namen Prinzenkirche. Damit hatte der Statthalter in dem religiösen Streit öffentlich und entschieden Stellung genommen, er war nunmehr das Haupt der Kontraremonstranten und der Vertreter der Generalität gegen die Staaten von Holland; um ihn scharten sich jetzt alle dem Advokaten feindlichen Elemente, und das Land war in zwei große gegnerische Lager unter Anführung von Moritz und Oldenbarnevelt getrennt. Jeden Sonntag beim Kirchgang musterten beide Parteien ihre Kräfte: mit dem Advokaten gingen Louise de Coligny

und der Bruder von Moritz, sowie die Anhänger der Staaten in die Hauptkirche, während den Statthalter eine Schar Höflinge und niederes Volk, aber auch eine Reihe einflufsreicher und angesehener Personen nach der Prinzenkirche begleiteten. Die Aussicht auf eine gütliche Beilegung des Streites war so gut als verschwunden.

Man erzählt, Oldenbarnevelt habe nach der gewaltsamen Besitzergreifung der Klosterkirche die Absicht gehabt, vier der Rädelsführer nachts verhaften und mit Tagesanbruch enthaupten zu lassen, worauf dann dem durch Glockengeläute zusammengerufenen Volke verkündet werden sollte, dafs diese Leute wegen Meuterei zum warnenden Exempel gestraft worden seien; der Plan sei übrigens an dem Widerstand einiger Ratsherren gescheitert [1]. Wie dem auch sein möge, die Antwort Oldenbarnevelts und der Staaten von Holland folgte dem Attentat vom 9. Juli und der Demonstration des Statthalters am 23. auf dem Fufse: am 4. August 1617 erschien die „scharfe Resolution“ (scherpe resolutie). Dieselbe ermächtigte die Städte, in welchen Unruhen zu befürchten waren, Kriegsvolk zu werben und in ihren besonderen Eid zu nehmen („waardgelders“); ferner wurde dem hohen Rat und dem Hofe von Holland verboten, Klagen der Bürger in religiösen Angelegenheiten gegen die Magistrate anzunehmen, und endlich wurden die von Holland besoldeten Truppen verpflichtet, bei etwaigem Aufruhr nur den Regenten ihrer Garnisonsplätze auch „trotz anderer Befehle“ — natürlich der ihres Oberbefehlshabers Moritz — zu gehorchen, widrigenfalls sie sonst augenblicklich abgedankt werden sollten. Der Prinzessin-Witwe, sowie ihrem Sohne Friedrich Heinrich und dem Statthalter wurde dieser Beschlufs offiziell angezeigt, ja dem letzteren gegenüber die Erwartung ausgesprochen, dafs er die Hand

1) Triglandt, Kerk. Gesch. p. 908, und v. d. Kemp IV, 46. 200.

zur Ausführung der von den Staaten getroffenen Maſs-regeln bereitwillig bieten werde.

Es war in der That eine schmähliche Ironie, die Mitwirkung des Statthalters zur Ausführung eines Beschlusses, dessen Spitze gegen ihn und seine Anhänger gerichtet war, anzurufen. Die den von Holland besoldeten Truppen zugegangene Weisung, nur von den Regenten Befehle anzunehmen, wenn der Religionsstreit ihre Einmischung nötig machte, stand einer Absetzung des Statthalters vom Oberbefehl über die Truppen von Holland gleich, die ihm doch den Eid der Treue geschworen hatten. Die Verwirrung war grenzenlos, und ein Brief, den Carleton [1]) um diese Zeit an seinen Hof schrieb, giebt ein anschauliches Bild der auf beiden Seiten entfesselten Leidenschaften, der gegenseitigen Vorwürfe und Beschuldigungen und des geradezu tödlichen Hasses zwischen Moritz und Oldenbarnevelt; beide beschuldigten einander der unersättlichsten Herrschsucht, und mehr als je war der Statthalter überzeugt, daſs der Advokat im geheimen Einverständnis mit Spanien stehe. In den Staaten von Holland war es bei der Beschluſsfassung über die scharfe Resolution zu äuſserst turbulenten Scenen gekommen, die kontraremonstrantische Minderheit, angeführt von Reinier Pauw, dem Bürgermeister von Amsterdam, protestierte gegen die Mehrheit, und zwischen letzterem und Oldenbarnevelt kam es zu persönlichen Beleidigungen. Die Gerichtshöfe nahmen die Klagen der gestraften und verbannten Bürger gegen die Regenten an [2]), und es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daſs der Statthalter gegen den die Truppen von Holland betreffenden Teil der scharfen Resolution eben-

1) Carleton II, 66. 89, und bei v. d. Kemp IV, 58.

2) „Stukken betreffende de bevoegdheid der hoven van Justitie tegen de uitspraken der stedelyke magistraat", p. 93, und „Deductie van het provinciaal hof en van den Hoogen raad over het appel van burgers van vonnissen der schepenbank", p. 123, in der Zeitschrift vom „Historisch Genootschap" (Jahrg. 1871).

falls protestierte. Denn mit dem rücksichtslosen Vorgehen Oldenbarnevelts waren auch die Vorstellungen und Warnungen aus Leeuwarden dringender geworden, und gegen das Ende des Jahres kam Wilhelm Ludwig wieder nach dem Haag, um seinem Vetter mit Rat und That beizustehen [1]).

Die bewaffnete Macht der Republik, die gröfstenteils aus angeworbenen Fremden bestand, war in der Hand von Moritz, dem Statthalter von fünf Provinzen, und dieser hatte dem Advokaten deutlich genug erklärt, dafs er niemals erlauben werde, die Garnisonen gegen die Kontraremonstranten zu verwenden. Auf die Schutteryen, die gröfstenteils kontraremonstrantisch waren, konnten sich die Regenten bei einem Aufruhr ebenfalls nicht verlassen, es blieb also der staatischen Partei nichts übrig, als eine eigene, nur ihr vereidete bewaffnete Macht auf die Beine zu stellen, und die Anwerbung von Waardgelders war die Folge. Dieser Plan war von Oldenbarnevelt sehr reiflich überlegt worden. Der Kern des Heeres, zwei französische Regimenter, die vertragsmäfsig von Frankreich besoldet werden mufsten, waren wegen Erschöpfung der französischen Finanzen unbezahlt geblieben, und Holland hatte den Sold vorgeschossen. Oldenbarnevelt gedachte deshalb diese Truppen abzudanken und mit dem so ersparten Gelde Waardgelders zu unterhalten und auf diese Weise ein besonderes Heer für den Dienst der Staaten von Holland anzuwerben. An die Spitze desselben gedachte er den jungen Friedrich Heinrich, der eifrig remonstrantisch gesinnt war, also den Bruder gegen den Bruder, zu stellen. Aber zur Ausführung des Planes war mehr Zeit nötig, als den Staaten von Holland gelassen wurde [2]).

Verschiedene Städte, wie Haarlem, Gouda, Schoon-

1) „Archives“, II. Serie, II, 532. 534. 536. 539. 540.

2) Fruin im Gids 1858, II, 311 und die Anmerkung auf Seite (840).

hoven, Hoorn, Rotterdam nahmen indessen Waardgelders an, ihre Anzahl belief sich in Holland auf 1800, in Utrecht auf 600, wogegen Moritz unerwartet in den Briel Besatzung legte, um diese militärisch wichtige Stadt zu sichern. Mit gegenseitigen Klagen und Beschuldigungen ging das Jahr 1617 zu Ende, nachdem die Generalstaaten am 11. November mit einer Stimme Mehrheit — Zeeland, Gelderland, Groningen, Friesland gegen Holland, Utrecht und Overyssel — beschlossen hatten, im Laufe des folgenden Jahres eine nationale Synode abhalten zu lassen. Oldenbarnevelt, der sich selbst nach Utrecht begeben hatte, brachte hier zwischen acht holländischen remonstrantisch gesinnten Städten und den Provinzen Overyssel und Utrecht ein geheimes Bündnis zustande, um die provinziale Souveränität gegen jeden Angriff der Generalstaaten zu verteidigen und die Abhaltung der schon beschlossenen nationalen Synode zu verhindern. Aber auch Moritz hatte begriffen, daſs die Zeit des Handelns gekommen sei.

Mit Nymegen machte er den Anfang. Als die Stadt 1591 sich Moritz ergeben hatte, war in die Kapitulation die Bestimmung aufgenommen worden, daſs während der Dauer des Krieges die Wahl des Magistrates dem Statthalter überlassen sein sollte. Während des Bestandes hatte man davon keinen Gebrauch gemacht, aber jetzt begab sich Moritz in die sehr remonstrantisch und holländisch gesinnte Stadt und veränderte die Regierung in einer Weise, daſs er keinen Widerstand mehr zu befürchten hatte (18. Januar 1618) [1]. Das Hauptbollwerk der staatischen Partei war aber nicht Holland, wo der remonstrantischen Mehrheit eine achtunggebietende kontraremonstrantische Minderheit gegenüberstand, sondern Utrecht, und mit seiner Unterwerfung gedachten die Generalstaaten den Anfang zu machen. Seit einer Reihe von Jahren

1) Vgl. „L'Estat des troubles de Nymeges" und „Rapport van gecommitteerden van den stadhouder van Gelderland naar Nymegen" Hist. Genootsch., Jahrg. 1871, p. 52.

hatte sich hier Zündstoff genug angehäuft, und es war, als ob die Parteileidenschaften leicesterschen Andenkens noch in der Tiefe schlummerten und auf eine Gelegenheit zu neuem Ausbruch warteten. Die Zahl der Katholiken war in der Bischofsstadt noch sehr bedeutend, öffentliche Religionsübung aber war ihnen untersagt, Abschaffung verschiedener Privilegien, besonders des Monopols der Bierbrauerei und hoher Steuerdruck vermehrten die Erbitterung, die durch den remonstrantisch-kontraremonstrantischen Streit noch erhöht wurde. Daher gelang es auch einem ehrgeizigen Edelmann, Dirk Kanter, der früher einmal Bürgermeister gewesen war, mit Hilfe der orthodoxen Calvinisten und der Katholiken, denen er eine Kirche versprach, mit leichter Mühe sich der Gewalt zu bemächtigen, das Stadthaus zu besetzen und den Magistrat aufzulösen. Die Provinzialstaaten riefen die Hilfe der Generalstaaten an, und Moritz wurde mit Truppen in die Stadt geschickt, um die Unruhen zu dämpfen, aber Dirk Kanter wufste den Statthalter für sich einzunehmen und von der Gerechtigkeit seiner Sache dergestalt zu überzeugen, dafs dieser abzog und den Zustand liefs, wie er ihn vorgefunden. Die Generalstaaten, die den sezessionistischen Charakter der Bewegung richtig durchschauten, waren aber nicht gesonnen, ungestraft die Union verhöhnen zu lassen, sie sandten Friedrich Heinrich mit einem Heere vor die Stadt, mit dem Auftrag, sich um jeden Preis derselben zu bemächtigen. Katholische Geistliche nahmen selbst die Spate in die Hand, um an den Verschanzungen zu arbeiten, allein man öffnete schliefslich doch die Thore (6. April 1610), der katholisch-calvinistische Magistrat wurde abgesetzt, und eine arminianische Regierung trat an seine Stelle. Wie man sieht, war in Utrecht der Boden für politische und religiöse Zwistigkeiten gut vorbereitet, die sich denn auch in den folgenden Jahren üppig entwickeln konnten [1]). Am 12. Juli 1618

1) Vgl. Brill, Fortsetzung von Arend, III. 2, p. 420 sqq.

erklärten die Generalstaaten die Anwerbung der Waardgelders für ungesetzlich und schädlich, am 23. Juli sandten sie eine Deputation aus ihrer Mitte mit dem Statthalter an der Spitze in die Stadt, um dieselbe zu überreden, diesem Beschlufs Folge zu leisten und in die Abhaltung der Synode zu willigen. Wie vorauszusehen war, blieben die Staaten von Utrecht hartnäckig, zum Überflufs waren Hugo Grotius, der Pensionär von Rotterdam, und Hoogerbeets, der Pensionär von Leiden, im Auftrage Oldenbarnevelts selbst nach Utrecht gegangen, um die Stadt in ihrem Widerstande zu bestärken. Als gütlicher Zuspruch nichts half, vielmehr die Abdankung der Waardgelders und die Synode rundweg abgeschlagen worden waren, erschien Moritz am 31. Juli früh 3½ Uhr mit der Garnison auf dem Markte, liefs alle Zugänge zu demselben besetzen und forderte die wachehabende Compagnie Waardgelders auf, alsbald die Waffen zu strecken. Dies geschah, und auch die anderen fünf Compagnieen wurden entwaffnet, da sie nicht den Mut hatten, sich mit den Truppen von Moritz zu messen. Zugleich wurde der Magistrat verändert, und die Kontraremonstranten erhielten eine Kirche und das Recht freier Religionsübung.

Mit dieser einzigen energischen Mafsregel war das ganze System Oldenbarnevelts über den Haufen geworfen, und Holland stand machtlos der Generalität gegenüber. Überall wurden die Waardgelders widerstandslos abgedankt, und da inzwischen auch Overyssel für die Synode gewonnen war, stand Holland isoliert, und es schien selbst gegen letztere keine weitere Opposition mehr machen zu wollen.

Alles hätte jetzt noch gütlich beigelegt und eine Versöhnung der Parteien zustande gebracht werden können. Wenn Oldenbarnevelt, dessen Politik doch eine Niederlage erlitten, sich jetzt hätte entschliefsen können, vom Schauplatze abzutreten, dann hätte er seine letzten Tage ruhig verleben können. Denn auch Moritz war mit dem er-

reichten Resultat vollständig zufrieden, und nicht der geringste Anhaltspunkt ist für die Annahme vorhanden, daſs er es auf die vollständige Vernichtung seines Gegners abgesehen hatte. Aber die Staaten von Holland hatten sich vom ersten Schrecken bald wieder erholt, der Widerstand gegen eine Synode erhob aufs neue sein Haupt, sie wollten dieselbe zwar bewilligen, aber freilich unter der alten Bedingung, daſs ihr Hauptzweck die Vereinigung und Versöhnung der streitenden kirchlichen Parteien sein solle. In den Staaten erhoben sich sehr gereizte Diskussionen, die Generalstaaten muſsten befürchten, daſs das bisher Erreichte wieder in Frage gestellt werden konnte, und so entschloſs sich endlich Moritz zur Ausführung des Staatsstreiches, zu dem ihn seine Anhänger schon lange zu überreden gesucht hatten. Er lieſs sich von den anwesenden Vertretern der Generalstaaten eine geheime Vollmacht geben, zu thun, was er für das Wohl des Landes nötig erachte, und auf Grund dieses „videant consules“ wurde Oldenbarnevelt — der von verschiedenen seiner Anhänger gewarnt und aufgefordert worden war, den Haag schleunigst zu verlassen und sich in eine ihm ergebene Stadt zurückzuziehen — am 28. August 1618, als er sich in die Sitzung der Staaten von Holland begeben wollte, verhaftet. Dasselbe Los traf Hugo Grotius und Hoogerbeets, sowie Ledenberg, der hauptsächlich den Widerstand in Utrecht organisiert hatte. In den Staaten von Holland herrschte eine feierliche Stille, als Oldenbarnevelts Gefangennehmung bekannt wurde; „man hat uns unseres Hauptes, unserer Zunge und unserer Hand beraubt“, sagte ein Mitglied, „fortan können wir nichts weiter thun als ruhig zusehen“. Die Generalstaaten nahmen in einem unter dem Volk zu verbreitenden Rundschreiben die volle Verantwortlichkeit für das Geschehene auf sich, Moritz machte eine Reise durch Holland und brachte in den bedeutenderen Städten, besonders in Leiden, Haarlem und Amsterdam, seine Parteigenossen in

die Magistratur und entfernte auch aus der Ritterschaft die Verwandten und Freunde Oldenbarnevelts. Was Hugo Grotius betrifft, so war er in der vordersten Reihe derer gestanden, welche die Politik Hollands mit Wort und Schrift verteidigt hatten, Rotterdam, dessen Pensionär er war, hatte sich durch strenge Handhabung der Plakate besonders ausgezeichnet, das berüchtigte Plakat von Schieland wurde ihm zugeschrieben, und den Widerstand Utrechts gegen Moritz und die Generalstaaten hatte er persönlich geleitet. Dafs also auch er in den Fall Oldenbarnevelts gezogen wurde, versteht sich von selbst [1]).

III.

Am 7. März 1619 begann der Prozefs Oldenbarnevelts, nachdem vonseiten Frankreichs sowohl durch du Maurier, den ordentlichen, als Boisisse, den aufserordentlichen Gesandten, wiederholte Anstrengungen gemacht worden waren, um die Freilassung des Gefangenen zu erwirken. Da kein Gerichtshof bestand, der von der Generalität ressortierte, — denn in der Utrechter Union (art. 21) war nur für den Fall, dafs zwischen den einzelnen Provinzen sich Differenzen erhoben, Vorsorge getroffen —, so wurde eine Spezialkommission von 24 Richtern niedergesetzt, Holland stellte davon zwölf, die anderen Provinzen jede zwei, als Fiskale fungierten Leeuwen aus Utrecht, Sylla aus Gelderland und Anthonie Duyk, der frühere Staatenkommissär im Heere von Moritz. Oldenbarnevelt bestritt zwar von Anfang an die Kompetenz seiner Richter, da er kein Unterthan der Generalität, sondern der Diener der Staaten von Holland sei, und dann machte er das jus de non evocando geltend, das von jeher in der Republik geachtet

1) v. d. Kemp IV, 60 sqq. Brandt, Historie van de rechtspleging p. 1 sqq.

worden sei, und nach welchem niemand vor ein anderes Gericht als das seiner Provinz und seiner Stadt gestellt werden könne; allein die Anklage lautete auf Hochverrat, nicht gegen eine einzelne Provinz, sondern gegen die gesamte Union. Aus diesem Gesichtspunkte erklärt sich auch die strenge Behandlung des Gefangenen, der seine Angehörigen nicht sehen und sprechen durfte und dem sogar jeder Rechtsbeistand verweigert wurde [1]).

Niemand dachte im Anfang an die Möglichkeit des bekannten blutigen Ausgangs. Wilhelm Ludwig selbst ermahnte jetzt zur Mäfsigung und warnte vor zu strenger Bestrafung Oldenbarnevelts und seiner Anhänger [2]). Er selbst machte noch einen Versuch, um den Advokaten zu retten; er begab sich mit Duyk zu Moritz, und hier wurde verabredet, dafs Wilhelm Ludwig sich scheinbar aus freien Stücken an die Witwe Wilhelms von Oranien wenden solle, um diese zu bestimmen, einen der Söhne Oldenbarnevelts zu sich kommen zu lassen, der dann für seinen Vater um Gnade bitten sollte. Es erfolgte dann zuerst eine Zusammenkunft zwischen Louise und der Frau van Groenevelt, des ältesten Sohnes von Oldenbarnevelt, aber die Angehörigen desselben erklärten sich einmütig dagegen; „keinen Schritt werden wir in diesem Sinne thun", erklärte die Schwiegertochter des Advokaten der Prinzessin Witwe, „und sollte es ihm auch den Kopf kosten". Wäre Wilhelm Ludwig im Haag geblieben, so hätte sein Einflufs auf Moritz höchstwahrscheinlich doch noch die blutige Katastrophe verhindert [3]). Dagegen nahm Oldenbarnevelts Familie gegen das Ende des Prozesses eine höchst herausfordernde Haltung an, sie beteuerte fortwährend die Unschuld des Gefangenen, ver-

1) Vgl. van den Bergh, Het proces van Oldenbarnevelt getoetst aan de wet, p. 27. 28.

2) „Archives", II. Serie, II, 564.

3) Brandt, Regtspleging, p. 166. 167.

langte nichts weiter als Recht und that im Gegenteil alles, um die Richter zu erbittern [1]).

Am 12. Mai 1619 wurde ihm endlich, nachdem er 60 Verhöre überstanden hatte, durch zwei Fiskale angezeigt, dafs er sich bereit halten solle, am folgenden Morgen sein Todesurteil aus dem Munde seiner Richter zu vernehmen, welches dann alsbald vollzogen werden solle. Am Morgen des Hinrichtungstages (13. Mai), früh um fünf Uhr, hatte du Maurier noch einen verzweifelten Versuch gemacht, vor den Generalstaaten zu erscheinen und Gnade für den Verurteilten zu erwirken. Der Advokat begab sich dann, von einem Geistlichen begleitet, nach dem Gerichtssaal, wo ihm sein Urteil vorgelesen wurde. Das Schafott war im Binnenhofe unmittelbar an der Stirnseite des Gerichtssaales aufgeschlagen worden, so dafs er nur wenige Schritte zu gehen und durch eine Thüre direkt auf dasselbe kommen konnte; er brauchte also keine Stufen hinanzusteigen. Auf seinen Stab gestützt, richtete der 72jährige Mann die Blicke auf das Volk, und die bitteren Worte: „Das ist der Lohn für vierzigjährige, dem Lande bewiesene Dienste!“ entfuhren seinen Lippen. Nachdem er gebetet und laut zu den Umstehenden die Worte gerufen hatte: „Männer, glaubt nicht, dafs ich ein Landesverräter bin, ich habe immer treu und aufrichtig wie ein guter Patriot gehandelt, und als solcher sterbe ich“, rollte wenige Augenblicke darauf sein greifses Haupt in den Sand. Auf Befehl des Statthalters waren alle Fenster seiner Wohnung, von der man auf den Richtplatz sehen konnte, dicht verschlossen, und keiner, der seine Livree trug, durfte an diesem Morgen seine Wohnung verlassen. Die Erzählung, dafs Moritz aus einem Fenster seines Palastes mit einem Fernglas die Hinrichtung mit angesehen und bei dem Erscheinen Oldenbarnevelts die Worte gesprochen habe: „Seht ein-

1) „Archives“, l. c., p. 568.

mal den alten Hundsfott! Wie er zittert! Wie er sich vor dem Tode fürchtet!" — ist eine infame, aber von katholischen Geschichtsschreibern noch heute festgehaltene und verbreitete Verleumdung [1]).

Die Anklageakte — das sogen. „Intendit" — enthält 215 Artikel, und das Urteil ist weitläufig motiviert [2]). Sein Widerstand gegen die Synode, Verfolgung der Kontraremonstranten, die scharfe Resolution, sein Auftreten in Utrecht, Bestärkung der Magistrate in ihrem Widerstand, Außerkraftsetzung der Befugnis der Gerichtshöfe, Verleumdung des Statthalters, als strebe dieser nach der Souveränität, der neue vom Kriegsvolk geforderte Eid, der Mißbrauch, den er mit dem König von England getrieben [3]) — dies waren die Hauptbeschuldigungen, die als bewiesen angenommen wurden und auf Grund deren er verurteilt wurde. In einem am 19. Mai von den Generalstaaten an die Provinzialstaaten gerichteten Rundschreiben heißt es überdies: „uns ist von den Richtern eröffnet worden, daß ihm noch verschiedene Punkte zur Last gelegt worden sind, welche im Urteil nicht genannt

1) z. B. bei Nuyens, Algemeene geschiedenis des Nederlandschen Volks, 10. Teil.

2) Das Original der Anklageakte — Intendit — wurde erst im Jahr 1863 zurückgefunden und wurde vom Reichsarchivar L. Ph. C. van den Bergh im Jahr 1875 herausgegeben. Vgl. ferner den Anhang zu den „Verhooren", „Sententie, uitghesproken ende ghepronuncieert over Johan van Oldenbarnevelt". Ferner die „Verhooren" selbst, welche 1850 vom Historisch Genootschap in Utrecht herausgegeben wurden. 1875 gab dieselbe Gesellschaft heraus: „Verhaal der Gevangenschap van Oldenbarnevelt door syn Knecht Francken". Endlich G. Brandt, Historie van de regtspleging".

3) Man beschuldigte ihn, daß er dem Könige Briefe entlockt habe, die seine eigenen religiösen Ansichten ausdrückten, die Konzepte hatte er selbst geschrieben und an Caron gesandt, und als der König sie unterzeichnet und an die Generalstaaten adressiert hatte, verschwieg er diesen den wahren Ursprung derselben. Vgl. dazu van den Bergh, Intendit, Beilage IV, VI, VII.

sind, welche aber die Vermutung nahe legen, daſs er seine Blicke nach dem Feinde gerichtet habe“. In das Register der Staaten von Holland wurden die ihrer kunstlosen Einfachheit wegen ergreifenden Worte eingetragen: „Heute, Montag, 13. Mai 1613, wurde hier im Haag mit dem Schwerte auf einem dazu im Binnenhot vor den Treppen des groſsen Saales aufgeschlagenen Schafott hingerichtet Meister Johan van Oldenbarnevelt, im Leben Ritter, Herr von Berkel, Rodenrys u. s. w., Advokat von Holland und Westfriesland, aus den im Urteil und sonst ausgesprochenen Gründen, mit Konfiskation seiner Güter [1]), nachdem er dem Lande 33 Jahre, 2 Monate und 5 Tage (seit 8. März 1586) gedient hatte, — ein Mann von groſser Thätigkeit, Sorgfalt, Gedächtnis und Weisheit, ja einzig in allem. Wer steht, sehe zu, daſs er nicht falle! Gott sei seiner Seele gnädig! Amen.“ Während seiner Verhöre hatte sich Oldenbarnevelt mit Würde und Ruhe benommen, bewundernswürdig war die Schlagfertigkeit und sein enormes Gedächtnis, womit er alle Fragen aus dem Stegreife beantwortete.

Parteileidenschaft hat lange Zeit den Prozeſs und die Hinrichtung Oldenbarnevelts zu den schwersten Beschuldigungen gegen Moritz und die 24 Richter miſsbraucht. Länger als zwei Jahrhunderte ist die Darstellung von Hugo Grotius, Brandt und Wagenaar, also arminianisch und staatlich gesinnten Geschichtsschreibern, die allein maſsgebende gewesen, und selbst Macaulay nennt die Hinrichtung des Advokaten kurzweg einen Justizmord. Glaubt man in der That, daſs die 24 Richter, sämtlich durch persönlichen Haſs getrieben, einstimmig das Todesurteil ausgesprochen haben? Nur von einem einzigen, Reinier

1) Da Oldenbarnevelt auch wegen Hochverrats verurteilt wurde, so wurde auſser dem Todesurteil auch die Güterkonfiskation ausgesprochen. Vgl. van den Bergh, Het proces van Oldenbarnevelt. Schluſsbeilage.

Pauw, läſst sich behaupten, daſs er ein persönlicher Feind des Verurteilten gewesen ist, die andern waren angesehene, achtungswürdige Männer, die das „Schuldig" einstimmig aussprachen, während drei derselben sich zuerst gegen die Todesstrafe erklärten, schlieſslich aber doch der Majorität beitraten. Es ist merkwürdig, wie sich der Haſs der oldenbarneveltschen Partei fast ausschlieſslich gegen sie gewendet hat und unbewiesene, vollständig aus der Luft gegriffene Erzählungen über spätere Reue und unglückliches Lebensende derselben hat man gläubig angenommen und nacherzählt. Freilich haben sie durch die ihnen auferlegte Geheimhaltung selbst nicht wenig zu diesem für sie ungünstigen Urteil beigetragen.

Und Moritz? Aus dem Haſs, der unstreitig zwischen beiden bestand, hat man einfach gefolgert, daſs der Statthalter auf das blutige Ende seines Gegners mit berechnender Absichtlichkeit hingewirkt habe [1]). Daſs er bereit gewesen, Gnade zu erteilen, steht aber auſser allem Zweifel. Als Waläus, der dem Verurteilten geistlichen Zuspruch spenden muſste, am Tage vor der Hinrichtung zu Moritz kam, fragte ihn dieser mit Thränen in den Augen, ob Oldenbarnevelt nicht von Gnade gesprochen habe [2])?

1) Es wäre wahrlich ein Wunder gewesen, wenn Moritz auf Oldenbarnevelt nicht erbittert gewesen wäre, da dieser in sehr auffallender Weise seinen jüngeren Bruder begünstigte. Nicht Moritz, sondern dieser wurde nach Utrecht geschickt, um im Jahre 1610 die Unruhen zu dämpfen und an die Spitze des zur Eroberung Jülichs ausmarschierenden staatischen Heeres wollte Oldenbarnevelt zuerst nicht Moritz, sondern Friedrich Heinrich stellen. Als Moritz 1612 zum Ritter des Hosenbandordens ernannt war, machte der Advokat Schwierigkeiten, die Annahme zu gestatten, obwohl es bekannt war, daſs fremde Fürsten von den durch die Ordensstatuten geforderten Verpflichtungen gegen den König und die englische Kirche dispensiert waren, und der englische Gesandte dies auch ausdrücklich versichert hatte. v. d. Kemp III, 85 ff. 92. 93. 242.

2) v. d. Kemp IV, 126. 127.

Die weitere Beschuldigung, der Statthalter habe in dem Sturz seines Gegners das Mittel gesehen und gesucht, um sich der begehrten Souveränität zu bemächtigen, ist mit Rücksicht auf das darauf folgende apathische Verhalten desselben ebenfalls nicht haltbar, denn die Dinge blieben auch nach Oldenbarnevelts Sturz so, wie sie waren.

Wenn man vom Standpunkt des damaligen Staatsrechts den Prozeſs betrachtet, so leidet es gar keinen Zweifel, daſs das formelle Recht vollständig aufseiten Oldenbarnevelts war. Er hatte nach dem Willen seiner Meister, der Staaten von Holland, regiert, und die Anwerbung der Waardgelders war ein altes, schon früher angewendetes Recht der Städte; ebenso wenig war seine Einmischung in die Angelegenheiten Utrechts anzufechten, da es keiner Provinz verboten war, in ein näheres Verhältnis mit einer andern zu treten; anderseits hatte Moritz bei der gewaltsamen Abdankung der Waardgelders und der Säuberung der Magistrate seine Befugnis überschritten und sich einer revolutionären That schuldig gemacht; es war ein Staatsstreich in der vollsten Bedeutung des Wortes.

Und damit ist auch der Standpunkt gegeben, auf den man sich bei der Beurteilung des Prozesses allein stellen kann. Derselbe war ein politischer, und die Gefangennehmung muſste notwendigerweise zur Verurteilung führen. Dies war auch der Grund, weshalb sich Ledenberg schon am 29. September 1618 im Gefängnis entleibte. „Ich weiſs“, schrieb er vor seinem Tode, „daſs man in meiner Person ein Beispiel statuieren, daſs man mich gegen meine Freunde als Zeugen aufrufen, daſs man mich foltern wird, um mich des Widerspruchs und der Lüge zu überweisen und dann ein entehrendes Urteil auszusprechen; denn es müssen Gründe angegeben werden, um meine Gefangennahme zu rechtfertigen. Um dies zu verhindern, will ich mich auf dem kürzesten Wege zu Gott begeben, denn einen Toten kann man nicht mehr verurteilen.“

Zwei staatsrechtliche Prinzipien bekämpften einander, das oligarchische, gegründet auf die Souveränität der Provinzen und das zentralisierende, nach der Stärkung der Union auf Kosten der Provinzen strebend. Beurteilt man von letzterem Standpunkt aus die Handlungen des Advokaten, dann war er schuldig; er selbst sagte: „ich will die Richter nicht beschuldigen, aber ich bin in einer Zeit verurteilt, wo andere Maximen im Staate gelten, als die, worin ich gelebt habe“; aber Moritz konnte ebenfalls mit Recht behaupten, dafs der Advokat diese Maximen im Staate nicht vorgefunden, sondern einzuführen versucht habe. Aber bei einem zu so hervorragender Stellung berufenen Staatsmann war es nach der paradoxen Klimax der diplomatischen Terminologie nicht nur ein Verbrechen, sondern ein Fehler, das Auge vor den veränderten Zeitverhältnissen und den Forderungen der Gegenwart zu verschliefsen, er mufste wissen, dafs die anderen Provinzen nicht Willens waren, sich den Übermut und die Herrschsucht Hollands [1]) länger gefallen zu lassen, und die eindringliche Mahnung der Demonstration mit der Prinzenkirche liefs er mit stolzer Vornehmheit an sich vorbeigehen. Also nicht eine Art von Kabale hat Oldenbarnevelt zu Fall gebracht, sondern der Sturz der oligarchischen Regierung, die er gestützt und gefördert hat. Das Volk, das überdies in seinen religiösen Anschauungen durch seine Politik gekränkt war, hat den zähen, unerschütterlichen Verteidiger und Vorkämpfer der Aristokratie gestürzt, und Moritz hat nur gethan, was die über-

1) Als der Fiskal Duyk dem gefangenen Hoogerbeets zu Gemüt führte, dafs die Angeklagten mit der Regierung nach Belieben gespielt hätten, indem sie behaupteten, dafs die Generalstaaten in Holland keine Macht hätten, dafs sie aber ganz anderer Meinung gewesen waren, als man in Groningen ein Kastell bauen wollte, — wufste Hoogerbeets nichts anderes zu antworten, als dafs zwischen der Provinz Groningen und Holland ein grofser Unterschied wäre! Brandt, Rechtspleging, p. 450.

grofse Mehrheit desselben verlangt hat, und es ist deshalb absurd, wenn man Oldenbarnevelt zu einem Helden und Märtyrer der Volksfreiheit stempeln will, wie in späterer Zeit geschehen ist. Von Schuld oder Unschuld nach gewöhnlichen Rechtsbegriffen kann hier nicht die Rede sein, es war eine Machtfrage, die wie bei allen erbitterten Parteikämpfen nur durch die Demütigung oder Vernichtung der unterliegenden Partei entschieden wird. Dies war es auch, warum sich Oldenbarnevelt beharrlich weigerte, um Gnade zu bitten, denn ein Gnadengesuch hätte ein Schuldbekenntnis involviert, dann wäre zwar sein Leben geschont worden, aber er und seine Partei wären entehrt und moralisch vernichtet gewesen. Ganz derselbe Prozefs, nur in umgekehrter Richtung, hatte sich 1587 in Leiden abgespielt: damals büfsten Pescarengis und Maulde für das Attentat auf die Souveränität der Provinz, und wenn man die Hinrichtung Oldenbarnevelts einen Justizmord nennen will, so mufs man dies konsequenterweise auch bei dem durch Oldenbarnevelts Bemühungen zu einem Hochverratsprozefs gestempelten Vorfall in Leiden thun.

Aber dennoch beschleicht uns ein Gefühl der tiefsten und innigsten Wehmut, wenn man an das tragische Ende des grofsen Staatsmannes denkt, und es wird stets ein dunkler Punkt im Leben von Moritz bleiben, dafs er den Mann, der seinem Vater treu gedient, der mit wunderbar sicherer Hand die Republik an den gefährlichsten Klippen vorbeigeführt und der ihn selbst zum Statthalter erhoben hat, nicht gerettet hat. Dies ist auch der Grund, dafs die Nachwelt das Andenken des Advokaten auf seine Kosten verherrlicht hat, und dafs sie vergessen konnte, dafs Oldenbarnevelts Patriotismus schliefslich in Parteileidenschaft, das Bewufstsein seiner hohen Talente in Stolz und Herrschsucht und seine Willenskraft in Halsstarrigkeit ausgeartet ist [1]). Und dennoch war sein Sturz ein Segen

1) Sicher ist es, dafs jedesmal, wenn etwas Wichtiges behandelt wird, das ihm nicht gefällt oder das er nicht befördern will, er

für die Republik, die bei seinem längeren Anbleiben den zentrifugalen Kräften preisgegeben, dem Untergang verfallen wäre; er war aber auch ein Segen für den Protestantismus: denn hätte Oldenbarnevelts Politik gesiegt, dann wäre der Bestand höchstwahrscheinlich verlängert worden [1], Spanien hätte Gelegenheit gehabt, seine Kräfte auf die Unterstützung seines österreichischen Bundesgenossen in Deutschland zu konzentrieren und dann nach der Unterdrückung des Protestantismus über die Republik herzufallen, deren Kräfte einem so wuchtigen Anfall dann kaum gewachsen gewesen wären. Aber eben darin liegt der unendlich tragische Charakter des Schicksals von Oldenbarnevelt, daſs er durch eigene Schuld und im richtigen Augenblick vom Schauplatz abtreten muſste. Aber er hat in Treue und gutem Glauben gehandelt, und von der Schuld, in verräterischen Unterhandlungen mit Spanien gestanden zu haben, von der Moritz und seine Richter vollständig überzeugt waren, hat ihn die Nachwelt glänzend freigesprochen. Als Staatsmann hielt er es für seine Pflicht, den Eifer religiöser Fanatiker zu zügeln, er hatte gesehen, wie das Treiben von Dathenus und seiner Gesinnungsgenossen Flandern für immer der Sache der Reformation entfremdet hatte, und nach seiner innigsten Überzeugung muſste eine Wiederholung der Vorgänge in Utrecht und Leiden, wie sie sich daselbst unter dem Einfluſs der flandrischen Exulanten abgespielt hatten — man nannte dies „flandrisieren“ —, um jeden Preis vermieden werden.

Was die andern Gefangenen, Hugo Grotius und Hoogerbeets betrifft, so wurden beide zu lebenslänglicher

zuhause bleibt und sagen läſst, daſs er krank sei.“ Suriano am 25. Juli 1617.

1) Ein sicherer Beweis dafür existiert übrigens nicht. Als Diener der Staaten von Holland hätte er für eine Verlängerung eintreten müssen. Wie aber, wenn Heinrich IV. noch gelebt und seinen Plan gegena Österreich-Spanien zur Ausführung hätte bringen können?

Gefängnisstrafe verurteilt und nach Loevestein gebracht, von wo der erstere später auch die bekannte romantische Weise in einer Bücherkiste entkam, sich nach Paris begab, wo er später schwedischer Gesandter wurde und endlich in Rostock starb [1]), während Hoogerbeets erst nach dem Tode von Moritz seine Freiheit zurückerhielt. Im Jahr 1623 hatte der Prozefs Oldenbarnevelts aber noch ein trauriges Nachspiel: zwei seiner Söhne wollten den Tod des Vaters durch Ermordung des Statthalters rächen, das Komplott wurde entdeckt, der eine entfloh, aber der andere wurde ergriffen und enthauptet. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Oldenbarnevelts Witwe, die beim Statthalter um Gnade für ihren Sohn bat, diesem auf die Frage, warum sie jetzt für ihren Sohn bitte, während sie sich früher geweigert habe, dasselbe für ihren Mann zu thun, die Antwort gab: „Mein Mann war unschuldig, aber mein Sohn ist schuldig!“

Noch ehe die nationale Synode in Dordrecht zu Ende gegangen (13. November 1618 — 1. Mai 1619) war, war Oldenbarnevelts Haupt gefallen. Unter dem Präsidium von Bogerman aus Leeuwarden waren 180 Sitzungen gehalten worden, 58 Niederländer und 28 ausländische Theologen aus England, Schotland, der Pfalz, Hessen, der Schweiz, Nassau, Ostfriesland und Bremen waren erschienen, während in Frankreich den reformierten Kirchen die Absendung von Deputierten nicht gestattet worden war. Der Heidelberger Katechismus wurde als Grundlage des Glaubensbekenntnisses angenommen oder vielmehr beibehalten und zugleich der Auftrag zur Über-

1) Vgl. Fruin, Hugo de Groot en Maria Reigersbergh, im Gids 1858. Grotius besafs einen nichts weniger als achtenswerten Charakter, der namentlich während seines Prozesses deutlich zutage trat. „Hier seht ihr den Kopf von Hugo Grotius“, sagte Moritz, auf den Wetterhahn eines Turmes weisend, zu denen, die ein gutes Wort für ihn einlegen wollten.

setzung der Bibel gegeben (Staatenbibel). Am 24. April 1619 wurde die remonstrantische Lehre feierlich verurteilt, wodurch etwa 200 Predikanten abgesetzt wurden; Konventikel der Remonstranten wurden verboten, und die Kontraremonstranten gaben jetzt ihren Gegnern durch unerhörte Verfolgungssucht die früheren Unbilden und Demütigungen reichlich zurück. Man kann dies bedauern, aber nicht unnatürlich finden. Während der Synode hatten sich die Remonstranten sehr herausfordernd benommen, in verschiedenen Städten waren aufs neue Unruhen ausgebrochen, und man hielt sogar das Leben des Statthalters für bedroht; und darin lag auch zu einem guten Teile die Ursache der unerbittlichen Strenge der oldenbarneveltschen Richter. Überdies sah nicht nur das Volk, sondern auch der tiefer blickende Teil der Protestanten im Remonstrantismus die Annäherung und den Übergang zum Katholicismus; da wo der Arminianismus die unbestrittene Herrschaft gehabt hatte, wie in Rotterdam und Utrecht, waren auch die meisten Katholiken, und diese standen durchweg mit den Remonstranten auf sehr gutem Fuſse und unterstützten sie in ihrem Kampfe gegen die Kontraremonstranten. Den besten Beweis für die Richtigkeit dieser Anschauung kann man am Beispiel von Hugo Grotius, einem der Wortführer der Arminianer, sehen. So wenig als Erasmus hatte er Zweck und Wesen der Reformation begriffen, noch am ehesten fühlte er sich zur bischöflichen Kirche von England hingezogen, die, in der Mitte zwischen beiden Konfessionen stehend, deshalb auch beide in ihrem Schoſse wieder vereinigen konnte. Und in der That hat die katholische Kirche später auch den berühmten Gelehrten für sich in Anspruch genommen, wiewohl feststeht, daſs sowohl in Brüssel als in Paris alle Konvertierungsversuche bei ihm fehlschlugen [1]).

1) Vgl. Broere, De terugkeer van Hugo de Groot tot de

Die Synode von Dordrecht schuf wenigstens, wie man auch sonst über ihre Beschlüsse denken mag, ein einheitliches, die sieben Provinzen fester umschlingendes Band, und statt die Intoleranz und den Glaubenseifer der Predikanten zu schmähen, mufs man es gerade diesen Männern Dank wissen, dafs sie die eifersüchtigen Wächter und Hüter des protestantischen Charakters der Republik gewesen sind, denn „sie haben die Republik frei gepredigt“. Die Gelegenheit, der Union ein festeres Gefüge zu geben, hatte man unbenützt vorbeigehen lassen, Moritz hatte mit seinem Staatsstreich nur abgebrochen, nicht aufgebaut. Jetzt wäre es Zeit gewesen, die Union von Utrecht, deren Hauptmängel mehr in dem bestanden, was sie verschwieg, als in dem, was sie sagte, zu reformieren, Moritz zum Generalstatthalter und Generalkapitän der Union zu ernennen, einen Staatsrat mit starker und nötigenfalls gegen widerspenstige Provinzen mit zwingender Exekutivgewalt zu schaffen, einen obersten Generalitätsgerichtshof einzurichten und das verderbliche Quotensystem abzuschaffen. Aber nichts von alledem geschah, es blieb alles beim alten, Moritz erhob keinen Finger, um eine Vermehrung seiner Machtbefugnisse herbeizuführen. Hätte er zugegriffen und gethan, wozu ihn die Verhältnisse und seine Partei aufforderten, dann wäre der Republik eine Wiederholung dieses entsetzlichen Dramas nach Verlauf eines halben Jahrhunderts erspart geblieben.

Katholieke Kerk (1856) und die Gegenschrift: Diest Lorgion, „Het Katholicisme van Hugo de Groot“ (1857) und den Artikel im Gids 1858 I, von J. van Gilse: „Js Hugo de Groot roomsch geworden?“

Zweites Kapitel.

Auswärtige Verhältnisse während des Bestandes. Wiederbeginn des Krieges. Der Tod von Moritz.

I.

Des Zusammenhangs wegen mufsten die inneren Vorgänge in unabgebrochener Reihenfolge dargestellt werden, und es erübrigt nur noch, auf die Beziehungen der Republik zu den auswärtigen Mächten und ihren Anteil an den gleichzeitigen Verwickelungen in Europa hinzuweisen. Auch hier tritt Oldenbarnevelts Name wieder in den Vordergrund, und die diplomatische Thätigkeit, die er während des Bestandes entwickelte, zeigt den genialen Scharfblick des Staatsmanns, den wir bisher zu bewundern so reichlich Gelegenheit hatten, in noch viel strahlenderem Lichte; denn kaum einer seiner Zeitgenossen hat den Charakter und die verheerende Wirkung des Zündstoffes, der bald darauf einen Teil von Europa in Flammen setzte, so deutlich erkannt als er.

„Als die Völker vernahmen“, sagt Hugo Grotius, „dafs man dem mächtigsten König die Anerkennung der Unabhängigkeit und einen Teil Indiens abgerungen hatte, etwas, was man bis jetzt noch nicht erlebt und auch nicht für möglich gehalten hatte, ... begannen von dieser Zeit an Fürsten und Völker nach der Bundesgenossenschaft mit den Niederlanden zu streben.“ Mit einer Reihe von Gesandtschaften an verschiedene Höfe und Regierungen eröffnete denn auch die junge Republik ihr Auftreten als selbständiger Staat. Die Pflicht der Höflichkeit und Dankbarkeit verlangte dies in erster Linie gegenüber Frankreich und England [1]). Auf Heinrichs IV.

1) Die Staaten von Zeeland hatten das Recht, den Gesandten

Verlangen wurden Walraven von Brederode, van der Myle (Oldenbarnevelts Schwiegersohn) und van Maldere an den französischen Hof geschickt, um dem König im Namen der Republik für seine Unterstützung während des Krieges und seine Bemühungen beim Zustandekommen des Bestandes zu danken. Der vornehme, formelle Ton, den die Gesandtschaft anschlug, scheint den König etwas verstimmt zu haben, der als bisheriger Protektor der Republik es nicht ertragen konnte, von dieser nunmehr als ihresgleichen betrachtet und behandelt zu werden; dabei ärgerte es ihn, dafs die Gesandten die von ihm verlangten und erwarteten Vorschläge der Republik hinsichtlich ihrer Mitwirkung bei seinen nunmehr zur Reife gediehenen Planen nicht mitgebracht hatten, sie fragten ihn nur, ob er nicht geneigt sei, in eine nähere Verbindung mit England, der Republik und den protestantischen Fürsten zu treten. Er schickte deshalb Béthune nach dem Haag, wo die Staaten als die Bedingung ihrer Mitwirkung forderten, dafs der König den Unterhalt der im staatischen Dienste befindlichen französischen Truppen während des folgenden Feldzuges für seine Rechnung nehmen müsse; auch dies mifsfiel dem König, der die Staaten „Geizhälse“ und ihre Forderung einen „Beweis der Undankbarkeit“ nannte [1]). Nach England war zu demselben Zweck eine Gesandtschaft geschickt worden; die diplomatischen Beziehungen zwischen diesem und der Republik waren durch die Erhebung von Noël de Caron zum Range eines Ambassadeurs und die darauf erfolgte Ernennung Winwoods zum englischen Gesandten im Haag geregelt worden. Wie nicht anders zu erwarten stand, antwortete Jakob I.

für England zu ernennen; der für Frankreich wurde von Holland ernannt, wobei der Stadt Amsterdam das Präsentationsrecht zustand.

1) Gezantschaps-Verbaal der Heeren Walraven van Brederode, v. d. Myle en de Maldere naar Frankryk 1610. Hist. Genootschap. von Utrecht, Jahrg. 1871, p. 17 sqq.

auf die Einladung, an einem grofsen Bunde gegen Spanien und Österreich teilzunehmen, ausweichend oder vielmehr ablehnend; denn das Verhältnis der Republik zu England war und blieb ein gespanntes, nicht nur wegen der in ersterer herrschenden kirchlichen Zwistigkeiten, die durchaus nicht nach dem Sinne Jakobs erledigt zu werden schienen, sondern noch mehr wegen der zwischen beiden Staaten bestehenden Handelseifersucht, die sich sowohl in der Beeinträchtigung der holländischen Häringsfischerei an den englischen Küsten, als auch in offenen Feindseligkeiten in Indien äufserte.

Interessant ist die Anbahnung eines näheren Verhältnisses zu Venedig. Schon im Jahre 1596 war Moresini in die Niederlande geschickt worden, um die Erlaubnis zum Einkauf von Getreide zu erhalten, und von dieser Zeit an datieren die aus der Interessensolidarität beider Republiken angeknüpften Beziehungen, die schliefslich in einer zwischen ihnen 1620 abgeschlossenen Allianz ihren natürlichen Ausdruck fanden. Denn in Italien war Venedig die einzige Macht, die den Anmafsungen der Kurie und den Machtgelüsten Spaniens nachdrücklich entgegentreten konnte, und Oldenbarnevelt war auch alsbald bereit, die Schwesterrepublik in ihrem Streite mit Paul V. (1605) thatsächlich zu unterstützen. Welchen Wert dies für die Niederlande hatte, kann daraus ersehen werden, dafs die spanischen Truppen, die schon Befehl erhalten hatten, von Mailand nach den Provinzen aufzubrechen, vorläufig blieben und dafs alle päpstlichen Vasallen, die im spanisch-niederländischen Heere dienten, schleunigst zurückgerufen wurden, so dafs Spinola wegen grofsen Mangels an Offizieren in seinen Bewegungen empfindlich gehindert wurde [1]. Nach Abschlufs des Be-

1) Vgl. de Jonge, Nederland en Venetie, p. 5—8. 14. Über Abschlufs der Allianz, sowie die ersten gegenseitigen Gesandtschaften vgl. p. 52—136 desselben Werkes.

standes war van der Myle als Gesandter der Republik nach Venedig geschickt worden, wo er vom Dogen mit groſser Auszeichnung empfangen wurde (Ende 1609); die Sendung Contarenis nach dem Haag war die Folge der Freundschaftsbezeugung, aber zu dem von den Staaten schon damals gewünschten Bündnis kam es noch nicht, weil die spanisch-päpstliche Partei in Venedig dagegen war und auch Heinrichs IV. Gesandter daselbst die Sache nicht unterstützte. Bezeichnend aber ist, daſs in der Folgezeit die staatischen Gesandten an allen Höfen bald in den Ruf gewandter und einfluſsreicher Diplomaten kamen [1]), und in der That sind ja heute noch sowohl die niederländischen Gesandtschaftsberichte, wie die Relazioni der venetianischen Ambassadeurs die reichsten Fundgruben nicht nur für den Quellenforscher und Kulturhistoriker, sondern auch für den Staatsmann und Diplomaten.

In wie meisterhafter Weise es Oldenbarnevelt verstand, die Verlegenheiten und Verwickelungen Spaniens mit anderen Staaten auszubeuten, beweist Marokko. Kaum hatte Spanien in dem daselbst (1608) ausgebrochenen Streit zwischen zwei Thronprätendenten für den einen derselben Partei ergriffen, um in Besitz einiger Plätze an der afrikanischen Küste gegenüber Gibraltar zu gelangen, als die Staaten sofort dem Gegner des von Spanien unterstützten Fürsten ihre Hilfe anboten. Von dieser wurde zwar kein Gebrauch gemacht, da der letztere schon vor der Ankunft der zwei zu seiner Unterstützung abgesandten niederländischen Kriegsschiffe seinen Zweck erreicht hatte, aber die Folge davon war doch, daſs der Kaiser von Marokko der Republik einen sehr vorteilhaften Handelsvertrag gewährte; wahrscheinlich hat dazu

1) „Traiter à la hollandaise“, hieſs es bald von der staatischen Diplomatie, die ihren Grundsatz, daſs Nehmen seliger sei als Geben, bei allen Verhandlungen auch unerschütterlich fest hielt. Bougeant, Hist. du traité de Westph. II, 43.

auch der Umstand beigetragen, daſs die Staaten etwa 150 maurische und türkische Sklaven, die ihnen 1604 bei der Eroberung von Sluis in die Hände gefallen waren, auf ihre Kosten nach Marokko hatte bringen lassen, „um Gunst und sicheren Handel bei diesen fernen Völkern zu gewinnen [1]).“ Dieser Vertrag war aber auſserdem noch wichtig durch die sich jetzt bietende Möglichkeit, um dem groſsartigen Seeräuberwesen im Mittelländischen Meere Einhalt zu thun, da sich der Kaiser verpflichten muſste, alle Gefangenen, die Bürger der Republik waren, sofort zu entlassen und zu verbieten, daſs fortan Gefangene aus den Provinzen in den Barbareskenstaaten verkauft würden. Einer der gefürchtetsten Corsaren in jener Zeit war Simon Danser aus Dordrecht, der allen Nachstellungen glücklich zu entgehen wuſste und den sowohl Spanien, als auch die Republik durch glänzende Anerbietungen in ihren Dienst zu ziehen gesucht hatten; er wurde aber in Paris ermordet.

Der natürlichste und gefährlichste Feind Spaniens und Roms im Mittelländischen Meere war die Türkei, und wenn der religiöse Standpunkt einzelner es bedenklich fand, offen für den unversöhnlichen Feind der Christenheit Partei zu ergreifen, so wies das Interesse der Republik von selbst auf die Notwendigkeit hin, in freundschaftliche Beziehungen zu einem Reich zu treten, das unter Umständen ein schätzenswerter Bundesgenosse werden konnte. Leicht war die Sache allerdings nicht, denn als die Staaten 1612 Cornelis Haga aus Schiedam nach Konstantinopel geschickt hatten, weigerte sich der Sultan, ihn als Gesandten eines unabhängigen Staates zu empfangen, da die Gesandten von England, Frankreich und Venedig, welche die drohende niederländische Handelskonkurrenz mit Recht fürchten mochten, ihm die Meinung beigebracht

1) van Meteren X, 418, wo der Wortlaut des Handelsvertrags sich findet.

hatten, dafs die Provinzen noch von Spanien abhängig seien. Aber Haga drang dennoch durch, er erhielt die verlangte Audienz, und im Juli 1612 kam ein Freundschafts- und Handelsvertrag zwischen dem Sultan und der Republik zustande, und die Niederländer, die bisher unter französischer Flagge die türkischen Häfen besucht hatten, konnten dies nunmehr unter ihrer eigenen thun, und Haga stellte dann auch alsbald in den levantischen Häfen Konsuln an. Aber ein dauerhafter Friede mit den afrikanischen Küstenstaaten war natürlich undenkbar. Im Jahre 1618 besiegte der Admiral Haultain eine türkisch-algierische Flotte von 36 Segeln, und algierische Schiffe nahmen in 13 Monaten (1620 und 1621) 143 niederländische Schiffe im Werte von 30 Millionen Gulden weg.

Derselbe Haga war einige Jahre vorher als Gesandter nach Schweden geschickt worden. Denn hier standen nicht minder wichtige Interessen der Republik auf dem Spiel. Sigismund III. von Polen machte Ansprüche auf den schwedischen Thron und die nach dem Tode von Boris Godunow in Rufsland herrschende Verwirrung schien ihm die Gelegenheit zu bieten, auch dieses Reiches sich zu bemächtigen, dem Katholicismus in demselben die Herrschaft zu sichern und dann mit Übermacht über Schweden herzufallen. Trat diese Befürchtung ein, dann mufste sich Sigismund auf Spanien stützen, und eine spanische Flotte konnte dann leicht in die Ostsee kommen und den niederländischen Getreide- und Holzhandel schädigen. Die Gefahr war noch gröfser, weil auch Dänemark sich zum Krieg gegen Schweden anschickte, der auch im April 1611 ausbrach. Durch die Sendung Hagas war der Weg zu weiteren Unterhandlungen mit Schweden gebahnt: Sommer 1610 erschien eine Gesandtschaft im Haag und bot ein Bündnis an, zu dem auch Frankreich und England eingeladen werden sollten. Die von Schweden verlangte Hilfe wurde zwar nicht gewährt,

dagegen bot die Republik ihre Vermittelung zwischen ihm und Dänemark an. Diese wurde aber von Christian IV. in schroffer Weise zurückgewiesen, sie stellte sich in der Folge überdies als unnütz heraus, da der Dänenkönig, vom Adel schlecht unterstützt, schon 1612 in den von Schweden angebotenen Frieden willigen mufste. Die staatische Gesandtschaft hatte denselben darauf aufmerksam zu machen gesucht, wie unnatürlich es sei, dafs unter den jetzigen Verhältnissen, wo Spanien und Österreich bereit ständen, das Schwert gegen den Protestantismus zu ziehen, zwei protestantische Fürsten einander feindlich gegenüberständen, statt sich an einander anzuschliefsen [1]. Dabei verlor aber die Republik ihren eigenen Vorteil keineswegs aus den Augen. Keine der zahlreichen Gesandtschaften ging nach dem Norden, ohne auf Abschaffung der Beschränkungen des Ostseehandels zu dringen, und die Gewährung von Subsidien wurde auch in der Regel von kommerziellen Zugeständnissen abhängig gemacht. Als feststehende Maxime galt es daher bei den Staatsmännern der Republik, dafs sich in der Ostsee Schweden und Dänemark einander die Wage halten mufsten und dafs keines sich auf Kosten des andern übermäfsig vergröfsern durfte. Die Entstehung einer Ostseegrofsmacht wäre der Todesstofs für den Ostseehandel gewesen; daher kam die Republik dem von Schweden bedrängten Dänemark zuhilfe, und sie scheute in der Folge keine Mühe und Kosten, um bei allen in der Ostsee ausgebrochenen und ihren Handel bedrohenden Verwickelungen die Vermittlerrolle zu spielen.

Von welcher Seite man auch die auswärtige Politik der Republik in der Periode des Bestandes betrachten mag, man findet durchweg nur einen Grundgedanken: Spanien in Europa so viel als möglich zu isolieren, mit seinen Gegnern freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen und

1) Vreede, Nederland en Zweden, p. 25 sqq.

zu unterhalten, und bei scheinbar gewissenhafter Beobachtung des Bestandes ihm überall und so oft man konnte, Verwickelungen zu schaffen, seine Verlegenheiten auszunützen oder seiner Herrschsucht entgegenzutreten. Die günstigste Gelegenheit in letzterer Beziehung boten in diesem Augenblick die deutschen Verhältnisse dar, denn aller Augen waren auf die Vorgänge im Jülich-Cleveschen gerichtet.

Schon gegen Ende der neunziger Jahre war an die Staaten die Notwendigkeit herangetreten, die inneren Angelegenheiten dieser Herzogtümer in den Bereich ihrer diplomatischen Vermittelung zu ziehen. Jan Willem, der die Herzogtümer Cleve, Berg und Jülich, sowie die Herrschaften Mark, Ravensberg und Ravenstein regierte, war als wahnsinnig eine Zeit lang in harter Gefangenschaft gehalten worden, und während dieser Zeit hatte sich die katholisch-kaiserliche Partei der unbestrittenen Herrschaft und Regierung zu bemächtigen gewufst. Ritterschaft und Städte von Cleve hatten mit den General-Staaten Unterhandlungen angeknüpft, um im Verein mit Brandenburg und Pfalz-Neuburg, den nächstberechtigten Erben des kinderlosen Herzogs, diesen aus seiner Gefangenschaft zu befreien und dem spanischen Einflufs daselbst ein Ziel zu setzen. Im Sommer 1595 hatten die Staaten den Dr. Wyer in geheimer Sendung nach Cleve geschickt, und in einer Versammlung der cleveschen Ritterschaft und Städte in Rees wurde beschlossen, in keinem Falle eine Einmischung des Kaisers in die Regierung des Landes zu gestatten. Durch dieses Beispiel ermutigt, waren auch Jülich und Berg bereit, gemeinschaftliche Sache mit Cleve zu machen [1]). Die Staaten hatten wohlweislich begriffen, dafs, wenn die Sendung Wyers überhaupt einen Erfolg haben sollte, der Krieg an die deutschen Grenzen getragen werden mufste, und zu diesem

1) van Deventer II, xxxv sqq. und 135.

Zweck war Rheinberg belagert und erobert worden. Für die beteiligten Fürsten hätte sich jetzt eine schöne Gelegenheit dargeboten, um ihre Ansprüche in einer Weise geltend zu machen und zu sichern, daſs der spanischen Partei dieser wertvolle Besitz für immer entwunden worden wäre, denn Heinrichs IV. Gesandter Ancel und Dr. Wyer machten ihre Rundreise in Deutschland, um die protestantischen Fürsten zum Eintritt in die Tripelallianz einzuladen. Aber nirgends fanden sie ein Verständnis der hochernsten Lage, weder Brandenburg noch Pfalz-Neuburg waren zu einem energischen Schritt behufs Wahrung ihrer Rechte zu vermögen, und dies war auch der Grund, weshalb die Staaten sich weigerten, den „Patrioten“ in den Herzogtümern — so nannten sie die dortigen Protestanten — die nachgesuchte Unterstützung zu gewähren. Die Spanier hatten ihre Interessen besser begriffen, sie setzten sich am Rhein fest, und erst jetzt wurden die deutschen Fürsten aus ihrer Verblendung und Indolenz wach gerüttelt, freilich nur, um, wie bekannt ist, mit Schmach bedeckt aus dem Feld geschlagen zu werden.

Als aber Jan Willem am 25. März 1609 gestorben war, begriffen die Staaten, daſs die Entscheidung der Frage, wer in den Besitz der Erbschaft kommen sollte, zugleich auch die Entscheidung über die Zukunft der Republik sein würde. Fielen die Besitzungen des Herzogs, die sowohl in geographischer wie in politischer Hinsicht ein zwischen Frankreich, den spanischen Niederlanden, der Republik und Deutschland eingekeiltes Dreieck bildeten, in katholische Hände, dann war die Republik von allen Seiten eingeschlossen, und das habsburgische Haus beherrschte Rhein, Maas und Schelde; in protestantischem Besitz dagegen muſsten die Staaten die beste Garantie ihrer eigenen Sicherheit erkennen; der Erzherzog Albert — der Bestand war damals noch nicht abgeschlossen — war dann von Österreich abgeschnitten, jedenfalls ein

Zusammenwirken beider aufserordentlich erschwert. Mit raschem Blick erkannten die Staaten die Notwendigkeit sofortigen Handelns, sie erklärten alsbald, dafs sie sich jeder Einmischung der Erzherzoge in die Angelegenheiten der Herzogtümer mit bewaffneter Hand widersetzen würden, ja Moritz hatte darauf gedrungen, alsbald Truppen in dieselben zu werfen. Und Heinrichs IV. Interessen fielen in dieser Frage mit denen der Staaten vollständig zusammen; er sowohl wie Oldenbarnevelt waren fest entschlossen, unter keinen Umständen zu dulden, dafs sich Österreich des Schlüssel zu der Republik bemächtigte. Unter dem Eindruck der Todesnachricht des Herzogs hätte ersterer sogar gerne den Abbruch der Verhandlungen über den Bestand gesehen [1]). Die nun unmittelbar folgenden Vorgänge in den Herzogtümern dürfen als bekannt vorausgesetzt werden: während der Erzherzog Leopold als kaiserlicher Kommissär Jülich in Besitz nahm, hatten die beiden anderen Prätendenten, der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf, sich im Vertrag von Dortmund (Mai 1609) geeinigt, derselbe wurde in Schwäbisch Hall (Januar 1610) auf einer Zusammenkunft deutscher protestantischer Fürsten und Reichsstände erneuert, im Frühjahr beschlossen die Staaten, den Erzherzog Leopold mit Waffengewalt zu vertreiben, wozu sowohl auf englische wie auf französische Hilfe gerechnet wurde. Ursprünglich war Friedrich Heinrich von Oldenbarnevelt zum Anführer der Expedition bestimmt worden [2]), aber Moritz, der laut über die ihm widerfahrene kränkende Zurücksetzung klagte, konnte nicht übergangen werden; am 13. Juli übernahm er den Oberbefehl über das 17000 Mann starke Heer, der Zug dem Rhein entlang wurde unbehelligt von

1) Jeannin IV, 31 sqq.

2) Wie Oldenbarnevelt vorgab, war die Anwesenheit von Moritz im Lande deshalb nötig, weil man damals einen Bruch des Bestandes seitens der Erzherzoge befürchtete.

Alberts Truppen an Rheinberg vorbei fortgesetzt, und am 2. September 1610 ergab sich Jülich nach kurzer Belagerung. Der Marschall de la Châtre, der Befehlshaber der französischen Truppen, war mit diesen ruhig bei Trier eine Zeit lang unthätig stehen geblieben, und als er vor Jülich am 18. August ankam, hatte Moritz seine Belagerungswerke schon vollendet. Dieses rasche, energische Auftreten der Staaten war von unberechenbaren Folgen, ohne dasselbe hätte die kaiserlich-spanische Partei hier festen Fuſs gefaſst, was ihr durch den zwischen den Prätendenten ausgebrochenen Streit ohnedies erleichtert worden wäre.

Aber der 14. Mai 1610 änderte die Lage mit einem Schlage. Heinrich IV. wurde ermordet, und mit ihm sanken auch alle auf die Bestreitung und Demütigung des Hauses Habsburg gerichteten Pläne ins Grab, denn die spanische Partei in Frankreich kam jetzt am Hof und in der Regierung obenauf. Der Rückschlag dieses Ereignisses machte sich alsbald fühlbar: Leopold war bereit gewesen, sich mit den possidierenden Fürsten gütlich zu vergleichen, aber jetzt brach er die Verhandlungen ab, ging nach Prag und von da nach dem Elsaſs, um neue Truppen zu werben und den Kampf gegen seine ihrer Hauptstütze beraubten Nebenbuhler mit verdoppelter Kraft aufzunehmen; die eben berührte träge Kriegführung des Marschalls de la Châtre wird ihren letzten Grund in den ihm von Paris mitgegebenen geheimen Weisungen gehabt haben. Zwar erhielt van der Myle, der als auſserordentlicher Gesandter am 5. Juni in Paris ankam, die bündigsten Versicherungen, daſs Frankreich die possedierenden Fürsten in Cleve nicht imstiche lassen werde, und der Marschall de la Châtre wurde, wie soeben gesagt, auch wirklich mit Truppen dahin geschickt; ferner konnten die Staaten auf die Fortdauer der vor dem Abschluſs des Bestandes aus Frankreich gezogenen Unterstützung rechnen — allein das Bewuſstsein, daſs die fran-

zösische Politik mit vollen Segeln in das entgegengesetzte Fahrwasser eile und dafs Frankreich von Stund an auf die ihm von Heinrich IV. zugedachte Rolle in Europa verzichten werde, drängte sich auch der Republik mit überwältigender Überzeugung auf. Denn ihr war im grofsen Plane Heinrichs, sofern dieser überhaupt bestanden hat und der Ausführung sicher gewesen wäre, jedenfalls eine Hauptrolle zugedacht gewesen [1]). Aber jetzt war die Republik die Erbin der Politik des Königs geworden und ursprünglich bestimmt, als wertvoller Bundesgenosse zu folgen, nahm sie jetzt selbst die Leitung des Bundes in die Hand, der die Hälfte von Europa umfafste. Und dies fühlten Freund und Feind instinktartig in gleicher Weise; so lange Prinz Moritz am Leben blieb, hatte die spanische Partei mit dem Morde noch nicht alles gewonnen, und an der Börse in Antwerpen wurde um diese Zeit ganz offen gewettet, dafs Moritz innerhalb eines Monats tot sein würde. Der rasche Zug nach dem Rhein und die noch raschere Eroberung Jülichs bewiesen denn auch, dafs die Republik des Ernstes der Lage sich vollkommen bewufst war. Es wäre wohl keine Frage gewesen, dafs die Staaten bei einem längeren Leben Heinrichs IV. den Bestand gebrochen und an dem Kriege gegen die spanisch-österreichische Monarchie teilgenommen hätten [2]). Man darf aber auch die der Republik günstige

1) Die damals in England anwesende Gesandtschaft der Republik hatte dem Grofsschatzmeister zur grofsen Zufriedenheit von Jakob I. zwar den Inhalt ihrer Abmachungen mit dem eben ermordeten König mitgeteilt, allein Salisbury äufserte ihnen gegenüber die bestimmte Vermutung, dafs zwischen Heinrich IV. und der Republik noch ein geheimer Vertrag bestanden habe. Vgl. Arend, Alg. Gesch. des Vad., fortgesetzt von O. van Rees; 3. Teil, 2. Stück, p. 408. 409. Heinrich hatte nochmals den dringenden Wunsch ausgesprochen, dafs Oldenbarnevelt selbst nach Paris käme.

2) Vgl. Motley, Leven en sterven van Johan van Oldenbarne-

Kehrseite der plötzlich veränderten Lage nicht übersehen: das Abhängigkeitsverhältnis von Heinrich IV. war ein ungemein drückendes geworden, der von Oldenbarnevelt und seiner Partei gewünschte Bestand war ja durch Frankreichs Vermittelung zustande gekommen, der König bestritt öffentlich die Souveränität der Republik (p. 796) und die Gefahr, daſs er seine Souveränitätsansprüche bei gelegener Zeit, d. h. wenn die Staaten seine Hilfe nicht entbehren konnten, wieder erneuern würde, war noch keineswegs beseitigt. Jetzt konnte sich ein durchaus protestantischer Staat an die Spitze des Protestantismus stellen, während der schwankende Charakter Heinrichs, der sich überdies des spanischen Einflusses in seiner nächsten Umgebung kaum erwehren und in dessen Interesse ein vollständiger Sieg des Protestantismus gar nicht liegen konnte, für den letztern ein sehr zweifelhafter Bundesgenosse gewesen wäre. Der natürliche Protektor desselben wäre Jakob I. gewesen, und die groſse Mehrheit des englischen Volkes hätte nichts sehnlicher gewünscht, als daſs die alte Politik Elisabeths, die Bekämpfung der spanischen Monarchie, wieder aufgenommen würde; und in der That war auch im Mai 1613 zwischen England, der protestantischen Union und der Republik ein Vertrag zustande gekommen [1]), allein der Stuart hatte sich in die Idee einer spanischen Heirat so fest verrannt, daſs die gesamte auswärtige Politik Englands fast ausschlieſslich von diesem Standpunkt beherrscht wurde; auſserdem hatte ihm die Überzeugung, der von Gott gesalbte Herrscher und unumschränkte Gebieter seiner Unterthanen zu sein, den tiefsten Widerwillen gegen jeden Schritt eingeflöſst, den er beim Parlamente hätte thun müssen, um von diesem die zur Führung eines Krieges notwendigen Summen bewilligt zu erhalten. Während er aber in unbegreiflicher Verblendung an dem Schafott

velt I, 163, wo vom Übersetzer ein Brief Aerssens angeführt ist, der die Sache ebenso begriff.

1) Resol. v. Holland 1612, p. 971; 1613, p. 2.

zimmerte, auf dem sein Sohn sein Dasein enden sollte, war Oldenbarnevelt unbestritten der erste Minister des Protestantismus in Europa, und die Bewunderung des grofsen Mannes mufs ins Unendliche sich steigern, wenn man sich erinnert, dafs zu jener Zeit die Ordnung und Beilegung der auf kirchlichem Gebiet ausgebrochenen Zwistigkeiten im Innern der Republik an seine Arbeitskraft und Umsicht dieselben hohen Ansprüche machten, wie die Wahrnehmung der äufsern Politik. Jetzt begreift man erst den von ihm eingenommenen Standpunkt, auf dem er eine nachhaltige und erfolgreiche Bekämpfung der katholischen, fest aneinander geschlossenen und trefflich organisierten Liga für aussichtslos halten mufste, so lange die protestantische Kirche selbst durch Parteigezänke lahmgelegt war.

Die gröfste Vorsicht erforderte natürlich das Verhältnis zu Frankreich, und hier wurde die Aufgabe des Advokaten durch einen Mann erschwert, der bis dahin eine der eifrigsten und zuverlässigsten Stützen seiner Politik gewesen war. Schon mehrfach wurde der Verdienste und des hingebenden Eifers des staatischen Gesandten in Paris, François Aerssen, erwähnt; mit Heinrich IV. hatte derselbe auf vertraulichem, man darf beinahe sagen, auf intimem Fufs gestanden, mit meisterhafter Gewandtheit war er hinter alle spanischen Intriguen am französischen Hofe gekommen, seine Berichte an Oldenbarnevelt über die wechselnden Stimmungen am Hofe und über den Charakter und die Ziele der einander befehdenden Parteien, sofern diese auf das Geschick der Republik von Einflufs sein konnten, sind mit so bewunderswürdiger Klarheit und objektiver Auffassung der Verhältnisse dargestellt, dafs man gut begreift, wie ihn Richelieu später unter die drei gröfsten Diplomaten rechnen konnte, die er in Europa gekannt habe. Aber dennoch war seine Stellung am französischen Hofe unhaltbar geworden, schon Heinrich IV. hatte den Wunsch

ausgesprochen, dafs er abberufen würde, und unter der Regentschaft hatten sich die Klagen gegen ihn derart gehäuft, dafs er selbst begreifen mufste, dafs seines Bleibens nicht länger sein konnte. Auch nach der Unterwerfung des Herzogs von Bouillon mufste Heinrich IV. noch stets vor den Hugenotten auf seiner Hut sein; zwischen ihnen und der Republik bestand ein natürliches Band, und das Bundesverhältnis, in dem der König zu letzterer stand, bewirkte naturgemäfs, dafs er das Vertrauen seiner hugenottischen Unterthanen trotz seines Überganges nicht vollständig verlor, wie er sich auch durch eine wohlwollende Behandlung derselben das Vertrauen der Protestanten in der Republik zu erhalten wufste. Daraus erklärt sich auch das Verhältnis, in welchem Heinrich IV. sowohl zu Moritz als zu Oldenbarnevelt stand: so lange er Protestant war, stand er mit beiden auf gleich freundschaftlichem Fufse, und konnte er auf beide gleich sicher rechnen; erst nach seinem Abfall, als er an den eifrigen Hugenotten eine lästige Gegenpartei hatte, stützte er sich mehr auf den libertinistischen Advokaten, als auf den strenge protestantisch-gesinnten Statthalter. Man sieht, wie wichtig unter diesen Umständen der französische Gesandtschaftsposten war; stand auf demselben ein Mann, der für die unzufriedenen Hugenotten Partei nahm, dann hatte die französische Regierung nicht nur einen sehr gefährlichen, sondern auch einen unangreifbaren Gegner im eigenen Reiche, und so lange dieser sich im Vertrauen seiner Auftraggeber zu handhaben wufste, lag auch die Gefahr nahe, dafs der Staat, der seine Berichte als Richtschnur seines Verhaltens annahm, eine den französischen Interessen zuwiderlaufende Politik verfolgen konnte. Und diese Gefahr scheint sowohl Heinrich als die ihm folgende Regentschaft befürchtet zu haben, wozu allerdings der für Aerssen äufserst unangenehme Umstand kam, dafs einige seiner Berichte, in denen er sich über französische Zustände in sehr scharfer

und zugleich geringschätziger Weise ausgesprochen, den Weg vom Haag nach Paris zurückgefunden hatten. Aerssen scheint den Advokaten dieser Indiskretion beschuldigt zu haben, denn seit dieser Zeit war er einer seiner verbissensten Gegner, der zu einem guten Teil zu dem blutigen Ende desselben beigetragen hat. Die Staaten waren aber vorderhand nicht gesonnen, ihren bewährten Diener ohne weiteres fallen zu lassen, nach Heinrichs Tode gaben sie ihm den Rang eines Ambassadeurs, und obwohl ihm von Oldenbarnevelt deutlich genug zu verstehen gegeben worden war, dafs seine Stellung unhaltbar sei, blieb er zum Ärger Marias von Medicis doch noch einige Jahre in Paris, wo er sein Bestes that, um den Herzog von Bouillon in seiner Bekämpfung der spanischen Heiraten zu unterstützen. Unzweifelhaft hatte Aerssens recht, wenn er in Frankreich unter der Regentschaft einen gefährlichen oder mindestens zweifelhaften Bundesgenossen der Republik sah, aber Oldenbarnevelt hatte ebenfalls recht, wenn er das Interesse der Republik an geordneten, ruhigen Zuständen in Frankreich in den Vordergrund stellte, und wenn er dabei der Meinung war, dafs die hugenottische Partei keine Zukunft hätte; er konnte sich dabei auf Du Plessis-Mornay, einen Mann von unverdächtiger protestantischer Gesinnung berufen, der ebenfalls das Gebaren der hugenottischen Grofsen verurteilte. Hätte die Republik ihr ganzes Gewicht zugunsten der meuternden Grofsen gegen die bestehende, aber augenblicklich erschütterte Ordnung der Dinge in Frankreich in die Wagschale gelegt, dann hätte Spanien voraussichtlich bald im buchstäblichen Sinne des Wortes in Paris unbedingt geherrscht; dann wäre möglicherweise Frankreich am Ende des Bestandes als Bundesgenosse Spaniens gegen die Republik aufgetreten, eine Gefahr, die schon Wilhelm von Oranien um jeden Preis hatte verhütet wissen wollen; so mufste man von zwei Übeln das kleinere wählen, denn ein unter spanischem Einflufse

stehendes Frankreich war immerhin noch wünschenswerter als ein von Spanien vollständig beherrschtes. Dieser Überzeugung konnte sich selbst Bouillons Schwager, Moritz, nicht verschliefsen, und da die französische Regierung in du Maurier, einem hugenottischen Edelmann, einen ausgezeichneten, mit grofsem Takte zuwerke gehenden Geschäftsträger bei den Staaten ernannt hatte, scheint auch Moritz von der Notwendigkeit der Ersetzung Aerssens überzeugt worden zu sein. Aber die offizielle Rückberufung desselben erfolgte erst 1613, und zwar auf ausdrückliches Verlangen du Mauriers, da Aerssen, der sich auf Urlaub nach dem Haag begeben hatte, laut erklärt hatte, dafs er gar nicht daran gedacht habe, seinen Posten aufzugeben. Aber in Anbetracht seiner hervorragenden Verdienste wurde er als „Herr van Sommelsdyck“ in die holländische Ritterschaft aufgenommen [1]). Sein Nachfolger wurde der Baron Asperen van Langerak, ein Neuling in der Diplomatie und von sehr mittelmäfsigen Fähigkeiten; im April 1614 trat derselbe seinen Posten in Paris an, mit eingehenden Instruktionen von Oldenbarnevelt versehen, wobei ihm dieser besonders aufs Herz gedrückt hatte, „ja nicht zu unterlassen, Villeroi, den alten Herrn, zu karressieren“. In der That war Oldenbarnevelts Politik die richtige gewesen. Die französische Unterstützung — zwei von Frankreich bezahlte Regimenter in staatischem Dienst — wurde auch in der Folge gewährt, im jülich-cleveschen Streit durchkreuzte Frankreich nicht in dem Mafse wie Jakob I., die Schritte Oldenbarnevelts, und nach dem Sturze Concinis war die Haltung des wieder ans Ruder gelangten und im Grunde spanisch gesinnten Villeroi gegen die Republik eine äufserst wohlwollende [2]).

1) Vgl. drittes Kapitel, Schlufs.

2) Vgl. Vervolg op Arend, III. Deel. 2. Stuk., 5. Kap. Anh. Motley, Leven en sterven VII. u. IX. Kap., wo ein Teil der Korrespondenz zwischen Oldenbarnevelt und Aerssen abgedruckt ist.

Indessen hatten die Dinge am Rhein eine Wendung genommen, welche ein energisches Eingreifen der Staaten zur Pflicht machte, wenn sie sich nicht um das Resultat ihres bisherigen Auftretens betrogen sehen wollten. Zwischen den zwei possidierenden Fürsten war es zu argen Mifshelligkeiten gekommen; der eine, Neuburg, war zur katholischen Kirche übergetreten und hatte die Schwester Maximilians von Baiern geheiratet, und damit hatte der Feind, den man früher in der Person von Leopold unschädlich gemacht zu haben glaubte, in den strittigen Ländern wieder Posto gefafst. Es war deutlich, dafs die Sympathieen der Republik nunmehr ausschliefslich aufseiten Brandenburgs standen, und die Generalstaaten säumten deshalb auch nicht, die Besatzung von Jülich bedeutend zu verstärken. Am Hofe in Brüssel war man darüber äufserst erbittert, und von Madrid aus wurde der Befehl gegeben, mit bewaffneter Macht am Rheine einzuschreiten. Mit 21 000 im Namen der Erzherzoge angeworbenen Truppen erschien Spinola Mitte August 1614 im Felde, besetzte Aachen und Mühlheim und bemächtigte sich Anfangs September der Stadt Wesel. Das staatische Heer unter Moritz kam zu spät, um letztere Stadt zu retten, dafür besetzte dasselbe Emmerich, Rees, Goch, Gennep und Ravenstein, während Spinola sich in Xanten lagerte. Es war ein merkwürdiges militärisches Schauspiel, das sich hier abwickelte: eine Kriegserklärung war nicht vorhergegangen, jede Partei gab ihren kommandierenden Offizieren den strikten Befehl, sich jeder angreifenden Bewegung gegen die andere zu enthalten, und so wurde zwischen den beiden Heeren kein einziger Schufs gewechselt, obwohl die Bagage der beiderseitigen Truppen oft an einem und demselben Platze war [1]).

1) Drei staatische Soldaten hatten einen kleinen Platz besetzt, mufsten aber vor der heranrückenden Übermacht weichen. Als Spinola hörte, dafs der Platz auf Befehl von Moritz besetzt worden sei, lieferte er denselben den staatischen Truppen alsbald wieder aus.

Der Verlust Wesels, dieses „Ketzernestes und rheinischen Genfs“, wie es die katholische Partei nannte, war ein harter Schlag für die Sache des Protestantismus, und Oldenbarnevelt wurde damals in den Generalstaaten und später in seinem Prozesse beschuldigt, daſs durch allzu langes Zaudern in der Beschaffung der nötigen Geldmittel das staatische Heer erst Anfangs September sich in Bewegung habe setzen können [1]). Aber mit Unrecht; denn nicht nur hatte Zeeland Schwierigkeiten erhoben, seine Quote aufzubringen, sondern dem Advokaten war unter den damaligen Umständen die äuſserste Vorsicht zur Pflicht gemacht. Im August nämlich wurden im Haag auſserordentliche englische und französische Gesandte erwartet, welche den Frieden zu vermitteln beauftragt waren, und wenn man hier auch wuſste, daſs man sich um das Miſsfallen von Jakob I. nicht weiter zu bekümmern habe, so lag die Sache Frankreich gegenüber doch ganz anders. Du Maurier war ohne Instruktion, und der auſserordentliche Gesandte desselben war noch nicht gekommen; wenn man also im Jülichschen im Interesse Brandenburgs die Feindseligkeiten eröffnet hätte, so hätte die Regentin, die Neuburg nicht unterstützte, die Unzufriedenheit der spanischen Partei an ihrem Hofe erregt; der geringste aggressive Schritt, den die Staaten unternahmen, hätte Frankreich somit in Verwirrung bringen können, da Bouillon diese Gelegenheit nicht unbenutzt hätte vorübergehen lassen; aber alle Parteien im Haag, sowohl Aerssen als Oldenbarnevelt waren überzeugt, „daſs das Wohlfahren der Krone von Frankreich die einzige Sicherheit der Republik sei.“ [2]) Oldenbarnevelt war also vollständig in seinem Rechte, wenn er später auf alle Beschuldigungen erwiderte, „daſs man darüber schlecht informiert sei“. Überdies war Wesel an

1) „Verhooren“, Fragen 153—165 und „Intendit“, § 189.

2) v. Rees, III. Teil, 2. Stück, p. 543 und Du Plessis Mornay, Mémoires III, 622.

seinem Unglück selbst schuld, Moritz hatte ihm eine staatische Garnison angeboten, die aber in unbegreiflicher Verblendung von der Stadt nicht angenommen worden war.

Während Moritz bei Rees und Spinola in Xanten sich gelagert hatten, wurden in letzterer Stadt Verhandlungen zur Beilegung des Streites eröffnet; England, Frankreich, die Erzherzoge, die Generalstaaten, der Kurfürst von Köln, Brandenburg, Neuburg und die Pfalz waren vertreten. Die Staaten hätten Jülich gerne in den Besitz einer neutralen Macht gestellt, wenn Spinola Wesel wieder geräumt hätte, allein auf spanischer Seite kannte man den Wert dieses Platzes zu gut, um darauf einzugehen [1]. Der Vertrag von Xanten wurde von den Generalstaaten am 13. Dezember 1614 ratifiziert, Stadt und Citadelle von Jülich blieb von Moritz besetzt, das staatische Heer blieb in den Grenzstädten von Jülich und Cleve verteilt, Spinola handelte ebenso und liefs in Wesel eine starke Besatzung zurück. Nach sechs Monaten lief auch aus Madrid die Ratifikation ein, dieselbe war unter der Bedingung vollzogen worden, dafs die Republik sich verpflichten müsse, um niemals Truppen in die Herzogtümer zu senden. Aufser der Abschaffung des Kondominiums hatte der Vertrag keine weiteren greifbaren Resultate; bemerkenswert ist, dafs sowohl während als auch nach den Verhandlungen der englische Bevollmächtigte eine aufserordentliche Thätigkeit entwickelte, um die Staaten zu einem für sie nichts weniger als günstigen Abkommen zu bewegen. Aber dank der unerschütterlichen Festigkeit von Oldenbarnevelt und Moritz hatte die Republik ihre Position am Rhein gehandhabt. Wenn sie in erster Linie den Kurfürsten von Brandenburg unterstützte, so

1) Wesel wurde nach dem Ablauf des Bestandes förmlich der Stützpunkt und das Arsenal Spaniens; seine Eroberung (1629) rettete denn auch die Republik aus sehr gefährlicher Lage.

geschah dies nicht allein, weil dieser Protestant war, sondern sie wollte die Macht dieses Fürsten hauptsächlich deshalb stärken, damit er in den Stand gesetzt würde, im Norden und an dem Gestade der Ostsee ein Bollwerk gegen Polen zu bilden. Aus diesem Grunde war auch, wie gezeigt wurde, Schweden der natürliche Bundesgenosse der Republik, denn dieses konnte Dänemark im Schach halten, und im Verein mit Brandenburg Polen verhindern, seinen deutschen und spanischen Freunden die Hand zu reichen. „Es war ein altes Wort des Herrn van Oldenbarnevelt", schrieb van Beuningen 1652 an Johann de Witt, „dafs unser Staat im Bündnis mit Frankreich und Schweden seine gröfste Sicherheit zu suchen hatte." [1]). Daher kam auch am 5. April 1614 mit letzterem ein Vertrag zustande, wonach beide Staaten im Kriegsfall einander mit 4000 Mann unterstützen mufsten. Mit Lübeck war schon vorher ein Vertrag geschlossen worden, dem im Jahr 1616 die Hansestädte Rostock, Stralsund, Wismar, Greifswald, Magdeburg, Braunschweig, Lüneburg, Anclam, und schliefslich auch Hamburg und Bremen beitraten (14. Juni). Im Vertragsinstrument war der Bund als die Wiederanknüpfung des alten Bundes zwischen der östlichen und westlichen Hansa (d. h. den Niederlanden) vorgestellt, es war die Rede davon gewesen, die militärischen Streitkräfte der deutschen Hansestädte nach dem Beispiel der niederländischen zu organisieren und Moritz zum Bundesfeldherrn zu ernennen, allein kleinliche Eifersucht der einzelnen Städte auf einander, hauptsächlich Streitigkeiten über die zu zahlenden Beiträge machten dieses Bündnis von Anfang an wirkungslos, das sicher von unberechenbaren Folgen gewesen wäre, wenn auf jeder Seite derselbe gute Wille vorhanden gewesen wäre. Jedenfalls übte die Republik in dieser Zeit auf die protestantischen Fürsten und Reichsstände in Deutsch-

1) Vreede, Nederl. en Zweden, p. 92.

land einen überwiegenden Einfluſs aus; wie sie früher in Ostfriesland zwischen dem Grafen Enno und seinen Unterthanen das gestörte Einvernehmen hergestellt hatte, so trat sie jetzt als protestantische Reichspolizei in Braunschweig auf, wohin Friedrich Heinrich sogar mit Truppen geschickt worden war, um den mit seiner Hauptstadt zerfallenen Fürsten zur Vernunft zu bringen [1]). Denn wenn das heilige römische Reich spanische Soldaten zur Ausführung seiner Beschlüsse requirierte, so war die Republik der bewaffnete Arm der protestantischen Gegenpartei. Dem Erstarken und Um-sich-greifen der katholischen Liga sahen ja die protestantischen deutschen Fürsten in unbegreiflicher Stupidität mit verschränkten Armen zu, vergeblich waren die Warnungs- und Alarmrufe Oldenbarnevelts; was schon Alba gesagt hatte, daſs Deutschland ein alter Hund sei, der zwar bellen, aber nicht mehr beiſsen könne, war jetzt noch so wahr wie damals.

Immer und überall jedoch, wo die Republik in nähere Beziehungen zu den Gegnern Spaniens trat, tritt die groſse Vorsicht zutage, mit der man zu Werk ging. Zuerst überzeugte sich Oldenbarnevelt von der Stärke und Nachhaltigkeit der Angriffs- und Widerstandsmittel seiner neuen Bundesgenossen, ehe er sich zur verlangten Unterstützung verstehen wollte; die eigenen Mittel der Republik waren zu beschränkt, als daſs man sie an weniger zuverlässige Bundesgenossen leichtsinnig hatte wegwerfen dürfen. Dies war der Grund, weshalb man im Anfang durchaus nicht geneigt war, dem Gesuch des Herzogs von Savoyen in seinem Streit mit dem von Spanien unterstützten Herzog von Mantua zu entsprechen. Graf Johann von Nassau, der im savoyischen Heere diente, war zu diesem Zweck selbst nach dem Haag gekommen, allein Oldenbarnevelt

1) Über die Vorgänge in Braunschweig vgl. v. Rees, l. c., p. 565—568. 574—578; über die Beziehungen zu Ostfriesland ibid. p. 587—589.

antwortete im Namen der Staaten: „Wir halten es für eine Staatsmaxime, daſs ein jeder sich mit eigenen Kräften beeifern muſs, um die spanische Herrschsucht zu bestreiten, da dies das einzige Mittel ist, die Christenheit in Frieden zu erhalten.“ Der Frieden von Asti stellte die Ruhe nur kurze Zeit her, zwei Jahre später, 1616, kam gleichzeitig ein Gesandter Venedigs und ein solcher Karl Emanuels nach dem Haag, und beide verlangten die Unterstützung der Republik, ersteres gegen Österreich, letzterer gegen Spanien. Denn Erzherzog Ferdinand, der Gouverneur von Dalmatien, hatte die Uscochis, ein Seeräubervolk am Golf von Quarnero in Istrien, das dem venetianischen Handel ungeheuren Schaden zufügte, in offener und geheimer Weise unterstützt, und Doge und Senat beschlossen deshalb trotz der Drohungen des spanischen Gouverneurs in Mailand, gegen den Erzherzog feindlich aufzutreten, zu welchem Zweck Venedig wünschte, für eigenes Geld in den Niederlanden Soldaten werben zu dürfen. Savoyen dagegen verlangte Unterstützung in Geld oder Truppen. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit deutlich, wie die Fäden der inneren und äuſseren Politik in der Republik durch einander liefen und sich direkt kreuzten; daſs Venedig für sein Geld die Anwerbung von Truppen und der Ankauf von Munition ohne Bedenken zugestanden werden konnte, ist begreiflich, und Graf Johann Ernst von Nassau-Siegen trat denn auch mit zwei Regimentern niederländischer Truppen in venetianische Dienste [1]; dagegen war die Angelegenheit Savoyens komplizierter. Der Herzog wurde von den unbotmäſsigen französischen Groſsen, besonders von Nemours, unterstützt, und ein Zusammenwirken mit diesen lag keineswegs im Sinne der Politik Oldenbarnevelts, der, wie gezeigt wurde, in der Erhaltung geordneter Zustände in Frankreich auch die sicherste Garantie für die Erhal-

1) Vgl. de Jonge, Nederland en Venetie, p. 65 sqq.

tung der Republik sah; aber gerade deshalb war die kontraremonstrantische Gegenpartei, welche auf die Unterstützung der Hugenotten gegen die französische Regierung drang, für Karl Emanuel, dessen Einverständnis mit dem Kurfürsten von der Pfalz und den französischen Prinzen ihren Wünschen und Sympathieen entgegenkam, und während Oldenbarnevelt für eine etwaige Hilfe den Hafen von Villafranca als Pfand verlangt hatte, wurden bald darauf bedingungslos Geldsubsidien bewilligt. Aus diesem Grunde hatte der Advokat den Abschlufs einer Allianz mit Venedig befürwortet, denn wenn die Hilfsmittel der Republik für Venedig gebraucht wurden, so hatte man wenigstens einen plausiblen Vorwand, um sich mit Savoyen nicht näher einzulassen; allein das Bündnis mit Venedig kam, wenn auch später (1620), doch zustande; im Jahr 1618 segelte eine staatische Flotte nach Venedig und erreichte, obwohl von spanischen Kriegsschiffen bedroht, doch glücklich ihren Bestimmungsort, und wir haben wieder Gelegenheit, die Gewandtheit Oldenbarnevelts zu bewundern, der trotz aller Gegenströmungen der Politik seines Landes eine auch sein Leben überdauernde feste Richtung zu geben wufste [1]).

Überhaupt waren die auswärtigen Verhältnisse während der letzten Jahre des Bestandes für die Republik die denkbar unerquicklichsten. Vor allem hatte sie sich der Zudringlichkeiten und fortwährenden Klagen Jakobs I. zu erwehren; denn durch Carleton liefs er wiederholt auf die Räumung Jülichs andringen, sei es, dafs er die naive Beschränktheit hatte, zu glauben, dafs die spanischen Truppen in diesem Falle dann auch freiwillig Wesel räumen würden, oder dafs die bei ihm zur fixen Idee gewordenen spanischen Heiraten ihn zu dieser falschen Rolle verleiteten. Aufserdem gaben die sowohl in Indien als in Europa kolli-

1) „Werken van het Hist. Gen.“ (Briefe von Lionello und Suriano), p. 238. 256, und de Jonge l. c., p. 135.

dierenden Handelsinteressen der beiden Staaten, die mitunter in offene Feindschaft ausarteten, fast jedes Jahr Veranlassung zu gereizten Verhandlungen, und die Staaten sahen sich wiederholt genötigt, eine Gesandtschaft nach England zu schicken, zumal der dortige staatische Gesandte, Caron, die Interessen seines Landes nicht immer mit dem gehörigen Nachdruck und dem Aufwande der nötigen diplomatischen Intriguen beherzigt zu haben scheint. Und Jakob hatte die Republik gewissermafsen noch in der Hand, denn die beiden Pfandstädte waren noch nicht ausgelöst, und wie ein Damoklesschwert hing über den Provinzen die Gefahr, dafs Vlissingen und Briel schliefslich doch noch als Preis für eine spanische Heirat verwertet werden könnten. Zwar waren die Staaten mit ihren jährlichen Abzahlungen sehr pünktlich gewesen, aber nach dem bisherigen Modus hätte es noch 15 Jahre gedauert, ehe die Schuld vollständig abgetragen war. Da aber Jakob I. das Parlament nicht gern ansprach und doch zur Befriedigung seiner Günstlinge grofse Summen bedurfte, da überdies von den 40000 Pf. St., welche die Staaten jährlich bezahlt, 26000 zur Unterhaltung der englischen Garnisonen in den Pfandstädten nötig waren, so ging er auch bereitwillig auf das Anerbieten ein, gegen einmalige Bezahlung von 250000 Pf. St. auf sein Besatzungsrecht zu verzichten. Am 11. Juni 1616 wurden Vlissingen und Briel den niederländischen Bevollmächtigten förmlich ausgeliefert, und es ist jedenfalls eines der gröfsten Verdienste Oldenbarnevelts, seinen Staat von diesem drückenden Bande befreit zu haben, denn damit war auch dem Auslande gegenüber der letzte Schatten eines Zweifels an der vollständigen Souveränität der Republik aus dem Wege geräumt [1]). Aber die erbärmliche und verächtliche Politik Jakobs I. hatte ihren ungestörten Fortgang;

1) Resol. Stat.-Gen., 30. Nov., 23. Dez. 1615; 19. 28. April, 30. Mai, 24. Juni 1614.

als sein Schwiegersohn zum König von Böhmen gewählt worden war, hatte er zwar nichts dagegen, dafs die Staaten die böhmischen Stände unterstützten [1]; er selbst zog es jedoch vor, die Vermittlerrolle bei Spanien und Österreich zu spielen; freilich so lange Oldenbarnevelt lebte, hätte die Republik sich kaum dazu hergegeben, sich von England ins Schlepptau nehmen zu lassen und für die Vergröfserung der stuartschen Hausmacht die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Darin liegt auch zum guten Teil der Grund, weshalb Carleton so entschieden gegen den Advokaten Partei nahm und alle Schritte zu dessen Sturz billigte.

Einen noch schwierigeren Stand hatte die Republik und Oldenbarnevelt gegenüber den Vorgängen in Frankreich. Die Gefangennehmung Condés hatte den kaum beschwichtigten Sturm wieder erregt, und am 28. September 1616 erschien Maurier in den Generalstaaten und brachte den Wunsch des Königs vor, dafs die zwei französischen Reitercompagnieen, die in staatischem Dienst waren, nach Frankreich abmarschieren und zur Unterwerfung der Hugenotten gebraucht werden sollten. Die Staaten bedachten sich auch nicht lange, ihre Zustimmung zu geben, wiewohl es sehr fraglich ist, ob die von Frankreich verlangte Hilfe in der That ernstlich gemeint war. Indessen blieben die Truppen in den Provinzen, auch die auf Verlangen Mauriers ausgerüsteten Schiffe, welche auf der Gironde kreuzen sollten, fuhren nicht ab; denselben Erfolg hatte ein ähnlicher Schritt Frankreichs im Jahr 1617, wo sogar ein aufserordentlicher Gesandter die Übersendung staatischer Truppen nach Dieppe verlangte; diese brauchten aber wieder nicht zu marschieren, denn die Ermordung Concinis hatte die Lage in Frankreich verändert. Man wird sich übrigens erinnern, dafs um diese Zeit Oldenbarnevelt die Waardgelders in Holland und

1) Vgl. „Aanzoek der Stenden van Bohemen om subsidie“. Hist. Genootsch., Jahrg. 1871, p. 503.

Utrecht anwerben liefs, und dafs er zu diesem Zweck von seinem Standpunkte aus den Weggang der französischen Truppen nur befürworten konnte. Aber diese Bereitwilligkeit mufste die kontraremonstrantische Partei nur um so mehr erbittern, das Volk murrte, dafs die Republik zur Unterdrückung der Glaubensgenossen in Frankreich die Hand bieten konnte. Aber selbst Moritz sah sich nach dem Sturze des Advokaten gezwungen, dessen Politik Frankreich gegenüber zu folgen, denn der Bestand lief zu Ende und eine wohlwollende Haltung Frankreichs war eine Forderung der Notwendigkeit.

Das Ideal der staatischen Diplomatie, beim Wiederausbruch des Krieges eine Union sämtlicher protestantischer Fürsten, von Frankreich unterstützt, zustande zu bringen und mit ihr das Haus Österreich und Spanien zu demütigen', war vorderhand nicht erreicht worden; trotz zahlreicher Gesandtschaften und weitgehender Anerbietungen war es nicht gelungen, die divergierenden und einander oft feindlich gegenüberstehenden Interessen der protestantischen Staaten in Einklang zu bringen oder zu versöhnen: Schweden konnte sich nicht mit Dänemark und letzteres nicht mit der Hansa vertragen, und Jakob I. war nicht dazu zu bewegen, das Schwert aus der Scheide zu ziehen. Auf der anderen Seite durfte die Republik ihre Hilfsmittel auch nicht in leichtsinniger Weise vergeuden und ihre eigenen Interessen aus dem Auge verlieren. Mit Recht wurde deshalb der abenteuerliche Vorschlag Jakobs I., mit einem niederländisch-englischen Heere die Pfalz zurückzuerobern, von den Generalstaaten verworfen, die in Übereinstimmung mit Moritz als Vorbedingung weiterer gemeinschaftlicher Aktion einen englischen Einfall in Flandern verlangten. Dafs bei den Unionsfürsten, sowie bei der Hansa die Republik für alles Unglück, von dem sie heimgesucht wurden, verantwortlich gemacht wurde, läfst sich begreifen.

II.

Man hatte in der Republik wahrlich keine Ursache, auch nur mit dem Scheine irgendwelcher Selbstzufriedenheit auf die Resultate des abgelaufenen Bestandes zurückzublicken und jetzt, wo der Krieg wieder beginnen sollte, wurden die von einzelnen geäufserten Befürchtungen hinsichtlich der militärischen Leistungskraft der staatischen Kriegsmacht thatsächlich noch übertroffen. Denn von einer eigentlichen Kriegführung ist in den ersten fünf Jahren überhaupt nicht die Rede; ermüdende Hin- und Hermärsche, Verlust oder Gewinn einzelner fester Plätze, glücklich durchgeführte oder mifslungene Anschläge oder Entsatzversuche, dagegen keine einzige glänzende Waffenthat, die an frühere ruhmreiche Zeiten erinnerte, — dies ist im allgemeinen die Signatur der Kriegsjahre von 1621 bis 1625, welche hinreichten, um den Kriegsruhm von Moritz noch mehr zu verdunkeln.

Dagegen standen sich im Innern des Staates die zwei Parteien noch mit ungeschwächtem Hasse einander gegenüber. Es lag im Charakter jener Zeit, die unterliegende Partei nicht nur zu demütigen, sondern nach Kräften zu vernichten, und diesem Grundsatz getreu beuteten die Kontraremonstranten mit rücksichtsloser Härte ihren Sieg über die Gegenpartei aus. Am 24. April 1619 war die Lehre der Remonstranten feierlich verurteilt worden und die Folge war, dafs die remonstrantischen Lehrer ihres Predigtamts entsetzt wurden. Etwa 200 derselben traf dieses Los, und sie erhielten die Weisung, sich still und ruhig zu verhalten, in welchem Falle die Generalstaaten sich zur Sorge für ihren Unterhalt verpflichteten. Die Konventikel der Remonstranten in Häusern oder auch im offenen Feld wurden verboten und mit Waffengewalt auseinandergejagt, und wo etwa ein toleranter Magistrat einige Nachsicht übte und durch die Finger sah, da sorgte der Pöbel durch kräftige Demonstrationen für die

strikte Anwendung des Gesetzes. Wohl durfte man deshalb dem Wiederbeginne des Krieges mit gegründeter Bangigkeit entgegensehen, denn wie sollte man annehmen, dafs die mifshandelten Remonstranten bereitwillig die hohen Lasten zum Kampf gegen die Erzherzoge tragen würden, welche ihrem Gewissen gröfsere Freiheit gaben als das eigene Vaterland? „Die spanjolisierten Papisten sahen dies alles mit Freude an und lachten in die Faust, auch die Feinde in den papistischen und spanischen Ländern“, sagt ein Zeitgenosse, der Kirchenhistoriker Triglandt, und dafs man in der Republik selbst das Äufserste zu befürchten hatte, bewies ebenso die in alle Schichten durchgedrungene Überzeugung, dafs Oldenbarnevelt in geheimem Einverständnis mit Spanien gestanden, wie das allenthalben ausgestreute Gerücht des vertrauten Umgangs der nach Belgien geflohenen remonstrantischen Prediger mit der belgischen Regierung und den Jesuiten. Aber keine dieser Befürchtungen trat ein, und wenn nach dem Ende des Bestandes der Natur der Sache nach das Kriegswesen auch in argem Verfall war, so legten Remonstranten und Kontraremonstranten in der Bestreitung des Feindes denselben aufopfernden Eifer an den Tag. Nur ein Beispiel des hochauflodernden Rachegefühls läfst sich namhaft machen: Stoutenberg, der unglückliche Sohn Oldenbarnevelts, durch die Konfiskation seines Erbteils zum Bettler geworden, und von Moritz durch Entsetzung aus seinem Amte unnötig mifshandelt, liefs sich zu dem Anschlag gegen den Statthalter verleiten, den sein Bruder Groenevelt auf dem Schafott büfste, während er selbst entfloh und in Belgien in die Dienste der Erzherzoge und zum Katholicismus übertrat. Aber alle remonstrantischen Predikanten drückten laut ihren Abscheu gegen eine That aus, in die auch einer der ihrigen, Slatius, verwickelt gewesen war; bei allen waren die Bemühungen der belgischen Regierung, sie in ihre Dienste zu ziehen, fruchtlos, Hugo Grotius und Uyten-

bogaert wiesen die glänzendsten Anerbietungen ab, sie blieben dem Vaterlande, das sie ausgestofsen, treu. Und später im Jahre 1629, als spanische und kaiserliche Truppen bis ins Herz des Landes vorgedrungen waren, legten die Amsterdammer Regenten, obwohl remonstrantisch gesinnt und von den Generalstaaten kurz vorher zu Gewaltmafsregeln gegen Remonstranten gezwungen, eine Opferwilligkeit an den Tag, der das Land zu einem guten Teile auch seine Rettung verdankte, da Friedrich Heinrich ohne diese die Belagerung Herzogenbuschs wohl schwerlich hätte durchführen können. Welcher Kontrast zwischen diesen Remonstranten und den ihres Einflusses in Frankreich beraubten Hugenotten, die sich zur Wiedererlangung desselben nicht scheuten, dem Erbfeinde Frankreichs, Spanien, die Hand zu reichen und ihr Vaterland in Verwirrung zu bringen!

Es hatte nicht an Versuchen vonseiten der Erzherzoge gefehlt, um bei dem Ablaufe des Bestandes eine Verlängerung desselben oder sogar einen definitiven Frieden herbeizuführen. Im Norden selbst, besonders in Gelderland und Overyssel, also den einem feindlichen Angriffe zuerst ausgesetzten Provinzen, eiferte eine starke Partei für den Frieden [1]), da aber die Regierung überall in kontraremonstrantischen Händen war, so war die Wiederaufnahme des Kriegs natürlich aufser Frage.

1) Im Anfang von 1621 wurde ein Anschlag entdeckt, um Tiel zu verraten. Moritz liefs die Schuldigen — Jakob Mom, Amtmann vom Lande zwischen Maas und Waal, Elbert van Botbergen, ein geldersche Edler, Adrian van Eindhouts, Schout im Ober-Amt von Kuik — verhaften und nach dem Haag bringen, wo sie von einem von den Generalstaaten niedergesetzten Gerichtshof verurteilt und am 17. April enthauptet wurden. Der Prozefs erinnert an den Oldenbarnevelts sowohl wegen der Creierung eines besondern Gerichtshofs als auch wegen der Frage, ob dem Hofe von Gelderland gegenüber das jus de non evocando verletzt worden war. Vgl. v. d. Kemp IV, 145 u. Anm. 393; van Rees, III. Teil, 3. Stück, p. 552—555.

Offiziöse und offizielle Unterhändler, unter ihnen eine Dame und ein tonsurierter Sendbote, waren im Haag oder im Hauptquartier von Moritz erschienen, natürlich alle mit demselben Erfolg. Eine bejahrte adelige Dame, 't Serclaes, die in der Folge den Spitznamen „Bestandskupplerin" erhielt, reiste zwischen Brüssel und dem Haag einigemale hin und her [1]) und hatte wiederholte Unterredungen mit Moritz; später kam Peckius, mit offizieller Vollmacht versehen, nach dem Haag, wo er den Generalstaaten riet, sich mit den übrigen Niederlanden unter ihrem „natürlichen Fürsten" wieder zu vereinigen, allein man hörte ihn kaum an, der Pöbel in Delft insultierte ihn auf der Strafse, und Ende März 1621 mufste er unverrichteter Dinge nach Brüssel zurückkehren. Dafs man in den südlichen Niederlanden den Wiederausbruch des Krieges um jeden Preis vermeiden wollte, ist begreiflich; die Wunden, die bis jetzt dem Volkswohlstande geschlagen, waren noch lange nicht geheilt, und deshalb kann auch an der Aufrichtigkeit der von Brüssel aus gemachten Vorschläge nicht gezweifelt werden. Anders war es mit Spanien. Wenn dieses sich zu einer Verlängerung des Bestandes bereit erklärte — und in Brüssel würde man ja die nötigen Schritte dazu ohne die vorherige Genehmigung des Madrider Kabinetts gewifs nicht unternommen haben —, so geschah dieses lediglich aus dem Grunde, um in Deutschland freie Hand zu haben. Deshalb unterstützte auch die Kurie durch ihren Nuntius in Paris die Bemühungen der Erzherzoge, da die Niederwerfung des Protestantismus in Deutschland um so sicherer sein mufste, je ungehinderter und energischer Spanien dabei eingreifen konnte [2]). Der Umstand aber, dafs

1) Bei den Verhandlungen über den Westfälischen Frieden tauchte sie noch einmal auf, und sie reichte bei den Generalstaaten für ihre Bemühungen eine Rechnung von 2000 Gulden ein, wovon ihr 600 ausbezahlt wurden.

2) Vgl. Uittreksel nit eenen brief van den Nederl. Gezant te Parys

Moritz derartige Friedensanträge, die er früher barsch und entschieden abgewiesen hätte, überhaupt anhörte, dafs er in wiederholte Konferenzen mit den belgischen Bevollmächtigten willigte, statt sie einfach an die Generalstaaten oder den Staatsrat zu weisen, hat noch während seines Lebens Veranlassung zu schweren Beschuldigungen und Verdächtigungen gegeben, als sei er wirklich mit dem Plane schwanger gegangen, die Republik wieder unter spanischen Gehorsam zu bringen, und die schlaffe Weise seiner Kriegführung verlieh diesen Gerüchten auch einige Berechtigung. Allein es sind nur Vermutungen, denen auch der kleinste und geringfügigste positive Anhaltspunkt fehlt und mit demselben Rechte, mit dem man auf eine Reihe künstlich zusammengefügter Kombinationen und auf psychologische Motive gestützt das Schuldig über ihn aussprechen will, wie auch in der That von ultramontaner Seite geschehen ist, — kann man ebenso gut behaupten, dafs Moritz die Unterhändler anhörte und sich in scheinbare Verhandlungen mit ihnen einliefs, um zu verhüten, dafs sie andern, wo sie vielleicht einen empfänglicheren Boden gefunden hätten, dieselben Anträge machten.

An den nötigen Vorbereitungen zur Eröffnung des Kampfes hatte man es nicht fehlen lassen. Durch Werbungen in Deutschland aus den Trümmern der Armee Friedrichs von der Pfalz und den Truppen der protestantischen deutschen Union wurde das Heer auf den entsprechenden Kriegsfufs gebracht, und auch die Seemacht war gehörig verstärkt worden. Die Opfer, die zu diesem Zweck von den einzelnen Provinzen, die auch jetzt wieder der alten Gewohnheit getreu gegen die auf sie fallenden Quoten zuerst protestierten und Ausflüchte suchten, gefordert werden mufsten, wären unerschwing-

over zyn onderhoud met den pauselyken nuntius, Sept. 1618. Hist. Genootschap. 1884, p. 89.

lich gewesen, wenn nicht der felsenfeste Kredit und der Reichtum Hollands zuhilfe gekommen wäre, und es war nicht mehr als billig, dafs auch die ostindische Compagnie als Entgeld für das Octroi um ihr Scherflein angesprochen wurde. Denn wenn auch während des Bestandes infolge der allmählich stattgehabten Reduktion der Effektivstärke der Truppen die eigentlichen militärischen Ausgaben vermindert werden konnten, so hatten doch die Bezahlungen an England, die Auslösung der Pfandstädte, die vielfachen Subsidien, die den im Kriege mit Spanien und Österreich befindlichen Staaten jahraus jahrein bezahlt wurden, die zahllosen Gesandtschaften, bei denen der damaligen Etikette gemäfs die Republik denselben Glanz entwickeln mufste, wie kaiserliche und königliche Gesandte, die Gelder, welche zur Bearbeitung und Gewinnung einflufsreicher Persönlichkeiten an fremden Höfen verwendet werden mufsten, — enorme Summen verschlungen, während die Expedition von Moritz in die rheinischen Herzogtümer und der Ausmarsch staatischer Reiterei unter Friedrich Heinrich in die von Spinola verwüstete Pfalz ebenfalls von der Republik hatten beköstigt werden müssen. Daher begreift es sich auch, dafs beim Ablauf des Bestandes die auf die Provinzen drückende Schuldenlast gröfser geworden war, als beim Beginn desselben, Moritz sah sich beim Beginn des Feldzuges wegen Geldmangels zur Unthätigkeit verurteilt, und er brachte seinem früheren Gegner eine unfreiwillige Huldigung dar, als er einmal bitter klagte, dafs es zur Zeit Oldenbarnevelts niemals so an Gelde gefehlt habe wie nunmehr. Aber so lange der Handel das Füllhorn seiner Schätze über Holland und Zeeland ausschüttete, liehen die Kaufleute gerne ihr Geld dem Staate, der in der Schaffung von Steuern und Auflagen einen wirklich wunderbaren Erfindungsgeist zeigte, und es war keine Übertreibung, wenn man sagte, dafs in jedem Gericht Fische, das auf der Tafel eines Holländers

erschien, dreifsig verschiedene Steuern enthalten waren. Kein Unterthan in einem europäischen Staate bezahlte damals so viele Steuern als der Holländer, aber keiner konnte sie auch leichter bezahlen.

Der Feldzug des Jahres 1621 brachte für die Republik eine Reihe schwerer Enttäuschungen. Spinolas Plan scheint gewesen zu sein, im Osten den Angriff zu eröffnen und über die Veluwe ins Innere des Landes einzudringen, was er desto leichter bewerkstelligen konnte, da Oldenzaal und Grol in seiner Macht waren. Moritz liefs aber zeitig an der Yssel die nötigen Verschanzungen aufwerfen, und ein äufserst regnerischer Sommer machte ohnedies auf dem durchweichten Boden gröfsere Operationen für das spanische Heer unmöglich. Dafür wurde aber Jülich belagert, und nach längerer Einschliefsung mufste sich die Stadt am 2. Februar 1622 dem Grafen Heinrich van den Berg ergeben. Moritz, der sich November 1621 wegen Proviantmangels nach Emmerich hatte zurückziehen müssen und es auch nicht wagte, den viel stärkeren und trefflich verschanzten Feind anzugreifen, mufste nach seiner Rückkehr manches beifsende und seine Kriegführung verurteilende Wort hören.

Nicht besser ging es im Jahre 1622, wo die Republik ebenfalls wieder die Nachteile einer defensiven Kriegführung empfinden sollte. Zwar hatte man Friedrich Heinrich mit einem Heere nach Brabant geschickt, um die Provinz zu plündern und zu brandschatzen, und er drang bis in die Nähe von Brüssel und Löwen vor. Dies war aber auch das einzige Resultat der Expedition. Moritz war der Meinung gewesen, dafs der Feldzug wieder an der deutschen Grenze eröffnet werden würde, und Spinola hatte ihn in diesem Glauben bestärkt, indem er den Grafen van den Berg mit starker Truppenmacht in das Land zwischen Rhein und Maas geschickt hatte, wo er sich des Städtchens Goch bemächtigte; bald aber zeigte es sich, dafs es Spinola auf das starke und wich-

tige Bergen op Zoom abgesehen hatte. Glücklicherweise hatte Moritz die Garnison noch zeitig bis auf 5000 Mann verstärken können, ehe die eigentliche Belagerung begann, die wegen der von Spinola dabei entwickelten Kunst in der Kriegsgeschichte berühmt geworden ist [1]). Moritz blieb indessen bei Emmerich stehen, weil er noch keine besondere Gefahr für Bergen op Zoom sah und zugleich den ihm gegenüberliegenden Heinrich van den Berg und die Garnisonen von Lingen, Oldenzaal und Grol, die von Zeit zu Zeit Streifzüge unternahmen, im Auge behalten mufste. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte Spinola seinen Zweck doch erreicht, da Moritz viel zu schwach war, um einen nachdrücklichen Entsatzversuch zu wagen, aber um diese Zeit kam Mansfeldt, der bekannte Parteigänger im 30jährigen Krieg, der mit Christian von Braunschweig in die Provinz Namen eingefallen war, über Brabant mit dem Reste seines Heeres herangezogen, Moritz rückte ebenfalls heran und vereinigte sich mit ihm, so dafs Spinola genötigt war, Anfang Oktober die Belagerung Bergen op Zooms aufzuheben. Ein vorher (9. August) auf Herzogenbusch gemachter Anschlag war mifslungen, und dasselbe Schicksal hatte auch der Ende November mit grofser Vorsicht unternommene Überrumpelsversuch des Kastells von Antwerpen. 88 Compagnieen Fufsvolk, zahlreiches Geschütz und 400 Schiffe waren in Willemstad versammelt, und als Moritz in Dordrecht sich zu Schiff begab, sagte er: „Meine Herren, bittet Gott für unsere Unternehmung, denn Gott allein kann sie scheitern lassen; sonst habe ich den Anschlag so sicher in meiner Macht, als die Hand, die ich Ihnen gebe.“ Allein ein gewaltiger Eisregen und Schneesturm machten jede Bewegung unmöglich, die Reiterei konnte nicht weiter, die Schiffe drohten unterzugehen, Moritz und sein Bruder waren selbst in Lebensgefahr gewesen.

1) Die Einzelheiten bei Aitzema, Saken van Staat en Oorlogh I, 117.

Da im Jahre 1623 der Feind es ratsamer fand, den Kaiser in Deutschland zu unterstützen, konnten sich Moritz und sein Bruder auf die Beobachtung der Grenzen beschränken, so daſs das staatische Heer im November, ohne zu irgendeiner Operation verwendet worden zu sein, wieder auseinandergehen konnte. Dagegen machte der Feind von dem strengen Winter 1623/24 Gebrauch, um in die Veluwe einzufallen, und auch die Garnisonen von Lingen und Oldenzaal machten über die gefrorenen Moräste Streifzüge im Groninger Oldamt, während Moritz nicht viel anderes thun konnte, als daſs er überall das Eis aufhacken lieſs, um den Feind, wenn er sich vor ihm zurückgezogen hatte, zu verhindern, zum zweitenmale zu kommen. Während er Cleve und Gennep einnahm, machte Spinola die Anstalten zu einer Belagerung Bredas, bald war die Stadt umzingelt, das erzherzogliche Heer hatte sich stark verschanzt, so daſs Moritz an keinen Entsatzversuch mehr denken konnte, obwohl er einen groſsen Fehler begangen zu haben scheint, daſs er Oosterhout nicht besetzte, den einzigen Platz, von dem aus die Stadt möglicherweise hätte entsetzt werden können. Dafür versuchte er es noch einmal mit Antwerpen: 1200 Mann, als spanische Soldaten verkleidet, waren dazu bestimmt worden; schon hatten sich die Truppen der Gracht des Kastells genährt und machten Anstalt, dasselbe zu besteigen, als plötzlich das helle Mondlicht durch die finstere Nacht brach und die schwache Besatzung in Alarm brachte, so daſs die Expedition allerdings, ohne einen Mann verloren zu haben, aber doch unverrichteter Dinge umkehren muſste. Ein im Oktober mit groſser Umsicht und Genialität unternommener Versuch, Breda zu entsetzen, schlug ebenfalls fehl, und so kehrte Moritz am 18. November nach dem Haag zurück, das er nicht mehr verlassen sollte.

Schon seit einigen Jahren war er kränklich gewesen, und die geringe Spannkraft, die er in seinen letzten Feld-

zügen entwickelte, wird zum guten Teil auf Rechnung seines körperlichen Leidens zu schreiben sein. Bald zeigten sich beunruhigende Symptome, und er selbst mufs von der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes überzeugt gewesen sein, da er noch die Verheiratung seines Bruders mit grofser Eile betrieb und demselben den Oberbefehl über das Heer übertrug. Er starb am 23. April 1625, achtundfünfzig Jahre alt.

Es sind wenige bedeutende Männer, gegen welche die Nachwelt in ihrer Beurteilung so parteiisch und ungerecht gewesen ist als gegen Moritz. Schon während der letzten Jahre seines Lebens waren ihm die Sympathieen eines grofsen Teiles der Bevölkerung entfremdet; natürlich, der Feldherr, dem das Glück den Rücken dreht, wird alsbald unlauterer, egoistischer Absichten und im günstigsten Falle der Unfähigkeit beschuldigt, wenn er die Mitwelt durch eine Reihe glänzender Waffenthaten verwöhnt hat. Später verdrängte der blutige Schatten Oldenbarnevelts sein Andenken aus der Erinnerung der Nachkommen, die den Advokaten zu einem Märtyrer für die Volksfreiheit und den Statthalter zum Urbilde grenzenloser unersättlicher Herrschsucht und der unedelsten Rachgier gestempelt haben. Und unter diesem Gesichtspunkt steht mit wenigen Ausnahmen heute noch sein Bild vor den Augen der grofsen Menge da, die geblendet durch die unhistorische Darstellung Motleys ihre Sympathieen dahin zu richten gewöhnt ist, wo die sogenannte Tugend leidet und unterdrückt wird. Die bisherige Darstellung hat den Verdiensten des grofsen Staatsmannes sicher alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber sie hat auch bewiesen, dafs keine einzige der unlautern Triebfedern, die man dem Statthalter bei seinem Auftreten gegen den Advokaten angedichtet hat, in der That vorhanden gewesen ist. Es verhält sich vielmehr umgekehrt; gerade der vollständige Mangel jedes politischen Ehrgeizes und jeder Herrschsucht ist der schwerste Vorwurf, den die Ge-

schichte gegen ihn erheben mufs; die folgende Generation sollte schwer dafür büfsen, dafs Moritz nicht den Willen oder den Mut hatte, nach dem Sturz Oldenbarnevelts nach dem Besitze der Macht, nach der er damals nur die Hand hätte ausstrecken dürfen, zu greifen, und es ist jedenfalls die schlagendste Widerlegung des gegen ihn erhobenen Vorwurfs der Herrschsucht, dafs vom Jahr 1619 bis zu seinem Tode in seinem Verhältnis zu den Generalstaaten und den Provinzen auch nicht die geringste Veränderung eingetreten ist. Moritz war kein Staatsmann, nur der Krieg und militärische Angelegenheiten hatten Interesse für ihn, und wenn er in Fragen politischer oder diplomatischer Natur verwickelt wurde, so wufste er, dafs sein Urteil und seine Entscheidung durch die Generalstaaten gedeckt war. Kein Statthalter wie er hat sich in so selbstverleugnender Weise dem Willen und den Wünschen seiner Gebieter untergeordnet, und wie die wiederholten Expeditionen nach Flandern beweisen, hat er dies auch dann gethan, wenn er seiner eigenen Überzeugung zuwiderhandeln mufste. Daher auch eine gewisse Unentschlossenheit und Unselbständigkeit, die einen Hauptzug seines Charakters bildet, und da er von Natur barsch, hochfahrend und in späteren Jahren von nichts weniger als angenehmen Umgangsformen war, so war ihm die Kunst, die Menschen zu überzeugen und zu überreden, die sein grofser Vater in so unvergleichlicher Weise gehabt hatte, versagt, und grollend unterwarf er sich, wo er hätte gebieten sollen. Grobe Sinnlichkeit und zügellose Ausschweifungen [1]) thaten in jener

1) v. d. Kemp IV, 400. 401; ferner Motley, Het leven en sterven van Johan van Oldenbarnevelt, Kap. 11, p. 45. Ein Juwelenhändler aus Amsterdam, Jan Wely, wurde im Zimmer des Prinzen von dessen Kammerdiener und einem Soldaten ermordet. Das Verbrechen wurde entdeckt, und da man sich wunderte, dafs der Leichnam entfernt werden konnte, ohne von den Schildwachen bemerkt zu werden, bekannte der zum Tode verurteilte Kammer-

sittenstrengen Zeit seinem Ansehen bedeutenden Abbruch, und auch der Vorwurf des Geizes scheint ihm nicht mit Unrecht gemacht worden zu sein. Seine Parteinahme für die Kontraremonstranten beruhte nicht so sehr auf eigener religiöser Überzeugung, als vielmehr auf dem Bewufstsein der staatsgefährlichen Richtung der Gegenpartei, und als diese niedergeworfen war, hat er bei verschiedenen Gelegenheiten durch persönliches Eingreifen dem Predikantenzelotismus Einhalt zu thun versucht. Dagegen besafs er alle die Eigenschaften, deren glückliche Vereinigung den grofsen Feldherrn macht: eiserne Ruhe, natürlichen Scharfblick, Vorsicht und Beschränkung auf den eigenen Kraftbereich. Mit Ausnahme der von Nieuwpoort hat Moritz keine gröfsere Schlacht geliefert und gewonnen [1]), aber als Städtebezwinger und Heeresorganisator steht er in seinem Jahrhundert unübertroffen da, und wenn sein Vater den Grundstein zur Republik gelegt und Oldenbarnevelt sie im Innern ausgebaut hat, so hat sie Moritz durch sein Kriegstalent für immer befestigt und gegen äufsere Gefahr unangreifbar gemacht.

Prinz von Oranien ist Moritz erst durch den im Jahr 1618 erfolgten Tod seines ältesten Bruders, Philipp Wil-

diener dem Hofprediger Uytenbogaert, dafs Moritz die Schildwachen jeden Abend habe entfernen lassen, um keine Zeugen seiner Orgien zu haben.

1) Den tieferen Grund dieser Vorsicht, von der auch Friedrich Heinrich nicht abging, hat Aerssens in seinem Briefe an den Marschall de Chatillon (10. April 1638) dargelegt: „La condition de cet Estat ne comporte poinct de recourrir à un combat général, et partant devons user de grande circonspection à faire les choses avec secureté pour ne perdre, en un seul coup, ce qui a été menagé soixante et dix ans de long. Vous sçavez que notre milice pour la plupart est composé d'estrangers, lesquels, une fois rompus, dont Dieu nous garde, ne se sçauroyent reffaire si promptement; et, qui pis est, les peuples estonnez en perdroyent le courage, l'espérance, et l'ordre ou la volonté de plus contribuer." „Arch.", II. Serie, III, 116.

helm, geworden, dessen Erbe er wurde. Als der Statthalter von Friesland, Wilhelm Ludwig, sein Vetter, Ratgeber und treuer Freund, den die Friesen ihren Vater (Hayte) zu nennen pflegten, am 10. Juli 1620 gestorben war, ernannte ihn Groningen mit den Ommelanden, Wedde und Westwoldingerland und ebenso die Landschaft Drenthe zum Statthalter, nur Friesland ging seinen eigenen Weg und wählte den Bruder des Verstorbenen, den Grafen Ernst Casimir von Nassau. In demselben Jahre war auch Louise de Coligny, die Witwe Wilhelms, gestorben, aber sie hatte ihrem Adoptivvaterlande einen Sohn hinterlassen, der den oranischen Namen und mit ihm den der Republik mit neuem Glanz umgeben sollte.

Drittes Kapitel.

Friedrich Heinrich Statthalter. Auswärtige Beziehungen der Republik während des Dreifsigjährigen Krieges. Eroberung von Herzogenbusch. Belgische Friedensanträge. Allianz mit Frankreich.

I.

Als Moritz starb, war Friedrich Heinrich [1]) 41 Jahre alt, und dem Drängen desselben nachgebend, hatte er sich am 4. April 1624 mit der Gräfin Amalia von Solms, die im Gefolge der Königin von Böhmen nach Holland gekommen war, einer durch Schönheit und Verstand ausgezeichneten, aber auch sehr herrschsüchtigen, intriganten

1) In der folgenden Darstellung wird allein der letztere Name gebraucht werden.

und egoistischen Frau, verheiratet. Wenige Monate vor der Ermordung seines Vaters geboren, wurde er von seiner Mutter Louise de Coligny erzogen, während er sich unter den Augen seines Bruders zum Soldaten und Feldherrn heranbildete. Sechzehn Jahre alt hatte er bei Nieuwpoort gekämpft, nachdem er sich geweigert hatte, sich auf die Flotte in Sicherheit zu bringen, wie Moritz gewünscht hatte. Wie dieser hat sich auch Heinrich auf Städtebelagerungen beschränkt, aber diese erregten die Bewunderung der Mitwelt in noch höherem Grade als die glänzendsten Siege in Feldschlachten, denn sie waren der Ausdruck der vollendetsten Höhe der damaligen wissenschaftlichen Kriegskunst. Noch mehr als sein Bruder faſste er den Krieg als Wissenschaft auf, Julius Cäsar trug er stets bei sich, und einige Stunden des Tages widmete er dem Studium. Daher war auch sein Heerlager die Pflanzschule der groſsen Feldherren des Jahrhunderts: Bernhard von Sachsen-Weimar, Torstenson, Turenne, Karl Gustav und der groſse Kurfürst von Brandenburg haben unter seinen Augen die Kriegführung theoretisch und praktisch gelernt. Obwohl Oberbefehlshaber der Streitkräfte der Republik hatte er doch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn nicht nur hemmte eine mangelhafte oberste Kriegsleitung und Verwaltung — namentlich in finanzieller Hinsicht — häufig seine Bewegungen, sondern der Staatsrat, die Generalstaaten, die Provinzialstaaten, ja selbst einzelne Städte hielten sich für berechtigt, ein Wort mitzusprechen: trotz günstiger Aussichten muſste er einmal den Forderungen der Kriegsdeputierten nachgeben und sein Heer aus Flandern zurückführen. Obwohl in sich gekehrt und nicht leicht zu ergründen, hatte Heinrich einen sanften Charakter, freundliche, gewinnende Umgangsformen und eine dem Zeitalter kaum verständliche Bescheidenheit, da er in den unter seiner Aufsicht geschriebenen Memoiren alles, was im entferntesten einer Selbstverherrlichung gleichen konnte, eigen-

händig gestrichen hat. Unter ihm erlebte die Republik ihre Glanzperiode: das Haus Oranien-Nassau stand den gekrönten Herrscherfamilien Europas ebenbürtig zur Seite, die Republik warf ihr Schwert und ihren Einfluſs in die Wagschale der europäischen Diplomatie, und Gustav Adolf machte sich keiner Übertreibung schuldig, wenn er behauptete, „daſs im Haag der Schauplatz aller Handlungen und Aktionen von Europa sei"; die beiden Indien schütteten ihre Schätze und Reichtümer über das Land aus, und es war nur die natürliche Folge, daſs die Periode der höchsten politischen Blüte und Macht zugleich auch die Zeit von Rembrandt und Vondel gewesen ist.

An demselben Tage, an dem Moritz starb, kamen die Generalstaaten zusammen und beschlossen, Heinrich zum Generalkapitän und Generaladmiral der Republik zu ernennen, und nach Verlauf einiger Tage übertrugen ihm die Staaten von Holland die Statthalterschaft, welchem Beispiele die übrigen Provinzen mit Ausnahme Frieslands, Groningens mit den Ommelanden folgten, welche durch ihre Deputierten erklären lieſsen, daſs sie diese Ernennung vorläufig so ansehen, daſs der Prinz mit den Würden seines Bruders auf demselben Fuſse bekleidet würde, auf dem sie dieser während des Lebens von Wilhelm Ludwig bekleidet hätte, d. h. auch Groningen wählte den Statthalter von Friesland, Ernst Casimir. Die Ernennung war mit ungewohnter Eile vor sich gegangen, die Deputierten hatten sich mit ihren Provinzen vorher nicht besprechen können und nicht einmal eine Instruktion, wie sie Moritz gehabt hatte, wurde dem neuen Statthalter behufs genauer Umschreibung seiner Rechte und Pflichten zugestellt [1]). Wahrscheinlich hat

1) v. Slingelandt, Staatk. Geschr. I, 144. „Zoo ver prevaleerden al in die tyden particuliere insigten en het ontzag voor groote heeren boven de voorstand van de vry-en geregtigheden van het gemeene land!"

die bedrängte Lage Bredas und die Anwesenheit Mansfeldts mit seinen zur Eroberung der Pfalz aus England herangeführten Truppen den Entschluſs der Staaten von Holland beschleunigt. Dem Vorgange Hollands waren bald darauf Zeeland, Utrecht, Overyssel und Gelderland gefolgt.

Mit sanguinischen Hoffnungen blickte die durch den Sturz Oldenbarnevelts niedergeworfene Partei zu dem neuen Statthalter empor. Denn es war ja bekannt, daſs Heinrich mit seiner Mutter die Remonstranten unterstützt und begünstigt, daſs er in demonstrativer Weise mit Oldenbarnevelt Sonntags die Predigten von Uytenbogaert besucht, nachdem Moritz in der Klosterkirche seine Parteinahme für die Kontraremonstranten erklärt hatte, und daſs er sowohl Hugo Grotius, wie Uytenbogaert Beweise des Wohlwollens und der Sympathie gegeben hatte. Und in der That schienen auch die ersten Handlungen des neuen Statthalters diese Erwartungen in ihrem vollen Umfange zu rechtfertigen; van der Myle, Oldenbarnevelts Schwiegersohn, der 1618 aus der Ritterschaft gestoſsen und aus dem Haag verbannt worden war, durfte in die Residenz zurückkehren und wurde sogar zu den Begräbnisfeierlichkeiten von Moritz eingeladen, Hoogerbeets wurde aus Loevestein entlassen und Nicolaas van Reigersbergh, der Schwager von Hugo Grotius, wurde durch Vermittelung Heinrichs zum Ärger der Kontraremonstranten Ratsherr im hohen Rate. Aber der Statthalter mochte bald eingesehen haben, daſs er zu weit gegangen sei, die herrschende Partei legte ihr Miſstrauen offen an den Tag, und ein vom Prinzen befürwortetes Gnadengesuch um Freilassung der gefangenen Lehrer wurde von den Staaten unberücksichtigt gelassen; Heinrich durfte kein Parteihaupt sein, und um seiner Pflicht, die Ruhe und den Frieden zu handhaben, genügen zu können, muſste er alles vermeiden, was Anstoſs geben konnte. Hätte er die 1618 abgesetzten Regenten wieder in Ämter

und Würden gebracht, so hätte er nicht nur seinen Bruder, sondern die herrschende Partei desavouiert; daher wurden die Plakate gegen die Remonstranten nicht abgeschafft, vielmehr aufs neue eingeschärft, und der Statthalter konnte höchstens bei laxer Durchführung derselben ein Auge zudrücken. Hugo Grotius mufste in der Verbannung bleiben, und Heinrichs späteres Auftreten in Amsterdam, wo ein remonstrantisch-gesinnter Magistrat gegen den Willen der kontraremonstrantischen Bürgerschaft eine versöhnende Politik verfolgte, bewies, dafs er seine persönliche Sympathieen verleugnen konnte, da seine Entscheidung zum Vorteil der kontraremonstrantischen Mehrheit ausfiel. Man begreift deshalb die bitteren Worte Uytenbogaerts, der 1627 schrieb: „Es scheint, dafs der Prinz die unsrigen nur mit schönen Worten betrogen hat, bis er seinen Zweck, um zur Regierung zu gelangen, erreicht hatte.“

Die militärische Erbschaft, die Heinrich anzutreten hatte, war keineswegs beneidenswert. Spinola hielt Breda mit einem Heere von 38000 Mann noch immer enge umschlossen, nachdem ein Entsatzversuch von Moritz resultatlos geblieben war. Die Stadt hatte sich im Vertrauen auf ihre Uneinnehmbarkeit ungenügend verproviantiert, und als Heinrich mit einem Entsatzheere heranrückte, hatte sich Spinola schon derart verschanzt, dafs Heinrich nach einigen vergeblichen Versuchen, um die feindlichen Linien zu durchbrechen, den Belagerten sagen liefs, die Stadt, in der die Vorräte aufgezehrt waren, unter möglichst günstigen Bedingungen zu übergeben. Das staatische Heer war beinahe 40000 Mann stark, aber bestand zu einem guten Teil aus ungeübten, schlecht disziplinierten Mannschaften — darunter 70 englische Compagnieen unter Mansfeldt —, während Spinola seine besten Regimenter zur Belagerung verwendet hatte. Am 2. Juni 1625 kapitulierte Breda nach zehnmonatlicher Belagerung unter äufserst günstigen Bedingungen, die

Ausübung der reformierten Religion wurde von Spinola ebenso wenig zugestanden, als die der katholischen in einer unter die Botmäſsigkeit der Staaten gebrachten Stadt. Befehlshaber in Breda war Justinus von Nassau gewesen, während im Belagerungsheere Friedrich van den Berg und der zum Katholicismus übergetretene und für Spanien fechtende Schwestersohn Wilhelm Ludwigs, Graf Johann von Nassau, dienten. Der Verlust der wichtigen Stadt machte in den Provinzen [1]) einen niederschmetternden Eindruck, der durch die im Januar 1625 glücklich vollbrachte Überrumpelung Gochs durch einen staatischen Offizier nur unbedeutend aufgewogen werden konnte; viel wichtiger war es, daſs Spinola infolge der durch die lange Belagerung erschöpften erzherzoglichen Finanzen während des Jahres 1625 überhaupt nichts mehr unternehmen konnte. Auch während der zwei folgenden Jahre 1626 und 1627 hatten die Feldzüge Heinrichs äuſserlich glänzende Resultate kaum aufzuweisen, wiewohl Oldenzaal (1626) und Grol (10. August 1627) erobert wurden, womit der Boden der sieben Provinzen nach langer Zeit wieder vollständig vom Feinde gesäubert war; überdies befreite die Einnahme dieser Städte die Provinzen Gelderland, Friesland und Overyssel von einer furchtbaren Plage, da die spanischen Besatzungen von hier aus das platte Land jahrelang ungestraft hatten plündern und brandschatzen können.

Es waren aber im Augenblick nicht militärische Aktionen, welche auf das Schicksal der Republik einen bestimmenden Einfluſs hatten, sondern das Verhältnis derselben zu den europäischen Mächten und die Stellung der letzteren zu dem seit sieben Jahren in Deutschland wütenden Kriege.

1) Noch gröſseren Eindruck machte der Fall Bredas im Auslande, wo man allgemein einen Friedensschluſs als die nächste Folge des Ereignisses annahm.

II.

Trotz des tiefsten inneren Verfalls, trotz der beschämendsten politischen und militärischen Demütigungen hatte Spanien keineswegs auf die Handhabung seiner europäischen Grofsmachtsstellung verzichtet. Zu den Zeiten Philipps II. und der Ligue war es Frankreich gewesen, wo der Hebel zur Durchführung dieses Planes eingesetzt werden sollte, unter den Ministern seines Sohnes und seines Enkels, namentlich aber im Anfang des dreifsigjährigen Krieges, war Deutschland die Operationsbasis geworden, auf der der spanische Einflufs in raschem Wachstum sich steigerte. Des Widerstandes von England, der einzigen Vormacht des Protestantismus, hoffte man sich durch eine Familienverbindung zu entledigen, wodurch das Schicksal der Republik ebenfalls in spanischem Sinne entschieden worden wäre, und von Oberitalien und Neapel aus konnte Frankreich im Zaume gehalten werden, von dem ohnedies wenig zu fürchten war, so lange es, von bürgerlicher Zwietracht erfüllt, zu keiner festen inneren Gestaltung kommen konnte.

Der der öffentlichen Meinung in England und den Wünschen des Parlaments zuwiderlaufenden Hinneigung Jakobs I. zu Spanien ist schon mehrfach Erwähnung gethan, wie auch der Anstrengungen desselben für die Wiedereinsetzung seines Schwiegersohnes, des Königs von Böhmen, in seine pfälzischen Erblande. Letztere war eben die Vorbedingung des Zustandekommens einer Heirat zwischen dem Prinzen von Wales mit einer spanischen Infantin gewesen, allein Philipp IV. oder vielmehr sein Günstling Olivarez opferte die Freundschaft des englischen Königs der Herstellung des Übergewichts des Katholicismus in Deutschland auf. Als der Prinz von Wales mit Buckingham unverrichteter Dinge wieder in London ankam, wurden beide vom Volke mit ungemeiner Begeisterung empfangen, und in der Republik atmete man

wieder freier auf, denn die Besorgnis, die Niederlande würden zu der Mitgift der Infantin gehören, war damit verschwunden. Aber auch die alsbald mit Frankreich eingefädelten Heiratsunterhandlungen änderten an der unentschlossenen Haltung Jakobs nichts, er fürchtete ebenso sehr Spanien wie eine Einmischung in die religiösen Händel Deutschlands. Was der Vater ängstlich vermieden hatte, unternahm alsbald nach seinem Regierungsantritte der Sohn: er trat der spanischen Monarchie im Bunde mit Frankreich, der Republik, den deutschen und nordischen Protestanten entgegen; mit welchem Erfolge, ist bekannt, obwohl die Aussichten, den Kaiser und die Liga erfolgreich zu bekämpfen, damals nicht schlecht standen. Denn statt dem bereits im Felde stehenden Könige von Dänemark zuhilfe zu kommen, machte Buckingham im Herbst 1625 die abenteuerliche Flottenexpedition gegen die pyrenäische Halbinsel, wodurch die Mittel verbraucht wurden, mit denen man den deutschen Bundesgenossen hätte zuhilfe kommen können; Christian IV. wurde bei Lutter geschlagen, die protestantischen Kriegsheere verschwanden aus dem Felde und das nördliche Deutschland auf beiden Seiten der Elbe wurde von kaiserlichen und ligistischen Heerscharen überschwemmt. Bald darauf entzweite die französische Hugenottenfrage England und Frankreich, beide Mächte kamen in offenen Krieg, der erst durch den Frieden von Susa (1. April 1629) beigelegt wurde und als im folgenden Jahre auch ein Frieden mit Spanien zustande kam, verzichtete Karl I. von dieser Zeit an auf jedwede thatkräftige Einwirkung auf die grofsen politischen und religiösen Fragen, welche den Kontinent beschäftigten, das Verhältnis zwischen Krone und Parlament machte jede ins Gewicht fallende aktive Beteiligung Englands unmöglich, aber mit vollem Recht darf man den Vorwurf gegen Jakob I. und Karl I. erheben, dafs ihrer Haltung hauptsächlich die Niederwerfung des Protestantismus im ersten Decennium des

Dreifsigjährigen Krieges zugeschrieben werden mufs; denn Richelieu war damals noch nicht in der Lage, das Schwert Frankreichs in die Wagschale zu werfen.

Wie ganz anders war in dieser Zeit Haltung und Auftreten der Republik! Mit intuitivem Scharfblick sah Oldenbarnevelt, dafs nach dem Abschlufs des Bestandes der Schwerpunkt der internationalen Beziehungen des österreichisch-spanischen Hauses nach Deutschland verlegt sei, und allein sein rasches Zugreifen gab der brandenburgischen Position am Mittelrhein jene kräftige Lebensfähigkeit; und das zähe Festhalten an dem wichtigen Besitztum, das nötigenfalls durch Waffengewalt verteidigt wurde, sticht auf eine für diesen sehr beschämende Weise ab von der Politik des Stuart, der die Wiedereinsetzung seines Schwiegersohnes von feiger Nachgiebigkeit gegen Spanien erwartete und die Staaten wiederholt selbst aufforderte, die wichtige Stellung preiszugeben. Nicht einmal den für die Pfalz bestimmten Truppen Mansfeldts wollte er die Teilnahme an dem Entsatzversuche Bredas gestatten, aber dennoch, als er sich während der letzten Monate seines Lebens aufzuraffen begann, als Buckinghams einem Strohfeuer gleichender Eifer für den Protestantismus Karl I. zur Kriegserklärung gegen Spanien mitfortgerissen hatte, schlugen die Staaten mit Freuden in die ihnen dargebotene Hand ein, Aerssen und Burmannia wurden als aufserordentliche Gesandte nach London geschickt, der Vertrag von Southampton wurde abgeschlossen (September 1625), die Republik brachte ansehnliche Opfer für die Verstärkung ihrer Seemacht, Buckingham und der Graf Holland kamen selbst nach dem Haag (Ende 1625), um eine Offensiv- und Defensivallianz abzuschliefsen, in die auch Dänemark aufgenommen werden sollte, nachdem die Republik schon vorher ihren guten Willen gezeigt und zu der nutzlosen Expedition nach der pyrenäischen Halbinsel ein Eskader von 20 Schiffen gestellt hatte. Und was mufste sich

diese nicht alles von ihrem Bundesgenossen gefallen lassen! Jakob hatte seinen tiefen Widerwillen gegen den Staat, der seine Existenz einer Revolution gegen den legitimen Herrscher verdankte, nie verfehlt, er konnte es nicht über sich bringen, die Republik als gleichberechtigten Staat zu erkennen, er war geneigt, sie auf eine Linie mit der Pfalz zu stellen, und sein altes Steckenpferd, sich in die kirchlichen und theologischen Zwistigkeiten der Provinzen zu mischen, hatte er seinem Sohne hinterlassen, der durch Buckingham im Haag ausdrücklich vor dem um sich greifenden arminianischen Geist in den gröfseren Städten warnen liefs. Denn auf Heinrich, kurz vorher Statthalter geworden, waren die Hoffnungen der zum Frieden mit Spanien hinneigenden Remonstranten gerichtet und nach dem Falle Bredas glaubte man allenthalben in ihm den Wortführer der Versöhnung mit Spanien zu erblicken. Diesem Standpunkte Englands entsprach es deshalb vollständig, wenn es das naive Verlangen der Einräumung einer staatischen Stadt für die englischen Truppen stellte oder den Wunsch aussprach, dafs auf der staatischen Hilfsflotte englische Offiziere dienten und dafs es auf die Handhabung des bisher nur geduldeten Gewohnheitsrechtes drang, wonach der englische Gesandte Sitz und Stimme im Staatsrat hatte, ein Mifsbrauch, den die Staaten nach der Abberufung Carletons sich auch nicht länger gefallen liefsen. Dazu kam noch die Eifersucht auf Frankreich und dessen Bemühungen, das vertragsmäfsig mit der Republik geknüpfte Band noch fester zu schnüren, weshalb auch die Saat des Mifstrauens gegen Frankreich von jedem englischen Gesandten im Haag mit voller Hand ausgestreut wurde, wozu die eben in Flufs geratene Hugenottenfrage auch reichlich Gelegenheit bot. Aber die antinationale Politik der Stuart, die es doch zu keiner energischen Kriegführung gegen Spanien bringen konnte, sorgte dafür, die Republik auch vor der Gefahr einer allzu grofsen Ab-

hängigkeit von England zu bewahren, die bei den Sympathieen des Volkes für den protestantischen Staat sehr nahe liegen mufste. Noch viel mehr wurde dies durch die sich kreuzenden materiellen Interessen beider Staaten verhütet; fortwährende Streitigkeiten über das Fischereirecht an den beiderseitigen Küsten gaben Veranlassung zu endlosen Klagen und häufigen Gesandtschaften, niederländische Schiffe wurden in englischen Häfen mit Beschlag belegt, und wenn sie auch vom englischen Admiralitätsgericht freigegeben wurden, so war ihre Ladung längst verkauft und der Erlös in die königliche Kasse abgeführt; mancher Kaper aus Dünkirchen, der die Blokade durchbrochen, fand Schutz in englischen Häfen, und wenn ein staatischer Kapitän einen solchen in englischem Fahrwasser in den Grund bohrte, so wurden die Generalstaaten mit endlosen Klagen über Verletzung der Neutralität belästigt und mit Repressalien bedroht. Am meisten wurde England durch das mit exemplarischer Strenge im indischen Archipel gehandhabte Monopol der ostindischen Compagnie erbittert, und das furchtbare Exempel, das in Amboina statuiert wurde, bildete ein Vierteljahrhundert lang Kette und Einschlag aller Beschwerden und Vorstellungen der englischen Gesandten im Haag.

Das war der unberechenbare Vorteil für den Protestantismus, dafs die Interessen des letzteren und die Sonderinteressen der Republik sich beinahe überall deckten. Nirgends tritt dies so deutlich zutage, als auf dem an die Nord- und Ostsee grenzenden Kriegsschauplatz. Christian IV. wurde mit Truppen und Geld unterstützt, und als er bei Lutter geschlagen war, ermahnten ihn die Generalstaaten, „die Sache mit Courage wiederaufzunehmen“ und versprachen weitere Unterstützung. Der in Ostfriesland eingenommenen Position ist schon gedacht, Emden und das von staatischen Truppen besetzte starke Lieroord wurde sowohl von Tilly, als von Wallenstein

als ein höchst unbequemes Hindernis ihrer Bewegungen empfunden; auf der Elbe kreuzten niederländische Schiffe, und da man die Wichtigkeit, Schweden in den Kampf hereinzuziehen, in vollem Umfange würdigte, suchte eine staatische Gesandtschaft den Frieden zwischen diesem und Polen anzubahnen, wobei dieselbe natürlich nicht unterliefs, auf neue Begünstigungen für den niederländischen Ostseehandel zu dringen. Als im Jahr 1628 aus dem von Wallenstein hartbedrängten Stralsund ein Gesandter im Haag erschien und um Hilfe bat, wurde diese von den Generalstaaten bereitwilligst zugestanden, der staatische Gesandte in Hamburg, Aitzema, war schon vorher angewiesen worden, auf die dortigen Vorgänge ein wachsames Auge zu haben, denn man befürchtete eine Kombination der Hansa mit der spanischen Seemacht, wozu erstere vom Kaiser förmlich eingeladen worden war; die Aufhebung der Belagerung Stralsunds machte die Hilfe überflüssig und befreite die Republik von der Furcht, in dieser Stadt ein kaiserliches Dünkirchen entstehen zu sehen. Noch einmal schien sich England bei dieser Gelegenheit aufraffen und Hand in Hand mit der Republik gehen zu wollen: nach der Zusammenkunft der Könige von Schweden und Dänemark auf den halländischen Reichsmarken, wo sie sich vereinigten, „die Regalien der septentrionalischen Kronen im Baltischen Meere“ zu behaupten, liefs Karl I. den Generalstaaten anzeigen, dafs er ein Geschwader nach der Elbe geschickt habe, um Dänemark zu ermutigen; aber Dänemark verzichtete in dem für ihn günstigen Frieden von Lübeck auf seine Einwirkung auf das Deutsche Reich, und der Rücktritt seines Oheims Christians IV. hatte für Karl I. die Folge, dafs auch er in die von dem Maler Rubens im Auftrage des spanischen Hofes gemachten Friedensvorschläge einging [1]. Ein Hauptmotiv seiner Friedensliebe war neben

1) Ranke, Engl. Gesch. II, 165.

den schweren Verwickelungen im Innern der Wunsch, seinen Unterthanen den Handelsverkehr mit den weiten und reichen Landschaften der spanischen Monarchie zu eröffnen. Die Republik hatte es anders gemacht: sie nahm von Spanien mit Waffengewalt, was es ihr nicht freiwillig zugestehen wollte. Übrigens machte der englische Frieden auf die Generalstaaten einen beunruhigenden Eindruck, und die Wirkung desselben auf das Volk war eine ähnliche als die im Jahr 1604 nach dem von Jakob I. geschlossenen Frieden; aber auch jetzt wurde, wie damals, die Versicherung gegeben, dafs der englischen Allianz mit der Republik dadurch inbezug auf Staat und Religion kein Eintrag geschehen solle [1]). Die kühne Aufgabe aber, deren Lösung Karl I. aus der Hand fallen liefs, wurde vom Schwedenkönig in die Hand genommen, denn die Republik selbst hatte sich in den letzten Jahren dieses Dezenniums nur mit Aufbietung aller Kräfte ihrer eigenen Existenz wehren können. In wie grofsartigem Stile jedoch sie ihre Aufgabe aufgefafst hat, mag noch die Thatsache beweisen, dafs selbst Bethlen Gabor, der im Haag wiederholt Unterhändler hatte, von ihr mit Geld unterstützt wurde, um seine Vereinigung mit Mansfeldt in Schlesien zu bewerkstelligen, und dafs Haga es in Konstantinopel durchzusetzen wufste, dafs ein kriegerisch und Österreich feindlich gesinnter Pascha in Ofen ernannt wurde [2]).

Denn mit Ferdinand II. offen zu brechen und in einen Krieg mit dem Deutschen Reiche verwickelt zu werden, trug man Bedenken. Wenn der Kaiser diesen hätte erklären wollen, so hätte er allerdings triftige Gründe dazu gehabt. Die an den König von Böhmen, an die deutschen Fürsten, an Mansfeldt und an Dänemark bezahlten Subsidien, die Unterstützung Venedigs, die in den

1) Ranke, l. c., p. 173.

2) Resol. Stat. Gen., 18. 22. 23; Juli 1626. Resol. Holl., 21. Juli 1626.

rheinischen Herzogtümern eingenommene, und trotz aller Proteste gehandhabte militärische Position, wie früher der Zug Heinrichs in die Pfalz hätten ihm zu einem offenen Krieg gegen die „Feuerbrände“ (boutefeux), wie die Staaten genannt wurden, Vorwände genug gegeben. Daher auch das vorsichtige, häufig nachgiebige Auftreten der Republik in Ostfriesland, wo man sich von Tilly viel mehr gefallen liefs, als es mit der Würde des Staates vereinbar war, und daher auch die Bereitwilligkeit, mit der man sich später infolge eines neuen zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg abgeschlossenen Teilungsvertrages zur Räumung von Ravenstein entschlofs [1]), obwohl ein Jahr vorher kaiserliche Truppen unter Montecuculi bis ins Herz der Republik eingedrungen waren. Schon gemeinschaftlicher religiöser Interessen wegen mufste Brandenburg gegen den sich auf Spanien stützenden Neuburg unter allen Umständen gehandhabt werden, und überdies war der Kurfürst im Besitz verschiedener Ostseestädte und konnte dem Handel Hollands und Zeelands dahin leicht Schwierigkeiten machen. Aber dennoch kam es zwischen den natürlichen Verbündeten häufig zu Zerwürfnissen, die niederländische Hilfe wurde keineswegs in uneigennütziger Absicht geleistet, schon dem Prinzen Moritz hatte man die Absicht zugeschrieben, sich zum Kurfürsten von Köln zu machen [2]), und die Anwesenheit der staatischen Besatzungstruppen war eine äufserst drückende Last für die Bewohner, von denen die zu ihrem Unterhalt nötigen Summen in der hartherzigsten, die Erbitterung des Kurfürsten hervorrufenden Weise eingetrieben wurden [3]). Wie dem aber auch sein mochte,

1) Aitsema I, 1065. 1066, und Vervolg op Arend, III. Teil, 4. Stück. p. 320. 512.

2) Ennen, Geschichte von Stadt und Kurstaat Köln I, 5

3) „Hoe despecteerlyk van U Hoogmoogenden dienaren geprocedeerd wordt, alsof zyne Churf. Doorl. niet meer heer in 't Land, maer dat het U Ho. Mo. toegehoorigh was“ äufserte der branden-

die Republik hatte hier eine östliche Barrière, die einen Angriff gegen sie ebenso erschwerte, wie sie dadurch auch in den Stand gesetzt wurde, in den Angelegenheiten Deutschlands ein Wort mitzusprechen. Wesel sollte bald darauf die Wichtigkeit dieser Position deutlich machen.

Mit Heinrich IV. war auch der französische Angriffsplan auf die spanische Monarchie zu Grabe getragen worden, und die Königin-Regentin machte es sich zum Grundsatz, jede Verwickelung mit dieser Macht sorgfältig zu vermeiden. Der vor dem Zustandekommen des Bestandes mit der Republik geschlossene Garantievertrag blieb zwar in Kraft, und Frankreich bezahlte zwei in staatischem Dienste befindliche französische Regimenter, allein auf irgendwelche thatkräftige Unterstützung beim Wiederausbruch des Krieges mit Spanien hoffte man natürlich nicht mehr. Verschiedene Umstände hatten überdies dazu beigetragen, das beiderseitige Verhältnis erkalten zu lassen: die hauptsächlich auf Andringen Frankreichs beim Abschlufs des Bestandes von den niederländischen Unterhändlern in Aussicht gestellten Vergünstigungen hinsichtlich der Ausübung der katholischen Religion in den sieben Provinzen waren nicht gewährt worden, und während man die französischen Gesandten mit schönen Worten und Versprechungen abspeiste, wurden die Plakate gegen „paapsche stoutigheden" strenge gehandhabt; im Prozesse Oldenbarnevelts, für welchen du Maurier in sehr energischer Weise Partei genommen hatte, waren alle Vermittelungsversuche, auch die am Hinrichtungstage selbst noch gemachte Anstrengung, für den Advokaten Gnade zu erwirken, in vornehmer Weise ignoriert worden, als ob man geflissentlich hätte zeigen wollen, dafs die Zeiten Heinrichs IV. vorbei seien und man fremde

burgische Bevollmächtigte Schwarzenberg. Noch im Jahre 1652 war der Hafs in jenen Gegenden gegen die Republik derselbe. Vgl. Vreede, Inleiding, Bd. II, Abt. 2, p. 161.

Einmischungsversuche in die inneren Angelegenheiten nicht mehr zu dulden gesonnen sei. Die französische Politik beim Ausbruch des 30jährigen Krieges war denn auch eine sehr entschieden spanisch-österreichische; im Jahr 1620 war der katholische Eifer so stark, daſs der Prinz von Condé, der damalige Leiter der Politik, dem spanischen Botschafter seine Beistimmung zum Bruche des Bestandes rückhaltslos zu erkennen gab [1]. Die Konnivenz der Franzosen ermöglichte es den Spaniern, sich am Mittelrhein festzusetzen und sich am Niederrhein aufs neue auszubreiten, und Pfalz-Neuburg war der erklärte Günstling Frankreichs. Neue Miſshelligkeiten entstanden infolge der Hugenottenbewegung; die in den Provinzen offen zutage getretene Sympathie für die Glaubensgenossen, und das Verhältnis, in welchem Aerssen zu Bouillon stand, hatten eine tiefe Miſsstimmung gegen die Republik hervorgerufen. Noch nie war ein näheres Verhältnis mit Frankreich bei dem kalvinistischen Teil der Bevölkerung populär gewesen, man sah vielmehr den natürlichen Alliierten in dem protestantischen England, und Jakobs antiarminianische Gesinnungen hatten diese Strömung der öffentlichen Meinung noch breiter und tiefer gemacht. Als vollends der alte Sillery in Frankreich wieder an die Spitze kam, nachdem vorher in der Veltlinfrage Frankreich das Feld vor Spanien geräumt hatte, für dessen Truppen infolge des Traktats von Mailand (10. Juli 1622) nunmehr wieder der freie Durchzug aus Italien nach den Niederlanden offen stand, — konnte man sich keinem Zweifel mehr hingeben, daſs die französische Politik vollständig ins Fahrwasser der spanischen geleitet war.

Aber das Auftreten Richelieus änderte die Sachlage. Das spanisch-englische Heiratsprojekt hatte den Hof verstimmt und die unwürdige Nachgiebigkeit in Graubünden

1) Ranke, Franz. Gesch. II, 240.

das Nationalgefühl empört; im Februar 1624 trat la Vieuville an die Stelle Sillerys, der Kardinal wurde Mitglied des neuen Kabinetts, Graubünden, an dessen Besetzung und Haltung sich für Spanien so hochfliegende politische Entwürfe geknüpft hatten, wurde diesem mit rücksichtsloser Gewalt entrissen, England durch eine französische Heirat von Spanien getrennt, und wenn auch der grofse Krieg zwischen beiden Mächten noch nicht ausbrach, so war der Eindruck, den diese neue Wendung der französischen Politik machen mufste, ein gewaltiger, denn Frankreich hatte ein Glied der Kette, mit dem die spanisch-österreichische Politik es umklammert hielt, gesprengt, und überdies dafür gesorgt, dafs an einer anderen Stelle der Kampf gegen Spanien zu neuem Leben angefacht wurde. Letzteres wurde durch den Vertrag von Compiègne (12. Juni 1624) bewerkstelligt, infolge dessen die Republik von Frankreich für das Jahr 1624 eine Subsidie von 1 200 000 und für jedes der folgenden Jahre von 1 Million Gulden erhielt. Dafür mufsten sich die Generalstaaten verpflichten, ohne Genehmigung des Königs mit Spanien keinen Frieden zu schliefsen und denselben im Kriegsfalle mit der Hälfte der bewilligten Subsidien zu unterstützen.

Um die Möglichkeit dieser für den damaligen Zustand der französischen Finanzen exorbitanten Liberalität zu begreifen, mufs man sich die augenblickliche Lage in der Republik vergegenwärtigen. Moritz war krank, die Friedenspartei erhob kühner als je das Haupt, und die von Brüssel von Zeit zu Zeit in kurzen Zwischenräumen wiederholten Anträge waren nicht mehr wie früher ohne weiteres abgewiesen worden, Prinz Heinrich, der noch keine Gelegenheit gehabt hatte, sein militärisches und diplomatisches Talent zu zeigen, galt, schon um seiner arminianischen Neigungen willen, und infolge des gespannten Verhältnisses zu seinem Bruder, für das Haupt der Friedenspartei — es lag also im Interesse der ver-

änderten Richtung der französischen Politik, den alten Gegner Spaniens, dessen Widerstandskraft zu erlahmen schien, die Waffen aufs neue in die Hand zu drücken und dafür zu sorgen, dafs nicht auch am Niederrhein ein spanisches Einfallsthor Frankreich bedrohte. Andererseits konnte es für die Republik nur wünschenswert sein, gegen den vorwiegenden Einflufs Englands und der Abhängigkeit von demselben in einem Anschlufs an Frankreich ein befreiendes Gegengewicht gefunden zu haben, und man bemerkt überhaupt von dieser Zeit an bis zum Abschlufs der Offensiv- und Defensivallianz mit Frankreich (1635), wie die staatische Politik schwankend zwischen England und Frankreich balancierte und in der Eifersucht oder Feindschaft beider Staaten die nötige Bewegungsfreiheit fand.

Der Vertrag von Compiègne zog ein Jahr später die Republik in die inneren Wirren Frankreichs. Die Hugenotten hatten sich wieder erhoben, und Richelieu fafste den kühnen Entschlufs, die Glaubensgenossen derselben zu ihrer Unterwerfung herbeizuziehen. Da die französische Marine in tiefem Verfall war, so wurden die Kräfte Englands und der Republik in Anspruch genommen; ersteres mufste dem König von Frankreich freie Hand im eigenen Lande verschaffen, wenn etwas für die Wiederherstellung der Pfalz unternommen werden sollte und die Republik war durch den Vertrag und den Empfang französischer Subsidiengelder zur Hilfeleistung verpflichtet. Der Admiral Haultain wurde mit einer Flotte nach Rochelle gesandt, um zum Fall dieser Hugenottenfeste mitzuwirken. Aber ein Sturm der Entrüstung durchbebte die Provinzen, von den Kanzeln herab eiferten die Predikanten gegen die Schmach, die der Protestantismus auf sich nahm, die Synode von Overyssel remonstrierte bei den Generalstaaten in der heftigsten Weise gegen die Unterdrückung der Glaubensbrüder, es wurden Geldsammlungen für Rochelle veranstaltet — umsonst, Haultain, obwohl er

den ihm gewordenen Auftrag nur flau und widerwillig ausführte und selbst eine kleine Schlappe erlitt, mufste dem Kardinal bei der Unterwerfung seiner widerspenstigen Unterthanen helfen. Mit Recht hatte Richelieu behauptet, man müsse die Regierungen und die Völker unterscheiden, bei den letzteren überwiege die religiöse Sympathie, nicht aber bei den ersteren. Um nicht in die Gefahr zu kommen, dafs ein Kapitän mit seiner Mannschaft im Augenblick des Kampfes den Dienst versage, eine Befürchtung, die keineswegs unbegründet war [1]), wurden von den Engländern nur Schiffe ohne Bemannung und von den Generalstaaten das Zugeständnis verlangt, auf ihre Schiffe französische Offiziere und Soldaten einzustellen. Die öffentliche Meinung in der Republik hatte ihren Eindruck insofern nicht verfehlt, als Haultain, ohne die französische Zustimmung abzuwarten, seine Flotte nachhause führte, ja nicht einmal in den Verkauf von sechs Schiffen, wie Richelieu gewünscht hatte, wurde gewilligt, und von einer neuen Beteiligung der holländischen Flotte bei der späteren Belagerung von Rochelle war natürlich keine Rede. Dafs dadurch das Verhältnis zwischen der Republik und Frankreich nicht nur ein sehr kühles, sondern teilweise ein gespanntes wurde, liegt auf der Hand und Aerssen mufste sein volles diplomatisches Talent aufbieten, um das französische Kabinett zu beschwichtigen. Was mufste man aber erst in der Republik von dem Bundesgenossen denken, als die Welt durch den plötzlichen Friedensschlufs zwischen Frankreich und Spanien (in Barcelona, 10. Mai 1626) überrascht wurde? War das nicht wieder eine Rückkehr zu der Politik der Regentschaft? Was Richelieu zu diesem Schritt bewogen hatte, war die allgemeine Gärung im Reiche, zu deren Beruhigung er notwendig des Friedens bedurfte. Welchen Einflufs dies aber auf die Stimmung

1) Ranke, Engl. Gesch. II, 110; Ranke, Franz. Gesch. II, 266.

in der Republik hatte, bewies der Widerwille der Generalstaaten, den neuen von Langerak in Paris abgeschlossenen Vertrag zu genehmigen. Denn jetzt befand sich überdies Frankreich in offenem Kampfe mit England. Die Hugenotten, erbittert über die schlechte Erfüllung der ihnen gemachten Zusagen, hatten sich an Karl I., den Garanten des Vertrages, gewandt, und da man in England noch aus anderen Gründen auf Frankreich erbittert war, hatte es Buckingham, gekränkt durch die ihm vom französischen Hofe widerfahrene Beleidigung und von der Eitelkeit befangen, sich vor dem Parlament als Vorkämpfer des Protestantismus aufspielen zu wollen, durchzusetzen gewufst, dafs er im Juli 1627 mit einer Flotte von 100 Segeln in die Gewässer der Bretagne gesandt wurde. Aber schmachvoll lief die Unternehmung für England ab, am 1. November 1628 öffnete Rochelle, dessen Belagerung vom Kardinal persönlich geleitet worden war, die Thore, und damit war das Hugenottentum in Frankreich niedergeworfen. Wie wäre es unter diesen Umständen für die Republik, die durch den Vertrag von Southampton der Verbündete Englands geworden war, möglich gewesen, mit Frankreich eine Offensiv- und Defensivallianz zu schliefsen? [1])

Freilich, die Bundesgenossenschaft mit England hatte bis jetzt wenig oder vielmehr das Gegenteil von Vorteil gebracht. Die gegenseitige Eifersucht, hervorgerufen durch die Kollision maritimer und kommerzieller Interessen, dauerte ungeschwächt fort. Ende 1627 waren drei reich beladene Ostindienfahrer in Portsmouth mit Beschlag belegt worden, weil, wie man sich entschuldigte, die Holländer in der Amboinafrage dem beleidigten englischen Nationalgefühl noch keine Satisfaktion gegeben hätten; unter dem Vorwand, dafs die in Amsterdam wohnenden Portugiesen spanische Unterthanen seien, hatte man die Schiffe

1) Vreede, Inleiding II.2, p. 112sqq.

derselben für gute Prisen erklärt, und am Ende des Jahres 1627 wurde der Schaden, den die Schiffahrt der Republik auf diese Weise durch England erlitten, auf acht Millionen Gulden berechnet, wozu noch 1½ Millionen kamen, die allein die ostindische Compagnie verloren hatte. Um dieselbe Zeit (7. Oktober 1627) hatte eine englische Flotte sich mit Gewalt in Texel eines für französische Rechnung gebauten Schiffes bemächtigt. Zur Ausgleichung und Beilegung dieser Mifshelligkeiten wurde eine Gesandtschaft nach England geschickt, die aufserdem auf eine Versöhnung Englands mit Frankreich hinwirken sollte, in letzterer Hinsicht aber unverrichteter Sache wieder nachhause kam. Denn Karl I., eifersüchtig auf das Verhältnis der Republik zu Frankreich, hatte bereits angefangen, sich Spanien zu nähern und den Eröffnungen und Anträgen von Rubens ein günstiges Ohr zu leihen.

Zu gleicher Zeit aber war Aerssens in Paris thätig, um den Fehler Langeraks wieder gut zu machen. Dieser hatte sich zum Abschlufs eines Vertrages verleiten lassen, dessen geheime Artikel für die Republik unannehmbar waren. Denn sie wäre dadurch verpflichtet gewesen, Frankreich nicht nur gegen England und die Hugenotten zu unterstützen, sondern ersterem auch ein weitgehendes Dispositionsrecht über ihre Flotte einzuräumen [1]). Aerssens mufste die volle Wucht der Unzufriedenheit des Königs und was noch mehr sagte, des Kardinals über sich ergehen lassen, beide konnten sich über den Vorfall in Texel nicht beruhigen, und die in dieser Zeit wirklich gesuchte Annäherung der Republik an England vergröfserte noch die Verstimmung am französischen Hofe [2]). Für diese sprach noch ein sehr triftiger Grund. In der am Ende des Jahres 1626 einberufenen Notablenversammlung — der damals beliebten Form öffentlicher Beratungen — hatte

1) Aitzema I, 771—773.
2) Vreede, Inleiding II.2, p. 123. 124 sqq.

Richelieu die Notwendigkeit betont, eine französische Seemacht zu schaffen, und kurz vorher hatte er sich zum Großsmeister, Oberintendanten und Reformator des Handels von Frankreich ernennen lassen [1]), — Grund genug, daſs die Republik, deren Übergewicht zur See damals noch unbestritten war, ein intimes Verhältnis mit Frankreich zu vermeiden suchte; denn man wird die Anstrengungen Heinrichs IV., seinen Unterthanen mit Hilfe der Republik die Teilnahme an der Fahrt und dem Handel nach Indien zu verschaffen, wohl schwerlich vergessen haben. Auch Aerssens kehrte nach dem Haag zurück, ohne den Zweck seiner Sendung erfüllt zu haben. So viel war aber den Generalstaaten klar geworden, daſs dem die französische Politik leitenden Staatsmann vor allem darum zu thun war, daſs die Provinzen in keinen Frieden mit Spanien willigten. Um sich jedoch der rückhaltlosen Unterstützung Frankreichs zu versichern, muſste die Republik andere Erfolgtitel aufweisen können als bisher; erst als Herzogenbusch und Maastricht gefallen waren, als Piet Hein die Silberflotte erobert hatte und eine spanische Flotte im Slaak vernichtet worden war, als alle von Brüssel aus gemachten Friedensanträge definitiv abgewiesen worden waren, erst dann lieſs sich Frankreich bereit finden, seine Waffen mit denen der Provinzen zu vereinigen.

III.

Glänzende Aussichten schien das Jahr 1629 der Republik zu eröffnen: die Infantin Isabella war bei der totalen Erschöpfung der spanischen Finanzen auſser Stande, ein irgendwie bedeutendes Heer ins Feld zu bringen,

1) Ranke, Franz. Gesch. II, 287.

Spinola, in Ungnade gefallen, war abberufen, Frankreichs aggressives Auftreten in Oberitalien bedrohte Spanien mit einem neuen Krieg, die kaiserlichen Truppen waren noch durch Christian IV. beschäftigt — die Umstände selbst drängten also auf eine wichtige Unternehmung hin, um so mehr, da die Republik ein Heer von 68400 Mann Fufsvolk und 8700 Mann Reiterei im aktiven Dienst hatte und durch die Eroberung der Silberflotte auch die finanziellen Mittel dazu reichlich vorhanden waren. Der Republik mufste alles daran liegen, das Stromgebiet von Schelde, Maas und Rhein vollständig zu beherrschen, daher auch die steten Bemühungen, sich den Besitz von Staatsflandern, des nordöstlichen Teiles von Brabant und des Landstriches, der heute die Provinz Limburg bildet, zu sichern. Um die Südgrenze gegen jeden Angriff nachhaltig zu decken, war der Besitz von Herzogenbusch eine Notwendigkeit. Die strategische Wichtigkeit des Platzes hatte sich bei der Belagerung Antwerpens gezeigt, und Parma hätte nach seinem eigenen Geständnis jede Aussicht auf die Umwerfung des letztern aufgeben müssen, wenn der damals von Hohenlo geleitete Überrumpelungsversuch gelungen wäre; Moritz hatte wiederholt die Vorbereitungen zu einem Handstreich auf die Stadt getroffen, hatte das Unternehmen aber jedesmal als aussichtslos aufgeben müssen.

Herzogenbusch, damals eine Stadt von etwa 12000 Einwohnern, war stets sehr eifrig katholisch gesinnt geblieben, und eine ziemlich starke spanische Besatzung unter dem Befehl des Herrn van Grobbendonk im Verein mit der bewaffneten Bürgerschaft schien sie in den Stand zu setzen, jeden Überfall zu vereiteln, da bei der aufserordentlich starken Befestigung, zu der Natur und Kunst in gleicher Weise beigetragen hatten, an eine regelmäfsige Belagerung gar nicht gedacht wurde. Man hatte es deshalb in der Stadt auch nicht für nötig gehalten, einen genügenden Munitionsvorrat anzuschaffen, zumal Heinrichs

Bewegungen einen ganz andern Angriffspunkt des staatischen Heeres vermuten liefsen. Aber plötzlich, Ende April 1629, erschien er mit 24000 Mann Fufsvolk und 4000 Reitern vor der Stadt, umzingelte die Festung von allen Seiten, und die Arbeit der Schanzgräber begann. Mit bewunderungswürdigem Scharfsinn wufste Heinrich die Terrainverhältnisse auszubeuten, er gab dem Wasser der Dommel und der Aa eine Richtung, dafs seine eigenen Verschanzungen dadurch gedeckt waren und Belagerungsarbeiten, die nach dem Stande der damaligen Kriegswissenschaft überhaupt gar nicht für möglich gehalten worden waren, wurden in unglaublich kurzer Zeit hergestellt. In der Geschichte der Kriegswissenschaft nimmt deshalb Herzogenbusch heute noch einen vornehmen Rang ein, und Heinrichs Ruhm knüpft sich auch ausschliefslich an seine Eroberung.

Indessen hatte man in Brüssel die erdenklichsten Anstrengungen gemacht, um die bedrängte Stadt zu retten. Mit unsäglichen Opfern hatten die südlichen Niederlande ein starkes Heer auf die Beine gebracht, mit dem Heinrich van den Berg einen Entsatzversuch wagen oder, wenn dies unmöglich war, durch einen Einfall in die nördlichen Provinzen den Statthalter zum Abbruch der Belagerung zwingen sollte. Das Kriegsglück der kaiserlichen Waffen in Norddeutschland kam den Bemühungen der Infantin in wunderbarer Weise zuhilfe, durch den Sieg bei Lutter waren die kaiserlichen Truppen zu anderen Zwecken verwendbar geworden, und Spanien konnte erleichtert Atem schöpfen, da der in Norditalien erwartete Krieg nicht ausbrach. 15000 Mann kaiserliche Truppen unter Montecuculi setzten sich denn auch gegen die Republik in Bewegung, Lucas Caïro, ein Unterbefehlshaber van den Bergs, überschritt die Yssel, brachte dem die staatischen Truppen befehligenden Grafen von Stirum eine Niederlage bei, van den Berg selbst überschritt den Rhein, vereinigte sich mit Caïro (31. Juli), und die erzherzog-

lichen Truppen ergossen sich mit den kaiserlichen über das offen daliegende und wehrlose Land. Ein panischer Schrecken durchzuckte die Bevölkerung, und mutlose Verzweiflung bemächtigte sich der Gemüter.

Das war aber noch nicht einmal das Fatalste an der Lage. Drohend erhob sich, namentlich in dem am meisten dem Feinde ausgesetzten Gelderland, das Gespenst einer freiwilligen Unterwerfung; herausfordernder als je standen die immer noch zahlreichen Katholiken da, Jesuiten durchzogen das Land, sammelten Beiträge für Herzogenbusch und stellten dem Landmanne jeden weiteren Widerstand als eine That des Wahnsinns vor, und Heinrich van den Berg trat mit einer Milde und Schonung auf, die für die Sache der Republik nachteiliger war, als der Verlust von ein paar Städten. Und was die Situation noch heikler machen mufste, war der Umstand, dafs die im Anfang des Jahres von Brüssel aus gemachten Friedensanträge nicht unbedingt abgewiesen worden waren, die Bestandskupplerin war im Haag wieder gesehen worden, und Ernst Casimir machte dem Prinzen laute Vorwürfe, dafs er in seiner Bereitwilligkeit zu unterhandeln, zu weit gegangen sei und die Interessen des Staates und der Religion in Gefahr gebracht habe [1]). War es unter diesen Umständen zu verwundern, dafs die Neigung, sich zu unterwerfen, eine Zeit lang wieder die Oberhand bekam, zumal eine Stadt wie Amersfoort, nachdem sie mit Montecuculi kaum einige Schüsse gewechselt hatte, diesem die Thore öffnete?

Die ferme Haltung und beispiellose Opferfreudigkeit Hollands retteten die Republik. Während der Feind Vorteil auf Vorteil errang, während Friesland und Groningen von kaiserlichen Banden überschwemmt und schon die Umgegend von Naarden durch Reiterpatrouillen beunruhigt wurde, nachdem der Verlust Amerfoorts auch das Stift

1) Resol. Stat.-Gen, 23. April 1629.

ernstlich bedrohte, entwickelten die Staaten von Holland und in erster Linie Amsterdam eine beispiellose Energie. Ernst Casimir wurde mit der Verteidigung der Betuwe, Brederode mit der von Holland betraut, die Generalstaaten begaben sich nach Utrecht, um die militärischen Maſsregeln aus unmittelbarer Nähe zu leiten, denn die Utrechtsche Linie (von Vreeswyk über Utrecht nach Minden), die nach dem Urteil von Moritz so stark war, daſs man sich hinter ihr mit 10000 Mann gegen die ganze Welt verteidigen konnte, muſste schleunigst in Verteidigungszustand gesetzt werden; 20000 Bauern kamen aus Holland, um als Schanzgräber zu arbeiten und die Deiche zu durchstechen, die Schleusen bei Vreeswyk und Minden wurden geöffnet, und das Seewasser drang bis unter die Mauern von Utrecht; das Landheer war auf 120000 Mann gebracht worden, denn in Holland hatte man alle Bewohner vom 16. bis 60. Jahre aufgerufen und mit Feuerrohren und Picken bewaffnet. Das war aber noch nicht alles. Holland trug fast allein die dazu erforderlichen finanziellen Opfer, Amsterdam war die Vorratsscheuer des Landes, die westindische Compagnie lieferte Vorschüsse und Truppen, und alles dies vollzog sich in einer Ordnung und mit einer Schnelligkeit, daſs man daraus einen ungefähren Maſsstab des hier aufgestapelten Reichtums bekommt. Noch höher muſs die Bewunderung steigen, wenn man bedenkt, daſs zugleich auch für die Bedürfnisse des Belagerungsheeres vor Herzogenbusch, das Tonnen Goldes kostete, gesorgt werden muſste. Wahrlich, wenn Holland das Recht beanspruchte, die tonangebende Provinz in der Union zu sein, so hat es sich, abgesehen von seiner sonstigen Leistungsfähigkeit, im Jahre 1629 einen unanfechtbaren Rechtstitel darauf erworben. Und während Groningen mit den Ommelanden seinen alten Streit, unbekümmert um die von auſsen drohende Gefahr munter fortsetzte, während in Overyssel die kleinen Städte mit den gröſsern und in der

Grafschaft Zutphen die kleineren mit der Hauptstadt haderten, während andere über die unerschwinglichen, von ihnen geforderten Steuern klagten oder, den Feind vor den Thoren, sich auf ihre Privilegien beriefen, — gab Amsterdam, das kurz vorher in der Remonstrantenfrage sich die Intervention des Statthalters und der Generalstaaten hatte gefallen lassen müssen, ein erhebendes Beispiel der Selbstverleugnung; ohne die von ihm dargebotenen Millionen hätte der Widerstand gar nicht organisiert werden können.

Aller Wahrscheinlichkeit nach aber wären alle Anstrengungen doch umsonst gewesen, wenn nicht ein unerwartetes Ereignis die Lage mit einem Schlage zugunsten der Republik verändert hätte: Wesel, die wichtige Stadt, das Arsenal und der Vorratsplatz des Feindes, war am 19. August durch einen Handstreich staatischer Truppen erobert worden! Die vor der Stadt erschienenen Truppen hatten vergeblich versucht, einzudringen, als eine Kanonenkugel die Kette einer Zugbrücke zerriſs, sie fiel, die Reiterei drang durch das Thor, fegte die Straſsen rein, drang nach dem Marktplatz, und nach einem hartnäckigen Gefechte war die Stadt erobert. „O mein Sohn! o mein Kind, o mein Sohn! ist es wirklich so geschehen? ist es so? Dann ist es ein lauteres Werk Gottes und nicht der Menschen!“ soll Heinrich, als er die Nachricht vor Herzogenbusch erhielt, dem Boten gegenüber ausgerufen haben. Unbeschreiblich war der Eindruck, den die glückliche Waffenthat des kühnen Herrn von Diedam allenthalben hervorrief, und noch groſsartiger waren die Wirkungen. Sei es, daſs der Feind seine Rückzugslinie für bedroht hielt oder daſs er im ersten Augenblick der Verblüffung an eine Wiedereroberung der Stadt dachte, — schon am 24. August wurde Amersfoort geräumt, der Feind zog über die Yssel zurück, und Gelderland wurde von erzherzoglichen und kaiserlichen Truppen befreit.

Damit war aber auch das Schicksal Herzogenbuschs

besiegelt, das nach dem nunmehr total fehlgeschlagenen Versuch einer Ableitung der staatischen Truppen auf keinen Entsatz mehr zu hoffen hatte. Am 14. September kapitulierte die Stadt. Die Besatzung durfte mit Kriegsehren abziehen, und mit ihr verliefs der Bischof mit der Welt- und Klostergeistlichkeit die Stadt. Die Ausübung der katholischen Religion wurde sowohl innerhalb derselben, als auf dem platten Lande verboten, obwohl Heinrich gewünscht hatte, für die Bewohner der Meierei einige Vergünstigungen zu erhalten; aber er mufste dem Andrang der süd-holländischen Synode und der Generalstaaten nachgeben. Ebenso wenig wurde dem Wunsche der Stadt und seiner Umgegend, als vollberechtigtes Mitglied in die Union aufgenommen zu werden, weder damals noch später entsprochen, sie blieb zwar im Besitze ihrer Privilegien, wurde mit Steuern auch nicht höher belastet als die übrigen Mitglieder der Union, war und blieb aber der letzteren gegenüber erobertes „Generalitätsland“.

Hatte Prinz Heinrich durch die Eroberung der für unbezwingbar gehaltenen Festung Gelegenheit gehabt, seinen Feldherrnruhm für immer zu begründen, so war dieselbe für das Prestige der Republik dem Auslande gegenüber von unberechenbaren Folgen. Denn seit dem Ablaufe des Bestands war ihre militärische Tüchtigkeit ernstlich in Frage gestellt worden, der Verlust Bredas hatte ihre Ohnmacht in einer Weise an den Tag gebracht, dafs ihre Bundesgenossenschaft für die Feinde Spaniens - Österreichs nicht eben begehrlich erscheinen mufste. Dies mag wohl auch eine der Ursachen gewesen sein, dafs Venedig die Zahlung der 1620 vertragsmäfsig bedungenen Subsidien seit einigen Jahren eingestellt hatte und dafs Richelieu sich für berechtigt hielt, nach dem Ablauf des Vertrags von Compiègne einen neuen anzubieten, dessen Annahme die Republik in der Kriegs- und Friedensfrage unter eine Art französischer Vormundschaft

gebracht hätte (s. S. 907). Dies war jetzt anders geworden; als kriegführender Faktor kamen die Provinzen nunmehr, wo das Restitutionsedikt den unbestrittenen Sieg Österreichs in Deutschland der Welt triumphierend verkündete, aufs neue in Betracht und Wertschätzung.

„Und so endigt", heifst es am Schlusse der Resolutionen des Staatsrates, „das glückliche Jahr von 1629, wofür nicht uns, sondern Gott allmächtig Lob, Preis, Ehr' und Dank in Ewigkeit sei."

Auf eine so exorbitante Überanstrengung folgte die naturgemäfse Abspannung. Trotz des Widerspruches des Prinzen wurde ein Teil des stehenden Heeres abgedankt, und das Jahr 1630 ging ohne irgendwelche nennenswerte militärische Unternehmung vorbei. Aber Gustav Adolf war in diesem Jahre in Pommern gelandet und hatte sich bald ganz Norddeutschlands bemächtigt. Man wird sich vielleicht darüber wundern, dafs die 1614 zwischen der Republik und Schweden abgeschlossene Allianz jetzt nicht erneuert wurde, allein Umstände der verschiedensten Art wirkten zusammen, um den Generalstaaten diesen nahe liegenden Schritt minder rätlich erscheinen zu lassen. Hätte Richelieu dem Andringen derselben Folge geleistet und an Spanien den Krieg erklärt [1], dann hätte die Republik wohl schwerlich Bedenken getragen, gemeinschaftliche Sache mit Schweden gegen den Kaiser zu machen. Frankreich war allerdings einen Schritt entgegengekommen, denn im Juli 1630 schlofs es mit den Generalstaaten einen neuen Vertrag, kraft dessen diese zur Weiterführung des Krieges gegen Spanien von Frankreich eine jährliche Subsidie von 1 Million Livres erhielten, wogegen sie sich verpflichten mufsten, ohne Vorwissen des französischen Königs keinen Frieden zu schliefsen. Wie aber alsbald gezeigt werden

1) Pauw wurde zu Gustav Adolf und Vossbergen zu diesem Zweck nach Paris geschickt; vgl. Aitzema XII, 192. 193, und Vreede, Nederl. en Zweden I, 100.

wird (vgl. IV dieses Kapitels), verdankte die Republik diese Unterstützung nur dem Bestreben Richelieus, die damals von spanischer Seite gemachten Friedensanträge zu vereiteln. Ein weiterer Grund, mit Schweden ohne den Beitritt Frankreichs nicht in ein näheres Verhältnis zu treten, war der Wunsch, mit Kaiser und Reich wenigstens äufserlich auf friedlichem Fufse zu leben. Freilich wurde die Neutralität von letzteren, wie der Einfall Montecuculis bewies und wie der zugunsten Maastrichts von Pappenheim unternommene Entsatzversuch bald darauf aufs neue beweisen sollte, ja nach Belieben gehalten oder gebrochen. Dafür trug die Republik aber auch kein Bedenken, dem schwedischen König eine jährliche Subsidie von 150 000 Livres zu bezahlen, obwohl die den niederländischen Getreidehandel aufserordentlich beschwerenden Zölle, die Gustav Adolf in Danzig erheben liefs, der Republik häufig Stoff zu Klagen gaben. Es mufs natürlich dahingestellt bleiben, ob sich nicht Heinrich selbst einer Vereinigung des niederländischen mit dem schwedischen Heere widersetzt hätte, da der ältere Feldherr sich nicht gerne dem jüngeren untergeordnet hätte und nicht wünschen konnte, „dafs sein Licht und Glanz durch die schwedische Sonne verdunkelt wurde“ [1]).

Dagegen wurde im Jahr 1631 ein Feldzug nach Flandern unternommen. Es sollte diesmal Dünkirchen gelten, und man dachte die Stadt von der Landseite aus zu überrumpeln. In aller Stille wurden die Vorbereitungen getroffen, und während der Feind im Glauben erhalten wurde, dafs es auf den Rhein abgesehen sei, da das Heer sich zwischen Emmerich und Wesel sammelte, wurde dieses plötzlich Ende Mai nach den zeeländischen Wassern eingeschifft. In Yssendyke stieg es ans Land, jeder Soldat hatte für 5 Tage Proviant bei sich, Heinrich rückte in Flandern ein, zog zwischen Gent und Brügge

1) Aitzema XII, 183.

hindurch und war eben beschäftigt, eine Schiffbrücke schlagen zu lassen, als die Nachricht ham, daſs das heranrückende feindliche Heer nur noch zwei Stunden entfernt sei. Die Kriegsdeputierten der Generalstaaten drangen nunmehr auf schleunigen Rückzug, Heinrich gab, wiewohl ungerne, nach, und die mit groſsen Kosten unternommene Expedition lief auf eine für die Waffen der Republik nicht eben ruhmvolle Weise ab. Der Hohn und Spott, mit dem Spanier und Belgier das geflohene staatische Heer überschütteten, war aber von kurzer Dauer, denn am 12. September wurde eine groſse spanische Flotte, die von Antwerpen ausgelaufen war, um eine Landung auf dem Gebiet der Republik zu bewerkstelligen, im Slaak, einer Untiefe in der Nähe der Insel Tholen, von der holländischen Flotte unter Justinus von Nassau beinahe vollständig erobert: 35 Fregatten und 4000 Gefangene fielen in die Hände des Siegers, und damit war die Scharte vor Dünkirchen ausgewetzt.

Ebenso ruhmvoll für Heinrich, wie vorteilhaft für die Republik war das Jahr 1632. Im Anfang des Sommers überschritt der Prinz mit 20000 Mann die Waal bei Nymegen und eroberte nach kurzer Belagerung Venlo (4. Juni); am folgenden Tage fiel Roermond in staatische Gewalt, und hier war es, wo wieder ein Nassau, Graf Ernst Casimir, der Statthalter von Friesland, bei der Besichtigung der Laufgräben, von einer Kugel in den Kopf getroffen, im Dienst der Republik das Leben lieſs; Sittard, damals zu Jülich gehörig, folgte, und innerhalb weniger Tage war alles Land, das jetzt den nördlichen Teil der Provinz Limburg bildet, unter die Botmäſsigkeit der Generalstaaten gebracht. Nun ging es vor Maastricht, dessen Belagerung am 10. Juni begann. Auch diese Stadt galt für eine der stärksten niederländischen Festungen, und im Bewuſstsein der Wichtigkeit derselben setzte die Regierung in Brüssel auch alle Mittel zu ihrer Erhaltung in Bewegung. Gonzalez de Cordova führte

einige spanische Regimenter aus Deutschland herbei, die sich mit dem Heere von Santa Cruz, dem Oberbefehlshaber der erzherzoglichen Streitkräfte, vereinigten, und bald darauf erschien Pappenheim mit etwa 14000 Mann kaiserlicher Truppen, so daſs die vereinigten Entsatztruppen über 30000 Mann stark waren, denen Heinrich nur 17000 Mann Fuſsvolk und 4000 Reiter entgegenzustellen hatte. Am 17. August fand zugleich mit einem Ausfall der 3000 Mann starken Besatzung ein Angriff Pappenheims statt, aber mit einem Verlust von 1500 Toten und Verwundeten muſsten sich die Kaiserlichen zurückziehen, mit unerschütterlicher Zähigkeit wurde die Belagerung fortgesetzt, und am 20. August muſste sich die Stadt ergeben. Nachdem noch Limburg, Herzogenrade, Daalhem und Orsoy eingenommen waren, kehrte das staatische Heer in die Winterquartiere zurück.

IV.

Des Zusammenhanges wegen muſsten die kriegerischen Ereignisse in ununterbrochener Reihenfolge dargestellt werden, wiewohl wichtige diplomatische Verhandlungen nicht nur zeitlich mit ihnen zusammenfielen, sondern auch Einfluſs auf sie ausübten.

Am 18. Juli 1621 war Erzherzog Albert — drei Monate nach dem Tode Philipps III. — gestorben, also zu einer Zeit, wo der Bestand eben abgelaufen war. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch führte Isabella die Regierung fort, soweit von einer solchen bei dem Verhältnis der treugebliebenen Provinzen zu der spanischen Krone überhaupt die Rede sein kann. Denn was man bei dem Auftreten der Erzherzoge gehofft hatte, eine wirklich nationale Regierung, war nicht in Erfüllung gegangen, nach wie vor war das spanische Element nicht

nur im Heere, sondern auch in der Verwaltung von überwiegendem Einflufs, und dieser hatte sich von Jahr zu Jahr gesteigert. Des Adels und der Geistlichkeit hatte sich eine stets weiter um sich greifende Unzufriedenheit bemächtigt, während das ausgemergelte Volk in dumpfer Apathie an seinen Ketten nicht einmal mehr zu rütteln wagte. Wenn die Regierung imstande gewesen wäre, etwas für die Hebung der Volkswohlfahrt zu thun, so hätte sich noch alles zum besseren wenden können, allein die ausgetriebenen Protestanten hatten Kapital, Intelligenz und Unternehmungsgeist mit nach dem Norden genommen, und die Scheldemündung blieb geschlossen. Spinola, der Genueser, war zu der Überzeugung gekommen, dafs der Krieg mit der Republik nie und nimmer zu einem befriedigenden Ende geführt werden könnte, wenn der Süden mit dem Norden nicht als Seemacht und Handelsstaat konkurrieren könnte, und in der That wurde auch ein nicht zu verachtender Anlauf dazu genommen, indem in Spanien im Jahr 1626 eine Handelscompagnie errichtet wurde, welche den Nord- und Ostseehandel mit den südlichen Niederlanden und Spanien treiben und dadurch der Republik einen Hauptnerv ihrer Macht abschneiden sollte. Vorher schon war ein Kanal in Angriff genommen worden, um den Rhein mit der Maas zu verbinden und die Rheinschiffahrt über Belgien zu leiten [1]). Aber um beides auszuführen, bedurfte man der Zeit und des Friedens, und diese blieben der Regierung versagt, und woher hätte man das notwendige Geld nehmen sollen? die Geistlichkeit wäre schwerlich bereit gewesen, einen Teil ihrer reichen Einkünfte aufzuopfern.

Nachdem Spinola, in Madrid verdächtigt, abberufen worden war, traten die Intentionen Spaniens noch viel deutlicher zutage; kein belgischer Grofser wurde der

1) Aitzema I, 522—528; Vervolg op Arend, III. Teil, 4. Stück, p. 191. 192,

Ehre gewürdigt, den Oberbefehl über das Heer zu übernehmen, statt des um die spanische Sache hochverdienten Heinrich van den Berg wurde der Marquis von Santa Cruz mit demselben betraut, und der erste Ratgeber Isabellas war ebenfalls ein Spanier, der Kardinal de la Cueva (Marquis von Bedmar). Dazu kam noch die Aussicht, dafs die südlichen Provinzen nach dem Tode Isabellas doch wieder unter die spanische Herrschaft zurückkehren würden, und dann war für Niederländer weder im Heer, noch in der Verwaltung überhaupt kein Platz mehr. Isabella selbst kann der tiefgehenden Gärung nicht unkundig gewesen sein, und es war nicht sowohl die allgemeine Erschöpfung des Landes, als auch die Sorge für die Zukunft, welche ihr das Bestreben eingaben, um den Frieden mit dem Norden herzustellen.

Während Prinz Heinrich vor Herzogenbusch lag, waren ihm von Brüssel aus Vorschläge über den Abschlufs eines Bestandes gemacht worden. Wenn Heinrich auch politische Memoiren hinterlassen hätte, so wäre es möglich, über seine eigenen An- und Aussichten, namentlich aber über die Anfänge und den Umfang seines Einverständnisses mit den unzufriedenen belgischen Grofsen einen sicheren Anhaltspunkt zu gewinnen. So aber ist man teilweise auf Vermutungen angewiesen, auf welche auch die Resolutionen der Generalstaaten kein helleres Licht werfen. In erster Linie kommt hier die Stellung des Prinzen als Statthalter in Betracht.

So lange Oldenbarnevelts Einflufs in den Generalstaaten überwiegend gewesen war, hatte er die gesamte Diplomatie der Republik nach seinem Willen geleitet. Nach seinem Sturze blieb zwar die politische Stellung von Moritz äufserlich dieselbe, aber es trat insofern eine Veränderung ein, als das Auswärtige nunmehr ausschliefslich vom Statthalter wahrgenommen wurde [1]). Nach dem

1) Nach der dem Prinzen von den Generalstaaten übergebenen

kurzen Interim von de With wurde Antonie Duyk zum Ratspensionär von Holland ernannt, denn dieser Titel war nach Oldenbarnevelts Tod dem Advokaten von Holland gegeben worden, aber das Ressort des Äufseren war ihm ausdrücklich abgenommen worden, und er selbst, der zur Verurteilung Oldenbarnevelts in erster Linie mitgewirkt, wird sich wohl gehütet haben, dem Statthalter in den Weg zu treten. Heinrich, selbst ein gewandter Diplomat, hatte auch bald die Gesamtleitung der auswärtigen Politik in seiner Hand; nicht mehr, wie früher in den Generalstaaten, wurde der niederländischen Diplomatie die Richtung angewiesen, sondern eine kleine Anzahl Vertrauter, besonders Vosbergen und van Aerssen, eine Art geheimer Kabinettsrat, beriet und entschied mit dem Prinzen die anhängigen Fragen. Es kam sogar so weit, dafs sie ermächtigt wurden, ohne jedwede vorhergehende Besprechung mit den Generalstaaten einen Beschlufs zu fafsen, zu welchem Zweck ein „Secretbuch“, welches diese geheimen Resolutionen enthielt, angelegt wurde [1]). Dadurch hatte die Macht des Statthalters einen Zuwachs erhalten, dafs sie sich von der vollen Souveränität fast nur dem Namen nach unterschied [2]); nach Duyk wurde der gutmütige und gefügige Jakob Cats Ratspensionär, und als sein Nachfolger Pauw es wagte, eine selbständige, von den Ansichten des Prinzen abweichende Politik einzuschlagen, wurde er durch Ernennung zum französischen Gesandten in Paris unschädlich gemacht.

Es versteht sich also von selbst, dafs bei der Frage über ein näheres Eingehen auf die von Belgien eröffneten

Vollmacht konnte Moritz Gesandte ernennen, denen er sogar Instruktionen geben durfte, die vor den meisten Mitgliedern der Staatenversammlung geheim gehalten wurden. Vreede, Inleiding I, 141.

1) Vreede, Inleiding I, 57—60; Aitzema XVI, 298.

2) Bei der Ernennung Heinrichs zum Statthalter sagt Capellen geradezu: „Die Freiheit der Vereinigten Niederlande verlangt, dafs

Verhandlungen die Stimme des Prinzen zuerst ins Gewicht fiel. Wie beim Ablauf des Bestandes die Kontraremonstranten die Wiederaufnahme des Krieges verlangt hatten, so sträubten sie sich auch jetzt gegen jeden Frieden mit Spanien, und mit dieser Volksüberzeugung mufste Heinrich schon deshalb rechnen, weil die Worte remonstrantisch, friedens- und spanisch-gesinnt noch ein und dieselbe Bedeutung hatten. Überdies konnte man sich nicht verhehlen, dafs man am Ende von Spanien doch betrogen werde, und das Los der deutschen Protestanten bewies ohnedies, dafs Spanien von seinem alten Programm, die Wiederherstellung der Alleinherrschaft der katholischen Kirche, kein Haar breit abgewichen war. Und wie hätte man schliefslich durch einen Friedensschlufs die westindische Compagnie in ihrer kolossalen Machtentfaltung plötzlich hemmen dürfen? Anderseits aber war man des kostbaren Krieges müde geworden, besonders Gelderland war zum Frieden geneigt, und Holland hatte sich während des Jahres 1629 in einer Weise angestrengt, dafs es zu weiteren Opfern unfähig schien. Der Prinz meinte deshalb, „dafs, wenn die Herren Staaten durch einen Vertrag dem Krieg ein Ende zu machen für gut fänden, dies nicht ruhmvoller und vorteilhafter geschehen könne, als im jetzigen Augenblick. Wenn nicht, dann dürfe der Krieg nicht defensiv, sondern müsse offensiv geführt werden, da die Defensive der Ruin des Landes sei“. Das Glück der schwedischen Waffen fachte auch in der Republik den kriegerischen Geist aufs neue an, überdies war der neue Subsidienvertrag mit Frankreich zustande gekommen, und der Prinz erklärte, „dafs es jetzt Zeit sei, dem Feinde Antwerpen oder ein anderes vornehmes Glied abzureifsen, dafs man sich mit dem Waffenstillstand

Prinz Heinrich in der Autorität und Macht, welche Prinz Moritz gehabt hat, nicht succediere, sondern dafs dieselbe nun mit guter Instruktion beschnitten und reguliert werde.“

nicht aufhalten dürfe, sondern den Krieg kräftig fortsetzen müsse".

In Belgien schien die Zeit von Margareta und Granvella zurückgekehrt zu sein, denn sowohl der Adel, als die Geistlichkeit, empört über systematische Zurücksetzung, und in der Hoffnung, eine nationale Regierung zu erhalten, betrogen, hatten die Blicke nach aufsen gerichtet. Man kann wahrscheinlich drei zugleich neben einander hergehende Strömungen unterscheiden, die nach dem Fall von Herzogenbusch bemerkbar sind: die eine, welche dem König treu zu bleiben begehrte, drang nur auf Abstellung der spanischen Mifswirtschaft und auf Entfernung der Fremden aus Heer und Verwaltung; zu dieser gemäfsigten Partei gehörten der Herzog von Aerschot und Jakob Boonen, der Erzbischof von Mecheln; die zweite Richtung erstrebte eine nach dem Vorbild der Union ins Leben zu rufende Bundesgenossenschaft der südlichen Provinzen, deren Schutzherr der König von Frankreich werden sollte, und darunter findet man die Namen des Prinzen von Espinoy, Ludwigs von Egmont und des Herzogs von Aremberg; endlich trat wieder der alte Gedanke des Schweigers, die Vereinigung aller 17 Provinzen zu einem Staatswesen in den Vordergrund, und Heinrich van den Berg mit dem Grafen von Warfusée waren hauptsächlich die Förderer desselben [1]).

In den ersten Monaten des Jahres 1632 ersuchte der letztere den Prinzen um ein Freigeleite nach dem Haag, und er erbot sich hier, einen Teil der spanischen Niederlande in Aufstand zu bringen, zu welchem Zweck denn auch wirklich sowohl ihm, wie dem Grafen van den Berg 100000 Kronen ausbezahlt wurden. Zwischen diesem und dem Statthalter scheinen schon vorher Verhandlungen stattgefunden zu haben, denn der Feldzug des letzteren

1) Über van den Berg vgl. Th. Juste, Hist. des Etats généraux des Pays-Bas II, 102—104.

im gelderschen Oberquartier, dessen Statthalter van den Berg war, besonders die Belagerung der Städte Venlo, Roermond und Maastricht wurde auf besonderes Andringen des letzteren unternommen. Dafs in der That damals Heinrich an die Möglichkeit einer Wiedervereinigung der spanischen Niederlande oder wenigstens eines Teiles derselben mit dem Norden gedacht hat, geht aus der auffallend milden Behandlung der Katholiken der eroberten Städte hervor: in Venlo, Roermond, Sittard und Maastricht wurde ihnen die freie Ausübung ihrer Religion zugestanden, die Calvinisten mufsten sich hier mit der Abtretung von ein oder zwei Kirchen begnügen, während sogar der Bischof von Lüttich in letzterer Stadt im ungeschmälerten Besitz seiner Jurisdiktion blieb. Die Generalstaaten, deren auswärtige Politik, wie eben gezeigt wurde, vom Statthalter geleitet wurde, scheinen auf diesen Plan auch wirklich eingegangen zu sein, denn als Heinrich sich zur Belagerung Maastrichts anschickte, richteten sie an die Süd-Niederländer ein Manifest, in welchem sie diese aufforderten, das spanische Joch abzuschütteln, wobei sie auf ihre Hilfe rechnen könnten, und dabei versprachen sie die Handhabung aller Privilegien und die ungehinderte Ausübung der katholischen Religion. Als Maastricht gefallen war, erschien ein zweites Manifest in demselben Geiste (11. September 1632), wobei übrigens nicht aufser-acht gelassen werden darf, dafs in diesem Augenblick die offiziellen Unterhandlungen zwischen Brüssel und dem Haag schon im Gange waren. In vollem Ernste wird man in der Republik an die Wiedervereinigung der 17 Provinzen wohl keinen Augenblick gedacht haben, denn abgesehen von dem Widerstand, der sich im Norden ebenso gut wie im Süden erhoben hatte, wufste Heinrich zu gut, dafs Richelieu nie und nimmer darein willigen würde, an der Nordgrenze Frankreichs eine starke Grofsmacht entstehen zu sehen; denn die Republik durfte der Bundesgenosse, aber nicht der Nachbar Frankreichs sein.

Es ist nicht wahrscheinlich, daſs schon damals bestimmte französische Eroberungspläne gegen Belgien bestanden, denn die Umstände waren nicht derart, daſs Ludwig XIII. es wünschenswert finden konnte, wieder in offenen Krieg mit Spanien zu kommen. Daher waren auch die geheimen Unterhandlungen, welche im Namen Espinoys und Arembergs durch Carondelet, den Dekan von Cambrai, im Spätjahr 1632 mit Richelieu geführt zu sein scheinen, resultatlos. Der historische Boden ist hier sehr schwankend [1]).

Isabella hatte dem Drängen der Groſsen und der allgemeinen Unzufriedenheit nachgeben müssen und die Generalstaaten — seit 1600 war dies nicht mehr geschehen — der treu gebliebenen Provinzen auf 9. September 1632 nach Brüssel berufen. Alle Deputierte muſsten im Namen ihrer Auftraggeber auf den Abschluſs eines Friedens oder Bestandes mit der Republik und auf Abstellung der schreiendsten Miſsbräuche dringen. Aerschot und Boonen wurden denn auch mit der Eröffnung der Unterhandlungen beauftragt, sie begaben sich nach Maastricht, wo der Prinz noch im Lager war, aber auf Verlangen der Generalstaaten der Republik wurden dieselben nach dem Haag verlegt, und hier zeigte sich alsbald der beinahe nicht auszugleichende Unterschied des beiderseitigen Standpunktes. Während der Norden mit dem Süden nur von Staaten zu Staaten unterhandeln wollte, so daſs der Name des Königs von Spanien gar nicht genannt werden sollte, konnten und wollten die belgischen Unterhändler den Boden der Legitimität nicht verlassen. Die Zumutungen, die an letztere gestellt wurden, waren überdies exorbitant: Zeeland verlangte, daſs die Schelde nach wie vor geschlossen bleiben sollte, Friesland und Groningen beanspruchten Duldung und freie Religions-

1) Mémoires de Richelieu VII, 97. 106, und Ranke, Franz. Gesch. II, 417.

übung für die Protestanten im Süden, ohne den Katholiken im Norden dasselbe Recht zugestehen zu wollen, ferner sollten alle spanischen Truppen entlassen, die Festungen der südlichen Niederlande geschleift und die flandrischen Seehäfen gemeinschaftlich von den nördlichen und südlichen Provinzen besetzt werden. Überdies forderte der Norden in Zukunft Garantieen gegen etwaige Angriffe kaiserlicher und ligistischer Heere, dagegen weigerte man sich, auf das spanische Angebot, für die Zurückgabe Fernambucos Breda auszuliefern, einzugehen. Man hielt sich hier zu solchen hochgespannten Forderungen um so mehr berechtigt, als man die Gärung unter dem unzufriedenen Adel und den jammervollen Zustand der Bevölkerung recht wohl kannte, man rechnete darauf, dafs das Beispiel des Grafen van den Berg, der offen vom König abgefallen war, Nachahmung finden würde, und man wufste, dafs die reifsenden Fortschritte der Schweden in Deutschland und das Um-sich-greifen Frankreichs in diesem und in Oberitalien dem König die gebieterische Notwendigkeit auferlegten, den Frieden um jeden Preis zu schliefsen. Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge, aber durch den Tod Gustav Adolfs veränderte sich die Situation nicht wenig, die Generalstaaten in Brüssel erklärten (10. Mai 1633), dafs sie in keiner Hinsicht von der katholischen Religion und der Treue gegen den König abweichen wollten, und als Isabella am 30. November 1633 starb und das schnelle, energische Auftreten des Marquis von Aytona die allgemeine Ruhe und die Kontinuität der Regierung gesichert hatte, wurden die Verhandlungen abgebrochen. In dem Berichte der im Haag zurückgebliebenen Mitglieder, die am 26. Dezember 1633 bei Heinrich eine Abschiedsaudienz hatten, wobei ihnen der Statthalter seine ferneren Dienste anbot, heifst es denn auch: „Er sagte, dafs wir, nachdem wir eine so gute und tugendhafte Fürstin, als die Infantin war, verloren hätten, wieder unter die Herr-

schaft der Spanier zurückkehren würden, von denen eine so freundliche Behandlung nicht zu erwarten wäre, daſs wir, mit einem Wort, an uns selbst denken sollten. Wir haben ihm für seine höflichen Anerbietungen unsern Dank bezeugt, aber zugleich als unsern Wunsch und Willen zu erkennen gegeben, unter der Regierung und Souveränität unseres Königs zu bleiben, für dessen Dienst wir Gut und Blut feil haben müſsten.“ Damit waren die Verhandlungen definitiv abgebrochen, die Voraussetzung, unter welcher der Norden in dieselben sich eingelassen hatte, der Massenabfall des Adels, war nicht eingetreten, und Heinrich sowohl wie die Generalstaaten, hatten sich insofern getäuscht, als sie die tiefe Unzufriedenheit im Süden für Symptome der Untreue angesehen hatten [1]).

Aber dennoch, auch bei dem unverrückbar fest gehaltenen Standpunkt der Königstreue, wäre es möglich gewesen, mit der Republik, wenn auch nicht einen Frieden, dann doch einen längeren Waffenstillstand zu schlieſsen, da die Friedenspartei in Holland in Pauw einen sehr einfluſsreichen und gewandten Anführer hatte. Allein Richelieu hatte einen der besten Diplomaten Frankreichs mit dem Auftrag nach dem Haag gesandt, um jeden Preis das Zustandekommen des Friedens zu verhindern. Es ist sehr interessant, zu beobachten, wie die französischen Anerbietungen sich in demselben Grade steigerten, in welchem die Friedensaussichten wahrscheinlicher wurden. Und so kam am 15. April 1634 mit der Republik ein neuer Vertrag zustande, nach welchem Frankreich diese mit einer jährlichen Subsidie von 2 300 000 Gulden unterstützen muſste. Amsterdam und Dordrecht hatten dem

1) Gachard, Actes des États généraux de 1632 (Collection de documents sur les anciennes Assemblées nationales de la Belgique) II. Teil, „Négociations avec les Provinces-Unies“ p. 73—480, und Vreede, Inleiding II. 2, p. 217—263.

Abschlufs des Vertrags bis zum letzten Augenblick den zähesten Widerstand entgegengesetzt, aber Heinrichs Einflufs hatte den Ausschlag gegeben, und war der Krieg während der Friedensverhandlungen, so weit es die von den Staaten zugestandenen Mittel erlaubten, ununterbrochen fortgesetzt worden, so war der Sinn des Prinzen jetzt, wo seinem militärischen Talent durch die französische Unterstützung die Gelegenheit zu weiterer Entfaltung gegeben war, nur auf die energische Weiterführung desselben gerichtet.

Es war hauptsächlich Aerssen, der einen mafsgebenden Einflufs auf die Entschlüsse und Handlungen des Prinzen ausübte und der zu ihm in demselben Verhältnisse stand, wie einst Marnix zu Wilhelm I. Es hätte sicher nicht des Zeugnisses von Richelieu bedurft, um ihn zu einem grofsen Diplomaten zu stempeln, denn wenn man sich die Dienste vergegenwärtigt, die er seinem Vaterlande geleistet hat, so wird man wohl nicht umhin können, ihn neben Oldenbarnevelt einen der gröfsten Diplomaten zu nennen, welche die Republik jemals hervorgebracht hat. Weder Zeitgenossen noch Nachkommen haben ihm dieses Lob vorenthalten, aber merkwürdig, was man mit der einen Hand gab, glaubte man mit der andern wieder zurücknehmen zu müssen [1]; wie bei Moritz stand auch bei ihm das blutige Ende Oldenbarnevelts der rückhaltlosen Anerkennung seiner Verdienste entgegen; man legte den ausschliefslichen Nachdruck auf seine persönliche Feindschaft gegen den Advokaten, verschwieg aber, dafs er ein eifriger, überzeugungstreuer Kontraremonstrant war und dafs er das Übergewicht Hollands als den Krebsschaden der Union mit aller Energie bekämpfte. Bei

1) van Deventer, Gedenkst. III, Einl. p. xvi, und „Arch.“, II. Serie, 3. Bd., Einl., p. xli sqq., wo seinen Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren ist. Dagegen fällt Fruin ein äufserst hartes, beinahe wegwerfendes Urteil über ihn. „Alg. Konst-en Letterbode“, Jahrg. 1859, p. 209—218.

aller Würdigung seines diplomatischen Talents hat man sich deshalb nachgerade daran gewöhnt, in ihm das Urbild eines Erzintriganten zu sehen, und in dieser Karikatur steht die Gestalt Aerssens heute noch in der Erinnerung der Nachwelt da. Und doch, wenn irgendein Staatsmann der Republik sein Talent und seine volle Arbeitskraft der Verteidigung der religiösen und politischen Freiheiten gewidmet hat, dann ist er es gewesen. Der Kampf gegen das Haus Habsburg war sein Lebenszweck, dem er mit unerschütterlicher Beharrlichkeit getreu geblieben ist. Wo es eine wichtige Mission zu erfüllen gab, wo ein Vertrag abgeschlossen werden mufste, wo es galt, die Unvorsichtigkeit oder Übereilung eines gewöhnlichen Gesandten zu verbessern, wo die Unzufriedenheit eines fremden Hofes aus dem Wege geräumt werden mufste, wo es vor allem darauf ankam, viel zu bekommen und möglichst wenig zu geben, — war Aerssen der unentbehrliche Unterhändler. Der Subsidienvertrag mit Venedig (1620) war sein Werk, den Vertrag von Southampton hat er zustande gebracht, und welche Genugthuung mufs es für ihn gewesen sein, an demselben französischen Hofe, der früher seine Abberufung verlangt hatte, mit Auszeichnung wieder empfangen zu werden und einer der einflufsreichsten Vertrauten Richelieus zu sein! Wenn er früher im Einverständnis mit Bouillon in schroffen Gegensatz zu der Politik Oldenbarnevelts trat (s. S. 861), so that er dies in erster Linie, um die spanische Heirat zu bestreiten, und bei der schwankenden Politik der Regentschaft wird man es ihm sicher nicht verübeln können, wenn er in den Hugenotten, deren Sache überdies gar nicht so aussichtslos war, die natürlichen Bundesgenossen der Republik sah. Als aber unter Richelieu die Verhältnisse eine sichtbare Konsistenz zu bekommen anfingen, war er einer der ersten, der in dem Gebaren der Hugenotten eine arge Gefährdung der Sache des Protestantismus erkannte. Man darf als sicher an-

nehmen, daſs er einer der wenigen Diplomaten oder vielleicht der einzige gewesen ist, welcher in das Programm Richelieus, Erniedrigung des Hauses Habsburg, vollständig eingeweiht war; sein Einfluſs auf denselben geht aus dem Ton seiner mit ihm geführten Korrespondenz zur Genüge hervor. Kette und Einschlag seiner Vorstellungen und Ratschläge ist die Notwendigkeit einer offenen Kriegserklärung Frankreichs an Spanien; wenn der letzte Anstoſs zu dieser für Frankreich schlieſslich von auſsen kam, so wird dadurch die Bedeutung Aerssens in keiner Weise geschmälert, denn der Lauf der Ereignisse hat seine Berechnungen und Kombinationen bestätigt [1]).

Die Schlacht bei Nördlingen machte einen unbeschreiblichen Eindruck, und wieder schien das Übergewicht des Hauses Habsburg fest gegründet und der Protestantismus gefährdet. Für Frankreich handelte es sich nicht nur um die Handhabung der Anfänge seiner Machtstellung in Italien und Deutschland, sondern jeder Fortschritt der Spanier gefährdete überdies seine innere Ruhe, denn Philipp IV. rechnete auf mannigfaltige und bedeutende Unterstützung französischer Groſsen [2]). Unter solchen Umständen hatten die Gesandten der Republik in Paris mit einer Entschiedenheit und Deutlichkeit, die ihren drohenden Charakter offen zur Schau trug, zu verstehen gegeben, daſs nur eine Kriegserklärung Frankreichs die Generalstaaten abhalten könne, um jeden Preis den Frieden mit Spanien zu schlieſsen. Dies führte endlich zum Abschluſs einer Offensiv- und Defensivallianz mit Frankreich (8. Februar 1635); der Ratspensionär Pauw und Johan de Knuyt aus Zeeland waren die staatischen Unterhändler in Paris gewesen. Frankreich muſste nunmehr an Spanien und den Kaiser den Krieg erklären und was die spanischen Niederlande betrifft, so sollten diese nach der Vertreibung

1) „Archives“, II. Serie, III, 10. 13. 15. 24. 41. 57.
2) Ranke, Franz. Gesch. II, das 5. Kap., besonders p. 410.

der Spanier innerhalb dreier Monate einen selbständigen Staat bilden, in welchem die katholische Religion die herrschende sein würde, jedoch sollte Frankreich die flandrische Küste bis Blankenberg, nebst den Städten Diedenhofen, Namen und Ostende bekommen, während den Generalstaaten Damme, Hulst, das Land von Waas, Breda und Stevenwaart zufallen sollte. Natürlich wurde bei diesem Projekt auf eine Teilnahme Belgiens am Kriege gegen Spanien gerechnet, und in der That neigten auch einzelne Grofse, wie gezeigt wurde, zu Frankreich hin. Traf diese Voraussetzung aber nicht ein, so wurde stipuliert, Belgien nach der Eroberung zu teilen und zwar in der Weise, dafs Luxemburg, Namen, Hènnegau, Artois und der südliche Teil von Flandern an Frankreich, Antwerpen, Mecheln, Brabant und Nordflandern an die Republik fallen sollten. Jede der beiden kontrahierenden Mächte verpflichtete sich überdies, keinen Frieden oder Waffenstillstand ohne Mitwissen und Gutfinden der andern zu schliefsen. Der Vertrag wurde im Haag ratifiziert, nachdem Leiden gegen die Bestimmung, dafs in den eroberten Städten die freie Ausübung der katholischen Religion gestattet werden sollte, protestiert hatte [1]). Richelieu aber soll gegen Pauw erklärt haben, „dafs er als Minister eines grofsen Königs noch nie über eine so grofsartige Sache verhandelt habe und dafs seit 25 Jahren eine so wichtige Frage noch nicht vorgekommen sei“ [2]).

1) Der Vertrag bei Aitzema II, 94—97.
2) Ibid. II, 118.

Viertes Kapitel.

Die Republik im Bunde mit Frankreich. Wiederaufkommen der staatischen Partei. Letzte Kriegsjahre. Der Westfälische Friede. Heinrichs Tod. Schlufs.

I.

War es für die Republik wirklich eine That kluger politischer Einsicht und verständiger Berechnung gewesen, in dieser Weise ihr Schicksal an das von Frankreich fest zu ketten und statt eines sicheren vorteilhaften Friedens, den Spanien jetzt noch zu geben bereit war, die zweifelhaften Wechselfälle eines kostbaren und vielleicht unabsehbaren Krieges zu wählen? Sowohl der Verlauf des erneuerten Krieges wie das schliefslich erreichte Resultat scheinen diese Frage auf den ersten Anblick im vollen Umfang zu rechtfertigen, denn noch nie während der langen Zeit des Kampfes gegen Spanien standen die militärischen Erfolge der Republik in so schneidendem Kontrast zu den gemachten Anstrengungen, und wenn man dasjenige, was im Frieden von Münster erreicht wurde, mit dem vergleicht, was Spanien vor dem Abschlufs der Allianz freiwillig und wiederholt angeboten hatte, dann kann man sich dem Geständnis nicht verschliefsen, dafs die enge Verbindung mit Frankreich der Republik nicht nur keinen Vorteil gebracht hat, sondern, wenn man die Blicke in die spätere Zeit schweifen läfst, geradezu verhängnisvoll geworden ist.

Diese Anschauung läuft aber ihrer Zeit voraus und beurteilt die Lage des Jahres 1635 ebenso wohl von dem Standpunkt einer viel späteren Periode, wie an der Hand von Ereignissen, die man damals noch nicht vor-

aussehen konnte. Es ist wahr, Spanien ging mit Riesenschritten dem Verfall entgegen und hatte in der zur Handhabung seines europäischen Übergewichtes unternommenen Kämpfen, hauptsächlich aber in dem beinahe 70jährigen Streit gegen die Republik seine Kräfte erschöpft. Aber diese im Laufe des folgenden Dezenniums durch den Abfall Portugals, den Aufstand in Catalonien und hauptsächlich seit dem Tage von Rocroi zutage getretene Schwäche war damals auch dem schärfer blickenden Auge gewiegter Staatsmänner verborgen [1]), sie alle betrachteten Spanien immer noch als die erste europäische Macht, die jedenfalls viel mehr zu fürchten war als Frankreich, das damals noch nicht im Besitze von Artois, Flandern, Elsafs, der Franche Comté und Lothringens und an seinen Grenzen jeden Augenblick verwundbar, selbst nicht einmal im Innern die Garantie dauernder und befestigter Verhältnisse darbot. Von jeder Niederlage hatte sich Spanien unverhältnismäfsig schnell wieder erholt, trotz aller Finanznot stand jedem staatischen Heer zur rechten Zeit und am rechten Platze ein spanisches gegenüber, eine spanische Flotte um die andere lief aus den Häfen der Halbinsel aus und machte den Handelsstand der Republik zittern, Dünkirchen allein verursachte demselben jahraus jahrein millionenfachen Schaden und gegen eine Silberflotte, die in die Hände der holländischen Seemacht fiel, liefen fünf und sechs andere unbeschädigt in Lissabon ein. Die Schlacht von Nördlingen schien dem Alliierten Spaniens in Deutschland aufs neue das Übergewicht zu sichern und eine Wiederholung eines Einfalls kaiserlicher Heere in die Republik lag keineswegs aufser dem Bereiche der Möglichkeit. Dazu trat noch das unsichere Gefühl des Verhältnisses zu England, in dessen schwankender Politik nur eine Erscheinung beständig zutage trat, nämlich die Hin-

1) H Martin, Hist. de France XI, 207.

neigung der Stuart zu Spanien. Sobald die Generalstaaten einmal die Fortsetzung des Krieges beschlossen hatten, konnte hinsichtlich der Wahl eines Alliierten gar kein Zweifel mehr bestehen, denn von den deutschen protestantischen Fürsten hielten nur noch Württemberg, Baden und Hessen-Kassel die Seite der Schweden, Sachsen machte schon Anstalt, ins kaiserliche Lager überzugehen, und Dänemark hatte sich seit dem Frieden von Lübeck überhaupt nicht mehr um die deutschen Angelegenheiten bekümmert; schon die Eifersucht würde es abgehalten haben, mit den Freunden Schwedens gemeinschaftliche Sache zu machen. Dafs mit dem letzteren nicht zugleich ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen wurde, hatte seinen Grund ebenso in der Ungeneigtheit, die hohen Subsidienansprüche desselben zu befriedigen, wie in dem ängstlich festgehaltenen Grundsatz, mit Kaiser und Reich wenigstens nicht offen zu brechen. Überdies war die französische Allianz schon in den politischen Traditionen der Republik begründet, Wilhelm I. und Oldenbarnevelt hatten in ihr das einzige Palladium der Rettung der Provinzen gesehen, Moritz, obwohl persönlich mit Frankreich und dessen Staatsmännern keineswegs sympathisierend, hatte sich dieser Überzeugung ebenfalls nicht verschliefsen können, und von dem Sohne von Louise de Coligny, der in seiner Jugend am Hofe in Paris eine ausgeprägte Vorliebe für französisches Wesen in sich aufgenommen hatte, war am allerwenigsten zu erwarten, dafs er die Bereitwilligkeit Frankreichs, nunmehr offen als Gegner Spaniens aufzutreten, ungenützt hätte vorübergehen lassen. Die Allianz war also für die Republik nicht nur wünschenswert, sondern erschien unter den damaligen Umständen als ein Gebot der Selbsterhaltung [1]).

1) „Archives“ II. Serie, III, Einl. p. c sqq., IV, LXXI. Der entgegengesetzten Meinung ist Fruin im „Alg. Konst-en Letterbode“ Jahrg. 1859, p. 220.

II.

Während Rohan von Graubünden her an der Grenze des Herzogtums Mailand erschien, während am Oberrhein der Marschall la Force die Vogesen und Lothringen zu verteidigen hatte, und der Kardinal Lavalette mit dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar vereinigt über den Rhein gehen und die weitere Annahme des Prager Friedens verhindern sollte, — war das Hauptobjekt des französischen Angriffsplanes Belgien, und die Franzosen erfochten auch alsbald unter Chatillon und Brézé bei Avein einen Vorteil. Unweit Maastrichts vereinigte sich das staatische mit dem französischen Heer, und Heinrich übernahm als Generallieutenant Ludwigs XIII. den Oberbefehl über eine 32000 Mann Fufsvolk und 9000 Reiter starke Armee, ohne jedoch dem König den Eid der Treue schwören zu müssen. Die Aussicht auf glänzende Waffenerfolge schien berechtigt, allein die militärische Unfähigkeit der Franzosen lähmte alles. „Seit vielen Jahrzehnten hatten sie sich nur in den kurzen, aber heftigen Anstrengungen des Bürgerkrieges geübt, ihre schon bejahrten Führer waren des Zusammenwirkens und der Unterordnung ungewohnt; wo deren zwei zusammen waren, gab es Hader zwischen ihnen; die Soldaten trachteten nur nach guten Quartieren in möglichster Entfernung von den Feinden [1].“ Nachdem Tienen in ihre Hände gefallen, rückten die vereinigten Truppen in Brabant ein. Heinrich wäre am liebsten sofort gegen Brüssel marschiert, allein die Franzosen verweigerten ihre Mitwirkung; er wandte sich daher gegen Löwen, wo der Kardinalinfant, der nach Isabellas Tode Statthalter geworden war, sich verschanzt hatte, aber der ihm von Heinrich angebotenen Schlacht auswich. Die Alliierten hatten auf eine allgemeine Erhebung des Landes zu ihren Gunsten gerechnet,

1) Ranke, Franz. Gesch. II, 420.

allein das Gegenteil trat ein. Die mifsvergnügten Grofsen waren beseitigt oder ausgesöhnt, und die Gewaltthätigkeiten, die bei der Eroberung Tienens vorgefallen waren, erbitterten die Bevölkerung, welche von einer Protektion nichts mehr hören wollte, welche durch Unthaten gegen Landesgenossen eingeleitet worden war. Löwen wurde von der Besatzung und der Bürgerschaft im Verein mit den Studenten tapfer verteidigt, während das Landvolk dem Belagerungsheere allen möglichen Abbruch that. Der Kardinalinfant verfügte überdies über die leichte Reiterei der Kroaten, die ihm unter Piccolomini vom Kaiser zuhilfe gesandt worden war, und konnte so dem französisch-staatischen Heere die Zufuhr erschweren. Es kam zu gegenseitigen Vorwürfen und Beschuldigungen, Chatillon und Brézé versagten wegen Krankheiten, die unter den Franzosen grassierten, ihre weitere Mithilfe bei der Belagerung, und so sah sich auch Heinrich genötigt, dieselbe aufzuheben. Man zog über Diest nach der Maas zurück, Piccolominis Kroaten folgten auf dem Fufs, und zum Unglück für die Staaten überrumpelten die Spanier am 26. Juli die Schenkenschanze, wodurch die Betuwe wieder feindlichen Streif- und Plünderzügen offen lag. Goch, Gennep und Limburg fielen ebenfalls in die Hände des Kardinalinfanten und wenn der Prinz ein Jahr später auch mit grofser Mühe die Schenkenschanze wieder zurückeroberte, ja sogar sich der Stadt Cleve bemächtigte, so war das Resultat des Feldzuges im Jahr 1635 doch ein äufserst dürftiges und für Heinrich nichts weniger als ruhmvoll. Das französische Heer litt den furchtbarsten Mangel, auf den Strafsen von Gorkum, Dordrecht und Rotterdam lagen die Soldaten erschöpft und hungernd, und der Typhus räumte entsetzlich unter ihnen auf. Da ihnen der Landweg abgeschnitten war, so mufsten sie auf französischen Transportschiffen von Rotterdam nach Calais gebracht werden; von den 24000 Mann, die am Anfang des Feldzuges zu Heinrich ge-

stofsen waren, sahen kaum 8000 ihr Vaterland wieder. Den Krankheitskeim hatten sie aber zurückgelassen, und in Amsterdam allein starben während der Jahre 1635 und 1636 etwa 25 000 Menschen am Typhus.

Der unglückliche Ausgang des Feldzuges versetzte den französischen Hof in eine bittere Stimmung, und die Schuld wurde Heinrich und den Generalstaaten gegeben. Was noch weiter böses Blut machte, war der Umstand, dafs man sich aufseiten der Republik, nachdem die Tinte, womit der Traktat vom 8. Februar 1635 unterzeichnet wurde, kaum trocken geworden war, auf Friedensunterhandlungen mit Spanien eingelassen hatte. Bei einer Zusammenkunft spanischer und niederländischer Bevollmächtigter in Kranenburg behufs Neutralitätserklärung einiger Plätze hatten erstere ein Wort über den Frieden fallen lassen. Die zu dieser Zeit in Arnhem versammelten Generalstaaten sandten ihren Greffier Musch, um mit Don Martin d'Axpe, dem Sekretär des Königs von Spanien zu unterhandeln; da aber letzterer keine gehörigen Vollmachten besafs und überdies hohe Forderungen stellte, so ging man im September 1635 wieder resultatlos auseinander; aber erst im November wurde die Sache dem französischen Kabinett mitgeteilt, das dann im Haag sehr energische Vorstellungen machen liefs. Die Unterhandlungen waren zwar in Turnhout wieder aufgenommen worden, aber schliefslich erklärte Musch, dafs man ohne das Mitwissen und die Zustimmung Frankreichs nicht weiter verhandeln könne. Offenbar hatte man sich in der Republik eine Hinterthüre offen halten wollen, man konnte nicht wissen, ob Richelieu Herr der Lage im Innern bleiben würde, mit seinem Sturz wäre die Gegenpartei ans Ruder gekommen, und dann hätte eine französisch-spanische Allianz nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Indessen wurde der Vertrag mit Frankreich im Mai 1636 erneuert, und letzteres verstand sich sogar zur Erhöhung der Subsidien auf 1½ Millionen Gulden.

Wirft man einen Blick auf die militärischen Operationen Heinrichs vom Jahre 1635 an bis zu dem Augenblick, wo er körperlich und geistig gebrochen im Jahr 1646 den Degen niederlegte, so kann man sich eines Gefühls der Befremdung über diese nahezu resultatlose Kriegführung kaum erwehren, denn mit Ausnahme der Eroberungen von Breda und Hulst wurde trotz der enormen auf das Heer verwendeten Kosten lediglich nichts ausgerichtet. Aber dennoch hat die Republik, wenn auch indirekt, einen sichtbaren Einfluſs auf den Lauf des französisch-spanischen Krieges ausgeübt, ihr Heer machte den bedrängten Franzosen mehr als einmal Luft, denn der Kardinalinfant wurde, sobald das staatische Heer im Felde erschien, gezwungen, seine Streitkräfte zu teilen. Dies zeigte sich deutlich im Jahre 1636. Damals zitterte Frankreich vor den Kroaten, das spanische Heer war an die Somme vorgedrungen, aber als Heinrich im Juli sich gegen Breda in Bewegung zu setzen schien, muſste ein Teil der in Frankreich verwendeten Truppen abberufen werden, um den Statthalter im Schach zu halten, aber durch diese Diversion war dem Kardinalinfanten an der Somme Halt geboten worden. Nach dem für das Jahr 1637 vereinbarten Feldzugsplan, der hauptsächlich auf die Eroberung Dünkirchens gerichtet war, sollte der Statthalter in Flandern einfallen und unterstützt von 5000 Franzosen die Stadt belagern. Aber spanische Truppen hatten sich zeitig im Lande von Waas aufgestellt, Heinrich, der es nicht geraten fand, eine Schlacht zu liefern, wandte sich nach Bergen op Zoom und rückte von da vor Breda, dessen Belagerung er alsbald begann. Als der Kardinalinfant mit seinen Truppen ankam, hatte sich Heinrich schon stark verschanzt, jener wandte sich deshalb gegen Venlo, das ihm alsbald (25. August) die Thore öffnete. Ebenso ging es neun Tage später mit Roermond. Breda muſste sich nach einer Belagerung von 49 Tagen am 7. Oktober dem

Prinzen ergeben, während Spinola 10 Monate dazu gebraucht hatte; in dieser Zeit hatten die Franzosen Landrecies und zwei Plätze in Hennegau eingenommen. Noch kläglicher war das Resultat des Jahres 1638. Der Graf d'Estrades, der spätere französische Gesandte im Haag, war mit dem Statthalter übereingekommen, dafs, während ein französisches Heer St. Omer angreifen sollte, Heinrich gleichzeitig Antwerpen belagern mufste. Umfassende Vorbereitungen waren dazu getroffen worden, am 9. Juni bemächtigte sich Wilhelm von Nassau des Deiches von Kallo, mufste denselben aber alsbald wieder mit dem Verlust seines sämtlichen Geschützes den Spaniern überlassen. Damit war das Schicksal der Belagerung von selbst entschieden, während auch St. Omer mit Erfolg verteidigt wurde. Nicht einmal die noch versuchte Einnahme von Gelder war dem Statthalter gelungen. Ein in demselben Jahre entworfener Plan, Maastricht den Spaniern durch Verrat in die Hände zu spielen, wurde noch rechtzeitig entdeckt; die Schuldigen, darunter drei Jesuiten und zwei andere Geistliche, starben trotz französischer Fürsprache auf dem Schafott [1].

Während auch das Jahr 1639 thatenlos für das Landheer vorbeiging, erlitt Spanien zur See eine Niederlage, von der es sich nicht sobald wieder erholen sollte. Noch einmal hatte die Monarchie ihre Kräfte zusammengenommen, um eine Armada mit Truppen und Kriegsbedarf in die Niederlande zu schicken. Aus Paris erhielt man im Haag die erste Nachricht über die bevorstehende Unternehmung, und durch einen bestochenen Beamten in Brüssel vernahm man, dafs die Armada den Befehl habe, sich auf keine Schlacht einzulassen, sondern, wenn sie angegriffen werde, sich unter das Geschütz der englischen

1) Über die militärischen Operationen des staatischen Heeres von 1635—1638 vgl. „Mémoires de Frederic Henri", p. 173—249, und die Vorrede dazu p. XXVII u. XXVIII.

Festungswerke unter Duins zu begeben. Die Flotte bestand aus 67 grofsen Kriegsschiffen, hatte 1700 Geschütze und 24000 Mann, sowohl Seesoldaten, als Landungstruppen an Bord; der spanische und portugiesische Adel hatte sich scharenweise herangedrängt, um unter Antonio d'Oquendo, dem besten Admiral Spaniens, Ruhm und Ehre zu erwerben. Zugleich war nach Dünkirchen der Befehl ergangen, die gröfsten Schiffe nach Spanien zu senden, da man hier ebenso auf die Kühnheit wie auf die Vertrautheit dieser Freibeuter mit dem holländischen und zeeländischen Fahrwasser rechnete.

Nachdem der unfähige Admirallieutenant von Holland, van Dorp, im Jahr 1637 das Kommando niedergelegt hatte, übertrugen die Staaten von Holland den Oberbefehl dem Admiral Maarten Harpertszoon Tromp, neben de Ruyter einem der gröfsten Seehelden aller Zeiten. Unter ihm diente als Vizeadmiral Witte Corneliszoon de With, ein bewährter Flottenführer; Joost Banckers, der in Westindien unter Piet Hein gedient, und Jan Evertsen, beide einem zeeländischen Seeheldengeschlecht entsprossen — vier Evertsen, Vater und drei Söhne starben als Flottenführer den Heldentod — und im Kampf mit Dünkirchen herangeschult, kommandierten die zwei Geschwader, die später zu ihm stiefsen. Zunächst war es die Aufgabe Tromps, die Vereinigung der Dünkircher Flotte mit der spanischen zu verhindern; am 18. Februar 1639 griff er mit 11 Schiffen die 20 Segel starke Flotte an; zwei derselben wurden erobert, eines wurde in Brand geschossen, und die andern mufsten nach Dünkirchen zurückkehren. Aber dennoch gelang es ihnen bald darauf, die Blokade zu durchbrechen und sich mit d'Oquendo zu vereinigen. Den ganzen Sommer kreuzte die staatische Flotte im Kanal und erst am 16. September kam die spanische Armada bei Besevier in Sicht. Von Tromp alsbald mit 20 Schiffen angegriffen, lief sie ihrer Instruktion gemäfs in den Hafen von Duins ein; derselbe war

durch eine Sandbank gebildet und stand also durch einen doppelten Kanal mit der See in Verbindung. Während Tromp den Feind hier belagerte, liefs ihm Karl I. ansagen, dafs er sich aller Feindseligkeiten in den britischen Gewässern zu enthalten habe; aber die Generalstaaten, bei denen Tromp um Verhaltungsmafsregeln angefragt hatte, gaben ihm die gemessene Weisung, die spanische Flotte, wo es auch sein mochte, anzugreifen und zu vernichten. Indessen war in Holland mit fieberhafter Thätigkeit an der Ausrüstung und dem Bau von Schiffen gearbeitet worden, es schien, als ob sich die Provinz in eine Schiffswerfte verwandelt hatte, und schon Anfang Oktober war Tromp im Besitz von 96 Schiffen und 11 Brandern.

Am Morgen des 21. Oktober liefs Tromp den Angriff beginnen, er selbst stand mit seinem Escader dem spanischen Oberbefehlshaber gegenüber, Jan Evertsen, der Vizeadmiral von Zeeland, mufste den Admiral von Portugal Don Lope Ossez, angreifen, während de With die englische Flotte beobachten sollte. Gleich im Anfang entstand unter den dicht nebeneinander liegenden spanischen Schiffen, die auslaufen wollten, Verwirrung. 22 derselben wurden an den Strand getrieben, die Besatzung, durch das Feuer Tromps gezwungen, verliefs die Schiffe und 17 derselben wurden von holländischen Brandern vernichtet. Gegen das Admiralschiff von Portugal, die „Santa Theresa", das gröfste Schiff der Armada, sandte Evertsen fünf Brander, zwei derselben gelang es, Feuer anzulegen, und das stolze Schiff flog mit 1000 Mann Besatzung in die Luft, kaum 200 entgingen dem Tod.

In kurzer Zeit waren 40 Schiffe erobert und vernichtet, nur zwölf entkamen mit d'Oquendo und erreichten von einem dicken Nebel begünstigt, den Hafen von Dünkirchen; 7000 Mann hatten den Tod gefunden, 1800 wurden gefangen, aber nur ein Schiff und etwa hundert Mann hatte der Republik der glänzende Sieg gekostet.

Am 29. Oktober erschien Tromp selbst in der Versammlung der Generalstaaten und erstattete in schlichten Worten Bericht über das Geschehene, das Land jubelte, und überall, wo der spanische Name gehafst war, rief die kühne Heldenthat die freudigste Teilnahme hervor [1]).

Selbst in England und Schottland legte man seine Freude unverhohlen an den Tag. Mag es begründet sein oder nicht, dafs Karl I. von der spanischen Armada thatkräftige Hilfe gegen seine aufrührerischen und widerspenstigen Unterthanen erwartete [2]), so viel steht fest, dafs die antistuartsche Partei im Siege der Republik den Sieg der eigenen Sache sah. Die Generalstaaten durften unter den damaligen Verhältnissen in England auf die Sympathie der Nation rechnen, denn sie wufsten wohl, dafs der König nicht in der Lage war, seinem Willen Geltung zu verschaffen. Besondere Rücksichten brauchte ihnen auch das bisherige Verhalten desselben nicht aufzulegen: die geheime und offene Unterstützung Dünkirchens und der dadurch herbeigeführte fortwährende Blokadebruch der vlämischen Küste, die offen zur Schau getragene Eifersucht auf die Allianz der Republik mit Frankreich und die früher laut ausgesprochene Drohung, einem französisch-niederländischen Angriff auf die vlämische Küste

1) Uber diese Seeschlacht vgl. die schöne Schilderung bei de Jonge, Geschiedenis van het Nederlandsch zeewezen I, 360 bis 365.

2) Aitzema II, 615. 621 und Ranke, Engl. Gesch., Bd. II, 7. Buch, 3. Kap. Ferner Fruin, Over de houding van Engeland voor en na den zeeslag by Duins, in: Nyhoff, Bydr., Jahrg. 1866, wo die Instruktion des englischen Staatssekretärs Windebank an den englischen Ambassadeur Hopton in Madrid abgedruckt ist. Der verächtliche Charakter Karls I. zeigt sich hier in seiner cynischen Nacktheit, denn er verlangte von Spanien 150000 Pf. St. für den der Armada zu gewährenden Schutz, was ihn aber nicht abhielt, zugleich mit dem staatischen Gesandten über die von der Republik zu zahlende Summe verhandeln zu lassen, wenn er den Angriff in Duins gestatten sollte.

nicht ruhig zuzusehen [1]), ebenso aber auch die Chikanen, mit denen die an den englischen Küsten den Fischfang treibenden Holländer behandelt wurden, wodurch Karl I. die in Seldens „Mare clausum“ ausgesprochene Theorie praktisch zu verwerten suchte, — waren für die Republik hinreichende Beweggründe, um diese Neutralitätsverletzung zu rechtfertigen, wenn je von einer solchen die Rede sein konnte. Aber dennoch beschlossen die Generalstaaten, dem König wenigstens vor der Welt Satisfaktion zu geben, sie sandten ihren besten Diplomaten, van Aerssen, nach London und sei es, daſs ihm das eben durch den staatischen Gesandten eingefädelte Heiratsprojekt zwischen dem jungen Prinzen und einer seiner Töchter das Schweigen auferlegte, oder daſs ihm dieser Diplomat in so auſserordentlicher Weise imponierte oder endlich, daſs Karl I. inmitten seiner Schwankungen zwischen Frankreich und Spanien sich momentan wieder zu dem erstern hinneigte —, er berührte die Angelegenheit in den ersten Audienzen, die Aerssen hatte, überhaupt nicht, und dieser sah sich endlich genötigt, selbst das Gespräch auf dieselbe zu bringen. Der König beruhigte sich [2]).

III.

Die schlaffe Führung des Landkrieges der letzten Jahre findet teilweise ihren Erklärungsgrund in den inneren Verhältnissen der Republik selbst, namentlich aber in der Entwickelung des Parteiwesens, wie sie sich seit dem Sturze Oldenbarnevelts vollzogen hatte.

Wie schon wiederholt gezeigt wurde, war die schwächste

1) „Lettres Mémoires et Négociations de M. le comte d'Estrades“ I, 3. 9.

2) „Archives“, II. Serie, III, 153. 161. 215.

und verwundbarste Seite der Unionsverfassung das Finanzwesen, d. h. die alsbald, nachdem sie ins Leben getreten war, gewohnheitsrechtlich normierte Beschaffung der zur Instandhaltung der Union notwendigen Mittel. Dazu gehörten in erster Linie Heer und Flotte, zur Aufstellung und Unterhaltung derselben lieferten die einzelnen Provinzen bestimmte Beiträge, und obwohl die Höhe derselben für jede einzelne Provinz festgestellt war, so ging die richtige Abführung derselben in die Generalitätskasse doch selten ohne Schwierigkeiten und Verzögerungen vor sich. Jedes Jahr richtete der Staatsrat seine „Petition" an die Generalstaaten, in der die zur Eröffnung des Feldzuges und zum Truppenunterhalt notwendigen Summen angegeben und verlangt wurden; von den Generalstaaten kam dieselbe an die Staaten der einzelnen Provinzen, diese mufsten aber vorher mit ihren Auftraggebern Rücksprache nehmen und wenn die Regenten der einen oder andern Stadt sich in ihren wirklichen oder eingebildeten Rechten und Interessen von der Generalität oder andern Provinzen beeinträchtigt glaubten, so mufste ihr Abgeordneter in den Staaten seine Zustimmung zur Bewilligung der Quote verweigern; denn das Prinzip, sich in finanziellen und Steuerfragen durch die Mehrheit nicht überstimmen zu lassen, wurde mit grofser Eifersucht festgehalten. Wie dadurch oft die günstigste Zeit für eine militärische Operation ungenützt vorbeiging, hatte man schon während der Feldzüge von Moritz erfahren; der weitere Übelstand, der damals ein energisches Eingreifen des Statthalters in den Gang der kriegerischen Ereignisse oft lähmte, nämlich die im Laufe der Zeit fest eingewurzelte Ansicht, dafs die auf die Repartition der einzelnen Provinz fallenden, also von ihr bezahlten Compagnieen auch von ihr in eigenem Interesse verwendet werden mufsten, — war zwar jetzt weniger fühlbar, da der Boden der Union vom Feinde vollständig gesäubert war, allein die Weigerung einer einzigen Provinz oder Stadt war

doch noch imstande, das rechtzeitige Erscheinen eines staatischen Heeres im Felde zu verhindern; gleich im ersten Jahre der Allianz (1635) konnte Heinrich erst im Juni den Oberbefehl übernehmen, und im folgenden Jahre unterblieben die notwendigsten Geldsendungen nach dem Heere, so dafs der Prinz mifsmutig drohte, „sein Rapier niederzulegen“.

Statt der von jedesmaliger Bewilligung abhängigen Quoten — daher der Name „Konsenten“ — hätte das Lebensinteresse der Union nur ein auf indirekte Steuern angewiesenes Einkommen verlangt. Es ist oben gezeigt worden, dafs der 5. Artikel derselben dieses Ziel auch vor Augen hatte und die dem Landrat und dem Staatsrat in dieser Hinsicht gegebenen Instruktionen beweisen auch, dafs es beim Abschlufs der Union die deutlich ausgesprochene Meinung der Bundesgenossen war, die zur Landesverteidigung nötigen Mittel aus gewissen, nach einheitlichem Mafsstab über alle Provinzen umgelegten, von den Generalstaaten zu verpachtenden und einzuziehenden Verbrauchssteuern zu finden. Es wurde allerdings ein lobenswerter Anfang dazu gemacht, in Gelderland, Overyssel und Drenthe hatte das System Eingang gefunden, aber Holland, Zeeland, Utrecht und Friesland hatten alsbald das Quotensystem eingeführt, weshalb diese auch von Anfang an „kontribuierende Provinzen“ genannt wurden. Ferner war bis zum Jahre 1640 in Holland, Gelderland, Overysel und Drenthe zum besten der Generalität eine Salzsteuer erhoben worden, allein da Zeeland und ihm folgend auch andere den Ertrag nicht in die Unionskasse abführten, sondern für provinziale Zwecke verwendeten, so stellte auch Holland die Mafsregel ein. Schon im Jahre 1633 hatte man den Versuch gemacht, eine Generalitätssteuer auf die sogen. fünf Spezien (Wein, Bier, Salz, Seife und Tuch) zu legen, allein weder dieser, noch der 1640 von Holland gemachte Vorschlag, um für Unionszwecke in sämtlichen Provinzen

eine Steuer auf seidene Tücher, Spezereien, Zucker, Syrup, und auf ein- und ausgeführte Butter zu legen, kam zur Ausführung [1]. Daſs gerade Holland, also die Provinz, welche dem Streben der Generalstaaten nach selbständiger finanzieller Stellung sonst sicher nicht in die Hand arbeitete, dennoch mit einem solchen Antrag zutage trat, hat seinen Grund hauptsächlich darin, daſs es immer mit seiner Kasse und seinem Kredit aushelfen muſste, wenn die anderen Provinzen mit ihren Konsenten im Rückstande blieben.

Dem Staatsrat lag es ob, gegen das Ende eines jeden Jahres den Generalstaaten eine Art Kriegsbudget für das folgende Jahr vorzulegen („generale Petitie"). Die Beitragsquote jeder Provinz — der definitive Maſsstab derselben wurde 1612 festgestellt und blieb in der Folgezeit auch lange unverändert — war darin angegeben, und letztere konnte dann durch ihre Deputierten bei der Generalität ihre Zustimmung oder ihre Weigerung, im letzteren Falle unter Angabe der Gründe, kundgeben. Geschah keines von beiden, so wurde ein Termin festgesetzt, nach dessen Ablauf die Zustimmung als stillschweigend gegeben angenommen wurde. Die Generalitätsdeputierten der säumigen Provinzen wurden vor den Staatsrat gerufen, der etwaige Bedenken und Einsprüche auf dem Wege der Überredung aus dem Weg zu räumen suchte; gelang dies nicht, so schickte man gewöhnlich aus der Mitte des Staatsrats eine Deputation an die zahlungsunwillige Provinz, um sie auf gütlichem Wege zur Erfüllung ihrer Bundespflicht zu bringen; fruchtete auch dies nicht, dann ordnete der Staatsrat Exekution an, die vollzogen wurde, indem man bei der widerspenstigen Provinz entweder Kriegsvolk einquartierte oder einige angesehene Bürger als Geiseln verhaftete [2]. Zu solchen

1) Slingelandt, Staat. Geschr. II, 30. 31.
2) Ibid. II, 47sqq. 53.

Gewaltmaſsregeln muſste in der That hin und wieder geschritten werden, wiewohl die Mehrzahl dieser Fälle auf gütlichem Wege, sei es durch Entsendung einer Deputation, oder durch einen Nachlaſs an der Beitragsquote, erledigt wurde. Sonst aber sind die Register der Generalstaaten und der Staaten von Holland voll von Verhandlungen über unbezahlte Konsenten, es war bald Regel geworden, daſs die meisten Provinzen ein volles Jahr im Rückstande waren und daſs Holland, auf dessen Schultern die Hauptlast ruhte, wiederholt die Erklärung abgab, daſs es solange seinen Beitrag zurückhalten werde, bis die anderen Provinzen ihre frühere Schuld bezahlt hätten. Manchmal kam auch ein auswärtiges Ereignis dazwischen, das den Sondergeist der Provinzen für den Augenblick zum Schweigen brachte: die Zerstörung Magdeburgs, sowie das Restitutionsedikt und die aus beiden dem Protestantismus drohende Gefahr hatten auf die Zahlungsbereitwilligkeit einzelner Provinzen eine sichtliche Wirkung ausgeübt. Besonders Friesland und Zeeland legten eine oft an Mutwillen grenzende Widerspenstigkeit und Zähigkeit an den Tag, die von der Geduld des Statthalters und der Generalstaaten geradezu Übermenschliches forderten. Denn jener wurde dadurch verhindert, zeitig ins Feld zu rücken, und es kam sogar vor, daſs Heinrich vom Heere weg nach dem Haag eilte, um durch persönliches Auftreten in den Besitz der zur Weiterführung des Krieges nötigen Summen zu kommen.

Die Ursache dieser Miſsstände war der Mangel an einer mit den nötigen Vollmachten ausgestatteten Exekutivgewalt. Seitdem auch die Mitglieder der Generalstaaten an das Mandat ihrer Auftraggeber gebunden waren, war der Staatsrat die einzige Behörde, welche nicht unter dem Einfluſs der einzelnen Provinzen stand, und im eigentlichen Sinne die Union repräsentierte. Aber die Generalstaaten hatten dieses Kollegium, in dem zwei Engländer Sitz und Stimme hatten, zur Bedeutungslosig-

keit herabgedrückt und in den Protokollen desselben findet man häufig bittere Klagen darüber, dafs über die wichtigsten Angelegenheiten ohne sein Vorwissen Beschlufs gefafst wurde. Er hatte zwar das Recht, ohne weitere Autorisation für die zwangsweise Eintreibung der Konsenten zu sorgen, aber es findet sich kein Beispiel dafür, dafs die Exekution ohne vorherige Genehmigung der Generalstaaten beschlossen und ausgeführt wurde. Am 18. März 1628 wandte sich der Staatsrat in einem Rundschreiben an die Provinzen, in welchen auf den deplorablen Zustand der Geldmittel, auf den Mangel an Einheit in der Regierung, auf die zunehmende Unordnung in der Verwaltung und auf die Zügellosigkeit des Kriegsvolks hingewiesen wurde, und er versuchte deshalb als das einzige Kollegium, das Eideshalber verpflichtet war, den Interessen der Generalität zu dienen, um eine Instruktion, die ihn in den Stand setze, seinem Eide nachzukommen, und die es zugleich für die Zukunft unmöglich mache, dafs die wichtigsten Beschlüsse ohne seine Mitwirkung genommen würden. Allein die Generalstaaten nahmen diesen Schritt sehr übel auf, sie citierten den Staatsrat vor sich und tadelten ihn wegen dieses Eingriffs in ihre Rechte. Zwei Jahre vorher hatten ihm die Staaten von Holland eine grobe Beleidigung zugefügt: es untersuchte noch einmal die Richtigkeit der Rechnungen über die zu seiner Repartition gehörigen Compagnieen, legte also dem Kollegium gegenüber, dessen Aufgabe diese Rechnungsführung war, laut sein Mifstrauen an den Tag, und im Jahr 1627 hatten die Staaten von Friesland eine Missive des Staatsrats in Konsentangelegenheiten uneröffnet zurückgesandt [1]).

Aber auch die Autorität der Generalstaaten verschwand mehr und mehr vor dem mit jedem Jahr steigenden

1) „Vervolg op Arend“, III. Teil, 4. Stück, p. 277—280, und 5. Stück, p. 160.

Einfluſs Hollands und der Stadt Amsterdam. Der Staatsstreich von Moritz hatte nur eine Personen-, keine Systemveränderung zur Folge gehabt, und es dauerte kein Jahrzehnt, so hatte die Regentenpartei fast überall die verlorene Gewalt wieder zurückerobert; und mit denselben Prätensionen, wie früher, nur mit mehr Vorsicht und Kühnheit, nahm sie den Kampf um das Übergewicht Hollands wieder auf. Stellung und Antecedentien des Statthalters kamen diesem Streben zuhilfe. Sein früheres Verhältnis zu den Remonstranten hatte ihm die Sympathieen der strengen Kontraremonstranten, besonders der Predikanten teilweise entfremdet, ohne daſs es ihm gelungen wäre, das rückhaltlose Vertrauen der ersteren zu erwerben; als Statthalter muſste er der Politik folgen, der sein Bruder zum Siege verholfen hatte, die Edikte gegen die Remonstranten blieben in Kraft, und Hugo Grotius muſste das Land alsbald nach seiner Rückkehr wieder verlassen. Heinrichs Auftreten in Amsterdam, wo die arminianisch-gesinnten Regenten die Konventikel der Remonstranten duldeten, beweist dies zur Genüge; er entschied zwar zugunsten der orthodoxen Partei, aber der Magistrat kehrte sich nicht daran und beantwortete die Unruhen des kontraremonstrantischen Pöbels in der Folge mit der Verbannung zweier eifriger Predikanten (1630); denn er wuſste wohl, daſs der Statthalter mit seinen Sympathieen auf seiner Seite war. Ein weiterer Umstand, der die orthodoxen Calvinisten stutzig machen muſste, war seine den Staatsmaximen zuwiderlaufende und mitunter sehr weitgehende Toleranz gegen die Katholiken in den von ihm eroberten Städten, eine Politik, die er bekanntlich mit Rücksicht auf die Möglichkeit eines Anschlusses des Südens an den Norden befolgte. So konnte sich der Statthalter des religiösen Faktors nicht mehr bedienen, wenn er je die Neigung und die Energie gehabt hätte, dem eigenmächtigen Auftreten Amsterdams Schranken zu setzen. Und was dieses ungehindert thun

konnte, fand natürlich in den Staaten von Holland Nachahmung.

Was der Staatenpartei auſserdem ungestörte Gelegenheit gab, ihre Kräfte zu sammeln und zu organisieren, war der Umstand, daſs Heinrich Jahr für Jahr seit dem Antritt seines Amtes fast immer im Lager war, und wenn er im Herbst nach dem Haag zurückkehrte, begann zwischen ihm und Holland das Feilschen über den Betrag der abzudankenden Truppen und wenn Heinrich es soweit bringen wollte, daſs ihm die nötigen Kadres zur schnellen Ergänzung der Truppen bei der Eröffnung des nächsten Feldzuges gelassen wurden, so muſste er dies durch Nachgiebigkeit in andern Fragen erkaufen. So lange Duyk, einer der Richter Oldenbarnevelts, Ratspensionär war (gestorben 1629), waren die Anstrengungen Hollands, das entrissene Übergewicht wieder zurückzuerobern, kaum bemerkbar, unter Cats, der ein guter Volksdichter, aber ein mehr als mittelmäſsiger Politiker war, begann die Restauration, und als Pauw 1631 zu dieser Würde erhoben wurde, nahm die holländische Staatenpartei einen plötzlichen Aufschwung, und es bedurfte groſser Anstrengungen seitens des Statthalters, um den zur Fortsetzung des Krieges entschlossenen Generalstaaten das Übergewicht zu verschaffen und die durch die Staaten von Holland repräsentierte Friedenspartei aus dem Feld zu schlagen. Damals war Aerssens die Seele des Widerstandes gegen Holland, und in seinen Briefen an den Statthalter weist er wiederholt und mit Nachdruck auf die subversiven, die Zentralgewalt der Union unterminierenden Tendenzen der staatischen Partei [1]. Pauw wurde zwar durch die Ernennung zum Gesandten in Paris für den Augenblick unschädlich gemacht, aber der Geist, den er seiner Partei eingehaucht, wirkte weiter, und der Umstand, daſs der nachgiebige

1) „Archives", II. Serie, III, 103 sqq. 112. 113.

Cats sein Nachfolger wurde, trug desto mehr zum Erstarken derselben bei.

Zwar besaſs Heinrich eine Macht und ein Ansehen, wie sie vor und nach ihm kein Statthalter gehabt hat; er war Generalkapitän und Generaladmiral der Union und seit 1634 erster Edler der Provinz Holland [1]) und wie die auswärtige Politik fast ausschlieſslich in seiner Hand lag, ist schon berührt. Daſs er mitunter sein Recht geltend machen muſste, beweist das Beispiel Utrechts und Nymegens, in welch' beiden Städten er bei der Ernennung der Bürgermeister und Schöffen sich gar nicht an die übliche Nomination kehrte, sondern auſserhalb derselben seine Wahl traf, etwas, was selbst Prinz Moritz sich niemals erlaubt hat [2]). An Vorteilen und äuſseren Ehren fehlte es nicht: er erhielt $^{1}/_{10}$ von der See-Beute, in der Bewilligung von Repräsentationskosten und auſserordentlichen Feldzulagen wetteiferten sowohl die Generalstaaten als Holland in Splendidität; im Jahr 1630 wurde sein vierjähriger Sohn Wilhelm zum Nachfolger aller Würden des Vaters ernannt, der englische Hosenbandorden war ihm schon früher erteilt worden, und als der französische Gesandte am 3. Januar 1637 in den Generalstaaten erschien und mitteilte, daſs der König von Frankreich dem Prinzen den Titel „Hoheit" verliehen habe, schien der bisherige Diener der Generalstaaten unter den Souveränen Europas Platz gewonnen zu haben. Dies bewies er durch sein fürstliches Auftreten, durch die Pracht, mit der er sich umgab und durch die Haltung, die er von nun an an den Tag legte. Denn vorher war er einem ankommenden fremden Gesandten bis zur Hoornbrug zur Begrüſsung entgegengefahren, und der Statthalter war beim Tode eines solchen im Leichenzug einhergeschritten, nunmehr sandte er einen Stellvertreter.

1) Slingelandt I, 209.
2) A. v. d. Capellen I, 437 sqq.

Aber in demselben Verhältnis, in welchem das Ansehen und die Macht des Prinzen zu wachsen schien, nahm auch der Einfluſs Hollands zu, denn es trat bald in offene Opposition sowohl zum Prinzen wie zur Generalität. Zunächst trat dies im Seewesen zutage.

Wie das Landheer, war auch die Flotte ursprünglich Sache der Union, es leuchtet aber ein, daſs Holland und Zeeland als die beiden Seeprovinzen von Anfang an einen überwiegenden Einfluſs auf dasselbe ausübten. Der Statthalter war zwar Generaladmiral, aber die wirkliche Leitung des Seewesens beruhte bei den Admiralitätskollegien, die Leicester errichtet hatte, um die Machtbefugnis des zum Admiral von Holland ernannten jungen Moritz zu beschränken. Der Unterhalt für die Flotte sollte aus den Aus- und Eingangszöllen (Convoeien und Licenten) gefunden werden, allein diese zeigten sich bald unzulänglich, und so muſsten, da das Seewesen ausdrücklich als Unionssache erklärt war, die einzelnen Provinzen zu Beiträgen herangezogen werden. In der Leistung derselben waren aber die an der Seefahrt nicht direkt beteiligten Provinzen, namentlich Utrecht und Overyssel, die mit neidischem Auge die von der ost- und westindischen Compagnie über Holland und Zeeland ausgeschütteten Reichtümer betrachteten, häufig sehr widerwillig.

Ende 1631 klagte Utrecht, daſs ein Teil der zum Landkrieg bestimmten Gelder auf die Flotte verwendet werde, es verlangte die Erhöhung der Aus- und Eingangszölle, damit die Flotte sich selbst erhalten könne und namentlich die Abstellung der schreiendsten Miſsbräuche, die sich bei den Admiralitäten eingeschlichen hatten. Im Jahr 1635 erklärte der Vertreter Utrechts im Rotterdammer Admiralitätskollegium rundweg, daſs seine Provinz zur Flotte nicht mehr beitragen werde, solange die holländischen Kaufleute das Land in der bisherigen Weise bestehlen und sich der Entrichtung der

Zölle durch unerlaubte Mittel entzögen [1]). An und für sich war Holland nichts weniger als abgeneigt, das Seewesen für seine ausschliefsliche Rechnung zu nehmen, es hatte schon im Jahr 1627, als die andern Provinzen bei den Admiralitäten im Rückstande waren, gedroht, diese ihrem Schicksal zu überlassen und sich mit seiner Flotte selbst zu verteidigen, und 1634 trat es in den Generalstaaten mit einem ähnlichen Vorschlage hervor, stellte dabei aber freilich die Bedingung, für den Betrag, den der Unterhalt der Seemacht kostete, seiner Verpflichtung zu den Beiträgen für die Landmacht enthoben zu werden, ein Vorschlag, auf den man natürlich von Unions wegen nicht eingehen konnte, da ohne die Konsenten und den Kredit Hollands an die Aufstellung eines Heeres gar nicht zu denken war [2]). Früher, 1627, hatte sich Amsterdam dem Prinzen und den Generalstaaten gegenüber erboten, auf eigene Kosten eine Flotte von 12 Kriegsschiffen auszurüsten, wollte sich aber das Recht vorbehalten, die Offiziere selbst zu ernennen und mit Instruktionen zu versehen. Damit wäre der Grund zu einer städtischen Seemacht gelegt worden, die im Laufe der Zeit das ganze Seewesen der Union mit innerer Notwendigkeit unter sich gebracht hätte. Das Anerbieten wurde ebenfalls abgelehnt. [3]).

Und doch wäre eine Reform dringend notwendig gewesen. Die staatische Marine war teils zum Schliefsen der Schelde, teils zur Blokade Dünkirchens, und endlich zum Geleite von Kauffahrtei- und Fischerflotten bestimmt. Aber die Anzahl der vorhandenen Schiffe reichte in der Regel bei weitem nicht hin, um Dünkirchen im Zaume zu halten; nicht nur einzelne Schiffe, sondern ganze Escadres liefen von hier aus und fügten dem Handel der

1) „Kronyk van het Hist. Gen.", 1867, p. 40 sqq., und „Resol. Holland", 1631, 175.

2) „Vervolg op. Arend", III. Teil, 4. St., p. 754. 287.

3) Ibid., p. 306.

Republik unsäglichen Schaden zu. Im Jahr 1635 wurde fast die ganze Heringsflotte von Dünkirchen Kapern vernichtet, und man war sehr froh, daſs eine Zeit lang der Privatunternehmungsgeist für die Sicherheit des Meeres zu sorgen suchte, indem seeländische „Kommissionsfahrer" — „neue Geusen" — durch die von Holland ausgesetzten Prämien auf Kaper Jagd machten, diese bis in die englischen Häfen verfolgten und der Bemannung oft stundenlang landeinwärts nachsetzten [1]). Die Admiralitäten hatten weder die notwendigen Mittel, noch die gehörige Autorität, um durchgreifende Maſsregeln zu nehmen. Die Lieferanten wurden schlecht bezahlt, einem war die Admiralität in Rotterdam 300000 Gulden schuldig, aber sie konnte, da die Provinzen mit ihren Beiträgen im Rückstande waren, nicht bezahlen; ebendaselbst meuterten unbezahlte Matrosen mit ihren Offizieren, und Holland muſste mit seinem Kredit helfen. Die vor Dünkirchen stationierten Schiffe verlieſsen oft eigenmächtig ihren Posten und zogen es vor, sich für das Geleite eines reichbeladenen Schiffes bezahlen zu lassen und die Unthätigkeit, ja Feigheit mancher Seekapitäne, die oft gar keinen Versuch machten, den Gegner anzugreifen, sondern in den ersten besten Hafen einliefen, machte häufig ein strenges Einschreiten nötig, ohne daſs man aber jemals von einer ernsten Bestrafung der Schuldigen hörte. Massenhaft desertierte das unbezahlte Schiffsvolk zu den Dünkirchern, wo wenigstens die Aussicht auf Beute winkte, aber um die nötige Bemannung zu erhalten, sah man sich zum Schaden der Disziplin häufig genötigt, den Zurückkehrenden Straflosigkeit zuzusichern; im Jahre 1627 war über den jammervollen Zustand Tromp so niedergeschlagen und hoffnungslos, daſs er um seine Entlassung bat und die Mitglieder des Admiralitätsrats in Rotterdam

1) Vervolg op Arend., p. 822.

drohten, ihre Stelle niederzulegen, wenn man fortfahre, ihnen das nötige Geld vorzuenthalten [1]).

Um diesen Übelständen abzuhelfen, namentlich aber um die enormen durch die Dünkircher verursachten Verluste zu vermeiden, war im Jahr 1629 die Errichtung einer grofsen Assekuranzcompagnie vorgeschlagen worden. Sie sollte allen Seeschaden versichern, zu diesem Zweck aber über Handel und Schiffahrt eine weitgehende Kontrolle ausüben, über eine Macht von wenigstens 60 Oorlogsschiffen verfügen, zugleich aber auch das Handelsmonopol an der West- und Nordküste Afrikas und in die Levante haben, zu welchem Zweck sie überall Festungen anlegen und Niederlassungen gründen konnte. Der gröfste und wichtigste Teil der Befugnisse der Admiralitäten wäre dann auf die Compagnie übergegangen und nicht nur die Marine, sondern auch der Krieg zur See und die ganze Levantepolitik wäre in die Hand von Privatleuten gekommen. Der Prinz, die Generalstaaten und die Landprovinzen befürworteten diesen Plan angelegentlich; denn nach dem Entwurf mufste der Gouverneur der Compagnie und ihr Admiral von den Generalstaaten ernannt werden, die natürlich keinen andern als den Prinzen dazu gewählt hatten, und den Landprovinzen gefiel dieser Plan um so mehr, als sie bei seiner Verwirklichung hoffen konnten, von ihren Beiträgen in die Admiralitätskassen befreit zu werden. Aber Holland und Zeeland waren nicht gesonnen, sich so ohne weiteres das Heft aus der Hand winden zu lassen, sie konnten vorderhand nichts thun, als die Beratungen darüber zu verzögern, und diese schleppten sich auch die folgenden Jahre hin, ohne dafs es zu einem Beschlufs gekommen wäre.

Aber Ende 1639 wurde die Sache noch einmal in die Hand genommen. Am 16. Dezember wurde im Namen des Prinzen den Staaten von Holland ein Entwurf vor-

1) Resol. Holl., 15. Mai 1627, und Aitzema II, 554.

gelegt, nach welchem ein permanentes Seekollegium mit dem Sitze im Haag errichtet werden sollte; dasselbe sollte mit der Oberleitung des Seewesens, besonders der Küstenverteidigung betraut werden, die Generalstaaten hatten das Recht, die Mitglieder zu ernennen, welche, ebenso wie der Staatsrat, der Generalität und nicht den einzelnen Provinzen den Eid zu leisten hatten. Holland, das die Tragweite dieses Reorganisationsversuchs sehr wohl zu würdigen wufste, beeilte sich natürlich nicht, über die Frage einen Beschlufs zu fassen. Aber der Prinz drang auf Erledigung, und er schien fest entschlossen zu sein, sich dieses Mal nicht mit Ausflüchten und Redensarten abspeisen zu lassen; aber der Widerstand und die Haltung Amsterdams spotteten auch dieses ernst gemeinten Anlaufes.

In eigenmächtiger Weise und im Widerspruch mit der bestehenden Ordnung hatte die Stadt einen andern als den von der zuständigen Behörde angewiesenen Erfrischungsplatz für die einlaufenden Schiffe festgestellt und diese Verordnung auf sehr brutale Weise auszuführen gesucht. Der Staatsrat zeigte dies den Generalstaaten an, und diese beschlossen, eine Deputation nach Amsterdam zu schicken, um hier die nötigen Vorstellungen zu machen. Allein diese wurde gar nicht vorgelassen, unverrichteter Dinge mufste sie nachhause gehen, die Staaten von Holland gaben der widerspenstigen Stadt vollständig Recht, und der Prinz, der kein Freund von Gewaltmafsregeln war, gab nach! [1]) Zwei Jahre vorher hatte sich die Stadt angemafst, Generalitätsbeamte, die gar nicht unter ihrer Jurisdiktion standen, gerichtlich zu verfolgen, und die Staaten der Provinz hatten den Magistrat in seiner Kühnheit bestärkt. Freilich hatte Amsterdam damit nur einen Einschüchterungsversuch machen wollen, denn von allen Seiten hatten sich Klagen über das schamlose Treiben

1) Vervolg., III. Teil, 5. St., q. 149 sqq.

Amsterdammer Kaufleute erhoben, die den Spaniern Schiffe vermieteten und sogar Munition lieferten. Richelieu hatte den Prinzen auf diese unerhörte Handelsweise selbst aufmerksam machen lassen, aber einer der Beschuldigten erklärte, dafs er mehr als hundert Kaufleute nennen könnte, welche Kriegsvorräte nach Antwerpen schickten, dafs er es ebenfalls thue, da der Handel nicht gehindert werden dürfe und dafs er „Gewinnes halber durch die Hölle fahren würde, und sollte er auch die Segel verbrennen“. Der Angeklagte wurde freigesprochen, aber dem Prinzen entfuhren gegen d'Estrades die Worte: „ich habe keinen gröfseren Feind, als die Stadt Amsterdam, aber bekomme ich Antwerpen einmal, dann will ich jenes so tief erniedrigen, dafs es sich nicht mehr erheben soll!“ Aber zur unaussprechlichen Freude der Stadt mifslang der bald darauf von Heinrich unternommene Versuch, Antwerpen zu erobern; denn Amsterdam verdankte sein schnelles Emporblühen dem durch das Abschliefsen der Flufsmündungen künstlich herbeigeführten Daniederliegen der Scheldestadt, und ein Aufschwung der letztern wäre gleichbedeutend mit einem raschen Sinken Amsterdams gewesen.

Wenn in dieser Weise eine einzelne Stadt der Autorität der Union zu trotzen wagte und dies auch straflos thun konnte, so kann man sich den Geist denken, der in den Staaten von Holland herrschte. Mit einer vom scharfsinnigsten Instinkt geleiteten Zähigkeit wufste man hier alles zu vereiteln oder zu erschweren, was die Zentralautorität auf Kosten der Provinzen stärken konnte. Zu Anfang des Jahres 1639 hatten die Generalstaaten in Übereinstimmung mit den übrigen Provinzen beschlossen, die Erhebung der Convoi- und Licenzgelder [1]) zu verpachten, um die Mifsbräuche uud Veruntreuungen, die bei dem bisherigen Einziehungsmodus der Steuer zutage ge-

1) Vgl. oben p. 471.

treten waren, für die Zukunft unmöglich zu machen, zugleich aber auch, um durch die Erhebung von Generalitätswegen den Staaten von Holland ein Mittel zu entwinden, das von ihnen der Union gegenüber im Sinne einer weitgehenden Selbständigkeit verwertet werden konnte. Den Mahnungen der Generalstaaten, welche auf die Nachgiebigkeit Hollands rechnend, die Verpachtung einigemal verschoben hatten, setzten die Staaten der Provinz nicht nur einen passiven Widerstand entgegen, sondern sie verboten geradezu die öffentliche Ankündigung und Bekanntmachung der Pachtbedingungen. Alle Vorstellungen, selbst die des Prinzen, wurden in den Wind geschlagen, die Sorge für die Ausrüstung der Flotte Tromps gegen die spanische Armada schob die Angelegenheit für den Augenblick in den Hintergrund, aber der Widerstand dauerte ungeschwächt fort, und erst nach dem Siege bei Duins kam endlich der Friede zustande, Holland gab nach und willigte in die Verpachtung, nachdem die Generalstaaten und fünf andere Provinzen — denn Zeeland hatte sich in dieser Frage Holland angeschlossen — die weiteren Vorschläge Hollands über Unionssteuerangelegenheiten angenommen hatten [1]. Holland konnte jetzt um so eher nachgeben, da eine andere seine Selbständigkeit bedrohende Gefahr, die Errichtung des vom Statthalter befürworteten Seekollegiums im Haag, glücklich vorübergegangen war, denn es konnte sich mit Recht auf den Tag von Duins für die Unantastbarkeit des bisherigen Systems berufen. Wie früher einst der Statthalter von Friesland an seinen Vetter Moritz wiederholt die dringendsten Aufforderungen gerichtet hatte, den Übermut der Staaten von Holland nicht länger geduldig zu ertragen, so ermahnte jetzt Aerssen den Prinzen Heinrich, den Anmaſsungen der Provinz entgegenzutreten und die Rechte der Union energisch zu handhaben [2]. Aber Heinrich war

1) Vervolg, III. Teil, 4. St., p. 174—176. 198—200. 208—210.
2) „Archives", II. Serie, III, 103—112.

nicht zu bewegen, aus seiner passiven Haltung herauszutreten, ohne Holland wäre er nicht imstande gewesen, ins Feld zu rücken, und er war zufrieden, wenn die Provinz seiner Forderung, nicht alsbald nach Beendigung eines Feldzugs die Truppen abzudanken, einigermaſsen entgegenkam.

Mehr als einmal war in den Staaten von Holland die Frage angeregt worden, ob es nicht zweckmäſsig wäre, die dreijährigen Amtsperioden in den Generalitätskollegien abzuschaffen und für dieselben „die tüchtigsten Patrioten aus dem Lande“ für eine längere Reihe von Jahren zu ernennen, und dasselbe System war für die Generalstaaten selbst wiederholt anempfohlen worden. Am 3. August 1640 erneuerte Dordrecht diesen Antrag, „da die anderen Provinzen in der Regel ihre Deputierten bei der Generalität kontinuieren, sei es für lebenslang oder für eine längere Reihe von Jahren — und Holland allein nur für die Zeit von drei Jahren, so werde dadurch verursacht, daſs die Deputierten der anderen Provinzen daselbst mehr Kenntnisse, Tüchtigkeit, Direktion und Autorität hätten, als die von Holland, was für letzteres um so unzuträglicher sei, als es an allen daselbst verhandelten Angelegenheiten gröſseres Interesse habe, als die anderen Provinzen“. Aber der Antrag gefiel hier keineswegs, denn auf diese Weise wäre die Autorität der Generalstaaten von den städtischen Regenten unabhängiger geworden. „So sehr hat sich der Eigennutz derselben in allen Zeiten über das allgemeine Interesse erhoben“ [1]).

Um die Generalstaaten den Anforderungen Hollands gegenüber gefügiger zu machen oder die nötige Pression auf dieselben auszuüben, kam die Gewohnheit in Schwang, daſs die Staaten von Holland in verstärkter Anzahl in den Generalstaaten erschienen, ein Miſsbrauch, der sich in der Folge in der Art steigerte, daſs die Staaten in

1) Slingelandt I, 230.

corpore in den Sitzungssaal der Generalität eindrangen. Es braucht kaum gesagt zu werden, dafs damals schon die Anfänge jenes Nepotismus und jener Ämterjagd zutage traten, welche im 18. Jahrhundert zu so üppiger Blüte emporwucherten. Während früher beim Beginn des Aufstandes im allgemeinen wenig Geneigtheit vorhanden war, ein karg oder gar nicht bezahltes öffentliches Amt zu übernehmen, hatten sich schon in den letzten Jahren von Moritz die Familien der Edlen und Staatsregenten in die hervorragendsten Ämter der Regierungskollegien eingenistet; diese gingen von einem Regenten zum andern über [1]).

Der frühere calvinistische Eifer war in Holland zusehends erlahmt, die Erneuerung der Plakate gegen die Katholiken stiefs trotz der dringenden Vorstellungen der Predikanten und Synoden besonders in Amsterdam auf Widerstand [2]). Als im Jahr 1641 die süd- und nordholländische Synode sich an die Staaten der Provinz wandte, um „von Regierungs wegen von einer guten Feder sowohl niederländisch als lateinisch einen Traktat schreiben zu lassen und herauszugeben, in welchem die Ursachen des Aufstandes ins rechte Licht gestellt und die besonderen Grausamkeiten der Spanier ja nicht vergessen werden sollten, damit die zarte Jugend von ihren frühesten Jahren an wisse, wie sich alles zugetragen“ — erklärten die Staaten, „dafs es an den schon über diesen Gegenstand geschriebenen Traktaten und Büchern genüge“ [3]). Dagegen nahmen sich die Generalstaaten der nach ihrem Dafürhalten bedrohten protestantischen Interessen um so energischer an. Die Verfolgung der Protestanten in Jülich und Berg beantworteten sie mit der Verhaftung von sechs

1) Slingelandt I, 242.

2) Resol. Holland, 2. Mai 1644, und Vervolg op Arend, III. Teil, 5. St., p. 632.

3) Resol. Holland, 27. März und 3. Mai; die Apologie Oraniens und das Absetzungsdekret Philipps II. ist unter diesen genannt.

katholischen Geistlichen, die so lange gefangen gehalten werden sollten, bis die verjagten Predikanten wieder eingesetzt sein würden (1643). Eine Intervention der Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier, die einen Gesandten nach dem Haag geschickt hatten, blieb nicht nur erfolglos, sondern im Jahr 1646, als der Herzog von Pfalz-Neuburg die Protestanten in seinem Gebiete aufs neue chikanierte, beauftragten sie die Kommandanten von Orsoy und Rheinberg, noch einige Priester und etliche Offiziere des Herzogs zu verhaften und gefangen zu halten [1]).

Und doch, trotz aller Uneinigkeit, trotz alles Parteiwesens und Parteihasses hat die Republik eine Kraft entwickelt, welche die lebensgefährlichsten Krisen erfolgreich überstand. Wo eine zuchtlose Freiheit, die sonst den Untergang jedes Gemeinwesens herbeiführt, Resultate wie die der Jahre 1629 und 1639 aufzuweisen hat, darf sie nicht ohne weiteres verurteilt werden, denn sie ist auch die Vorbedingung der riesenhaften, fast immer aus Privatinitiative hervorgegangenen Arbeit und Anstrengung gewesen, welche die Grofsmachtsstellung der Republik in Europa ermöglichen.

Während im übrigen, monarchisch-regierten Europa dynastische Interessen, häufig sogar persönliche Launen oder Hofintriguen das letzte Wort über Krieg oder Frieden sprachen, konnte die Republik mit rücksichtsloser Energie, ohne ein Haar breit von der geraden, direkt zum Ziel führenden Linie abzuweichen, ihre Lebensinteressen beherzigen. Und darin kam ihr das in Regierern und Regierten in gleichem Mafse herrschende Pflichtsbewufstsein zuhilfe; persönliche Eitelkeit fand keinen Raum, wer sich um das allgemeine Wohl verdient gemacht hatte, mufste mit dem beruhigenden Gefühl, seine Schuldigkeit gethan zu haben, zufrieden sein. Wenn die städtischen Schutteryen im Falle der Not aufgerufen und

1) Aitzema II, 894. 1010; III, 151.

an die Grenzplätze dirigiert werden mufsten, wird dies von gleichzeitigen Chronikschreibern als etwas, was sich von selbst verstand, oft gar nicht erwähnt. Eine goldene Kette oder ein nicht eben hohes Geldgeschenk war die Belohnung der Helden und Staatsmänner, und wenn die Republik gegen die Lebenden karg blieb, so verkünden heute noch die in klassischem Latein verfafsten Inschriften auf den Denkmälern derselben in den Kirchen ihren durch die Jahrhunderte hinlebenden Ruhm.

IV.

Als Aerssen nach dem Seesiege bei Duins nach England geschickt wurde, um einen etwaigen Bruch mit der Republik zu verhüten, wurde ihm, nachdem er eine Zeit lang dort verweilt, vom Prinzen aufgetragen, über eine Heirat zwischen dem jungen Prinzen von Oranien und der ältesten Tochter Karls I. zu unterhandeln. Dies war ein äufserst schwieriger und heikler Auftrag, zu dessen Durchführung eine Menge von Hindernissen weggeräumt werden mufsten. Am Hofe weilte damals die berüchtigte Herzogin de Chevreuse, die intrigante Gegnerin Richelieus und die abgefeimte Handlangerin der katholisch-spanischen Politik, die alle Künste spielen liefs, um für eine spanisch-englische Heirat erfolgreiche Kuplerdienste zu leisten. In der Republik selbst sah man Heinrichs Plan keineswegs mit günstigen Blicken an. Durch die enge Verbindung mit einem der ersten Herrscherhäuser in Europa wurde natürlich auch der Glanz und das Ansehen des Hauses Oranien erhöht, was keineswegs im Interesse der immer mächtiger werdenden Aristokratie liegen konnte, und überdies liefsen damals schon die Streitigkeiten zwischen König und Parlament schwere Verwickelungen voraussehen, in welche alsdann auch die Republik ge-

zogen werden konnte. Ferner mufste eine Dynastie, wie die stuartsche, welche gestützt auf die mit einem Fufse auf dem Boden des Katholicismus stehende anglikanische bischöfliche Kirche nach der Herstellung des fürstlichen Absolutismus strebte, von selbst das Mifstrauen rege machen, und die orthodoxen Calvinisten fühlten sich um so mehr abgestofsen, als ihre Geistesverwandten in England und Schottland verfolgt und unterdrückt wurden. Endlich hatte man mit dem Mifstrauen und der Unzufriedenheit Frankreichs zu rechnen, das in einer so innigen Verbindung zwischen England und der Republik eine Gefährdung seiner Allianz und ein Hindernis in der Ausführung seiner gegen Österreich-Habsburg gerichteten Pläne sehen mufste. Nur von der Masse des protestantischen englischen Volkes, bei dem die Traditionen aus der Zeit Elisabeths noch lebendig waren und das Spanien noch mit unverminderter Glut hafste, wurde die Verbindung mit enthusiastischem Beifall begrüfst, es sah in ihr die Bürgschaft einer bessern Zukunft und des Aufgebens der bisherigen antiprotestantischen Politik.

Aber alle diese Schwierigkeiten wurden dank der Geschicklichkeit Aerssens aus dem Weg geräumt, selbst die ursprünglich für Spanien bestimmte älteste Tochter Karls I. statt der zuerst und längere Zeit angebotenen jüngern wurde dem jungen Wilhelm bald darauf zugesagt, im Januar 1641 ging im Namen der Generalstaaten eine ansehnliche Gesandtschaft nach London, um in offizieller Weise die Werbung vorzubringen, im Mai 1641 wurde die Heirat zwischen dem 17jährigen Wilhelm und der noch nicht 12jährigen Maria Stuart vollzogen, und ein Jahr darauf brachte eine staatische Flotte unter Tromp die Königstochter in die Niederlande [1]. Aber die Ereignisse in England verfehlten ihre Rückwirkung auf die Republik nicht, und zum erstenmale seit dem Beginn

1) Vgl. „Archives“, II. Serie, III, 161. 205 sqq. 220. 243. 319. 415. 434.

des Unabhängigkeitskampfes standen auf dem Gebiet der auswärtigen Politik die Interessen der Provinzen und die des Hauses Oranien einander gegenüber. Während Heinrich den König mit Geld und Munition unterstützte und nichts lieber gesehen hätte als eine bewaffnete Intervention der Republik zugunsten der vom Parlament bestrittenen königlichen Rechte, gaben in Holland, wo man ohnedies mit der Parlamentspartei sympathisierte, die Rücksichten auf die Handelsinteressen den Ausschlag. Sowohl Karl I. als das Parlament hatten eigene Agenten nach dem Haag geschickt; Strickland sollte im Auftrag des letztern mit den Generalstaaten ein Bündnis schliefsen, aber diese erklärten, sich in die inneren Angelegenheiten Englands nicht mischen zu können. Die Predikanten ergriffen für die Puritaner Partei und richteten in diesem Sinne Vorstellungen an die Generalstaaten, während die um Amalie von Solms gescharte Hofpartei in Verbindung mit dem stuartschen Agenten Boswel für die Sache Karls thätig war. Im Sommer 1644 schickten die Generalstaaten eine aufserordentliche Gesandtschaft nach England, um den Frieden zwischen König und Parlament zu bewerkstelligen, allein letzteres, im Gefühl seiner Stärke, glaubte sich über die allzu grofse Königsgesinntheit der Gesandten beklagen zu müssen und wie immer, hatten die Vermittler auch hier nur Undank verdient. Mit dem Wunsche Heinrichs, um Karl I. thatkräftig zu unterstützen [1]), stand sein Streben, in den Besitz Antwerpens zu kommen und eine Befriedigung der südlichen Niederlande herbeizuführen, in engem Verband. Denn nicht nur hätte er dann einen Teil seiner eigenen entbehrlich gewordenen Truppen dem Schwiegervater seines Sohnes zuhilfe schicken können, sondern von Antwerpen aus hätte der vertriebene Herzog von Lothringen Gelegenheit gehabt, mit seinem Heere nach England zu gelangen und

1) „Archives", p. 144.

in Karls I. Dienst zu treten; denn niemals hätte man es in der Republik zugegeben, dafs in einem holländischen oder zeeländischen Hafen Truppen für eine der streitenden Parteien eingeschifft worden wären [1]). Für Heinrich bedeutete der Sieg Karls I. aber aufserdem noch die Rückbezahlung der enormen dem König geliehenen Summen und das Zustandekommen einer Heirat zwischen einer seiner Töchter und dem Prinzen von Wales, ein Schicksal, vor welchem ein gnädiges Geschick die spätere Kurfürstin von Brandenburg bewahrt hat. In den bei dem gefangenen Lord Digby gefundenen Papieren, welche das Parlament unter dem Namen „Digbykabinett" veröffentlichen liefs (1645), kam die Korrespondenz Heinrichs mit Lord Jermyn über die Mittel, um dem König zu helfen, zutage. Man kann sich den Eindruck denken, den dies in den Provinzen, besonders in Holland, machen mufste, dessen Handels- und Schiffahrtsinteressen von selbst ein gutes Einverständnis mit dem Parlament verlangten. Eine Menge staatischer Schiffe war während des vorigen Jahres von Parlamentskriegsschiffen aufgebracht worden, einmal hatten letztere eine, holländischen Kaufleuten gehörige Summe von 25 000 fl. unter der Bemerkung weggenommen, dafs Geld der Nerv des Krieges, also Contrabande sei. Daher trugen die Staaten Hollands auch kein Bedenken, den unerhörten Schritt zu thun und dem Agenten des Parlaments die von den Generalstaaten verweigerte Audienz zu gewähren [2]).

Der Krieg war indessen in der gewohnten Weise von Frankreich und der Republik weiter geführt worden; die französischen Subsidien wurden regelmäfsig bezahlt, und die Republik führte mit Beginn des Frühjahrs ein Heer ins Feld, das die eine oder andere Stadt belagerte, sonst aber wenig oder nichts ausrichtete, für Frankreich jedoch

1) Vervolg, III. Theil, 5. St., p. 554.

2) Aitzema III, 104, und Vervolg, III. Teil, 5. St., p. 508. 624.

von unberechenbarem Vorteil war, da Spanien dadurch gezwungen wurde, seine Streitkräfte zu teilen. Im Jahr 1641 eroberte Heinrich das Städtchen Gennep und wandte sich von da nach Flandern, während die Franzosen in Artois eingefallen waren; aber schon im Oktober kehrten die staatischen Truppen in die Winterquartiere zurück. Noch geringer waren die Resultate des Feldzugs von 1642. Dieses Mal fiel der Republik die Aufgabe zu, die spanischen Niederlande allein anzugreifen, während Frankreich in Italien, Deutschland und dem aufgestandenen Catalonien operierte. Heinrich verhinderte durch sein Erscheinen im Feld die Vereinigung des spanischen Heeres mit dem kaiserlichen, und Guebriant hatte dadurch freie Hand im Elsafs und am Rhein; dies war aber auch der einzige Erfolg der staatischen Waffen.

Der Tod Richelieus (4. Dezember 1642) brachte in dem Allianzverhältnis keine Veränderung hervor, und auch, als im Mai 1643 Ludwig XIII. starb, blieb die innere und auswärtige Politik der von Anna von Österreich, Ludwigs Witwe, geleiteten Regentschaft auf der von dem grofsen Kardinal eingeschlagenen Bahn. Der Subsidienvertrag wurde erneuert, und von der Regentin bestätigt und wieder ein gemeinschaftlicher Angriff auf die spanischen Niederlande verabredet. Während Heinrich einen vergeblichen Versuch machte, Hulst zu belagern, erfochten die Franzosen unter Condé bei Rocroy im Hennegauschen den bekannten Sieg, der die spanische Infanterie des Ruhmes, die erste in Europa zu sein, für immer beraubte. Da Heinrich Flandern bedrohte, so konnte das französische Heer Diedenhoven ungestört belagern und erobern.

Die indessen schon eingeleiteten Friedensunterhandlungen hinderten den Feldzug des Jahres 1644 so wenig als die folgenden; nach dem festgesetzten Plane sollte eine staatische Flotte von 30 Schiffen an der vlämischen Küste erscheinen, um den von französischen Truppen

zu belagernden Plätzen die Zufuhr zur See abzuschneiden, während Heinrich mit dem Landheere Sas van Gent erobern mufste. Der Herzog von Orléans konnte sich auf diese Weise Grevelingens bemächtigen (Ende Juli), und am 5. September öffnete Sas den Truppen des Prinzen die Thore. Den Löwenanteil nicht nur an der Waffenehre, sondern auch am materiellen Erfolg war wieder Frankreich zugefallen; indessen überliefs man sich in der Republik, wo man seit einer Reihe von Jahren durch glänzende Kriegsthaten keineswegs verwöhnt worden war, der berechtigten Freude über dieses, wenn auch unbedeutende Resultat des Feldzugs.

Das Jahr 1645 brachte den alten Plan Richelieus, die flandrische Küste mit der französischen zu vereinigen, um ein gutes Teil der Verwirklichung näher. Während Heinrich sich gegen Antwerpen in Bewegung setzte, eroberten die Franzosen Mardyk, Bourbourg und einige andere Plätze, welche Dünkirchen von der Landseite her deckten. Zum Anfang einer Belagerung Antwerpens kam es wegen des ungünstigen Wetters und der Wachsamkeit des spanischen Befehlshabers nicht, Heinrich wandte sich deshalb nach Flandern, kehrte aber wieder um und versuchte in der Hoffnung, von den französischen Generalen unterstützt zu werden, zum zweitenmale sein Glück mit der Scheldestadt. Aber die französische Hilfe blieb aus, Heinrich mufste sein Vorhaben aufgeben, hatte aber noch Gelegenheit, am 5. November die Hulst zu erobern.

Für die Republik waren jedoch die Vorgänge auf dem südlichen Kriegsschauplatz in diesem Augenblick von untergeordnetem Interesse, dieses konzentrierte sich, besonders für Holland und Amsterdam, auf die Ereignisse in den Ostseestaaten. Der alte Hafs zwischen Schweden und Dänemark — ihre Hunde weigerten sich, wie das Sprichwort lautete, gemeinschaftlich mit einander zu jagen — hatte zu Verwickelungen geführt, bei denen die

Republik kein müſsiger Zuschauer bleiben konnte. Eifersüchtig auf die Erfolge Schwedens, das er in Deutschland die Rolle spielen sah, die er sich selbst zugedacht hatte, hatte Christian IV., ohne es zum offenen Bruch kommen zu lassen, vermöge seiner drohenden Haltung und durch allerlei Chikanen die Schweden zu hindern gesucht, die in Deutschland errungenen Vorteile auszunützen. Erbittert darüber rückte Torstensohn Ende 1644 in Holstein ein, der schwedische Resident im Haag verlangte auf Grund des 1640 mit Schweden abgeschlossenen Vertrages die Unterstützung der Republik, deren Handelsinteressen in der Ostsee durch die willkürliche Erhöhung der Sundzölle seitens Dänemarks nicht wenig gefährdet waren [1]. Holland und Amsterdam waren alsbald bereit, die verlangte Hilfe zu leisten, aber in den Generalstaaten kam es wegen des Einspruchs anderer Provinzen zu keinem Beschlusse, doch widersetzte man sich, hauptsächlich durch die herausfordernde Sprache Dänemarks, das mit einem Bündnis mit dem Kaiser drohte, erbittert, dem Auslaufen einer durch den schwedischen Konsul in Amsterdam ausgerüsteten Flotte durchaus nicht. Eine von den Generalstaaten an die Höfe von Stockholm und Kopenhagen geschickte Gesandtschaft, der 40 Kriegsschiffe beigegeben waren, richtete nichts aus, auch, als die in Amsterdam ausgerüstete Flotte durch den Sund gedrungen war und die dänische von der schwedischen geschlagen war, wollte Christian IV. nichts vom Nachgeben hören, erst als eine staatische Flotte von 50 Segeln mit 5000 Mann an Bord unter Witte de With im Sund erschien, entsank dem Dänenkönig der Mut, er versprach,

1) Schon im Jahr 1640, als der Traktat mit Schweden abgeschlossen wurde, war von holländischer Seite der Vorschlag gemacht worden, entweder von Gothenburg bis Stockholm, oder von der Elbe nach der Trave bis Lübeck einen Kanal zu graben, um so den Sund und alle weitere Chikanen Dänemarks zu umgehen. Vervolg, III. Teil, 5. St., p. 291.

während der folgenden 40 Jahre keinen höhern als den zu vereinbarenden Zoll im Sund zu erheben und zugleich mit diesem Vertrag kam auch der Friede zwischen Schweden und Dänemark zustande (13. August 1645).

Es war aber ein hartes Stück Arbeit gewesen, ehe dem Begehren Hollands willfahrt wurde. Der Prinz bot seinen ganzen Einfluſs auf, um die Expedition in den Sund zu verhindern, und insgeheim wird er die anderen Provinzen in ihrem Widerstande wohl bestärkt haben. Denn da die Republik nicht gesonnen war, zugunsten Karls I. zu intervenieren, so blieb als letzte Hoffnung für letzteren der Dänenkönig übrig, der die Rücksichten auf sein Land nicht zu nehmen brauchte, an welche Heinrich seiner Stellung gemäſs gebunden war. Wenn aber die Kräfte Dänemarks von einem Kriege anderweitig beansprucht wurden, so blieb Karl I. seinem Schicksale überlassen. Holland und der Prinz standen also hier in sehr scharf ausgeprägtem Gegensatz zu einander, aber jenes konnte seinen Willen durchsetzen, denn ohne seine Konsenten war die Eröffnung des nächsten Feldzuges unmöglich; der Prinz gab nach und konnte dafür im nächsten Jahr im Feld erscheinen [1]). Aber nicht nur die Landprovinzen, deren Interessen in der Ostsee nicht so unmittelbar gefährdet waren, sondern selbst Zeeland — die Städte Middelburg und Zierikzee ausgenommen — hatte sich dem nordischen Unternehmen widersetzt. Noch viel mehr als Amsterdam muſste letzterem daran liegen, daſs es zu keiner Eroberung Antwerpens und zum Öffnen der Schelde kam, die Aussicht darauf war aber durch Holland infolge der Zustimmung des Prinzen zum bewaffneten Auftreten gegen Dänemark eröffnet worden, und so muſste Zeeland auch folgerichtig diesen Plan bestreiten. Dänemark war zwar gedemütigt, aber das

1) Seine Erbitterung darüber ist ersichtlich aus seinen Mémoiren, p. 345.

Interesse der Republik verlangte mit Rücksicht auf spätere Verwickelungen mit Schweden, sowie angesichts der anwachsenden Macht desselben, das im Besitze Pommerns übermächtig zu werden drohte, wieder eine Annäherung an Dänemark, die denn auch im Laufe der folgenden Jahre durch eine entgegenkommende Haltung der Republik eingeleitet wurde. Und keine zwei Jahre dauerte es, so wurde zwischen letzterer und Dänemark im Haag eine Deffensivallianz abgeschlossen; freiwillig bezahlte man die seit 1645 schuldigen Sundzölle, und dem im Haag geborenen Söhnchen des dänischen Unterhändlers Ulefeld setzten die Generalstaaten eine jährliche Leibrente von 1000 Gulden aus [1]).

Für den Feldzug von 1646 war eine neue Übereinkunft mit Frankreich geschlossen worden, Mazarin hatte sogar 300 000 Livres über die stipulierte Summe bewilligt. Heinrich, dessen Gesundheitszustand schon seit einiger Zeit das Schlimmste befürchten liefs, begab sich nach Breda, in dessen Umgegend das staatische Heer zusammengezogen wurde, und hier war es, wo er auf das Andringen Frankreichs zugleich mit den Felddeputierten ein Aktenstück unterzeichnete, in welchem den Katholiken Antwerpens im Falle der Eroberung desselben freie Religionsübung zugesichert wurde. Hätte der Prinz sich alsbald in Marsch gesetzt, so hätte er Antwerpen aller Wahrscheinlichkeit nach nehmen können, denn das spanische Heer unter dem Herzog von Amalfi hatte sich mit den lothringischen Truppen gegen die Herzöge von Orleans und Enghien, die Kortryk belagerten, gewandt, und dadurch war die Markgrafschaft Antwerpen und das nördliche Flandern von spanischen Truppen vollständig entblöfst worden. Aber nach dem Falle Kortryks (28. Juni) waren die Aussichten minder günstig, denn Antwerpen war wieder durch eine genügende spanische

1) Vervolg, III. Teil, 5. St., p. 739. 740.

Truppenmacht gedeckt. Dennoch rückte er vor, bemächtigte sich einiger fester Punkte in der Nähe der Stadt, und obwohl er von dem Vizeadmiral Evertsen sehr nachdrücklich unterstützt wurde, gab er seine Eroberungen alsbald freiwillig wieder preis. Sei es, daſs er die frühere Energie infolge seines leidenden Zustandes verloren, oder daſs er immer noch auf eine freiwillige Unterwerfung Antwerpens hoffte, — er wollte das Heer zurückführen, aber die Kriegsdeputierten erhoben Einspruch, und so entschloſs er sich noch zu einem Angriff auf Venlo, der aber alsbald wieder aufgegeben wurde. Am 3. November kam er im Haag an, und zu der ihn bewillkommnenden Deputation sagte er: „Es thut mir leid, daſs diesen Sommer nicht mehr im Felde ausgerichtet ist; aber es ist Friede“ [1]). Es war sein letzter Feldzug.

Im Gegensatz zu dem von der staatischen Armee erreichten kläglichen Resultat hatten die Franzosen Kortryk, Veurne, Wynoxbergen und Dünkirchen in diesem Jahre erobert. Bei der Belagerung des letzteren hatte Tromp mit der Flotte wieder hilfreiche Hand geboten, und damit war das stärkste Bollwerk der spanisch-niederländischen Seemacht in den Händen Frankreichs.

V.

„Eine der gröſsten Veränderungen, die jemals in Europa und in der Lage eines groſsen Staates vorgekommen, ist doch diese, die zwischen den Jahren 1636 und 1646 in dem Verhältnis von Frankreich zu seinen Nachbarn eintrat. Damals ein überlegenes spanisch-kaiserliches Heer auf dem Wege nach der Hauptstadt dieses Landes,

1) Über die Feldzüge der letzten Jahre (bis 1645) vgl. die Mémoires des Prinzen: über den von 1646 Vincart, Relation de la Campagne de 1646 (Collect. de Mém. relatifs à l'histoire de Belg.), p. 33sqq. Aitzema III, 80sqq.

die vor dem Namen des Johann von Werth erzitterte, jetzt dagegen die französischen Besatzungen an den Übergängen der oberen Donau, der Küste von Flandern, nahe dem Ebro und in Toscana; Roussillon und Catalonien, Artois, Lothringen und Elsaſs galten als auf immer erobert" [1]). Und diese Resultate waren auch der Republik zugute gekommen, die zu einer, wenn auch nicht besonders ergiebigen Offensive hatte übergehen können. Die in ihrer Existenz erschütterte spanische Monarchie verlangte ebenso sehnsüchtig nach dem Frieden wie der Kaiser, dessen katholische Politik in Deutschland Schiffbruch erlitten hatte. Schon im Jahr 1636 war Urban VIII. als Vermittler zwischen Frankreich und Spanien aufgetreten, denn wenn die Kurie auch die Demütigung der übermächtigen spanisch-habsburgischen Monarchie nicht ungerne sah, so muſste schlieſslich doch die traditionelle Politik den Durchschlag geben, die aus dem Krieg der beiden katholischen Mächte gegen einander nur das Erstarken des Protestantismus und die Konsolidierung einer protestantischen Republik hervorgehen sah. Aber die in Köln eingeleiteten Unterhandlungen zerschlugen sich, der Krieg dauerte fort, und erst 1641 wurde in Hamburg durch Vermittelung des Grafen d'Avaux zwischen Schweden und dem Kaiser eine Übereinkunft geschlossen, aus der sich die späteren Unterhandlungen in Münster und Osnabrück entwickelten. Noch viele Schwierigkeiten hatten aber aus dem Wege geräumt werden müssen, ehe die französischen Bevollmächtigten sich nach Münster begeben konnten. Sie nahmen von Hamburg aus den Weg über den Haag.

Hier war die durch den Abschluſs der französischen Allianz momentan aus dem Felde geschlagene Friedenspartei keineswegs verschwunden, vielmehr hatte sie sich in der Stille unter dem Einfluſs verschiedener Umstände

1) Ranke, Franz. Gesch. III, 44.

gekräftigt. Die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Republik war seit einer Reihe von Jahren eine vollendete, und von keiner Seite mehr, auch nicht von Spanien in Frage gestellte Thatsache, die Grenzen waren durch die in Brabant, Flandern und dem gelderschen Oberquartier gemachten Eroberungen gedeckt; seit Jahren hatte kein feindlicher Soldat mehr den Boden der Provinzen betreten, und der Besitz der Kolonieen und des Welthandels konnte von Spanien ebenfalls nicht mehr streitig gemacht werden. Auf der anderen Seite fiel es selbst der Republik, der reichsten damaligen Handelsmacht, schwer, die zur Fortsetzung des Krieges nötigen Summen aufzubringen. Die verzinsliche Unionsschuld war auf 140 Millionen Gulden gestiegen, und wie fast alle Provinzen mit der Bezahlung ihrer Konsenten regelmäſsig im Rückstand blieben, ist schon gezeigt worden; wenn Holland es schlieſslich satt bekam, mit seinem Geld und Kredit fortwährend für die Füllung der leeren Kriegs- und Admiralitätskassen sorgen zu müssen, so war ihm dies auch nicht zu verargen. Seitdem es sich gezeigt hatte, daſs die südlichen Niederlande jeden vom Norden ausgegangenen Versuch zu einer Wiedervereinigung auf gütlichem Wege mit offenem Widerwillen oder gleichgültiger Kälte abgewiesen, war man auch der Meinung, auf irgendwelche Erfolg versprechende Schritte verzichten zu müssen. Als im Jahr 1644 die Rede davon war, wieder in einem Manifeste die belgische Bevölkerung zur Abwerfung der spanischen Herrschaft aufzurufen, legten die Staaten von Holland den selbst von den Generalstaaten befürworteten Plan als unzeitgemäſs zur Seite [1]. Holland und Zeeland wollten überdies keinen Gebietszuwachs an der flandrischen Küste.

Zwar war die Republik bis dahin ihren Verpflichtungen

1) Vgl. Resol. Holl., 23. Sept. 1644, und „Archives", II. Serie, IV, 112. 113.

gegen Frankreich gewissenhaft nachgekommen. Jahr für Jahr war das staatische Heer mit dem Statthalter im Felde erschienen und hatte dem jedesmal mit Frankreich festgestellten Feldzugsplane gemäfs operiert, in Amerika bekämpfte die westindische Compagnie mit unermüdetem Eifer den gemeinschaftlichen Feind, die Einnahme von Mardyk und Dünkirchen wäre ohne die Unterstützung Tromps sehr mühevoll, wenn nicht geradezu unmöglich gewesen, und als der Aufstand in Catalonien und Portugal ausgebrochen war, säumte man keinen Augenblick, diese neuen Verlegenheiten Spaniens in zweckmäfsiger Weise auszunützen; es stand fest, die Unruhen in Catalonien zu schüren, im Haag erschien ein portugiesischer Gesandter, und eine staatische Flotte segelte nach Portugal dem Hause Braganza zuhilfe. Aber auf der anderen Seite mufste die furchtbare Machtentfaltung Frankreichs die weiter blickenden Staatsmänner der Republik doch stutzig machen. An die Stelle der von Richelieu nur subsidiär in Aussicht genommenen Teilung Belgiens zwischen Frankreich und der Republik war unter Mazarin der feste und seiner Ausführung rasch entgegengehende Plan getreten, die gesamten spanischen Niederlande Frankreich einzuverleiben und dem Prinzen von Oranien nur das Marquisat von Antwerpen zu lassen. Die grofsartigen durch Enghien angelegten Befestigungswerke bei Dünkirchen bewiesen, dafs die Franzosen nicht gesonnen waren, die hier eroberte Stellung jemals wieder aufzugeben; Tromp, der selbst nicht an die Möglichkeit glauben zu können schien, dafs die Generalstaaten die Eroberung Dünkirchens im Ernst wünschenswert fänden, hatte zweimal um eingehende Instruktionen ersucht. Ein solcher Nachbar und Bundesgenosse mufste mit der Zeit gefährlicher werden als der zu Boden geworfene und nur noch um seine Existenz kämpfende Feind. Aufserdem mufste der ungeheuere maritime Aufschwung Frankreichs die Unruhe und Eifersucht erregen. Im Angesicht von

Barcelona war die spanische Flotte zweimal hinter einander von den Franzosen geschlagen worden, der Kampf mit Spanien führte diese in die westindischen Gewässer, sie fafsten auf den Antillen festen Fufs, und 1641 hatte sich ein kühner Hugenotte Tortuga's an der Westküste von St. Domingo bemächtigt [1]). Im Mittelländischen Meere beanspruchten französische Schiffe das Durchsuchungsrecht und übten dieses selbst gegen niederländische Schiffe so rücksichtslos aus, dafs man im Haag mit Gewaltmafsregeln drohen mufste [2]). Und dies geschah, während Frankreich die Mitwirkung der staatischen Flotte vor Grevelingen hochnötig hatte! Später unterstützte die französische Regierung die Klagen Portugals über Gewaltthätigkeiten der westindischen Compagnie durch seinen Gesandten im Haag sehr nachdrücklich und ermahnte die Generalstaaten, in dem König von Portugal, dessen geheimes Einverständnis mit den Aufständischen in Brasilien auch Mazarin bekannt sein mufste, einen Feind Spaniens und Verbündeten Frankreichs zu respektieren. Und schienen die pessimistischen Befürchtungen der Friedenspartei in den Staaten nicht vollauf gerechtfertigt zu sein, als Knuyt und Pauw plötzlich von Münster nach dem Haag reisten, um die Mitteilung eines spanisch-französischen Heiratsprojektes zu machen, infolge dessen die spanischen Niederlande gegen Herausgabe von Catalonien an Frankreich abgetreten werden sollten? Als unmittelbarer Nachbar der Republik hätte letzteres seinen fortwährenden Vorstellungen über die Zulassung der freien Religionsübung für die Katholiken mit anderen Mitteln als höflichen Klagen und einschmeichelnden Worten Nachdruck zu verschaffen gewufst [3]).

Dennoch hatte es des Zuredens der von Hamburg gekommenen französischen Bevollmächtigten bedurft, ehe

1) **Ranke**, Franz. Gesch. II, 481.
2) **Aitzema** II, 882.
3) „**Archives**“ l. c. 189.

die Generalstaaten die einleitenden Schritte zur Beschickung der Konferenz in Münster thaten. Vorher jedoch war zwischen Frankreich und der Republik eine Art Garantievertrag geschlossen worden (1. März 1644), der den Traktat von 1635, sowie alle seitdem abgeschlossenen bestätigte, aber die schon früher getroffene Bestimmung, dafs keiner der beiden kontrahierenden Teile ohne die Zustimmung des andern Frieden mit Spanien schliefsen dürfe, aufs neue einschärfte (ligue guarantie). Ehe die französischen Bevollmächtigten nach Münster abreisten, glaubte der eine derselben, der Graf d'Avaux, die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen zu dürfen, für die niederländischen Katholiken ein gutes Wort einzulegen; aber die Generalstaaten schlugen das Begehren rundweg ab und gaben deutlich zu verstehen, dafs man fremde Einmischung in innere Angelegenheiten zugunsten der Papisten nicht dulden könne. Sie beschlossen vielmehr eine Erneuerung der Plakate [1]).

Als Beweis des Gewichtes, das die Republik bei den Friedensverhandlungen nach allgemeiner Wertschätzung in die Wagschale legte, mag die Thatsache gelten, dafs verschiedene Fürsten und Städte die Generalstaaten ersuchen liefsen, ihren Einflufs zu ihren Gunsten in Münster geltend zu machen; so Hamburg, Bremen, die Synode der französischen Kirchen, Portugal, und wie sich denken läfst, auch der Pfalzkurprinz [2]). Aber es dauerte noch bis in den Oktober 1645, ehe die Instruktionen für die Bevollmächtigten ausgefertigt waren, die Staaten der einzelnen Provinzen hatten erst gehört werden müssen, und es hatte kein geringes Stück Arbeit gekostet, ehe die Kriegspartei, an deren Spitze der Prinz selbst stand, zur Nachgiebigkeit gebracht werden konnte. Mazarin verlangte aber wiederholt die endliche Beschickung des Kongresses, obwohl Heinrich den französischen Gesandten

1) Aitzema II, 963—966.
2) Ibid., p. 924. 928.

d'Estrades gewarnt hatte, bei ihm nicht so sehr auf das Absenden der Bevollmächtigten anzudringen, denn „so lange dieselben im Haag wären, stünden sie noch unter seinem Einfluſs, in Münster aber würden sie einen Separatfrieden mit Spanien schlieſsen“ [1]. Der Erfolg hat dem Prinzen recht gegeben; überdies waren schon, während Heinrich vor Hulst lag, von spanischen Unterhändlern sowohl bei ihm, als im Haag Versuche gemacht worden, um zu einem Friedensschluſs hinter dem Rücken Frankreichs zu gelangen. Man hatte dieselben aber abgewiesen und dem französischen Gesandten die Sache mitgeteilt.

Vorher muſste aber noch eine formelle Frage erledigt werden. Heinrich IV. hatte den staatischen Gesandten den Titel „Excellenz“ gegeben, nach seinem Tode wurde ihnen dieser aber sowohl von der Regentschaft, wie auch von anderen Gesandten vorenthalten, und jetzt machten die Generalstaaten ihr Erscheinen in Münster von der Bewilligung dieses Titels abhängig. Mazarin willfahrte, und so erschienen denn am 11. Januar 1646 die Gesandten der Republik in Münster, für Gelderland: Barthold van Gent; für Utrecht: Godhard van Reede; für Friesland: Franz van Donia; für Overyssel: Wilhelm Ripperda; für Groningen und Ommelanden: Adriaan Clant und für Zeeland Johann de Knuyt; Holland hatte das Recht erhalten, zwei ernennen zu dürfen: Adriaan Pauw und Johann van Mathenes. Pauw und Knuyt waren die Hauptpersonen. Die Instruktion, die ihnen mitgegeben wurde, bestand aus 116 Artikeln, und sie durften nur unter der Bedingung in die Verhandlungen eintreten, „daſs der König von Castilien, dem man jetzt den Titel König von Spanien geben wolle, mit den Staaten als mit freien Landen unterhandle, auf welche er nichts prätendiere“; auſserdem muſste die Republik im unbestrittenen Besitze dessen,

1) „Lettres, Mémoires et Négoc. de M. le Cte d'Estrades“ I, 93.

was sie hatte, gelassen werden. Zeeland hatte es durchzusetzen gewufst, dafs die flandrischen Häfen sowie die Schelde für den Handel so gut wie geschlossen werden sollten, und was die katholischen Unterthanen der Republik betraf, so waren die Gesandten angewiesen, jede Intervention zu ihren Gunsten oder zur Mäfsiguug der Plakate „glattweg abzuschlagen und keine Proposition oder Stipulation des Feindes hinsichtlich der Papisten zuzulassen“ [1]).

Es zeigte sich alsbald, dafs es die Absicht Spaniens war, sowohl mit der Republik als mit Frankreich besonders zu verhandeln und abzuschliefsen. Dafs letzteres den spanischen Anträgen ein geneigtes Ohr lieh, ist oben gezeigt worden, und Mazarin hätte für die spanischen Niederlande gerne Catalonien gegeben. Es lohnt sich kaum der Mühe, die fast endlose Reihe von Vorschlägen und Gegenvorschlägen, die Hin- und Herreisen Pauws und de Knuyts zwischen dem Haag und Münster, die Bemühungen der französischen Gesandten, um die Republik zur Beobachtung des Garantievertrags anzuhalten, — in den Einzelheiten zu schildern, das wichtigste Moment ist jedenfalls dies, dafs an die Stelle des ursprünglich von beiden Seiten in Aussicht genommenen Bestandes von zwölf oder zwanzig Jahren ein definitiver Friede zwischen der Republik und Spanien treten sollte, da Mazarin sich geweigert hatte, nach Ablauf des Bestandes der Republik im Falle des Wiederbeginnes des Krieges die französische Hilfe zu garantieren. Eine Provinz um die andere, selbst das hartnäckige Zeeland, liefs sich überreden, und mit Ausnahme von Utrecht wurden die Präliminarien von allen unterzeichnet (15. Dezember 1646). Allein der Hauptstein des Anstofses war die Weigerung Frankreichs, mit Spanien Frieden zu schliefsen, und die niederländischen Bevollmächtigten standen noch gewissenhaft auf dem Bo-

1) Aitzema III, 51—60 (Instruktion), sowie von demselben „Verhael van de Nederl. Vreedeverhandeling“ (erschienen 1650).

den der Traktate von 1635 und 1644, aber ihre Bemühungen, zwischen Frankreich und Spanien zu vermitteln und einen Frieden anzubahnen, scheiterten vollständig [1]. Die Gefahr lag nahe, dafs der Kongrefs unverrichteter Dinge auseinanderging, als Pauw und Mathenes, die Bevollmächtigten Hollands, die Geneigtheit zu erkennen gaben, mit Spanien allein die Unterhandlungen weiter zu führen. Dagegen protestierten natürlich die französischen Gesandten, und der eine, Servien, reiste unmittelbar nach dem Haag, um sich über Pauw und Mathenes zu beklagen und auf die Beobachtung der Vertragsbestimmungen zu dringen.

Hier lebte Heinrich, der zuletzt selbst den Frieden angeraten, nicht mehr, und der junge Wilhelm II. drang mit dem ganzen Ungestüm seines feurigen Eifers auf die Fortsetzung des Krieges. Servien wufste sich des Statthalters eine Zeit lang in sehr behender Weise für seine Zwecke zu bedienen, allein sein herrisches, rücksichtsloses Auftreten — er lieferte bei den sechs Provinzen eine Art Klageschrift gegen Holland ein — war der beste Bundesgenosse Hollands, das auf seinem Willen, den Frieden auch ohne Frankreich zu schliefsen, mit unerschütterlicher Festigkeit beharrte; es weigerte sich, den Subsidienvertrag mit Frankreich zu erneuern, es liefs keinen Feldzug mehr zu, und der Prinz, der sich mit einigen Truppen an der Grenze in Bewegung gesetzt hatte, wurde zurückgerufen. Auf der andern Seite hatte Spanien im voraus alle Hauptforderungen der Republik bewilligt, sein Unterhändler, der Graf Penaranda, beförderte mit ebenso viel Eifer als Aufrichtigkeit das Friedenswerk, ja eine Zeit lang scheint sich derselbe mit der Hoffnung getragen zu haben, einen Garantievertrag zwischen Spanien, der Republik und Brandenburg zustande zu bringen. Frank-

1) Über die Gründe, welche Mazarin bestimmten, den Krieg weiterzuführen, vgl. Ranke, Franz. Gesch. III, 40 sqq.

reich aber, das bis dahin noch immer den Schein angenommen hatte, den Frieden mit Spanien aufrichtig zu wollen, hatte am 29. Juli 1647 mit den Generalstaaten einen neuen Vertrag abgeschlossen, in welchem beide Staaten einander die im zukünftigen Frieden errungenen Vorteile und den gegenwärtigen Besitzstand gegen einen etwaigen Angriff des Kaisers und Spaniens garantierten; Frankreich hatte sich aufserdem verpflichten müssen, weder Schweden noch Portugal in einem etwaigen Kriege gegen die Republik zu unterstützen. Da jedoch Frankreich keinen Frieden schlofs, so war dieser Garantievertrag für die Folge auch bedeutungslos.

Im Herbst des Jahres 1647 war man endlich so weit gekommen, dafs der Friedenstraktat zwischen Spanien und der Republik nur noch unterzeichnet zu werden brauchte. Ein Protest Frankreichs, das sich wieder auf den Vertrag von 1635 berief, hatte zwar die augenblickliche Folge, dafs Zeeland, Utrecht und Friesland Bedenken trugen, zu unterzeichnen, allein die vier andern Provinzen, Holland voran, wufsten auch diesen Widerstand zu brechen, und nur der Bevollmächtigte Utrechts beharrte bei seiner Weigerung. Am 30. Januar 1648 kam denn auch der Friede zustande, dessen Hauptbestimmungen die folgenden sind:

Spanien erkennt die Vereinigten Niederlande als freie und souveräne Staaten, Provinzen und Länder;

Jeder Teil soll im Besitze dessen bleiben, was er im Augenblick des Friedensschlusses hat;

Die Fahrt der Nordniederländer nach Ost- und Westindien soll nach den bereits verliehenen und zu verleihenden Oktroien gehandhabt werden; der König und die Generalstaaten sollen im Besitze alles dessen bleiben, was sie in Ost- und Westindien, in Brasilien, an den Küsten von Amerika, Asien und Afrika haben; darunter sind auch die Plätze begriffen, welche seit 1641 von den Portugiesen der Republik abgenommen wurden. In Ost-

indien sollen die Spanier bei ihrer Fahrt bleiben, ohne sich weiter ausbreiten zu dürfen; ebenso haben sich aber auch die Unterthanen der Generalstaaten der kastilianischen Plätze in Ostindien zu enthalten, dasselbe soll auch beiderseits für Westindien gelten; die ost- und westindische Compagnie dürfen in allen Ländern des Königs in Europa freien Handel treiben. In einem Zusatzartikel wurde angesichts des zwischen Frankreich und Spanien noch nicht geschlossenen Friedens bestimmt, dafs die Einwohner der unierten Provinzen in ihrem Handel mit neutralen oder befreundeten Ländern, mit welchen der König von Spanien Krieg führte, nicht gehindert werden dürfen, so lange sie keine Kriegskontrabande einführten;

Die Schelde, ebenso die Kanäle von Sas, Swin und andere mit diesen korrespondierende Verbindungen mit der See sollen geschlossen bleiben.

Noch blieb die Ratifikation des Vertrags übrig. Frankreich machte im Haag einen letzten Versuch, um die Generalstaaten an die Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten zu erinnern. Aber Holland setzte auch jetzt wieder seinen Willen durch; nur Zeeland und Utrecht beharrten bei ihrer Weigerung; ersteres hatte es seinem Abgeordneten Knuyt sehr übel genommen, dafs er in Münster den Vertrag unterzeichnet hatte, und Utrecht war der Meinung, dafs man zuerst den Frieden zwischen Spanien und Frankreich hätte zustande bringen sollen. Das Schauspiel beim Abschlufs des Bestandes wiederholte sich auch jetzt: hinter Zeeland stand der Statthalter, der in den Generalstaaten als seine Meinung zu erkennen gab, dafs in einer so wichtigen Sache zu einer Beschlufsfassung Stimmeneinheit erforderlich sei. Allein Holland mit den andern Provinzen, denen sich in der Folge auch Utrecht anschlofs, drang mit seiner Ansicht durch, dafs Stimmenmehrheit genüge. Und so wurde der Friedenstraktat unterzeichnet und am 5. Juli 1648 unter dem Jubel der Bevölkerung verkündet.

Welches Resultat!

Der achtzigjährige Krieg, begonnen mit dem Einfall Ludwigs von Nassau in Groningen 1568, war nunmehr geendet. Der Staat, der nach der Weltherrschaft strebte, war machtlos und erschöpft und hatte sich jede Erniedrigung, selbst das Schliefsen der Schelde, gefallen lassen müssen, — die Provinzen, denen im Anfang kein Opfer an Gehorsam und Unterwürfigkeit zu schwer gewesen wäre, wenn ihnen Gewissensfreiheit bewilligt worden wäre, waren in fremden Weltteilen gefürchtet und eine tonangebende Macht in Europa geworden, und der Enkel Philipps II. hatte um den Frieden bei denjenigen beinahe fufsfällig bitten müssen, die sein Grofsvater als Rebellen geächtet hatte. Aus den Scheiterhaufen der Märtyrer und dem Blute des grofsen Schweigers war der von Leben und Kraft strotzende protestantische Staat hervorgegangen, der der spanischen Monarchie Halt geboten, und noch ein halbes Jahrhundert lang das Bollwerk der Freiheit und Unabhängigkeit Europas gewesen ist.

VI.

Friedrich Heinrich hatte zwar noch die Unterzeichnung der Präliminarien, nicht aber den Abschlufs des Friedens selbst mehr erlebt. Nicht nur seine körperliche Kraft war in der letzten Zeit gelähmt gewesen, auch seine geistigen Fähigkeiten hatten unter dem Einflusse der Krankheit gelitten, an der er am 14. März 1647 starb.

Es ist schwer, ein nicht allzu hartes Urteil über den Feldherrn und Staatsmann zu fällen. Mit Ausnahme der Belagerung von Herzogenbusch und vielleicht noch der von Maastricht ist wohl keine einzige militärische Aktion namhaft zu machen, die den energischen und genialen

Feldherrn charakterisiert. Es mag wahr sein, dafs die Politik oft als ein lähmendes Gewicht an dem zum Zucken des Degens bereiten Arm hing, oder dafs der Unwillen und das Mifstrauen der Regenten ihm die notwendigen Mittel zur rechten Zeit vorenthielt, in keinem Falle kann geleugnet werden, dafs die in den letzten zehn Jahren seiner Laufbahn erreichten Resultate seiner Kriegführung in traurigem Verhältnis zu den materiellen Mitteln standen, über welche er verfügen konnte. Als Feldherr steht er eben so tief unter seinem Bruder Moritz, wie als Staatsmann unter seinem Vater.

Eine günstigere Lage der Verhältnisse für einen neuen Statthalter läfst sich kaum denken, als im Jahre 1625. Die Regentenpartei lebte zwar noch fort und war thätig, sich in der Stille zu rekonstruieren, aber sie wagte die Geltendmachung des verlorenen Einflusses noch keineswegs. Was hätte näher gelegen als der Versuch, die Zentralgewalt der Union auf Kosten der zentrifugalen provinziellen Elemente zu stärken und zu befestigen? Was Moritz in seiner Apathie und seinem Widerwillen am Parteigetriebe versäumt hatte, wäre für Heinrich erreichbar gewesen. Aber er befand sich von Anfang an in schiefer Stellung, aus der ihn nur ein energischer Entschlufs hätte retten können. Er hatte während der religiösen Zwiste Partei ergriffen, aber als Statthalter sah er sich in einer schwer aufzulösenden Antinomie zwischen persönlichen Sympathieen und den Pflichten seines Amtes. Daher auch das Mifstrauen sowohl der enttäuschten Remonstranten, wie die offene Abneigung der im Besitzstand ihrer Herrschaft bedrohten Kontraremonstranten. Auf keine der beiden Parteien hätte er sich deshalb bei dem Kampfe gegen die staatische Partei stützen können, wenn er je sich zu einem solchen hätte aufraffen wollen. Schritt für Schritt konnte daher letztere das verlorene Terrain zurückerobern, und wenn er ihrem Vorwärtsdringen durch die Entfernung Pauws auch momentan

Halt gebot, so war es keineswegs er selbst gewesen, der Holland aus dem Feld geschlagen hatte, sondern Aerssen hatte als spiritus rector hinter ihm gestanden und jeden seiner Schritte geleitet. Dieselbe Unselbständigkeit des Willens zeigte sich an seinem Lebensabend, wo der feurige Vorkämpfer der Allianz mit Frankreich unter dem Einflusse seiner Frau plötzlich dem Frieden mit Spanien das Wort redete, so dafs Brasset, der französische Gesandte im Haag, natürlich von französischem Standpunkt, noch vor dem Tode Heinrichs, an Mazarin schreiben konnte: „Der Wechsel der Dinge in der Welt zeigt sich auch dadurch, dafs, während das Leben des Prinzen dem Staate so nützlich gewesen ist, alle darüber einig sind, dafs sein Tod für denselben vorteilhaft sein wird“ [1]).

Populär in dem Sinne, wie es Wilhelm oder Moritz waren, ist Heinrich nie gewesen. Er war zwar im persönlichen Verkehr äufserst leutselig und freundlich, aber es war nicht leicht, ihn zu ergründen; ein tiefgewurzeltes Mifstrauen umgab in der Folge seine Schritte, da das oranische Hausinteresse und die Interessen der Republik gegen einander zu oft in feindlichen Gegensatz traten. Seine den Staatsmaximen der Republik zuwiderlaufende Begünstigung der Papisten mufste ihm die Sympathieen des calvinistischen Volkes entfremden; aber höher als diese standen für ihn die Aussichten auf die friedliche Unterwerfung Belgiens, die ihn zweifellos unter die gekrönten europäischen Häupter erhoben hätte. Aber vollständig unentschuldbar ist seine stuartsche Politik, und man kann sich eines Gefühls des Widerwillens kaum erwehren, wenn man die selbstsüchtige, rücksichtslose Art und Weise sieht, mit der er das Lebensinteresse der Republik hintansetzte. Denn dieses forderte vor allem ein gutes Einverständnis mit England; man wird es dem Statthalter sicher nicht zum Vorwurf machen können, dafs er den Ablauf des

1) „Archives“, II. Serie, IV, 181.

Streits zwischen Parlament und Thron nicht voraus gesehen hat, aber selbst im Falle des Sieges der Krone war kein einziger nachweisbarer Vorteil für die Provinzen zu erwarten, nicht einmal an eine Anlehnung an England, um der unbequemen Freundschaft Frankreichs ein Gegengewicht zu geben, war bei dem feigen, heimtückischen stuartschen Familiencharakter zu denken. Nur der Hoffnung, seine Tochter auf dem englischen Königsthrone zu sehen, opferte er skrupellos das Interesse seines Landes auf, und wenn später die Hand Englands schwer auf der Republik lag, so trifft ein gutes Teil der Schuld den Prinzen und seine antinationale Politik. Vorwürfe darüber blieben ihm auch nicht erspart. Als das „Digby-Kabinett“ seine Pläne und Umtriebe zugunsten Karls I. ans Licht brachte, sagten ihm einige Deputierte von Holland ins Gesicht, daſs alles, was er mit Frankreich ausrichte, nur dazu diene, um sie unter das Joch seiner Herrschaft zu bringen, worauf Heinrich nicht anders zu antworten wuſste, als daſs er nicht glauben könne, daſs dies die Meinung ihrer Auftraggeber sei; aber diese brachte ihm bald eine andere Ansicht bei [1]). Der Glaube, daſs der Prinz sich durch eine englische Heirat den Weg zur Souveränität zu bahnen suche, war allgemein in den Provinzen verbreitet. Als Ripperda im Herbst 1643 sich um das erledigte Amt eines Drossarts von Salland bewarb, behielt er den ihm vom Prinzen gegebenen Empfehlungsbrief an die Staaten von Overyssel in der Tasche, weil ihm nach seiner Überzeugung eine solche Fürsprache mehr geschadet als genützt hätte [2]). Früher, im Jahr 1636, als Heinrich miſsmutig die Äuſserung hatte fallen lassen, daſs er das Rapier niederlegen müsse, wenn man ihm die nötigen Mittel vorenthalte, hatte ein gelderscher Deputierter kalt bemerkt, daſs sich dann wohl ein an-

1) „Archives“ l. c., p. 151 u. 96. 97.
2) Aitzema II, 914.

derer finden würde, der dasselbe wieder aufnehmen werde; aber damals hatte sich der Prinz trotz der vorgebrachten Entschuldigung kaum beruhigen können [1]).

Es war sicher nicht nur starrer Provinzialismus, sondern auch gesunkene Popularität und tiefes Mifstrauen gewesen, welches die Staaten von Friesland bestimmte, an Stelle des am 4. Juli 1640 vor Hulst umgekommenen Heinrich Casimir von Nassau den Bruder desselben, Wilhelm Friedrich und nicht den Prinzen zum Statthalter zu wählen, wiewohl die Generalstaaten eine Deputation nach Leeuwarden geschickt hatten, um für ihn zu wirken. Nur bei Groningen und Drenthe erreichten sie ihren Zweck; Heinrich war äufserst entrüstet, die Hofpartei im Haag unterstützte offen die Gegenpartei Wilhelm Friedrichs und erst, als sich derselbe verpflichtete, dafür zu wirken, dafs Heinrichs Sohn sein Nachfolger werde, wurde das Einvernehmen zwischen beiden Statthaltern wieder hergestellt [2]). Wenn alle 7 Provinzen einem Statthalter gehorcht hätten, hätte dieser gegen ein weniger willfähriges Mitglied der Union nicht immer zu höflichen Vorstellungen oder dringenden Bitten die Zuflucht zu nehmen brauchen [3]).

Einen mafsgebenden Einflufs auf Heinrich hat seine Frau, Amalie von Solms, ausgeübt, die ihn auch in den letzten Jahren seines Lebens vollständig beherrscht zu haben scheint. Der früheren Hofdame der Königin von Böhmen, die nach den von ihr vorhandenen Briefen zu urteilen, nicht einmal auf den Namen einer gebildeten

1) Aitzema II, 341.

2) Später heiratete Wilhelm Friedrich eine Tochter Heinrichs, und dieser Ehe entstammt das heutige holländische Königshaus. Aber Heinrich hatte in seinem Testament bestimmt, dafs bei dem kinderlosen Absterben seines Sohnes Wilhelm nicht die nassauisch-friesische Linie, wie Moritz festgesetzt hatte, sondern die Nachkommen von Luise Henriette von Brandenburg seine Besitzungen und Würden erben sollten.

3) Aitzema II, 708. 709.

Frau Anspruch machen kann, lag in erster Linie die Erhöhung des Glanzes des Hauses am Herzen, mit dem sie ein nie geträumtes Glück verbunden hatte. Richelieus Geschenke und die Schmeicheleien der französischen Unterhändler machten sie zur Bundesgenossin der Politik des Kardinals, dessen Persönlichkeit dem Prinzen keineswegs sympathisch gewesen zu sein scheint, aber als später Spanien es verstand, auf ihre schwache Seite zu wirken, gehörte ihre Sympathie und ihr Einfluſs dieser Macht, und ihr Gemahl riet dann schlieſslich selbst zum Frieden. Glänzende Heiraten ihrer Kinder waren das Ziel ihrer Wünsche, die teilweise auch über Erwarten in Erfüllung gingen. Wenn sich auch das Heiratsprojekt zwischen dem Prinzen von Wales und einer ihrer Töchter zerschlug, so hatte sie doch die Genugthuung, die Schwiegermutter einer englischen Königstochter zu sein und sie betrachtete es sicher nicht als eine Mesalliance für das Haus Oranien, als der Kurfürst von Brandenburg die Hand von Louise Henriette [1]), die zuerst für Karl II. bestimmt gewesen war, erhielt. Amalie überlebte ihren Mann noch lange genug, um Zeuge der Erniedrigung ihres Hauses zu sein, für dessen Erhebung sie so rastlos gewirkt hatte.

Die Zeit der Statthalterschaft Heinrichs gilt als die Glanzperiode der Republik. Jetzt erntete das Volk die reichlich aufgegangene Saat der Arbeit und der Leiden zweier Menschenalter; aus dem Füllhorn des Überflusses, strotzend vom Tribut zweier Hemisphären, ergoſs sich Wohlstand und Reichtum über den Bürger, dessen Le-

1) Sie ist die Mutter des ersten preuſsischen Königs und soll die Dichterin des Kirchenliedes: „Jesus meine Zuversicht“ sein. Vgl. Fruin, De jeugd van Louise Henriette d'Orange, im Gids 1866. Von den zwei übrigen Töchtern Heinrichs wurde die eine Burggräfin von Dona, die andere heiratete Wolfert de Brederode, denselben, der 1629 Holland gegen den Einfall des spanisch-kaiserlichen Heeres zu verteidigen gehabt hatte.

bensatmosphäre Freiheit und Unabhängigkeit war; Poesie und Kunst sahen auf diesem Boden ihr goldenes Zeitalter, und es ist sicher kein Zufall, dafs Rembrandt gerade in dieser Zeit seine unsterblichen Meisterwerke schuf. Keiner der Zeitgenossen ist so wie er der beredte Zeuge der Herrlichkeit seines Vaterlandes gewesen, denn nicht die Grofsthaten seines Volkes oder einzelner Helden schilderte sein unsterblicher Pinsel, sondern das einfache, bürgerliche, alltägliche Leben, dessen urwüchsiger Kraft alle die Tugenden entsprofsten, welche die Gröfse eines Volkes und die Blüte eines Staates bedingen, war der würdige Vorwurf des Künstlers, der, als echter Sohn seiner Zeit und seines Volkes, mit dem wahren Künstlerstolz, es verschmähte, dasjenige zu verherrlichen, was nach den herrschenden Begriffen nur die Erfüllung der Bürgerpflicht war. In derselben Zeit lebte van den Vondel, unsterblich als Lyriker, mittelmäfsig als Dramatiker und keineswegs unantastbar als Charakter, — Huygens, der Sekretär des Prinzen, Dichter und Schöpfer einer klassischen Prosa, — Hooft, der niederländische Tacitus — und vor allem Cats, der christliche Volksdichter, heute noch als „Vater Cats“ verehrt, dessen biblische Reime und Kernsprüche lange Zeit neben der Bibel den Bücherschatz des gemeinen Mannes bildeten. Welcher Eifer für die Pflege der Wissenschaften herrschte, beweist die Gründung verschiedener Hochschulen, in der nicht nur die Provinzen, sondern selbst Städte mit einander wetteiferten: in Groningen (1614), in Utrecht (1636), in Harderwyk (1648) wurden Akademieen errichtet, und es verstand sich von selbst, dafs Amsterdam nicht zurückbleiben durfte, es stiftete 1630 das seit einer Reihe von Jahren zur Universität erweiterte Athenäum.

Der Hof des Statthalters im Haag war der Mittelpunkt dieses reichen und bewegten Treibens, das durch die Anwesenheit der Königin von Böhmen mit ihren gebildeten und geistreichen Töchtern — die Dichter ver-

gleichen sie mit den Musen und Grazien und die älteste, Elisabeth, war die Schülerin und Freundin von Cartesius — noch anziehender und prächtiger wurde [1]). Freilich ging es hier laut zu, wo Deutsche, Franzosen und Engländer, teilweise von hoher Abkunft und Abenteurer aus aller Herren Ländern um den Vorrang oder um die Existenz stritten, und wüste rohe Exzesse waren bald keine Seltenheit mehr. Im Jahr 1646 wurde ein französischer Edelmann von dem jüngsten Sohn der Königin von Böhmen bei klarlichtem Tage auf offener Strafse niedergehauen, in berüchtigten Häusern schlugen deutsche und französische adelige Herren einander blau, und der Sohn des Statthalters, an dessen Hof übrigens grofse Sittenstrenge und der dezenteste Ton herrschte, nahm selbst eifrig teil an dem liederlichen Leben seiner Umgebung. Dem Kurfürsten von Brandenburg, der in dieser Atmosphäre eine Zeit lang lebte und abgestofsen von dem wüsten Treiben sich ins Lager Heinrichs vor Breda begab, sagte dieser, dafs „ihm seine Flucht aus dem Haag zu nicht geringerer Ehre gereiche als ihm die Eroberung der Festung“. Durch Louise de Coligny und den Aufenthalt Heinrichs am Pariser Hofe hatten sich in der höhern Gesellschaft im Haag französische Sitten und französische Üppigkeit eingebürgert. Der Volksgeist reagierte dagegen oft laut genug. Es erregte allgemeinen Anstofs, dafs die Königin von Böhmen an den üppigsten Hoffesten und Balletten teilnahm, während ihre früheren Unterthanen in der Pfalz, um des Glaubens willen verfolgt, im Elend umherirrten. Im Februar 1638 wurde die Hochzeit Wolferts van Brederode mit einer Tochter des Prinzen gefeiert, „wo man nichts als französisch und spanisch hörte“, und wo die bunte Pracht und der geschmacklose Tand der burgundischen Ritterspiele wieder aufzuleben schien; „aber darauf folgten die Siege der

1) Vgl. Schotel, De Winterkoning en zyn gezin., 1859, Kap. 9. 12—15 sqq.

Spanier bei Callo, bei St. Omer und bis an die Grenzen von Frankreich, Spanien und Italien, und die Niederlagen des Prinzen von der Pfalz, und ernsthafte Leute konnten nicht umhin, in diesen Unglücksfällen ein Strafgericht Gottes für so viel Eitelkeit zu sehen [1]." Noch heute zeugt der herrliche Oranjesaal im Huis ten Bosch von der Prachtliebe Amalias.

In jene Zeit fällt auch der bekannte Tulpenschwindel (1634—1637). Für eine Tulpe wurden manchmal 2500 Gulden, einmal 4000 Gulden samt Wagen und Pferden bezahlt. „In Haarlem, besonders in Amsterdam, und durch ganz Holland wurde der Handel getrieben; alt und jung, Mann und Frau, Tochter und Dienstmagd, Bauer und Edelmann, ja Briefträger, Schiffer, Fuhrleute, Torfträger, Schornsteinfeger kauften Tulpen; ein jeder verliefs seine Arbeit; jeder meinte, über Nacht reich werden zu können; welche List und welche Kunstmittel gebraucht wurden, um die Preise zu steigern, ist kaum zu glauben. Leute, die im eigenen Hause kaum Bier und Buchweizenbrei bekommen konnten, wufsten nicht mehr, wie sie sich anstellen sollten, denn der Wein war ihnen kaum gut genug; da war kein Mafs und keine Regel zu finden [2]." Ein merkwürdiges Streiflicht auf die öffentlichen Zustände wirft die Thatsache, dafs die im Jahre 1609 abgeschaffte Galeerenstrafe im Jahre 1630 wieder eingeführt werden mufste [3].

Aber dies sind nur die unvermeidlichen Auswüchse einer von Kraft und Lebensfülle strotzenden Zeit gewesen, die ohne Anstand mit dem goldenen Zeitalter Griechenlands und Roms verglichen werden darf.

1) Aitzema II, 535.
2) Ibid., p. 441.
3) Nyhoff, Bydragen 1864, p. 180.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.